Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

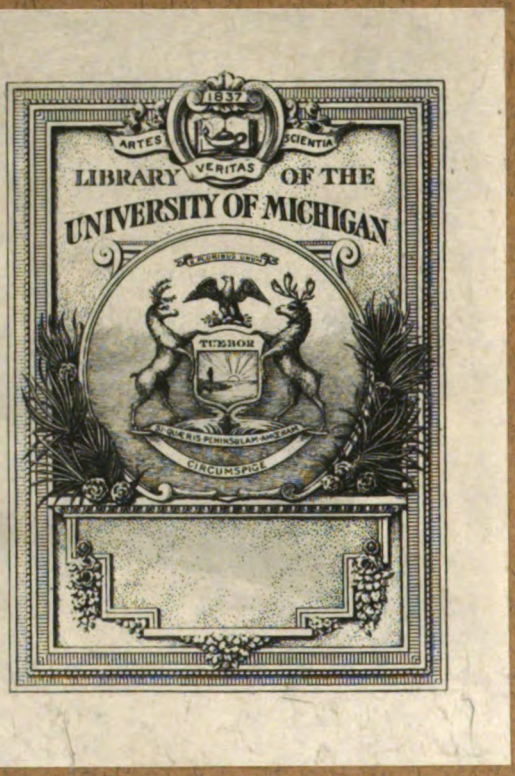
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,575,909

Digitized by Google



Digitized by Google

830.6
N48
R9

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVI. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Band 2

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN UND LEIPZIG

1925

Digitized by Google

Digitized by Google

Gen. Harv.

INHALTSVERZEICHNIS

Dramen, Novellen, Gedichte, Briefe, Reisen, Erinnerungen

Alexander Block, Aus dem Tagebuch 954
Iwan Bunin, Heimgang 804
Theodor Däubler, Gedichte 856
Alfred Döblin, Reise in Polen 743
Fjodor Dostojewski, Unveröffentlichte Briefe 820
Georges Duhamel, Holländische Suite 924
Kasimir Edschmid, Brügge 1092
Theodor Fontane, Reisebriefe 680
Gerhart Hauptmann, Epilog zu „Insel der großen Mutter“ 1252
Hermann Hesse, Kurzgefaßter Lebenslauf 841
Arthur Holitscher, Reise um die Erde 1045, 1157
Josef Ponten, Frau im Süden 1145
René Schickele, Die Gletscherspalte 702
Iwan Schmeljow, Die Sonne der Toten 908
Oskar A. H. Schmitz, Lehr- und Wanderjahre 1207
Leo N. Tolstoj, Nachgelassene Skizzen zu einem historischen Roman 1028

Literatur, Kunst, Wissenschaft

Otto Flake, Schreibende Welt 865, 1319
Wilhelm Hausenstein, Vermeer van Delft 731
Hermann Hesse, Erinnerung an Lektüre 964
Hermann Hesse, Von der Gegenwart vergangener Literaturen 1280
Rudolf Kayser, Der Kurgast 758
Rudolf Kayser, Wege des Essays 1313
Anton Kuh, Nietzsche 857
Julius Meier-Graefe, Dostojewski 811
Romain Rolland, Über die Stellung der Musik in der Geschichte 1265
Erwin Rosenthal, In memoriam Lovis Corinth . . . 1195
Leo Schestow, Apotheose der Bodenlosigkeit 1321
Friedrich Schlegel, Neue Fragmente 1299

Digitized by Google

Bernard Shaw, Über die Aussichten des Christentums 713, 832, 972
Henry van de Velde, Paris und das europäische Kunstgewerbe 1074
Adolf Weißmann, Klang, Tonalität, Atonalität . . . 1081
Robert Wilbrandt, Kulturgewissen und Wissenschaft . 1121
Otto Zarek, Triumph des Romans 762
Otto Zarek, Von der Substanz des Romans 1303

Politik, Geschichte, Wirtschaft

Ernst von Aster, Zur Philosophie der Gegenwart . . 792
Louis Eisenmann, Deutschland und die Slawen . . . 1009
Oskar Ewald, Politik und Menschentum 785
Alfred Fabre-Luce, Jenseits der Bündnisse 1245
Junius, Politische Chronik 1099
R. Kayser, Europäische Rundschau 775, 885, 1000, 1107, 1228, 1335
Friedrich Meinecke, Die Kulturfragen und die Parteien 673
Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, Von den beiden Kammern eines Parlaments 897
Samuel Saenger, Aus der Chronik der Zeit 766
Samuel Saenger, Tote oder lebendige Seelen? 876
Samuel Saenger, Ex oriente lux 992
Samuel Saenger, Politische Chronik: das Vorgelände . 1221
Samuel Saenger, Locarno 1233
Karl Zuchardt, Spanische Politik 1136

Anmerkungen

Franz Arens, Das Problem Ostasien 1118
Ernst Blass, Holitschers Aufzeichnungen 892
Ernst Blass, Alfred Kers „Yankeeland“. 1343
Carl Brinkmann, Staatsräson 1116
Max Clauss, Das Buch vom „Sieg“ 782
Max Clauss, Pontigny 1344
Martin Gumpert, Über einen anatomischen Atlas 1117
Wilhelm Hausenstein, Eine amerikanische Vita 893
Veit Valentin, Germany in Transition! 1118

Digitized by Google

DIE KULTURFRAGEN UND DIE PARTEIEN

Vortrag, gehalten in der Liberalen Vereinigung, von

FRIEDRICH MEINECKE

Die Liberale Vereinigung ist entsprungen aus dem Bedürfnis Solcher, die mit der Organisierung der jetzigen Parteien noch nicht das letzte Wort in der Organisierung des politischen Volkswillens für gesprochen halten. Denn die einzelne Partei ist in der Gefahr, in die jede Organisation des Kulturlebens sofort gerät, sobald sie sich ausgebildet hat: Aus einem Mittel für einen höheren idealen Zweck zu einem Selbstzweck zu werden, sich abzuschließen gegen höhere Bedürfnisse, die sie in ihrem Eigenleben stören könnten, und damit dann freilich auch zu erstarren. Dieser Vorwurf wird denn ja auch gegen unsere Parteien und gegen das Parteiwesen überhaupt wieder und wieder erhoben. Ich beteilige mich an diesen Vorwürfen hier heute nicht, weil ich sie zwar nicht für unbegründet, aber für relativ nutzlos halte. Es gilt an die Stelle des Scheltens und Tadelns ein ruhiges Verstehen zu setzen. Unsere Parteien können, wie die Menschen und Zustände heute sind, kaum anders sein, als sie sind. Sie tragen die Berufskrankheit des sich Abschließens und Erstarrens nun einmal immanent in sich, und wer deren schädliche Wirkungen heilen oder doch wenigstens mildern will, muß zu tieferen Mitteln greifen, als zu dem Mittel des Scheltens oder gar Hinwegwünschens der Parteien. Denn was hülfe das, wenn die jetzigen Parteien verschwänden. Es würden sofort neue Parteien sich bilden, die genau dieselben Berufskrankheiten wieder entwickeln würden. Man würde statt des einen abgeschlagenen Hauptes der Hydra vielleicht gar zwei neue zu bekämpfen haben.

Damit will ich nicht etwa sagen, daß man an dem jetzigen Bestande der Parteien überhaupt nicht rühren solle. Um- und Neubildungen können unter Umständen durchaus zweckmäßig, ja notwendig werden, um sich den Wandlungen des Staats- und Volkslebens anzupassen. Ein solches Bedürfnis nach Um- und Neubildung

Digitized by Google

lebt auch, wie ich glaube, in vielen Mitgliedern unserer Vereinigung. Und obwohl ich selber nicht daran denke, der demokratischen Partei, der ich mich bei ihrer Gründung angeschlossen habe, den Rücken zu kehren, würde ich es doch für ein großes Glück halten, wenn es gelänge, das ursprüngliche Ziel ihrer Gründung, die Vereinigung des gesamten liberalen Bürgertums auf dem Boden der republikanisch-demokratischen Staatsform zu erreichen. Es würde mich nicht abschrecken, wenn eine solche neue liberale Großpartei, die aus der Verschmelzung von demokratischer und Volkspartei entstehen müßte, auch eine neue und spezifische Berufskrankheit wieder entwickeln würde, nämlich die, nicht ganz so geschlossen und einheitlich zu sein, wie es die beiden Einzelparteien heute — relativ natürlich nur angesehen — sind. Denn die Parteien sollen ja nicht sich und ihrer eigenen Selbstvervollkommnung, sondern dem Staats- und Volksganzen dienen. Und ich glaube und hoffe nun, daß eine neue liberale bürgerliche Großpartei mehr staatliches und soziales Gesamtgefühl entwickeln würde, als die mehr auf einzelne Schichten des Bürgertums sich stützenden Einzelparteien. Sie würde, weil sie reicher ist an sozialen Schattierungen und Interessen, zwar auch stärkere Differenzen unter sich und häufigere Krisen ihres Bestandes durchzumachen haben. Sie würde wohl auch nicht ewige Dauer haben. Aber sie würde auf eine hoffentlich recht lange Zeit doch versöhnend und verbindend wirken können in einer Lage, wo das Versöhnen und Verbinden der einander entfremdeten Volksteile wieder einmal zur dringendsten Staatsnotwendigkeit geworden ist. Der Zwang, sich miteinander zu vertragen, der innerhalb einer solchen Großpartei wirken würde, würde dem Staats- und Volksganzen zugute kommen, weil die sozialen Schichten, die in einer bürgerlich liberalen Großpartei sich vereinigten, so eng verwachsen sind mit allen übrigen, in den anderen Parteien organisierten Schichten, daß ein einseitiger Klassenegoismus in ihr nicht aufkommen könnte. Sie würde, sie müßte dauernd Brücken nach rechts wie nach links hin schlagen — eben das, worin ich den Kerngedanken unserer liberalen Vereinigung, des Vortrupps dieser kommenden Großpartei, sehe.

Aber das Organisieren, das Um- und Neugruppieren der Parteien allein macht es ja noch nicht. Tiefere Mittel, sagte ich, müssen gesucht werden, um das bloß Parteiliche an den Parteien zu überwinden. Und schon um zu dem Ziele einer neuen liberal-bürgerlichen Großpartei zu gelangen, muß man an Gesinnungen und Lebens-

Digitized by Google

werte appellieren, die noch viel umfassender sind als selbst die umfassendste Großpartei. Ich sage es rund und entschieden heraus: Um unsere Parteiverhältnisse mit Erfolg zu revidieren, müssen wir zuvor unsere Kulturideale revidieren — die Kulturideale unserer bürgerlichen, unserer sogenannten gebildeten Schichten. Denn hier sitzt die tiefste Wurzel des Übels, an dem unser Parteileben krankt — jener unheilvollen Zerreißung unseres Volkes in zwei Lager, die einander nicht, wie es im Zweiparteiensystem sein sollte, als notwendige Ergänzungen zu einer großen übergeordneten Einheit ansehen, sondern deren jedes den alleinigen und intoleranten Anspruch erhebt, diese Einheit zu repräsentieren, die wahre Nation darzustellen. Und nun kann ich mich vielleicht irren, aber ich muß sagen, was ich zu sehen glaube: die größere Schuld an dieser gegenseitigen Verfeindung liegt heute am Rechtslager, an der Mentalität, an dem vielfach erstarrten Kulturideale unserer bürgerlichen Schichten. Auch das Linkslager hat sein kulturelles Sündenregister, das auch heute schlimm wirkt und noch viel schlimmer einmal wirken könnte, aber von ihm spreche ich heute deswegen nicht, weil wir zuvor einmal den Besen im eigenen Hause, im Hause der sogenannten gebildeten Gesellschaft, in Bewegung setzen müssen, weil es hier zur Zeit am dringendsten not tut. Ich spreche vom Besen im eigenen Hause, obwohl ich politisch im Linkslager stehe. Aber als eigenes Haus empfinde ich es deswegen, weil es die soziale und kulturelle Umwelt darstellt, die mich umfängt und mich genährt hat. Es ist die alte ursprüngliche Kulturschicht der Nation, die nicht untergehen darf, weil sie unentbehrlich ist, um die erste Voraussetzung aller Kultur, die Tradition, zu erhalten — die ich nur deswegen heute so scharf kritisiere, weil ich sie liebe.

Ich möchte ausgehen von einer erschütternden Feststellung, die jüngst Anton Erkelenz gemacht hat. Man übersehe heute oft, bemerkte er, daß der Riß, der heute das deutsche Volk politisch teile, von der Zentrumspartei abgesehn, ungefähr dem entspräche, der die Schichten mit Volksschulbildung von denen mit akademischer Bildung trenne. Von der Zentrumspartei abgesehen, denn hier haben wir den Typus einer Großpartei, die es durch das allerdings ganz singuläre und nicht nachahmbare Mittel der Konfession verstanden hat, die verschiedensten sozialen und kulturellen Schichten in sich zu vereinigen. Auch die Haltung der Bauernschaft paßt nicht zu dem von Erkelenz aufgestellten Teilungsprinzip. Aber im übrigen stimmt

Digitized by Google

die Feststellung insofern, als diejenigen akademisch Gebildeten, die heute im Linkslager stehen, sich dabei in einem schmerzlichen Konflikte mit ihrem natürlichen Milieu fühlen.

Wie kam es, daß politische und kulturelle Scheidelinien heute in diesem Grade zusammenfallen konnten? Die elementarste Ursache liegt in den sozialen Umschichtungen des neunzehnten Jahrhunderts und den Wirkungen der Novemberrevolution. Das akademisch gebildete Bürgertum, einst in der Offensive gegen die alten herrschenden Schichten, dann zu einer gewissen Mitherrschaft mit ihnen vereinigt und zum Teil verschmolzen, fühlt sich nunmehr in der Defensive gegenüber allen denjenigen Schichten, die durch den Übergang vom Agrarstaat zum Industriestaat entstanden sind — den breiten Massen der Arbeiter und Angestellten. Das Bürgertum selbst hat durch seine wirtschaftlich tätigen Elemente diesen Übergang vollzogen, diese Schichten damit geschaffen — nun muß es bangen vor seinen eigenen Geschöpfen. Und als diese durch die Novemberrevolution auch politisch in die Höhe kamen und die bisher im öffentlichen Leben dominierenden Schichten zurückdrängten, entwickelte sich ein zorniges Ressentiment dagegen, das von Jahr zu Jahr stärker wurde und noch heute wächst. Ist es gerecht, hat es wirklich triftige Gründe?

Man muß ihm zunächst entgegenhalten, daß es aus einer gewissen Undankbarkeit fließt. Man vergißt doch nur zu leicht die Tatsache, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft, durch den Zusammenbruch von 1918 vor die Versuchung gestellt, ihr marxistisches Programm auszuführen und dem Beispiele der russischen Bolschewisten zu folgen, nicht nach links, sondern nach rechts gegangen ist und mit uns gemeinsam die bürgerliche Ordnung und den Nationalstaat gerettet hat. Das war zugleich ein moralischer Sieg der bürgerlichen Kulturgedanken! Die geistige Freiheit der Persönlichkeit, eingebettet in die lebendige Gemeinschaft der Kultur- und Staatsnation, diese kostbarsten Ideale deutschbürgerlicher Kultur haben sich dadurch, zwar nicht unlädiert, unter uns behaupten lassen. Und sie sind damit eingedrungen auch in jene neu erwachsenen Schichten, deren Bildung die der Volksschule ist. Ich weiß nur zu gut, wie viel noch daran fehlt, daß sie innerlich von ihnen ganz durchdrungen wären. Ich kenne alle die grob materiellen und flach utilitarischen Motive, die in der geistigen Denkweise dieser Schichten heute noch wirken. Weil sie erst gestern entstanden sind, ist ihr Denken noch in hohem Grade geschichtslos

Digitized by Google

und damit wurzellos. Aber der Prozeß ihrer Einwurzelung in unseren alten Kulturboden ist doch nun einmal, wie ihr Entschluß von 1918 bewiesen hat, im Gange, und man sollte ihn nicht stören durch eine Kriegserklärung der gesamten bürgerlichen Welt gegen das nichtbürgerliche Deutschland. Was würde die Folge sein? Der echte Marxismus, dieser Meltau für echte Kultur, würde wieder obenauf kommen, und das Reichsbanner Schwarz-rot-gold würde sich in das Weltbanner Rot zurückverwandeln.

Und wie steht es mit den Kulturgedanken der alten bürgerlichen Gesellschaft? Ich nannte sie vielfach erstarrt und muß das begründen. Wenn ich mich umsehe und umhöre in den Kreisen der akademisch Gebildeten, so drängt sich mir eine Beobachtung auf, die derjenigen merkwürdig verwandt ist, die man im Umgange mit Emporkömmlingen von Volksschulbildung oft macht. Kurz gesagt, man stößt auf Berufsmenschen, auf Fachmenschen, auf Funktionäre, wo man auf volle, harmonisch entwickelte Menschen stoßen möchte. Das sind die Folgen der modernen Arbeitsteilung, die technisch so Fabelhaftes erzielt hat, menschlich aber zur Verkümmerung der Totalitäten bei Hypertrophie der Spezialitäten geführt hat. Alle die Klagen, daß wir zwar viel Zivilisation, aber wenig wahre Kultur mehr haben, beruhen darauf. Wahre Kultur entsteht da, wo die eigene Individualität zum individuellen Spiegel eines Universums wird. Ich sage, eines Universums, nicht des Universums, denn das hieße zugleich eine enzyklopädische Vollständigkeit der Interessen fordern, die überflüssig, unerreichbar und vielfach schädlich ist. Wohl aber kann man ein Universum sich erobern, wenn man, das eigene individuelle Können bescheiden einordnend in die Umwelt, mit schlichter Liebe diese und alles Menschliche, was in ihr enthalten ist, umfängt. Bescheidenheit, Liebe und Mitgefühl für alles Menschliche, was in den Sehbereich des eigenen Auges fällt, — mit einem Worte Humanität, — das ist die irrationale Wurzel von wirklicher Kultur. Diese Humanität hatten wir vor hundert Jahren im bürgerlichen Deutschland. Haben wir sie heute noch?

Wieder muß man hier auch mitleidig verstehend sein und an alle die unwiderstehlichen Gewalten des neunzehnten Jahrhunderts denken, die das Humanitätsideal unserer Großväter herabgemindert oder gar zerstört haben. Zu verstehen ist es am ersten, daß die Angehörigen der neu entstandenen sozialen Schichten, die Arbeiter und Angestellten, die Leute mit Volksschulbildung, von diesem Humanitätsideal zunächst noch nicht ergriffen werden konnten. Ihnen fehlte, mußte fehlen,

Digitized by Google

wie ich sagte, der geschichtliche Sinn, der mit dem humanen Sinne eng verwachsen ist. Hineingeboren in ein mechanisiertes, arbeitsteiliges Dasein, dessen blinde Funktionäre sie würden, konnten sie, wenn sie wieder Menschen werden wollten, nur durch den groben Egoismus ihrer Klasse, durch unbescheidene Überschätzung ihrer eigenen Leistungen und Interessen in die Höhe zu kommen glauben. Durchaus unhuman war der Marxismus, da er nur einem Teile der Menschheit ein sehr zweifelhaftes Heil bringen wollte und den anderen Teil zu hassen verpflichtete. Aber die ersten Zeichen einer Gesundung brachte der Weltkrieg und die Haltung der Arbeiterschaft in der Novemberrevolution. Die Einordnung ihrer Klasse in eine demokratische Volksgemeinschaft bedeutet zugleich, daß sie willig sind, die Kultur dieser Volksgemeinschaft auf sich wirken zu lassen, human zu werden in unserem Sinne. Es sind die Anfänge einer Gesundung, noch nicht die volle Gesundung. Das zeigt die überspannte Forderung zum Beispiel, die vierjährige Volksschulbildung zu egalisieren für die Kinder aller sozialen Schichten.

Wir würden in dieser Frage viel leichteren Stand gegenüber den Leuten mit Volksschulbildung gehabt haben, wenn der Geist der höheren Klassen und der für sie bestimmten Schulen so human geblieben wäre, wie er vor hundert Jahren war. Ja, sagt man nun freilich, war nicht vor hundert Jahren die hohe Zeit eines aristokratischen Individualismus, und gilt es nicht heute die letzten Reste dieser aristokratischen Geistesbildung gegen die verflachende Demokratie zu verteidigen? Wären das wirklich nur die letzten echten Reste jener Bildung! Aber sie sind es in der Regel nicht, sie sind unecht geworden dadurch, daß sie zum Deckmantel des bloßen Klasseninteresses benutzt werden. Ich kenne keinen aristokratischeren Individualismus, als den Wilhelm von Humboldts, aber auch keinen humaneren. Und gerade er ist es gewesen, der auf der Höhe seines staatsmännischen Denkens die Idee einer Volksgemeinschaft konzipierte und die höheren Schichten eindringlich warnte, sich geistig abzuschließen gegen die niederen Schichten. Ich sehe in den heutigen höheren Schichten eine verhängnisvolle Tendenz, dies zu tun, sich in den pharisäischen Tugendmantel der eigenen Vorzüge zu wickeln und Gott zu danken, daß man nicht sei wie jene Sünder in der Demokratie. Es fällt mir nicht ein, ihre Vorzüge zu bestreiten. Das deutsche Bürgertum ist immer noch, im großen gesehen, fleißig, pünktlich, gewissenhaft, integer und, wie der Weltkrieg gezeigt hat,

Digitized by Google

zu schwungvoll heroischer Opfergesinnung fähig. Aber es unterliegt schon leicht sittlichen Versuchungen, die im Bereiche äußerlicher Korrektheit liegen, und jene geistige Aufgeschlossenheit und Empfänglichkeit, die vor hundert und noch vor achtzig Jahren ihm in hohem Maße eigen waren, ist jetzt auf kleine Kreise beschränkt. Die Konvention beherrscht das geistige Leben in erschreckendem Umfange. Immer wieder gewahre ich Folgendes: Man ist sehr sachverständig und urteilsfähig im Gebiete des eigenen Berufs und Ressorts, man verhält sich hier, wie die heutige Philosophie sich ausdrückt, rational, nicht emotional, aber in allen darüber hinausliegenden Dingen ist man oft hemmungslos emotional, abhängig von den konventionellen Vorstellungen seines Milieus, und während man kritiklosen Dilettantismus innerhalb des eigenen Ressorts, das man beherrscht, aufs schärfste rügen würde, übt man ihn selber naiv absprechend und überheblich auf anderen Gebieten. Und weil nun das soziale Klasseninteresse, das Ressentiment einer zurückgedrängten Schicht hinzukommt, so entwickelt sich jener soziale und politische Snobismus, jene hochmütige Intoleranz, der man heute auf Schritt und Tritt begegnet. Da heißt es aus einer kleinen Stadt zum Beispiel: Ja, bis zum Studienrat aufwärts darf man bei der Deutschen Volkspartei sein, darüber hinaus aber darf und kann man nur deutschnational sein.

Bei dem allen handelt es sich auch um wirkliche Kulturfragen. Die geistige Freiheit der Persönlichkeit, eingebettet in die lebendige Gemeinschaft der Kultur- und Staatsnation, nannte ich als die kostbarsten Stücke deutschbürgerlicher Kultur. Diese geistige Freiheit sehe ich bedroht durch den politischen und sozialen Snobismus der höheren Klassen, und die lebendige Gemeinschaft der Kultur- und Staatsnation sehe ich verhängnisvoll eingeengt auf bestimmte Schichten der Nation. Ich vermisse das soziale und geistige Mitgefühl mit der Lage der handarbeitenden Klassen, die doch nun einmal den Druck einer mechanisierten Zivilisation am schwersten zu tragen haben. Wie viel lebendiger war dies Mitgefühl und Verständnis, als Schmoller und Brentano, genährt von den Überlieferungen des deutschen Idealismus, in den siebziger Jahren die Schule der Kathedersozialisten begründeten, und noch in den neunziger Jahren, als Friedrich Naumann die junge Generation im deutschen Bürgertum zu packen verstand. Wenn wir die Kultur retten wollen vor den zermürbenden Wirkungen einer bloßen Zivilisation, dürfen wir die Sorge um sie nicht beschränken auf diejenigen Schichten, die verhältnismäßig am wenigsten unter ihnen zu leiden

Digitized by Google

haben, sondern müssen da den Hebel ansetzen, wo sie am stärksten empfunden werden, wo sie am verheerendsten zutage treten. Aus der politischen Arbeitsgemeinschaft mit der Sozialdemokratie, die nicht zu blinder Gefolgschaft zu werden braucht, erwächst ganz von selbst auch eine Kulturgemeinschaft. Geistiges Schaffen wird ganz gewiß immer nur Sache einer geistigen Aristokratie sein, aber diese muß sich im modernen Volksleben ergänzen aus der ganzen Nation, und jede politisch-soziale Klassenfeindschaft stört auch den Umlauf der geistigen Säfte zwischen den höheren und niederen Schichten. Den Klassenkampf kann man nicht ausrotten, aber den Klassenhaß kann und muß man bekämpfen, wo immer er sich regt. Wir haben oft genug und mit Recht den Sozialdemokraten die Häßlichkeit ihrer Klassenkampftheorie vorgehalten. Pharisäertum aber ist es, diese Theorie zu bekämpfen und den Klassenhaß praktisch zu üben.

Ich sehe die Aufgabe unserer Vereinigung also auch darin, auf den Geist unserer höheren Schichten zu wirken und ein Sammelpunkt zu werden für alle diejenigen, denen Kultur ein viel zu hoher Begriff ist, um ihn zum Monopol einer Klasse werden zu lassen. Und sollte es uns gelingen, einmal zu dem Ziele einer liberal-bürgerlichen Großpartei zu gelangen, so würde ich darin auch eine kulturfördernde Tat erblicken. Und immer sei die Losung: Brücken zu bauen nach rechts und nach links.

REISEBRIEFE

von

THEODOR FONTANE

Theodor Fontane ist zweimal in Italien gewesen, Herbst 1874 und Spätsommer 1875; auf der ersten Reise begleitete ihn seine Frau. Über beide Aufenthalte liegen Tagebuchaufzeichnungen vor, die noch nicht veröffentlicht sind. Briefe, die von der ersten Reise berichten, sind im ersten Bande der zweiten Sammlung der „Briefe Theodor Fontanes“ gedruckt; sie waren an Berliner Freunde gerichtet. Die Erlebnisse der zweiten Reise hat Fontane seiner Frau gemeldet — in köstlichen Briefen, die den Menschen und Menschenkenner aufs glücklichste kennzeichnen. Diese Briefe, soweit sie erhalten sind, werden nachstehend zum ersten Male veröffentlicht. Die Redaktion

Digitized by Google

Liebe Frau. Basel, den 5. Aug. 75

Gestern Abend auf der Fahrt von Freiburg hierher wurde mir durch einen Mitreisenden der „Storch“ empfohlen. Der Name hat in Jahren, wo man nichts mehr von ihm zu befürchten hat, etwas Anheimelndes; so wählte ich mir denn in der Omnibusreihe, die 15 Mann hoch auf drei Ankommende wartete, den „Cicogne“. Sehr bald beschlichen bange Ahnungen mein Herz. Der Hotel-Omnibus nämlich, um den Storch zu charakterisieren, führte — etwa nach Analogie der roten Türen an der „roten Apotheke“ zwei Laternen am Backbord, die in einem zinnoberroten Holzgehäuse standen. Der Einfluß zweier Qualmlichter auf die frische Zinnober-Oelfarbe war nun geradezu furchtbar und stellte alles in den Schatten, was von ausgehenden Berliner Droschken-Lampen je geleistet worden ist. Solche Droschken-Lampe hat etwas so unendlich Kümmerliches, daß man mitten in der Wut sich eines gewissen Mitleids nicht erwehren kann; diese beiden Storchlichter hatten aber etwas Unverschämtes. Nach einer Viertelstunde hielten wir. Alles entsprach den roten Laternen; die ehrwürdige Atmosphäre eines 300 Jahr alten Hotels umfächelte mich und es waren saure Fettöne in der Luft, die recht gut von einem Braten herrühren konnten, den Ulrich v. Hutten hier gegessen hat. So alles. Der Thee in solchen uralten Hotels schmeckt nicht mehr nach Thee, sondern nur nach der Theekannen-Patina, die braun, wie alter Pfannenstein, das Gefäß inkrustiert. Im Uebrigen hab ich gut geschlafen und fühle mich leidlich wohl. Das Fieber ist fort. Sonst freilich ist alles beim Alten und alle Mittel versagen den Dienst. Selbst eine Hungerkur hat nichts geholfen; in 27 Stunden nichts gegessen und nichts getrunken, aber es bleibt wie es ist. Die Medizin ist doch eine erbärmliche Quacksalberei. Zu dem allen nun das Wetter! Seit gestern Vormittag regnet es ununterbrochen; ich würde über all dies sehr verstimmt sein, wenn ich nicht das bestimmte Gefühl hätte, daß es in der Berliner Canal-Luft erst recht nichts mit mir geworden wäre. Nach dieser Einleitung steig ich nun historisch in die Vergangenheit dieser zwei Tage zurück; eine Reisegesellschaft, die mir anfänglich ein gelindes Grauen einflößte, war schließlich nicht so übel. Allerdings echtestes Bourgeoistum: sicher, bequem, trivial, ungebildet, im vorliegenden Fall nur durch Gutmütigkeit genießbar. Der Gichtikus, der mit zwei Stöcken mühsam ins Coupé hineinkletterte, war ein reicher „Proprietaire“ aus Lichterfelde, der das Leben und die Liebe stark befahren zu haben schien. Er kannte

Digitized by Google

Spanien und hatte drei Trauringe am Finger. Der furchtbar dicke Junge, der an den Eisenpfeiler lehnte, war das Produkt seiner Laune. Mit welchem seiner drei Trauringe er ihn gezeugt, ist mir ein Geheimnis geblieben. Er stellte uns den Jungen mit folgenden Worten vor. „Was glauben Sie, wie alt er ist? er wiegt 115 Pfund und seine Intelligenz (wörtlich) entspricht seiner Dicke. —" Das Cabinet gewährte mir weiter keinen Vorteil als den, Mutter und Tochter abwechselnd verschwinden zu sehen. Meinem bischen Humor tut dergleichen wohl; fragt man mich aber aufs Gewissen, wie ich all das nun eigentlich finde, so ström' ich über von Indignation über diese Mischung von Mesquinerie und Rohheit, die all unsre Zustände durchdringt. Das soll nun Nachahmung „amerikanischen Komforts" sein! Lucae versichert uns immer, in 20 Jahren würde Berlin eine der schönsten Städte Europas sein. Ich glaub' es nicht; denn „es liegt nicht drin". Mit Hilfe der Kanalisation, zu der ich nun schlechterdings kein Vertrauen habe, werden wir im Sterbe-Prozentsatz immer höher rücken und hier und dort wird irgend ein Pringsheim eine Kakel-Architektur in die Mitte langweiliger Häuser hineinstellen. Es fehlt der Sinn und ebenso eine mit wirklicher Autorität ausgerüstete Leitung. Wenn Schinkel jemals fehlte, so fehlt er jetzt.

Die Fahrt von Frankfurt bis Freiburg war sehr angenehm, namentlich ehe der Regen einsetzte. Die „Bergstraße", die von Darmstadt bis Heidelberg läuft, ist schön und erinnerte mich an manchen Stellen lebhaft an unsre vorjährige Fahrt am Appenin hin. Worin Aehnlichkeit und Unterschied liegen, will ich hier nicht weiter ausführen. Die genannte Strecke machte ich in Gesellschaft des Geh. Rat Dr. B., des Freundes unsres alten W., der immer die Flucht ergreift, wenn wir angemeldet werden. Ein wunderbarer Heiliger, der durch Strohhut und Nanking, in denen er auftauchte, nicht wesentlich gewann. Er gehört zu denen, die es nicht ertragen können, daß man in Berlin, im Ganzen genommen, klüger ist als in Kassel, jedenfalls aber besser aussieht. Er saß ziemlich dicht neben mir, nur eine Person zwischen uns, und erkannte mich entweder wirklich nicht oder wollte mich nicht erkennen. Mir war es recht, um so mehr, als er mit einem Frankfurter eine lebhafte Konversation führte. Mit „Augen rechts" folgte ich dem Lauf der Bergstraße und hatte mehr davon als vom Lauf der Konversation. In Heidelberg, wo uns B. wieder verließ, gab ich ein Telegramm an Tante Pinchen auf, worin ich meine Ankunft meldete. Unter dem Vordach des Freiburger Bahnhofs standen

Digitized by Google

40 bis 50 Menschen. Das erste Wesen, auf das mein Auge fiel, war — Tante Pine. Sie sah eigentlich aus wie früher, noch ein bischen verquiemter, noch ein bischen vermorchelter, noch ein bischen wehmütiger, eine natürliche Folge der seit 50 Jahren in Permanenz erklärten Sentimentalität. Ich sprang aus dem Waggon und küßte den lippenlosen Mund. Mit so viel Heiterkeit, wie meine Unterleibszustände zuließen, sprang ich über die ersten peinlichen Momente weg. Röschen wirkte wie eine Bäckersfrau in Trauer, Harry wie ein gutmütiger Imbecile, Fräulein Mimi aber in der Tat wie ein sehr liebenswürdiges und anmutiges Geschöpf. Heiter, plauderhaft, natürlich. Sie ist der Sonnenschein des Hauses. In dieses gelangten wir mit Hilfe einer Droschke, die ihre Schulbildung in Berlin genossen hatte. Einrichtung des Hauses ganz nett, aber au fond langweilig. Das interessanteste Zimmer war natürlich das von „Tante Pine". Hier befanden sich die Erinnerungsstücke, Porträtbilder in Oel des Großpapa Fontane, Onkel Augusts und Pinchens selbst. Alle drei sehr gut aussehend. Dazu eine reizende kleine Landschaft von Boenisch und andres mehr. In diesem Zimmer nahmen wir Platz und plauderten 4 Stunden von 3 bis 7. Dann kehrte ich in derselben Droschke auf den Bahnhof zurück und fuhr hier her. Wie waren nun die Eindrucke, die ich während jenes 4 stündigen Geplauders in Freiburg empfangen? Dem über die Kinder Gesagten hab' ich nichts hinzuzusetzen; bleibt nur noch Pine selbst. Ich kann nicht sagen, daß mich irgend etwas erheblich gestört hätte; im Gegenteil, ihr Wesen ist nicht ganz ohne matronenhafte Würde, so weit ein Sperling Würde haben kann. Sie war aufrichtig erfreut, mich wiederzusehen und gab dieser Freude in einer ruhig maßvollen Weise Ausdruck. In soweit könnt' ich ganz und gar zufrieden sein. Sie ist aber tief-langweilig, genau so wie ihre Briefe. Alles ist wohlgesetzt und gibt sich den Anschein der Bildung, des Gedanklichen, der Ideen und des Idealen. Sie hat aber von alledem nichts. Alles ist Blech, klappert indes so geschickt, daß man es, bei einiger Unaufmerksamkeit, für Musik halten kann. Der Mensch stirbt, wie er geboren wird. So war sie vor 50 Jahren und so wird sie aus dieser Zeitlichkeit scheiden. Die fleichgewordene Phrase, so weit man von Fleisch überhaupt reden kann, aber innerhalb der Phrasenhaftigkeit guten Glaubens und von der Echtheit ihrer Empfindungen, von der Mission, die sie innerhalb der Idealwelt erfüllt hat, tief durchdrungen. Ich weiß nicht: soll ich sagen eine beneidenswerte oder eine traurige Erscheinung!

Digitized by Google

Es regnet immer noch, so daß ich von Basel, das ich übrigens kenne, diesmal nichts weiter sehen werde, als den Granatbaum, der kostbar blühend auf dem Hofe meines Hotels steht und die Rheinbrücke. Im Wesentlichen hab' ich also meine Kenntnis der Stadt diesmal nur durch den „Storch" bereichert. Etwas wenig. Wenn die nächsten Wochen nicht mehr an Bildungs-Elementen bringen, so hätt' es Freienwalde auch getan. Ich gehe nun von hier direkt nach Konstanz, ohne mich unterwegs beim Rheinfall aufzuhalten, da der überschuhlose 55er nicht mehr in der Lage ist, um eines Naturschauspiels halber sich nasse Füße zu holen. Grüße die Freunde, küsse die Kinder und sei herzlich geküßt von Deinem alten Th. F.

Liebe Frau. Neuhausen / Hotel Schweizerhof / 6. August 75

Ich blieb im „Storch" drei Stunden länger als ich berechnet hatte. Schönheit und Liebenswürdigkeit der Wirtin waren nicht Schuld daran; sie sah aus als habe sie der Storch zu viel oder zu wenig gebissen. Ihr Antlitz klärte sich auch nicht auf, wohl aber das Wetter. Dies bestimmte mich, nicht direkt nach Konstanz, sondern nur bis Neuhausen (Station in Nähe von Schaffhausen) zu gehen. Man bleibt jetzt in der Regel an diesem Ort, weil man den Rheinfall von hier aus am schönsten sieht. Auch das Gasthaus ist hier am besten; echt englisches Hotel, in dem man wieder Mensch wird. Viel tragen zu dieser wohltuenden Erscheinung allerdings die Engländer selbst bei; richtiger die Engländerinnen. Es hilft nichts; wir verschwinden neben ihnen. Ich will dies alte Streitthema nicht zum hundertsten Male behandeln, aber es ist so, wie ich es sage. Durch Abstammung, Erziehung, Pflege, Freiheit und allerglücklichste Lebensverhältnisse repräsentieren sie schließlich eine höhere Rasse. Das ganze Volk trägt einen aristokratischen Stempel. Was bei uns in Exemplaren vorkommt, kommt bei ihnen massenhaft vor. Auch bei uns gibt es Rosen, aber im Rosental zu Kaschmir wachsen sie wild.

Die ganze Rheinfall-Szenerie übertrifft weitaus meine Erwartungen, so das ganze Rheintal überhaupt, in dem wir gestern hierher fuhren. Rheinfelden, Säckingen und vor allem Laufenburg sind sehr schön. Schon vor zehn Jahren, als ich von Interlaken und Zürich aus heimkehrte, bin ich daran vorüber gefahren, aber ohne das Geringste zu sehen. So reist man jetzt. Wahrscheinlich war ich müde und steckte auch nicht ein einziges Mal den Kopf zum Fenster hinaus. Der Rheinfall wirkt wie die Jungfrau. Was dort der Schnee tut, tut hier

Digitized by Google

der Wasserschaum. Man steht hier wie dort einem Etwas gegenüber, das Einen durch Reinheit beglückt. Dazu verwandte Farbenwunder. Inmitten dieser Schaummasse, die völlig wie ein Schneesturz niederdonnert, werden smaragdene Töne sichtbar, die an Schönheit mit dem Alpenglühen wetteifern können. Dies hier ist ein Punkt für Hochzeitsreisende! Von Hotel zu Hotel traben, oder Galerien absuchen, kann dem tapfersten Recken den honey-moon verleiden, aber in diesem Schweizer-Hof 14 Tage leben und das Dasein in Liebe, Rheinfall und substantial breakfast's gipfeln zu sehen, muß für einen 25 jährigen himmlisch sein. Selbst die Langeweile verliert hier ihren Charakter. Es braucht hier nichts gesagt zu werden, ja es soll hier nichts gesagt werden. Die Natur ist in einem steten Donner, und wenn es donnert, schweigt der Mensch. So wird hier auf natürlichem Wege, und fast von Schicklichkeits wegen, die Klippe vermieden, an der fast alle Liebespaare scheitern: die Unterhaltungsnot. Gesagt ist alles, und immer küssen geht über die menschliche Kraft. Deshalb gehe denn heute auch nur ein Kuß in die Heimat; über die Adresse schweig ich verschämt. Wie immer Dein alter Th. F.

Liebe Frau. Ragaz / Hof Ragaz Nr. 165. / 7. Aug. 75

Gestern, den 6. Vormittags, unmittelbar nachdem ich an Dich geschrieben, verließ ich das Rheinfall-„Hotel Schweizerhof" und fuhr nach Konstanz. Es liegt sehr schön am Bodensee. Eine Dampfschifffahrt über diesen verbot sich, teils wegen des heftigen Windes, teils weil ich dadurch fünf, sechs Stunden verloren hätte und erst spät Abends hier eingetroffen wäre. So benutzte ich die am Bodensee hinlaufende Eisenbahn, nachdem ich für die Besichtigung der Stadt Konstanz noch ziemlich eine Stunde gehabt hatte. Das vielleicht interessanteste Gebäude derselben ist das „Kaufhaus", jetzt das Conciliums-Haus geheißen, in dessen großer Halle (mit auf Holzsäulen ruhender Holzdecke) die Kardinäle über Huß zu Gericht saßen. Wie in der Regel derartige Oertlichkeiten, so wirkte auch dieser Saal wenig echt: es ist nur noch der Raum als solcher, der das Interesse in Anspruch nimmt, die Dinge, die ihn einschließen, ihn schmücken oder charakterisieren, gehören andern Zeiten an, vielleicht selbst die Decke und die Säulen. Fresken von Friedrich Pecht herrührend, einem geborenen Konstanzer, umziehen die Wände; es sind Szenen aus dem geschichtlichen Leben der Stadt. Huß hat drei Bilder: seine Verteidigung vor Kaiser und Konzil, seine Ueberführung in den Inselkerker

Digitized by Google

auf Gottlieben, und sein Feuertod. Huß selbst ist auf allen drei Kompositionen natürlich wieder Porträt von Friede Eggers. Die ganze Münchner Schule, Kaulbach an der Spitze, hat sich an ihm versehn. Im Uebrigen fand ich die sämtlichen Kompositionen, etwa 10 bis 11, merkwürdig gut, die „Ueberführung des Huß über den See" sogar von herzbeweglicher Kraft. Es mag sich vieles dagegen sagen lassen, aber nicht ein einziges wirkte langweilig; alle hatten sie etwas von dem Reiz, der vorweg an aller Handlung haftet. Die einzige Kunst, die unsre Historienmaler in nur allzu vielen Fällen üben, besteht darin, daß sie die Tat gleichsam zu entnerven und das natürliche Gegebene in seinem Zauber zu entzaubern verstehen. Gibt es etwas Ergreifenderes als „Konradins's Tod"? Gibt es etwas Langweiligeres als die Bilder, die ihn darstellen? Wahrscheinlich existieren Ausnahmen, aber ich kenne keine.

Unsere teueren Wangenheims fand ich in bestem Wohlsein. Er absolut rüstig, ein stilles Mitglied des alten Klubs, sie so gut wie völlig genesen, Arm und Hand wieder beweglich; Elsy um fünf Jahre verjüngt. Wir soupierten zusammen; es war sehr reizend. Leider ist mein Magen total ruiniert. Ich kann nichts essen. Heute Vormittag haben wir eine Fahrt, die berühmte Tamina-Schlucht aufwärts, nach Pfäffers gemacht. Bei Pfäffers wird die Schlucht zur bloßen Spalte, an der hin eine schmale Gallerie führt; unten die Tamina, oben der Felsen wieder sich berührend oder doch nur handbreiter Zwischenraum. Unter allem Derartigen, was ich gesehen, ist es das Großartigste. Die Fingals-Höhle auf Staffa ist fast noch schöner und poetischer, verschwindet aber an Imposance daneben. — Heute Abend fahre ich nach Chur; morgen früh über den Splügen nach Italien hinein. Lebe wohl; wie immer Dein Th. F.

Auf dem Lago maggiore 9. August 1875

Meine liebe Frau.

Da wären wir also wieder unter italienischem Himmel! Die durch Pietsch so berühmt gewordenen Nußbaum- und Kastanien-Alleen, „die sich vom dunklen Hintergrund der Berge abheben", sind wieder um mich her, und auch die Weinguirlanden ziehen sich von Baum zu Baum. Alles echt und vorschriftsmäßig.

Gestern Abend 9 Uhr traf ich nach einer 16 stündigen Fahrt in Bellinzona ein. Um 5 Uhr früh hatte ich Chur im Eilwagen verlassen. Unter gewöhnlichen Umständen wäre das eine Strapaze gewesen, und

Digitized by Google

zwar eine um so größere, als ich während der drei Stunden, die ich zu Chur im Bett zubrachte, keinen Augenblick Ruhe gefunden hatte; nichtsdestoweniger war der ganze Tag eine Wonne von Anfang bis Ende. Selbst eine leise Prellerei, der ich ausgesetzt wurde, konnte daran nichts ändern. Sie ging mit Freundlichkeit Hand in Hand, was mich jedesmal entwaffnet; nur die gemeine norddeutsche Betrügerei, die nicht nur in dem Maß der Forderung, sondern auch in der Manier derselben Unverschämtes leistet, verdrießt mich. Wie ungermanisch bin ich doch. Alle Augenblick (aber ganz im Ernst) empfind' ich meine romanische Abstammung. Und ich bin stolz darauf. —

Friedel hat Recht: das Fahren ist das Beste von der Geschichte. Einige machen die Hotels zur Hauptsache, andere die Bildergalerien, noch andere das Bergeklettern, als ob der Mensch von der Ziege abstammte. Dem allem steht die Friedel'sche Schule, der ich mich anschließe, mit höherer Berechtigung gegenüber. Das Beste ist fahren; mit offenen Augen vom Coupé, vom Wagen, vom Boot, vom Fiaker aus die Dinge an sich vorüberziehen lassen, das ist das A und das O des Reisens. Was noch übrig bleibt, ist Sache des Studiums. Und auch mit diesem Studium ist es so so. In den seltensten Fällen ist es möglich, in den Kern der Dinge einzudringen und wer sieben Monate lang in Rom oder Florenz lebt, wird nicht sehr viel mehr heimbringen als der, der es 7 Tage lang, mit Plan und Buch in der Hand, durchfahren hat. Wir lernen mit dem Auge am meisten; es ist beständig tätig, das Ohr nur sehr ausnahmsweise. Dazu kommt, daß wir im Sehen immer etwas empfangen, im Hören sehr oft nichts.

Also um 5 Uhr früh aus Chur. Ich hatte einen Platz im Cabriolet, neben mir zwei dänische Damen. Als Verfasser des Kriegs von 1864 schwieg ich mich patriotisch aus. Gleich der erste Moment, beim Einbiegen in die große Chaussee, war prächtig. Die rhätischen Alpen schlossen dunkel den Horizont, aber hoch über die vorderste Linie hinweg schaute das Schneehaupt der Piz Beverin, das eben in Morgenlicht erglühend, die sich ihm nähernden Fremden freundlich begrüßen zu wollen schien. Die Fahrt geht rheinaufwärts. Nach etwa 3 Stunden hat man Thusis erreicht, das am Eingangstor der berühmten via mala gelegen ist. Ich orientierte mich ein wenig, während die Pferde gewechselt wurden. Jetzt trat der Kondukteur, ein breitschultriger Graubündner, dessen ursprüngliche Schweizer Barschheit längst in milde

Digitized by Google

stimmenden Spirituosen untergegangen war, an mich heran und machte die Bemerkung, daß ich vom Cabriolet aus nicht viel sehen würde, der Bankett-Platz, das sei das Wahre, um Umschau zu halten. Die ‚Differenz' könne ich später an ihn erlegen. Mein bereitwilliges Eingehen auf diesen Vorschlag kostete mich, außer einer Anzahl von Trinkgeldern, 7 fr. 45 Centimes, die natürlich auch nur eine zwischen zwei, drei Verschworenen zu teilende Kriegskontribution waren. Der mir geleistete Dienst war aber viel größer als die Brandschatzung, so daß ich meinem Kondukteur auch noch nachträglich aufrichtig dankbar bin. Nur von dem offenen Bankett-Platz aus war es möglich, die Zauber dieser Straße auf sich wirken zu lassen, denn man muß eben im Stande sein, jeden Augenblick rechts oder links, nach oben oder unten blicken zu können. Beständig drängte sich mir die Erinnerung an das Böcklinsche Bild auf; alles war da, nur der Ichtyosaurus kuckte nicht aus seinem Felsenfenster heraus. Und dennoch fehlte auch er nicht; denn der Ichtyosaurus, den der Künstler so genial erfunden hat, ist allerdings der Genius loci dieses Orts, nichts als die Verkörperung des Schreckhaften, des elementar-Ungeheuerlichen, das aus Fabelzeiten hier seine Stätte hat. Was alles man auch über Böcklin sagen, ja, ob man beweisen mag, daß dies und ähnliches gar keine malerischen Aufgaben seien, dennoch ist mir schließlich solch Nichtmaler lieber als hundert andre, denen niemand ihren Titel bestreitet. Auf Beschreibung dieses großen Stücks Natur laß ich mich nicht ein; diese undankbare Aufgabe überlaß ich den Turisten generis communis, die keine Ahnung davon haben, daß die äußerliche Beschreibung nur klein macht und daß die Schilderung der Wirkung dieser Szenerie nur von einem Poeten in seiner besten Stunde geleistet werden kann. Nur eins. Ich hätte nicht geglaubt, daß nach allem, was ich in meinem Leben gesehen habe, ich noch so mächtig von Dingen dieser Art bewegt werden könnte. Zum Teil mag es daran liegen, daß meine Schweizer Eindrücke aus früherer Zeit her schon wieder verblaßt waren, während die Eindrücke, die Italien gibt, doch von ganz andrer Natur sind. Neapel beispielsweise ist auch großartig, aber es ist eine großartige Schönheit, in der doch zuletzt das Großartige im Schönen untergeht. In der Tamina-Schlucht hingegen, und fast noch mehr in der Via mala, wird die Großartigkeit ganz rein verzapft; wenn sie einen Beisatz hat, so ist es der des Schrecklichen, der zum Imposanten und Gewaltigen au fond viel besser paßt als das Schönheitliche. Das Wesen der Schönheit ist das Maß, das in einer Art

Digitized by Google

Gegensatz zum Großartigen steht. Ein Herr, mit dem ich von Konstanz bis Rohrschach fuhr, sagte mir sehr richtig: „ich habe den Rheinfall vor 20 Jahren gesehen, aber ich habe kaum noch eine Vorstellung davon“. Alles verblaßt mit den Jahren; Weniges was in Farbenfrische in uns fortbesteht. Soll man sagen „Schade“ oder „Gott sei Dank“.

Sehr bald nach der Via mala kommt das hochgelegene Dorf Splügen, das für zwei von Chur nach Italien führende Linien den Gabelpunkt bildet. Die eine, die später bei Chiavenna mündet, führt über den Splügen selbst, die andre über den Bernardin. Diese letztere war die von mir gewählte, weil mein Reiseplan dahin ging, an der Nordspitze des Lago maggiore Italien zu erreichen. An dieser Nordspitze oder doch in unmittelbarer Nähe derselben liegt Bellinzona. Um 1 Uhr waren wir in Dorf Splügen und nahmen ein ganz gutes Diner. Um 2 Uhr weiter. Ich immer noch auf dem Adlerhorst meines Bankettplatzes tronend. Beim Abfahren rief mir ein zurückbleibender Postillon zu: „ja, das ist der beste Platz“. Ich hörte gleich etwas wie Schelmerei heraus, ohne im Uebrigen viel Gewicht darauf zu legen. Bald indessen sollte mir die Tragweite dieses Scherzes klar werden. Der Bernardin, den wir jetzt in der Serpentine erkletterten, ist ganz kahl und da saß ich nun in glühendem Sonnenbrand, immer kochiger und gedunsener werdend, und durch nichts getröstet als durch die Betrachtung, daß ich für 7 fr. 45 den teuersten Platz des Wagens glücklich erstanden hatte. Die Nase tat mir weh, und ich fühlte, daß ich mit jedem Augenblick dem alten Kiessling ähnlicher wurde. Ich konnte mich über das Peinliche und noch dazu Ridikülе meiner Lage nicht länger täuschen; die Sonne brannte, daß ein Straußenei hätte ausgebrütet werden können; alles einsam; nur die Adler und — ich in der Luft. „Non soli cedo.“ Ich wich aber schließlich doch, ließ halten, und kletterte (die Cabriolet-Plätze waren mittlerweile anderweitig besetzt worden) in den Fond des Wagens. Dies war ein Glück für mich. Hier herrschte am meisten Schatten und nach Schatten dürstete meine Seele. Zudem war ich allein. In diesem Alleinsein (was aber kein Stich gegen Dich ist, denn Du warst eine vorzügliche Reisegefährtin) schwelge ich ordentlich. Während ich früher meine Scheuheit anklagte, segne ich sie jetzt. Es verlohnt sich nicht, auch nur ein einziges Wort zu sprechen; es ist alles triviales dummes Zeug, das einen nur von einer scharfen oder mußevollen Betrachtung der Dinge abzieht.

Digitized by Google

Den Weg den Bernardin hinauf war trist und langweilig, sein Plateau interessant, der Weg bergabwärts entzückend, namentlich auf der Strecke von dem kleinen Badeort San Bernardino bis Mesocco. Dies ist — selbstverständlich mit Ausnahme der Via mala, die ein Ding für sich ist — die brillanteste Strecke des Weges; die Hitze ließ jetzt nach; die Farbentöne wurden immer schöner. Ich rückte deshalb, nachdem mein Platz im Cabriolet wieder frei geworden war, aus dem Fond des Wagens abermals in den fensterreichen Frontkasten ein. Ich sollt' es nicht bereuen. Selbst das Störende gestaltete sich zum erheiternden Zwischenspiel. In San Bernardino war ein Chaussee-Arbeiter aufgestiegen, den man aus Gutmütigkeit mitnahm. Er preßte sich, so gut es ging, mit in den Bockkasten des Postillons hinein. Da dieser Platz aber für zwei nicht recht ausreichte, so kam es, daß das linke Bein des blinden Passagiers gerade vor meinem Cabrioletfenster hing. Zum Ueberfluß hatte er, kurz vor dem Aufsteigen, in einen halbausgetrockneten Fladen getreten, dessen durch einen Strohhalm augmentierte Ueberreste an seinem Hacken hingen.

Alles in allem kam mit Hilfe des Halmes eine unregelmäßige Sichel heraus, die nun innerhalb des Fensterrahmens eine zweite engere Umrahmung schuf. Lunettenartiger Ausschnitt. Ueber das einigermaßen Unappetitliche kam ich leicht hinweg.

Ich hätte in diesem Augenblick verdient, Wichmann zu sein. Auch war die ganze Szenerie in der Tat von so viel Lieblichkeit, daß nur ein Griesgram hätte mäkeln können.

Sonntag Nachmittag. Das Volk überall geputzt und plaudernd oder auch zur Heu-Ernte hinausgezogen. Inmitten der Heuenden stand eine junge schöne Frau, die die ganze Wiege, in der ihr Kind lag, als ob es ein Leierkasten wäre, auf dem Rücken trug. Was mich aber am meisten erheiterte, war das folgende: Wir fuhren bergab; deshalb genügten vier Pferde, während bergauf fünf gebraucht zu werden pflegen. So blieb denn von den fünf Umspann-Pferden, die am Vormittag, einige Stunden vor unserer Ankunft, in San Bernardino von Mesocco aus hinaufgeklettert waren, eins übrig, das aber doch auch wieder zurück mußte. Wie geschah das nun? Auf die einfachste Weise von der Welt. Schon mochten wir eine Weile oder mehr bergab sein, als ich plötzlich, mit Hilfe der Serpentine, eines Pferdes ansichtig wurde, das, während es uns auf 50 Schritt folgte, an jeder Biegungsstelle nicht hinter, sondern neben uns war. Dann und wann, wenn nur ein einfaches Stück Wiesenland den

Digitized by Google

Raum zwischen der Serpentine füllte, sparte das kluge Tier sich die überflüssige Wegstrecke, durchschnitt geschickt den grünen Streifen und lief nun gerade auf unser Seitenfenster zu. Hineinguckend, begrüßte es uns durch das Schellenklingeln seines Geschirrs, und nahm dann wieder die Queue, in pflichtschuldigem Abstand dem Wagen folgend.

Ich könnte in solchen Schilderungen fortfahren; aber es wird zuviel und Dubletten wirken nicht. Der Mond ging auf und warf sein Licht über verschiedene Bergwässer, zuletzt über den Tessin. Um 9 fuhren wir in Bellinzona ein. Ich nahm Abschied von meinem Kondukteur, der sehr freundlich war, und zog in den „Engel" ein, der seinem Namen Ehre machte, was man nicht von jedem Engel sagen kann. Ich war totmüde und schlief wie in Abrahams Schoß. —

Diesen Tagesbericht hab' ich wirklich während der Bootfahrt auf dem Lago maggiore geschrieben, aber — mit Bleistift in mein Notizbuch. Dies ist die Abschrift davon. Sie ist mir blutsauer geworden, da zwei Federn, die mir Zimmermagd und Kellner lieferten, gleich schlecht waren. Morgen früh rechne ich auf einen Brief von Dir; mög' ich Gutes hören; mit meinem Befinden geht es seit der Fahrt über den Bernardin besser; die furchtbare Hitze scheint mich kuriert zu haben. Leb wohl, herzlichst wie immer Dein Th. F.

Meine liebe Frau. Mailand, d. 10. Aug. 75

Gestern schrieb ich vom Lago maggiore aus, heute schreib' ich von Mailand, das ich gestern bei guter Zeit erreichte. Ich stieg im Hotel de la Ville ab, nicht im Hotel Cavour, das mir Heyden empfohlen hatte. Hotel Cavour liegt am Rande der Stadt, Hotel de la Ville in der Mitte. Dies bestimmt mich, letzterem den Vorzug zu geben. An Wert sind sie gleich, auch wohl an dem Wert, den sie sich in ihren Rechnungen selbst beilegen. Aber ich schulde Dir noch eine Schilderung des gestrigen Tages. Ich kann mich ziemlich kurz fassen.

Etwa um 9 aus Bellinzona. Kurze Eisenbahnfahrt um die Nordspitze des Lago maggiore herum; Ankunft in Locarno 10 Uhr. Von hier aus machte ich nun die Seefahrt, die 5 bis 6 Stunden dauerte. Der See sieht gerade so aus, wie er gemalt zu werden oder selbst in Oelfarbendruck zu erscheinen pflegt. Jede Ueberraschung, die so viel tut, fällt weg. Ueberhaupt kann man von Italien sagen, es sei „abgemalt", wie Lieder abgesungen werden. Ihre Popularität wächst

Digitized by Google

dadurch, vielleicht auch ihr Ruhm, aber nicht ihr Reiz. Alles Schönste muß rar bleiben, muß als beglückende Ausnahme empfunden werden. Je gekannter, je trivialer; nicht immer notwendig, aber die Gefahr ist da. Was nun den Lago maggiore angeht, so hängt alles davon ab. Der treue Anwohner des Müritz- oder Müggel-Sees wird in unbegrenztes und berechtigtes Entzücken geraten, wer aber vom Golf von Neapel kommt, oder das Bild desselben in der Seele bewahrt, der wird dies oberitalische Wasserbecken doch nur zweiten Ranges finden. Die Weitgespanntheit des Bogens, die Farbe des Wassers, der Reichtum der Ufer-Einfassung, schaffen einen Unterschied, der sehr zu Ungunsten des „Langen Sees" ausfällt. So nennen die Graubündtner den Lago maggiore. In seinem nördlichen Drittel wirkt er mehr oder minder kahl; erst wenn man die Mitte erreicht hat und etwa von Pallanza aus rückwärts blickt, hat man ein sehr schönes Bild, weil nun alles Zusammenzuschieben den Ufern einen reicheren Charakter zu geben beginnt, als sie in Wirklichkeit haben. Nun kommen die Inseln: Isola Madre und die berühmte Isola bella. Auch selbst diese letztere wirkt nicht stark. Man sieht ein ramponiertes Schloß, einen Kranz ziemlich schmutziger Uferhäuser u. hinter diesen Häusern, dieselben bergartig überragend, die vielgenannten, vom Grafen Borromeo vor etwa 200 Jahren angelegten Terrassen. Ein Stück Sanssouci, nur mit dem Unterschied, daß der Isola-Bella-Hügel nicht nach einer Seite, sondern nach allen vier Seiten hin terrassiert wurde.

Ich kann aber nicht sagen, daß die Sache dadurch an Schönheit gewonnen hätte. Im Gegenteil, sie erhält etwas durchaus Spieleriges, das durch die zahlreich angebrachten Architekturen und Skulpturen: Obelisken, Säulen und Statuen (darunter — über dem Eingangstor — ein Engel zu Pferde) nur noch gesteigert wird. Ich glaube nicht, daß ein genaueres in Augenschein nehmen mein Urteil erheblich modifiziert haben würde. Denn man übersieht von Deck aus alles ganz deutlich.

Mit Isola Bella hört die Schönheit und das Interesse auf, man fährt nur weiter, um, an der Südwestseite des Sees, Arona zu erreichen, von wo die Eisenbahn die Reisenden nach Mailand führt. 2½ Stunde. Eine der ersten Stationen ist Somma, in der Nähe des Ticino, wo Hannibal, nach Passierung der Alpen, seinen ersten Sieg über die Römer erfocht; dann folgt Legnano, wo die Mailänder den Barbarossa schlugen. Ueberhaupt begegnet man hier — ähnlich wie

Digitized by Google

auf der Strecke von Weimar bis Leipzig — alle 5 Minuten einem berühmten Schlachtfeld. — Um 7 Uhr waren wir in Mailand.

Nach einer unerläßlichen Säuberung und Einnahme eines Soupers: Hammelkotelettes, in denen ein mir vorschwebendes Ideal endlich zur Wirklichkeit wurde, ging ich in die Stadt und sah noch den Dom, den Scala-Platz mit seinem gleichnamigen Theater, die große Marmorstatue Leonardo da Vincis und die neuerdings so berühmt gewordene „Galeria Vittore Emanuele" —, das Vorbild zu unserer „Passage", die daneben allerdings zu einem bloßen Gäßchen zusammenschrumpft. Ueberhaupt, welche Stadt! O, Berlin, wie weit ab bist Du von einer wirklichen Hauptstadt des Deutschen Reiches! Du bist durch politische Verhältnisse über Nacht dazu geworden, aber nicht durch Dich selbst. Wirst es, nach dieser Seite hin, auch noch lange nicht werden. Vielleicht fehlen die Mittel, gewiß die Gesinnung. „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht", sagt Schiller; er soll dabei speziell an den Berliner Spießbürger, der inzwischen zum „Bourgeois" sich abwärts entwickelt hat, gedacht haben. Ueberhaupt will es mir nicht glücken, es im Auslande zu irgendeiner patriotischen Erhebung zu bringen. Nicht nur, daß man Schritt um Schritt empfindet, wie sehr uns diese alten und reichen Kulturlande voraus sind, nein, man taxiert uns auch in diesem Sinne. Man will von uns nichts wissen. Weder das „ewige Gesiege", noch die 5 Milliarden haben unsre Situation gebessert. Es hieß zwar unmittelbar nach dem Kriege: „wir seien nun ein für allemal etabliert, der so lange vermißte Respekt sei da". Aber ich merke nichts davon. Alles dreht sich nach wie vor um England und Frankreich; man versteht kein Deutsch oder will es nicht verstehen; englische und französische Zeitungen überall; englische und französische Bücher im Schaufenster jedes Buchladens, aber kein einziges deutsches Buch. Nicht einmal die „Wanderungen". Im Grunde genommen ist es recht so, denn das, was wirkliche Superiorität schafft, fehlt uns, trotz Schulen und Kasernen, nach wie vor. Freilich haben Athen und Sparta einst politisch rivalisiert, aber Sparta ist längst nur noch Name u. Begriff, während die beglücktere Rivalin eine Wirklichkeit ist bis auf diesen Tag.

Morgen rechne ich auf einen Brief von Dir. Mit meiner Gesundheit geht es gut. Möge auch bei Euch alles in bester Ordnung sein. Grüße und küsse die Kinder. In alter Liebe Dein T. F.

Digitized by Google

Mailand, 11. Aug. 75

Heute früh auf die Post. Nichts da . . Der Tag begann also mit einer Enttäuschung. Sein Verlauf war aber besser, als hiernach zu erwarten stand. Ich flanierte — die Hitze war schon sehr groß — ein Weniges um den Domplatz herum, und nahm dann einen Fiaker auf Zeit.

Zuerst nach Sta. Maria delle Grazie, in deren Refektorium sich das berühmte Abendmahlsbild Leonardo da Vincis befindet. Der Moment meines Eintretens erinnerte mich an unsren ersten Besuch in der Sixtinischen Kapelle. Allerhand Aehnlichkeiten bieten sich in der Tat. Aus den Bleistift-Aufzeichnungen, die ich an Ort und Stelle machte, stehe hier folgendes: „die Komposition ist wundervoll, ebenso der Reichtum und die Lebendigkeit der Charakteristik. Nichts kehrt wieder. Auf jeden Einzelnen haben die Worte des Heilands eigenartig, seiner besonderen Natur entsprechend, gewirkt. Dennoch kann ich beim besten Willen nicht sagen, daß mir alles gefiele oder auch nur genügte. Die Charakteristik, wie ich sagte, ist reich und lebendig, aber sie ist keineswegs immer klar. Daher kommt es auch, daß die gedruckten Erklärungen, die einem von dem Kustoden überreicht werden, so viel dummes oder insipides Zeug enthalten. Durch die Uebersetzung ins Englische sind diese Erklärungen noch schwächer u. unausreichender geworden. So heißt es z. B. beim Thomas: 'he assures to revenge himself', es muß unzweifelhaft heißen 'to revenge him', denn er will sich nicht rächen, sondern ihn, seinen Herrn und Meister. Von links nach rechts gehend, ließe sich sagen: Bartholomäus ist gut, Jacobus unklar, Andreas sehr gut, Petrus weniger, Judas vorzüglich (die glänzendste Figur des Bildes); Johannes schön, ein bischen sehr weiblich, es könnte auch Magdalena sein. Jacobus, der ältere, etwas outriert. Thomas, der Kopf gut, aber der erhobene Schwurfinger nicht so wirkend, wie er sollte. Der Ausdruck ist hinter dem höchst charakteristisch Gewollten zurückgeblieben. Philippus langweilig, fast sentimental. Matthäus, Taddäus, Simon, sehr gut, brillante Köpfe, aber ohne scharf ausgeprägten Bezug auf die Situation. Christus herrlich in dem himmlischen Friedens- und Ergebungs-Ausdruck, den Leonardo in den Kopf zu legen wußte, ein Ausdruck, der mir nur noch durch das, was in der Bewegung der beiden Hände sich ausspricht, übertroffen zu sein scheint. Dies ist so bedeutend und tritt so hervor, daß es schon zu mir sprach, als alles andere noch nicht gesprochen hatte, trotzdem die rechte

Digitized by Google

Hand — deren Daumen auf dem Tisch ruht, während die Finger graziös in der Luft spielen — sehr gelitten hat u. äußerlich genommen wenig hervortritt. Die Handbewegung spricht resigniert: ‚ja, es ist nun mal so; ich weiß es; ich muß es tragen und ich werde es'."

Ueber die Kirche Santa Maria delle Grazie selbst, die auch ihrerseits in ihrer Mischung von Gotik und Renaissance, so wie namentlich durch die feine und zugleich kühne Behandlung des Bachsteins von Interesse ist, schweig ich.

Ich ließ nun meinen Kutscher eine zweite Stunde, die ohnehin schon angebrochen war, in Stadt und nächster Umgebung umherfahren, sah die Promenade, den großen Exerzierplatz, die Bersaglieri-Kaserne (daran angrenzend die Ueberreste eines alten Visconti-Schlosses), den Arco della Pace, das Garibaldi und das Neue Tor, die „öffentlichen Gärten" mit ihrem zoologischen Anhängsel und landete endlich bei der Brera, einem berühmten Gebäude, in dem sich Gemälde- und Skulpturen-Sammlung, Archiv und Bibliothek vereinigt finden. Nur in die Gemälde-Sammlung ging ich. Sie ist, Gott sei dank, nicht groß und umfaßt etwa 800 Bilder in dreizehn Zimmern. Das siebente Zimmer, an und für sich klein und unscheinbar, ist das Hauptzimmer. Hier befindet sich das Bild Raphaels, das, die Vermählung Marias und Josephs darstellend, unter dem Namen: „Sposalizio" so berühmt geworden ist. Es ist entzückend, dabei merkwürdig gut erhalten. Auch in dieser ganz äußerlichen Beziehung ist viel Kunst verloren gegangen. In demselben siebenten Zimmer hängt auch die Farbenskizze Leonardos zu seinem Christuskopfe auf dem Abendmahlsbilde in Sa. Maria delle Grazie. Noch einmal zitiere ich hier meine an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen: „Diese Skizze weicht von dem, was das große Bild bietet, sehr ab, so sehr, daß es mir fraglich erscheint, ob es überhaupt die Skizze dazu ist. Nicht nur der Ausdruck des Kopfes ist anders, sondern auch die Haltung desselben. Auf dem Freskobilde gibt sich der Kopf ziemlich senkrecht, hier auf der Skizze neigt er sich, vom Beschauer aus, nach rechts. Mir ist der Kopf des großen Bildes lieber; die Skizze wirkt ein wenig trübselig und weinerlich, während die verklärte Resignation jenes ersten, nicht nur viel schöner und größer ist, sondern auch zu dem wichtigen und ausdrucksvollen Händespiel mehr paßt. Was die Skizze gibt, würde gar nicht dazu passen.

Im Zimmer daneben, 8. Saal, befindet sich eine wundervolle „Pietà" von Mantegna. Ein höchst merkwürdiges Bild. Christi Leichnam

Digitized by Google

liegt auf einem Stein oder Tisch, dem aber irgendeine Rückenlehne gegeben ist. Maria, völlig Matrone, und eine andre Alte, stehen weinend daneben. Alles in Temperafarben auf Leinwand. Der Kopf Christi, den man so zu sagen vom Kinn aus sieht, so daß die Stirn fast verschwindet, ist erschütternd in seinem großartigen Ernst. Dazu welche technische Meisterschaft! Alles ist in der Verkürzung gemalt, so daß die Figur völlig verzwergt wirkt. Die Kunst ist aber so groß, daß das Häßliche, was an diesem Zwergentum haftet, ganz wegfällt.

Von der Brera schlenderte ich wieder nach dem Domplatz und der „Passage". Ich nahm eine Tasse Kaffee und musterte die Details dieser mächtigen und weitgespannten Halle. Auch die Fresken, die sie am Rande ihrer Kuppel (in Lünetten) hat, sind zum Teil geistvoll komponiert und gut ausgeführt. Ich gebe nichts drauf, wenn einige Klugschmuse vielleicht die Achsel drüber zucken. Es sind dies meist solche, die sich nicht einmal die Mühe geben, die Dinge ernsthaft anzusehen und sich die Frage vorlegen „was wollte denn der Künstler eigentlich"? Alle Kunst ist schwer, und wer sie beurteilen will, muß durchaus die Teilnahme und den Respekt mitbringen, die aller ehrlichen Arbeit gebühren. Es sind die vier Erdteile, die in ebenso vielen Frauengestalten dargestellt wurden. Eigentlich eine wenig lohnende Aufgabe. Die Welt liebt solche symbolisch-allegorischen Bilder nicht. Aber wie hübsch z. B. ist Afrika aufgefaßt! Pyramiden bilden nach links hin eine Art Hintergrund. In Front derselben tront eine egyptische Königin, irgendeine Cleopatra, und empfängt den Tribut des Landes, den ihr ein schwarzer Nubier in goldenen Aehrenbündeln darbringt. Die Farben wirken vorzüglich. Die drei andern sind weniger gelungen. Europa sitzt als Repräsentantin der Monarchieen da; sie trägt Krone u. Szepter; neben ihr aber liegen, wie Geschmeide, sechs, sieben andre Kronen, was entweder einfach heißt: „ich habe viel davon" oder „ich fange an, mich dieses Geschmeides zu entledigen". Amerika, etwas schwach, ist durch einen neben ihr sitzenden mexikanischen Häuptling, Asia eine märchenhafte, träumerische Gestalt, durch einen huldigenden Chinesen repräsentiert. In den Einzelnheiten aber ist manches fein.

Es war mittlerweile zwischen 3 und 4 geworden, ich ging in mein Hotel zurück, um einen Augenblick zu ruhen, und mich zum Diner umzukleiden. Das Hotel ist sehr gut; anfangs etwas steif und wichtigtuerisch, nachträglich aber aufgetaut. Von der Finesse, die geübt

Digitized by Google

wird, mag das Eine eine Vorstellung geben, daß der Ort, der sonst einfach eine Null oder die Aufschrift „Hier" zu tragen pflegt, im Hotel de la Ville, auf blankgeputzter Messingtafel die Inschrift führt: „Jardin". O, Du Rosenflor von Charlottenhof!

Das Diner verlief gut aber stumm, was das Beste ist. Die langweilige, für jedermann nur unerquickliche Sprecherei kommt ganz ab. Ein wirklicher Fortschritt. Nach dem Essen fuhr ich in die Giardini publici hinaus, wo Militärmusik vom Regiment Prinz Amadäus war. Aber unser Franz-Regiment macht sie besser. Dein Th. F.

Lecco, den 14. August

Um 6 Uhr früh von Bellagio aus mit dem Dampfboot nach Lecco. Schon um 4 Uhr hatt' ich mich herausgemacht. Der See war in dieser Frühe und Frische sehr schön. Der erste helle Schein fiel gerade auf die Bergspitzen (die schönste dieser Spitzen, pic-artig, ist die des Monte Croce, dem Hotel Grande Bretagne gegenüber), als ich das Boot bestieg. Während wir die „Punta di Bellagio" umfuhren, sah ich, von dem Punkte aus, der einen Blick in alle drei Arme des Sees gestattet, die ganze Schönheit desselben. Der Lecco-Arm, der sich zu dem Arm zwischen Como und Bellagio etwa so verhält, wie das Urner Loch zu dem Vierwaldstättersee, ist nach meinem Geschmack den übrigen und berühmteren See-Partien durchaus ebenbürtig. Er ist ungeleckter von der Kultur, weniger reich an einfassenden Parks und Villen, was ihn aber durchaus kleidet. Er wirkt durch sein ursprünglicheres Gepräge auch charakteristischer.

Um 7½ waren wir in Lecco, einem betriebsamen kleinen Ort. Ich brachte mein Gepäck auf den Bahnhof u. begab mich dann in die Stadt zurück, in den Lion d'or. Ich bereu es nicht, hier vier Stunden bis zum Abgang des nächsten Zuges nach Desanzano warten zu müssen. Ein Zimmer hab ich natürlich nicht genommen, sondern sitze in dem, in seiner Art entzückenden Albergo-Hofe, der, von allen Seiten eingefaßt, bemalt und umrankt, im Erdgeschoß aus Küche, Ställen, Remisen und Torwegen, in Höhe des ersten Stocks aber aus Galerien besteht. Ueber diesen Galerien ist ein Leinwanddach ausgespannt, das die eine Hälfte des Hofes in Schatten hält, während auf der andern (ungeschützten) Hälfte die Sonne liegt. Und vor dem Leinwanddach sitz' ich nun mit andern Gästen und schreibe diese Zeilen. Topfgewächse und Kübel-Bäume: Camelien, Oleander, Cypressen, bilden einen Honoratiorenplatz, einen salle à manger, in dem Kellner in langschößigen

Digitized by Google

Alpacca-Fracks, an gedeckten und ungedeckten Tischen geschäftig sind. Die Küchenfenster, nur sechs Schritt von mir, stehen offen und gestatten mir einen Blick auf die rußigen Wände und die weißbemützten Köche. Wieder empfind ich die außerordentliche Verwandtschaft zwischen dem italienischen und böhmischen Leben. In Münchengrätz, Sobotka und Gitschin hab ich 1866 ganz Aehnliches gesehen. Zu gleicher Zeit drängt sichs mir auf, daß die Italianissimi unter unsern deutschen Künstlern und Musikern von Ihrem Standpunkt gewiß Recht haben, wenn sie einen immer wieder beschwören: die großen Hotels zu meiden und die nationalen Albergos aufzusuchen. Man wird billig, freundlich und sehr gut bedient, lernt Volk und Landessitte kennen und kommt aus dem zuletzt langweilig werdenden, weil scharf vorgeschriebenen Turisten-Geleis heraus. Alles sehr wahr. Dieser Lion d'or ist im Grunde viel interessanter als das Hotel Grande Bretagne, von dem ich komme; nichtsdestoweniger geht es nicht. Die fabelhaften Gerüche, die aus allen Poren eines solchen nationalen Gasthauses quellen, die „Oertlichkeiten", resp. die „Jardins" (wie es in Mailand hieß), das beständige Gebundensein gleichsam mitzukochen, und mitzubraten — schaffen Zustände, die man in einem gewissen Alter und bei gewissen Verwöhnungen auf die Dauer nicht ertragen kann. Dazu kommt, daß diese Albergos keineswegs immer diesem Lion d'or entsprechen; es finden sich auch wahre Räuberhöhlen, und einmal dem ganzen Schrecknis von Knoblauch-Cotelettes und entsprechender „Casi" verfallen, ist man auf vier Wochen ruiniert. Nur unverwöhnte Mägen und Nasen dürfen sich nationalen Studien hingeben.

Der Lion d'or gibt mir auch Gelegenheit, gleich noch eine Bemerkung einzuschalten, die sich mir, seitdem ich in Bellinzona eintraf, beinah allstündlich aufgedrängt hat. Das nord-italische Volk ist doch sehr anders als das römische und neapolitanische. Bis jetzt bin ich nur einem gesitteten, wohlanständigen und durchaus unbettelhaften Wesen begegnet. Wirklich ein Kulturvolk. Artig, lebhaft, intelligent; geschäftlich exakt, weder Betrug noch Unverschämtheit, am wenigsten die berühmte Mischung von beidem. In Rom störte mich ein Dünkel, für den ich kein rechtes Fundament finden konnte; die niedern Neapolitaner aber sind einfach Gesindel.

Abfahrt von Lecco um 11½ Uhr. Zunächst bis Bergamo, von wo man auf die große Linie Mailand-Verona-Venedig übergeht.

Dein Th. F.

Digitized by Google

Riva, den 15. Aug. 75

Das war gestern ein reicher Tag. Die Stunden teilten sich wie folgt:

Um 4 Uhr auf. — Um 6 Abfahrt von Bellagio bis Lecco. Ankunft $7^1/_2$. Von $7^1/_2$ bis $11^1/_2$ im Lion d'or zu Lecco. — Um $11^1/_2$ Abfahrt nach Bergamo. Ankunft 1 Uhr. — Von 1 bis $2^1/_4$ in Bergamo. Um $2^1/_4$ von Bergamo über Brescia bis Desenzano. Ankunft 4 Uhr. Um $4^1/_4$ von Desenzano nach Riva über den Garda-See. Ankunft $8^1/_2$. –

Für Bergamo hatt' ich nur eine Stunde, wovon $^3/_4$ Stunde auf die Fahrt, $^1/_4$ Stunde auf das Sehen kam. Dennoch bezwang ich es, da alle Sehenswürdigkeiten der Stadt, wenn man erst den Marktplatz, die jetzige Piazza Garibaldi, erreicht hat, hart nebeneinander liegen. So glückte es mir, mich ausreichend zu orientieren und die Hauptsachen im Bilde mitheimzunehmen. Bergamo zerfällt in eine alte und neue, oder in eine obere und untere Stadt. Jene heißt die „Città", diese Borgo S. Leonardo. Zwischen beiden, wie ein Zirkel das Mauerwerk der alten Stadt einfassend, eine Gartenstraße, aber nur von einem gewissen Vorstadtscharakter. Den Mittelpunkt der „Città" vom Bahnhof zu erreichen, währt, selbst im leichten Wagen, eine halbe Stunde. Der ansteigende Weg ist aber sehr schön, ebenso durch seine prächtige Kastanien-Allee wie durch den Blick, den er in die reiche, zum Teil parkartige lombardische Landschaft gönnte. Die Altstadt selbst macht den entgegengesetzten Eindruck; alles sieht nach Armut aus. Vor einem Café-Haus, das mir der Kutscher als ein gutes bezeichnete (seiner Lage nach auch sein mußte), ließ ich halten, um einen „Wermuth mit Wasser" zu nehmen. Aber das Lokal sah kümmerlicher aus wie eine Bierstube in Zehdenick oder Gransee. Nun waren wir endlich am Marktplatz (Piazza Garibaldi). Der Kirchenplatz, auf dem der Dom und S. Maria Maggiore liegen, schließt sich, nur durch den Palazzo Vecchio oder Broletto getrennt, unmittelbar an den Marktplatz an.

Vom Palazzo nuovo ist nichts zu sagen. Der „Broletto" ist eines jener vielen mittelalterlichen Gebäude und Paläste, die beim Besuch italienischer Städte immer wieder zur Bewunderung jener großen und erfindungsreichen Architektur-Epoche anregen. Der Broletto, trotz Verschiedenheit von Farbe und Material (er ist aus Haustein), erinnert ein Weniges an den Palazzo della Ragione in Mailand, dann wieder an die Loggia dei Lanzi in Florenz, wenn diese noch ein Obergeschoß

Digitized by Google

trüge. Unten gotische Halle, darüber irgend ein Versammlungssaal, das ist das Prinzip. Aber, bei aller Verwandtschaft, immer neu gestaltet treten einem diese Dinge entgegen. An diesem „Broletto" soll ein Standbild Torquato Tassos stehen, ist mir leider entgangen.

Durch die offene Halle des „Broletto" tritt man auf den Kirchenplatz. Die Kirchen, einschließlich der Capella Colleoni, stehen hier; Dom und S. Maria Maggiore, wiewohl es von jenem heißt „modernes Gebäude" und von dieser „romanische Kirche aus dem Jahre 1173" — wirken ganz gleich; ja, S. Maria womöglich noch moderner. Natürlich. Das Neue wird in alten Formen gebaut und das Alte wird in seinem Kleid beständig modernisiert. Im Dom ist eine reiche Kapelle, die „Christus-Kapelle", mit vielen Fresken in der Doppelkuppel. Interessanter ist S. Maria Maggiore. An überaus reicher, auch namentlich farbenreicher Ausschmückung übertrifft S. Maria Maggiore, „la prima chiesa della città" (wie der Küster sagte), den Dom bei weitem. Die eingelegten Holzarbeiten (Intarsien) von Fra Damiano sind entzückend. Die vier, die ich sah, stellen dar: Arche, Pharao und das rote Meer, Judith und Holofernes, David und Goliath. Ob die Kompositionen wertvoll sind, stehe dahin; ich hatte keine Zeit zu genauerer Musterung. Nur von einem gewissen kunst-handwerklichen, nur die Gefälligkeit der Dinge ins Auge fassenden Standpunkt aus, ist jedes einzelne Blatt anmutend. Man möcht es besitzen, an den schönen Farben, braun und gelb, sich erfreuen. Die Kirche ist an großen Bildern reich; mein Auge flog nur drüber hin, der Wert Einzelner war aber unverkennbar. In einer Ecke von Haupt- und Querschiff ist dem in Bergamo geborenen Donizetti (gest. 1848) ein Marmordenkmal errichtet. In seiner Art sehr bemerkenswert. Die Muse des Gesanges und der Musik, gleichviel welche, trauert; ihr zu Füßen in Flachrelief der Porträtkopf Donizettis; am Sockel ein breiter Fries, der die Hauptsache ist. Es sind sechs oder acht Genien, von denen namentlich vier mich fesselten. Zwei dieser Genien weinen bitterlich, wie betrübte Kinder, denen ihr Vogel weggeflogen ist, zwei andre machen sich mit ihrer Leier, wie mit einem Spielzeug, auf das sie ärgerlich sind, zu schaffen. Der eine hat die Leier erhoben, um sie zornig zu Boden zu werfen, der zweite stößt die seine bereits mit dem Fuß. — Was sollen wir noch damit? es verlohnt sich nicht mehr; er ist tot: All dies hat etwas durchaus Komisches, zum Lachen Reizendes und paßt insofern nicht auf ein Denkmal, das einen Gestorbenen feiern soll. Aber wozu wären die Ausnahmen? Der

Digitized by Google

Donizetti-Fall scheint mir ein solcher. Der Maestro wird selbst als ein heiteres, gelegentlich betrübtes oder schmollendes Kind geschildert, voll Liebenswürdigkeit, aber ohne alle Größe, so daß mit Rücksicht auf seine spezielle Natur und Begabung diese Art der Huldigung schon gewählt werden durfte.

Sehr interessant ist die Cappella Colleoni. Es scheint, daß man sowohl die Kapelle wie ihren Inhalt schön findet. Ich kann es nicht. Der Bau ist bunt und langweilig, nach meinem Geschmack beinah unschön; ich habe für diese Renaissance-Formen gar kein Organ. Das Grabmal Colleonis selbst teilt in meinen Augen das Schicksal der Kapelle. Der vergoldete Reiter ist an der Grenze des Ridikülen; jedenfalls verhält er sich zu dem Colleoni in Venedig bloß wie ein Pfefferkuchenmann. Viel ansprechender ist an der Linkswand daneben das Grabmonument seiner Tochter. Es scheint eine feine Arbeit, in einer gewissen magren Askese wie etwas sehr Durchgeistigstes wirkend. In dem kleinen Chor der Kapelle, wo auch der Altar ist, befindet sich von Angelica Kauffmann eine Maria (ich glaube auch Joseph neben ihr) glücklich lächelnd über das Spiel des Jesus- und des Johannes-Kindes. Natürlich nichts Größeres; Produkt des 18. Jahrhunderts, aber mit Rücksicht auf die Zeit sehr hübsch . . .

Brief vom 18. VIII. 75

Ich habe Dir nun noch einen Vorschlag zu machen, worauf Du nicht mit nein antworten darfst. Ich reise morgen abend nach Pisa und übermorgen abend nach Bologna. Am 21. und 22. bin ich in Bologna, am 23. in Padua, am 24. in Verona, am 25. in Innsbruck, am 26. in Reichenhall. Dort (oder in Berchtesgaden) will ich noch eine Woche bleiben und bitt ich Dich, mit Meten auf eine Woche oder länger, je nachdem das Geld reicht, hinzukommen. Ich habe etwa 100 Thaler gespart, die, selbst wenn Mete den vollen Preis bezahlen muß, noch nicht voll drauf gehen. Vielleicht könnt ihr ein Billet I. Klasse nehmen und II. Klasse fahren. Oder ihr fahrt (wie Grimms) III. Klasse. Durch diese Winke will ich es Dir nur erleichtern. Es reicht auch, wenn ihr zwei Billets zweiter nehmt. Glaubst Du aber, daß Mete, teils der Schule, teils der Kosten halber, besser zu Hause bleibt, so komm allein und sprich in diesem Fall gar nicht über die Chancen, die sie gehabt hat. Ich würde mich aber freuen, euch Beide zu sehen. Es ist mir wie ein Zuspruch, Dich an der Schönheit dieser Reise auch mitteilnehmen zu sehen. Betracht' es als

Digitized by Google

vorweg genommene silberne Hochzeitsreise. Ich könnte auch Dresden und Schandau vorschlagen; ist Dir dies lieber, so schreib es mir nach Padua. Halte aber lieber Reichenhall fest; nicht nur daß es so viel schöner ist, es ist auch aufenthaltlich, namentlich wenn wir Grimms treffen, so viel billiger, daß die Reise-Mehrkosten wieder ausgeglichen werden . . .

DIE GLETSCHERSPALTE

Novelle von

RENÉ SCHICKELE

Fast erinnere ich mich nicht mehr, wie es war. Meine Frau erscheint mir nicht im Traum. Unser Junge blickt mich mit Augen an, in denen ich vergeblich nach einem Vorwurf suche.

Und doch habe ich ihm seine Mutter verloren!

„Verloren?“ fragt ihr! Jawohl, auf dem Schneefeld unterhalb des Petergrats zwischen Lauterbrunnen- und Lötschental, genauer gesagt: auf dem Weg von der Mutthornhütte zum Tschingelgletscher, dort habe ich ihm die Mutter verloren — ich und kein andrer! Jacquot kennt alle diese seltsamen schweizer Namen und zeigt sie auf der Karte . . .

Nun also, hier auf dem großen blauweißen Flecken stürzten Fanny und ich in eine Gletscherspalte, das heißt, plötzlich sanken wir in den weichen Schnee ein — es war ein heißer Augustmorgen, Föhnwetter —, der Schnee sank unter uns, um uns, so fuhren wir in die Tiefe.

Zuerst nahmen wir es von der heitern Seite, denn obwohl wir gut fünfzehn Meter tief gestürzt waren, hatten wir kaum einige Püffe abbekommen — wir waren sogar recht weich gefallen, in Schnee gepackt, der dann unter unsern Füßen irgendwohin weitergereist war, und standen ziemlich bequem, auf festem Grund, zwischen blaugrünem Eis. Die eine Wand war am Boden ein wenig ausgehöhlt.

Im hellen Himmel über uns hingen winzige goldene Tagsterne . . .

Sie erinnerten mich an ein Wappen mit goldenen Bienen auf blauem Grund. Nein, jetzt fiel es mir ein, es war kein Wappen, sondern das Schlafzimmer eines reichen Kaufmanns in Berlin. Wir lachten über die Narrheit, partout in einem Bienennest — schlafen zu wollen.

Digitized by Google

Auch ein Gewitter, das nachmittags mit urweltlichem Getöse über den Gletscher zog, erregte uns mehr, als daß es uns erschreckt hätte. Im Schein eines langen Blitzes, der sich einmal, ein flatternder Flügel, über die Spalte hing, sahn wir uns. Wir standen wie in einem riesigen Spiegelsaal! Entzückt sanken wir einander in die Arme.

Kaum, daß Regen in die Spalte fiel, oder wir waren schon so naß, daß wir ihn nicht spürten. Wir hörten ihn nur! Der Gletscher schien bis in seinen Tiefen unter unsern Füßen zu rauschen, und er rauschte noch lange, nachdem das Gewitter sich bereits verzogen hatte und wieder Sonne schien.

Fanny hob ihre Armbanduhr in die Höhe — sie ging. Es war vier Uhr.

Mein Pickel war oben geblieben oder sonstwie verschwunden, aber der Rucksak lag neben uns. Wir tranken heißen Kaffee aus der Thermophorflasche, aßen harte Eier und ein Wurstbrot. Lachend stritten wir, wer von uns den andern in dieses kristallene Abenteuer gelockt habe. Es war Fanny, so viel mußte ich zugeben, die keinen Führer hatte nehmen wollen, „um endlich einmal mit mir allein zu sein", und sie klatschte in die Hände, weil der Streich ihr in ungeahntem Maße geglückt war. Wenn ich aber — so ging ich den Dingen auf den Grund — wenn ich ihrem Drängen nicht nachgegeben hätte? Was dann? Mochte auch die Idee von ihr sein, so blieb die Ausführung darum nicht weniger mein Werk. In meiner Macht hatte es gelegen, Ja oder Nein zu sagen. Mit meinem Ja hatte ich die Entscheidung getroffen, ich — nicht sie. „Halt mal", unterbrach sie mich, und sie stellte mir eine Falle. Hatten wir nicht den Weg zweimal hintereinander mit dem Führer zurückgelegt, ohne auch nur eine Gefahr bemerkt zu haben? Ich glaubte, das spräche zu meinen Gunsten, aber nein, im Gegenteil. Dann durfte ich mir meine Entscheidung auch nicht zum Verdienst anrechnen. Sie hatte keinen Führer gewollt — sie, nicht ich. Wir hatten keinen Führer genommen. Deshalb saßen wir jetzt in einer Gletscherspalte. Ich hatte an keine Gefahr geglaubt? Nun, bitte, da saßen wir. Das wäre uns mit einem Führer nicht passiert. Der hätte uns am Gängelseil brav über den Gletscher gebracht und drunten im Hotel abgeliefert.

„Um's Himmels willen," fiel mir ein, „im Hotel wissen sie nicht einmal, wohin wir gegangen sind!"

Ich fühlte, wie sie erbleichte. An ihren Händen fühlte ich es, die ich ergriffen hatte.

Digitized by Google

Um uns über den Schrecken hinwegzuhelfen, begann ich zu schelten. Was war das aber auch für ein hanebüchener Unsinn, allein über die Gletscher spazieren zu laufen, weil es den Kindern, von sicherer Hand geleitet, ein- oder zweimal oder selbst ein dutzendmal gelungen war, unangefochten hindurchzukommen! Und ins Hotel zurückgekehrt, fiel Fanny ein, zwischen Suppe und Braten den Eindruck zu besprechen, als sei man in weißer Unschuld über Täler und Höhen schwebend, im Himmel und jeder Gefahr entrückt gewesen, um sodann plötzlich, zur festgesetzten Zeit, reibungslos am Speisetisch zu landen.

„He, Bürschchen! Jetzt schwärme mir mal was vor, was ein Mensch alles erlebt, wenn er vom Lauterbrunnen- ins Lötschental hinübergeht! Das ist ein deutlicher Erdring — nicht wahr? Der Äquator ist gar nichts — wie? Es gibt keinen Äquator — was?"

Sie zupfte mich abwechselnd an beiden Ohren.

„Wir wollten ja gar nicht bis ins Lötschental", widersprach ich.

„Nein, wir wollten nur so halbwegs zuschauen, was ein Mensch erlebt, der hinübergeht — ‚auf gleitender Regenbogenbrücke'! Kerle, du bist ein Dichter, obwohl du bei der Infanterie gedient hast. Weißt du jetzt, was er erlebt? Er erlebt, daß seine Frau erfriert! Wer paßt dann in Breuschheim auf, daß die Hühner nicht in den Garten laufen? Komm, wärme mich!"

Ich nahm sie in die Arme. Auf dem Boden der Gletscherspalte war es zu eng, um nebeneinander zu liegen, aber das machte uns nichts, und wir versanken in Liebkosungen, unser Blut, unsre Ohren brausten davon. „Du hast mich noch nie so geliebt!" rief Fanny plötzlich aus, sie schrie es, noch einmal, ihr Herz wankte im Triumph.

„Ich habe noch nie so gefürchtet, dich zu verlieren", flog es mir durch den Kopf, und ich weiß, daß sie gleichzeitig dasselbe dachte, ich weiß es, wenn ich es auch damals nicht verstand . . .

Entwurzelt und hingerissen, taumelnd in Raum und Zeit, schlug sie mich in Banden, bis ich mich zu fürchten begann. Sie aber hatte aufgehört, sich zu fürchten, mich zu fürchten, sie hatte die Furcht selbst und alles vergessen, alles außer ihrem Triumph.

„Mein bist du, mein — endlich mein. Niemand mehr wird dich mir nehmen. Eher töte ich dich. Ach, Claus, wie hab ich dich lieb!" . . .

„Siehst du, wie recht ich hatte", sagte sie, als wir wieder nebeneinander standen. „Ich mußte endlich einmal mit dir allein sein."

Digitized by Google

War sie es denn nicht oft genug?

Nein, nicht so. „Und wer sagt mir, daß du dann nicht an die wilde Maria Capponi denkst?"

Ich lachte hell auf:

„Wilde?"

Sie nickte.

„Sie ist doch die Vernünftigkeit in Person! Ich schwöre dir, ich habe sie nie wild gesehen!"

Sie schüttelte den Kopf. Sie wußte es besser . . . Dann wußte sie eben mehr als ich!

„Vielleicht", schloß sie und sah auf die Uhr.

Es war fünf.

Um diese Zeit kamen die Touristen aus dem Lötschental über den Gletscher. Wir beschlossen von Zeit zu Zeit zu rufen, aber wir erkannten gleich, daß unsre Rufe in der Spalte stecken blieben oder doch nur wenig darüber hinausdrangen. Wir saßen zu tief.

„Sie werden mein Pickel finden", sagte ich, „oder jedenfalls die Einbruchstelle bemerken. Sie ist ja offen!" Und wir tranken den Rest des Kaffees, weil wir uns heiser gerufen hatten.

Fanny lehnte sich gegen mich.

„Erzähl mir was!" bat sie müde.

„Hallo, Fanny!" Ich ermahnte sie. „Unter keinen Umständen darfst du einschlafen. Hörst du? Unter keinen Umständen einschlafen!"

Sie räkelte sich.

„Ich weiß. Deshalb habe ich dich ja gebeten, mir etwas zu erzählen!"

Ich zog meine Überstrümpfe aus, legte sie ihr über die Schultern und bat sie, sich leicht gegen die Eiswand anzulehnen. So konnte ich sie am besten im Auge behalten. Und ich erzählte.

„Weißt du noch, wie wir mal . . ." „Erinnerst du dich . . ." O, wir wurden immer munterer. Fanny erzählte gern, und ich dankte dem Himmel für diese Eigenschaft. Von Zeit zu Zeit riefen wir. Plötzlich sang Fanny ein Lied! Das war eine glänzende Erfindung. Denn das vergebliche Rufen hatte unsre Stimmung gedrückt. Wir sangen nur mehr Lieder, allein oder gemeinsam.

Es war acht Uhr.

„Claus, ich erinnere mich an einen Frühlingstag im Winter. Es ging gegen Mittag, ich saß im Hotelzimmer auf dem Sofa. Über

Digitized by Google

dem Fenstersims lief, merkwürdig fern, eine Reihe Schieferdächer. Das war Freiburg. Ich war von Rheinweiler herübergefahren, um mit einem Anwalt zu sprechen. Ich wollte die Scheidung. Ja, Maria Capponis wegen ... Sie war von Kind auf deine Geliebte, und wenn du schlechter Laune warst, so fuhrst du zu ihr und kamst vergnügt zurück. Und dann warst du auch wieder ganz verliebt in mich und wild und quältest mich — recht eintönig, du mußt schon erlauben. Du ließest mich verstehn, es gebe etwas Großes, Erschütterndes, dem ich ewig verschlossen bliebe: Leidenschaft ... Trotzdem gingst du mit starken Schlägen gegen das Tor an. Von alledem verstand ich nur so viel, daß wir uns trennen mußten ... Ich saß also im Hotelzimmer und blickte zum offenen Fenster hinaus. Über den Dächern ragten zwei hohe Pappeln und, weiter entfernt, zwei kleinere. Es lag etwas wie Schweiß der Erde in der Luft. Das kam von der heißen Frühlingssonne. Es war Winter, Claus, mitten im Winter! Höher, in der Bläue, über sie hin, soweit ich blickte, war Wolkenschmelze, die das Blau wässerte, so daß der Himmel in Milde verging ... Vom Berg, durch die Pappeln, kamst du gelaufen, Claus! Dein kurzes Atemholen an den kleinen entfernteren Pappeln, du hobst den Arm, klang wie ein Traumruf. Du trugst einen weißen Tennisanzug und einen Strauß Veilchen im Gürtel. Kamst gelaufen auf das offene Fenster zu, schnurstracks ... Ich schloß die Augen. Zog den Duft der Veilchen ein ... Sie standen vor mir auf dem Tisch, ich starrte lächelnd auf sie und dann wieder ins Freie, in den Rauch der Kamine, einen Rauch wie von kleinen Opferfeuern, über der besonnten Stadt. Ich ging hinunter in den Salon und musizierte, stundenlang, ich vergaß das Mittagessen, so beschwingt war ich. Traurig? Nein, aber auch nicht froh, eher beides ineinander. Ich wußte nur, daß ich nicht von dir los konnte ... Nachher suchte ich eine Wahrsagerin auf und erzählte ihr meinen Traum. Ich hätte ‚Gesicht' oder ‚Vision' sagen sollen, aber das hätte sie vielleicht nicht verstanden. Ihr Beruf war, sich mit Träumen zu befassen ... Sie sagte mir, ich würde ein teueres Wesen verlieren, und tröstete mich mit dem Wiedersehn nach dem Tod."

„Ja, Fanny, und ich holte dich in Rheinweiler ab. Die Tante segnete aufs neue unsern Bund. Das heißt, erst warst du noch böse ..."

„Kerle, du tatst, als ob nichts gewesen wäre. Aber meine bösen Worte, Claus, waren ja nur ein Spiegel, in dem ich mich selbst

Digitized by Google

verzerrt erblickte. Kinder waren wir, immer nur Kinder, obwohl du schon Einundzwanzig alt warst, als wir heirateten. Kinder — bis heute. Warum bestehst du darauf, daß wir die Erwachsenen spielen?"

„Vorbei! Bestehe nicht mehr! Aber sag, Fanny: erinnerst du dich, wie ich dich zum erstenmal nach Breuschheim brachte? . . . Als Knabe roch ich den Frühling auf den engen Wegen zwischen Reben, wie man von weitem einen Brand riecht. Fein schmeckt das! Ich lag im Wald, der wiederum anders roch, nach Harz und heißem Tannenreisig, ich sprengte durch die Wiesen, das Gras reichte mir bis an den Mund. In einem Weizenfeld verschanzt, spürte ich zum erstenmal, wie die Liebe zu mir kam. Damals durchwuchs die Heimat mich, wie Urwald. Wald, Wiese, Fluß, Reben, Berg und Tal und die Luft, die Tageszeiten, die Jahreszeiten, das lebte alles und gedieh in mir und war da, deutlich, zum Greifen. Die Flut andrer Länder ging darüber. Es blieb da. Ein Gedanke genügte, damit es herausprang. Dann kam ich wieder: mit dir! Ich schritt wie ein Sieger, der ein Königreich verschenkt — sein größtes, sein schönstes, ach was, sein einziges! Wie war durch dich die Heimat vertieft, bis auf den Grund deines Herzens, und in den Himmel erhoben, dem wir uns maßlos anvertrauten! Die Liebe, deren Atem mich im Weizenfeld angehaucht hatte, hier stand sie bekränzt, ihre starken, klaren Hände hielten mein Herz. Später, in Sommernächten, als wir aneinander litten — standen wir nicht dennoch im Rebengang des Gartens, Leib und Seele verschmolzen? Siehst du ihn noch, den Mondschein auf dem gelben Sand? Den unendlich zarten Schatten der Weinblätter? Die festen Striche der Pfähle? Die weiße, weiße Wand unseres Hauses in der hellen Nacht? Du!! . . . Sie ist nur noch in dir, meine Heimat, soweit du sie besitzt und erhältst — ich bitte, bringe den fremden Mann zurück in die Heimat. Ich bitte. Ich bete: Gib!"

„Was sollte ich dir denn geben, was du nicht schon besäßest, Claus? Mehr habe ich nicht . . . Mir scheint, diese Worte habe ich genau so schon einmal gesprochen — ich glaube, im Anhalter Bahnhof. Du fuhrst von Berlin fort, ich sollte noch einige Tage bei meinen Verwandten bleiben. Es war eine Belohnung. Ich sollte tanzen dürfen, Museen und Theater besuchen, neue Menschen sehn. Wenn du bei mir warst, wolltest du ja immer allein sein. Kaum war dein Zug aus der Halle gelaufen, da wurde alles um mich zu einem glücklichen Traum. Ich besuchte Museen und Theater, sah Haufen

Digitized by Google

von Menschen, tanzte und lachte — wie im Traum ... Du hattest mich reichlich belohnt: ich durfte auch noch über München heimfahren. Ach, mein München! Ich hatte ein hübsches Zimmer in den „Vier Jahreszeiten", konnte die vier Türme der Theatinerkirche sehn und die beiden Zwiebeln der Frauenkirche, alle grün patiniert, große Architekturflächen des Hoftheaters und des Marstalls, und unter dem Fenster lief eine Dorfstraße vorbei, die ein weltkundiger Bürgermeister ganz städtisch hatte pflastern lassen.

Hier wollte ich dich erwarten ... Mir war zumut, wie als Mädchen in den Exerzitien vor Ostern. Ganz war ich auf dich beschränkt und versenkte mich, um dich würdig zu empfangen ... Ich sah wieder viel Menschen, war abends im Konzert, aber in der Nacht konnte ich nicht schlafen. Mein Herz hungerte nach dir, meine Hände schmachteten nach den deinen. Zärtlich hüllte ich mich in meinen Körper. Die Hände legte ich lautlos an die Hüften, die Beine dicht aneinander: fast war ich du ... Ich schloß die Augen, um mich ganz in dich zu verwandeln ... Mein Körper war mir heilig ... Nun warst du da ... Ich hatte lange gewartet mit der alleinigen Kraft meiner Zärtlichkeit, ohne Begierde. Du warst gekommen, wie ein Traum aus dem andern rinnt ... Nun war ich du. Wie warst du mein! ...

Sag, Claus: ist das nicht Liebe?"

„Ach, Fanny, du! Als ich dich kennen lernte, dachte ich: Sie ist, fertig, diesem Frühling entsprungen. Sie riecht wie diese Erde, an einem warmen Tag vor Ostern. Scheu ist sie und herb und grenzenlos in ihrer Hingabe, wenn sie schauert vor der Gewalt der Liebe und in Dumpfheit verfällt — Befangenheit in feuchter Wärme wie die Erde an einem sonnigen Tag vor Ostern. Sie ist treu wie dieser Baum, der sich krampfhaft zusammenzieht vor der Lust der Säfte, die sich in ihm rühren. Ihr Leib bebt in der Umarmung, als zerschlüge ihr Herz sie, ihre Augen weinen vor Glück, sie fürchtet sich, voller Sehnen, nach dem lautlosen Donnerschlag, mit dem die Knospen springen. Wie strafft sich ihr Körper, um sich selbst abzuschnellen! Frühling! Frühling! ich hätte nicht erfahren, was das ist, wäre ich ihr nicht begegnet ... So wurde Köln für mich eine heilige Stadt. Dann wandelte der Sommer vor uns, korngelb und groß. Du warst Mutter geworden. Üppigkeit ohne Schwere nistete zwischen deinen Gebärden, du bewegtest eine sanfte Fülle, die dich einhüllte wie ein schweres Tuch von ganz zartem Gewebe ... Du warst wissend, ohne

Digitized by Google

Frechheit. Dein Übermut selbst schenkte von deiner Weisheit und Güte dem, an dem er sich ausließ. Manchmal befiel dich die schwüle Unsicherheit eines Gewittertags — der erste Blitz riß dich in dein Selbstbewußtsein zurück. Dann hobst du dich wie der Baum im Unwetter, das sich über ihn ausgießt. Bei jedem Blitz maßest du, gleich dem Baum, aufschnellend auf seinem durchwurzelten Platz, deine ganze Größe bis zum Scheitel und wichst nicht um eines Fingers Breite von dir ab. Wie bist du schön am Abend, wenn du dich vom Kinde getrennt hast und in deinem Goldhelm von Haaren, mädchenhaft schnellfertig und wie umklingelt von deinem Lachen, ein wenig den Kopf neigst, um durch das Abendtor in die Nacht zu springen! Siehst du mein großes Zimmer in Breuschheim? — die Bücher, die Bilder, meinen Tisch, den Diwan, die Fenster auf den Garten hinaus, im Mondlicht geistern die Berge — wie bist du mein und weißt, königlichen Herzens, was das ist. Wieviel Fülle, Kraft — und dreifach in allen Proben gehärtete, ach so lockere Anmut!

Der Frühling heißt jetzt Sommer! Es wäre in jeder Weise voreilig von ihm, sich mit Gedanken an den Herbst abzugeben. Er weiß von ihm, wie das eine Ufer des Baches vom andern weiß, wenn sie sich bei besonderen Sonnenuntergängen im Wasser vermischen. Fast zu heftig ist solcher Farbenrausch, zu groß die Stille der Stunde, ein ferner Glockenschlag erschüttert einen bis zu Tränen — als sei das der Tod, der da in der Gestalt eines blauen Falters geflogen käme . . Das sind Dinge, die auf die Nerven gehn, uns allen, Mensch und Tier, Fanny, wahrhaftig, ich liebe dich über alles. Ich habe immer nur dich geliebt!"

„Danke, Claus, danke!"

Ich war bereit, ihr alles zu sagen von Maria und mir, aber, als erriete sie meinen Gedanken, wehrte sie ab:

„Wenn nicht Maria, wäre es eine andre gewesen. Wir waren Kinder und wollten spielen — ich mit fremden Menschen und Ländern, bei Tanz und Musik, und du, mannshoch, mit Frauen. Ich bin vielleicht nicht für die Liebe geschaffen, Claus, es sei denn, daß du meine Art zu lieben schätzen lernst . . . Sie ist bitter, die Liebe. Es lebt sich schwer mit ihr . . . Man will herrschen und triumphieren . . . Der andre auch . . . Ich verstehe es jetzt. Siehst du, deshalb wollte ich einmal mit dir allein sein. Es gab zuviel, was ich nicht verstand."

„Und jetzt verstehst du?"

Digitized by Google

„Ich fange an . . . Aber, nicht wahr, Claus? — wir wollen uns nie mehr quälen. Unter keinem Vorwand. Wenn einen von uns der Teufel reitet, so schwenken wir ab und lassen ihn sich austoben, bis er genug hat. Dann kommen wir wieder und fressen aus der Hand."

„Fanny, ich schwöre, nie mehr!"

Sie hob sich auf den Zehen, streckte sich und legte mir mit großer Gebärde die Arme um den Hals:

„Ach, wie ich mich auf das Wiedersehn mit Jacquot freue!"

Leise lachte sie in sich hinein.

Es war neun Uhr. Berauscht von unserer Liebe, hofften wir mit jeder Minute stärker. Wir glitten lange an der Grenze der Gewißheit hin.

Als es aber Nacht wurde und niemand kam, uns zu helfen, als es Nacht geworden war, . . . verbrachten wir sie entsetzt in den großen weißglühenden Nachtsternen über der Gletscherspalte. Wir sprachen, sprachen immerzu. Es war herrlich, was wir einander sagten. Es war furchtbar. Wir schrien und küßten, an allen Gliedern bebend, auf dem Marterbett des Todes. Es war furchtbar. Es war nur furchtbar.

Mit meinem Taschenmesser stach ich Eisstücke aus den Wänden, denn wir verdursteten, bis es abbrach. Es war mir lieber so . . . Ich fühlte mich meiner nicht ganz sicher, wie wir so sprachen, immerzu sprachen und, in eine einzige Fackel, lichtlos im Innern verbrennend, gehüllt — einander würgten und küßten. Die Wände der Spalte schienen immer enger zu werden. Sie erdrückten uns.

Fanny hatte es nicht bemerkt, wie die Klinge abgebrochen war.

„Sobald es hell ist, Fanny," stotterte ich, „bald, ganz bald . . . will ich mit dem Messer Tritte ins Eis schneiden. Wir klettern heraus. Gestern abend, als mir das mit dem Messer einfiel . . . gestern hätte es keinen Zweck gehabt. Wir wären doch nicht vor Nacht nach Hause gekommen."

„Nein", sagte sie.

Hunger verspürten wir keinen.

Es war jetzt ganz hell, aber ich konnte sie nicht mehr hindern einzuschlafen.

Wie ich sie, an mich gedrückt, sie schüttelud, sie rufend — o, wie süß klang und wie fern schon ihre Antwort: „Ja, Claus" — am

Digitized by Google

heißesten liebte und dachte, diese Gletscher alle müßten schmelzen in meiner Glut, spürte ich plötzlich einen kalten Hauch sich auf mein Gesicht legen, und es fiel Schnee — Nein, es war ihr Kopf, der auf meine Schulter gefallen war. Sie schlief! Sie war verloren. Ich ließ sie auf den Boden der Gletscherspalte gleiten und legte mich auf sie.

„Es ist nicht Platz genug, um nebeneinander zu liegen", murmelte ich zur Entschuldigung und schob ihre Hände unter mich und die meinen unter ihren Kopf, nun würde ich auch gleich einschlafen. Gleich hätte ich sie eingeholt in ihrem Schlaf, und mir war, als schliefe als dritter der kleine Jacquot bei uns, ja, als wäre er noch gar nicht geboren, als träumten wir ihm erst entgegen . . . Ich spürte ihre Hände mild unter mir, an meinem Schoß, und mein Gesicht lag so auf dem ihren, daß die Wimpern meines rechten Auges gegen die Wimpern ihres linken Auges strichen, doch diese rührten sich nicht.

Da durchfuhr mich ein Gedanke wie Feuer. Ich lag hier, um sie zu wärmen, ich mußte sie warmhalten, damit sie nicht erfror, nur das brauchte ich zu tun, so konnte sie ruhig schlafen, bis Hilfe kam. Wir waren gerettet! Wir lebten! Plötzlich hörte ich Jacquot Vater und Mutter rufen, und ich antwortete ihm, wir unterhielten uns — lachend, schreiend, mit allen Flüchen der Hölle und gleich darauf zärtlich, wie ich mich nie gekannt hatte, unter Tränen und wuterstickten Drohungen erzählte ich ihm, was mit seinen Eltern geschehen war, ich erhob mich auf die Knie, um lauter zu sprechen.

„Jacquot!" rief ich, „Jacquot!" denn mir kam es vor, als ob seine Stimme sich wieder entfernt hätte. Indem ich die Knie gegen die Wände des Gletscherspalts stemmte, versuchte ich, mich mit den Ellenbogen emporzuarbeiten. „Jacquot, hörst du mich?" Jetzt war seine Stimme ganz nahe, und aufstöhnend ließ ich mich mit Knien und Ellenbogen zurückgleiten, langsam und vorsichtig, um Fanny nicht wehe zu tun, und ich legte mich auf sie, um sie zu erwärmen. Wieder fühlte ich ihre Hände und streichelte mit meiner Wimper die ihre.

„Schlaf, mein Liebling," wünschte ich ihr, „schlaf nur. Ich kümmere mich um das Kind, ich behalte es da."

Denn die Unterhaltung mit dem Kind, die wollte ich um nichts in der Welt abreißen lassen. Jacquot mußte, mit Gottes oder des Teufels Hilfe, in der Nähe gehalten werden — und wenn es ihm selbst Tränen und Blut kostete, er mußte bei uns sein.

„Hier, Jacquot, hier!"

Digitized by Google

Ich brüllte, ich schmeichelte, mit unerschöpflichen Tränenströmen rief ich ihn, ich zerriß ihn mit meinen zornigen Worten in Stücke, je nachdem, ob seine Stimme sich näherte oder entfernte. In gleichem Maße entwand ich mich mit Knien und Ellenbogen, mit Zehen und Fingern der reglos ausgestreckten Frau und holte Jacquot zurück — und ließ ich mich auf sie nieder, um sie zu erwärmen.

Manchmal bedurfte es Stunden besessener Arbeit, bevor ich die Stimme des Kindes wieder vernahm, und konnte ich nicht eine Minute auf Fanny liegen bleiben, weil Jacquot gleich wieder davonlief. Dann kam ich fast bis zur halben Höhe des Spalts hinauf, immer bis an die gleiche Stelle, wo die Wände sich einander näherten und ich nicht einmal mit einem einzigen Ellenbogen Platz fand. Andre Male glaubte ich, das Kind an der Hand und auf Fanny liegend, einen langen erquickenden Schlaf getan zu haben.

In solch einem Augenblick bemerkte ich, daß Fannys Augen halb geöffnet waren, ich erschrak furchtbar, weil ich glaubte, sie mit meinem Geschrei und Getue geweckt zu haben. Sie mußte aber schlafen, bis Hilfe kam. Sie durfre nicht vorher aufwachen. Sonst war alles verloren. Sonst starben wir. Ich schloß ihr unter angehaltenem Atem die Augen, mit den Lippen schloß ich sie zu, aber gleich darauf standen sie wieder halb offen.

Da fühlte ich, wie ich verrückt wurde. In meinen rotglühenden Kopf griff eine eisige Hand, die suchte zwei, drei Sekunden darin herum, dann drückte sie zu und — und hätte mich beinahe mit einem Ruck mir selbst entrissen! Was wäre zurückgeblieben? Ein Bündel Lumpen und Angst . . . Glücklicherweise fiel mir rechtzeitig ein, daß ich Fanny schon einmal so hatte schlafen sehn, mit festgeschlossenem Mund und halbgeöffneten Augen, sogar sehr oft, im Bett, im Freien, einmal auf dem Pferd, als wir in einer Vollmondnacht dicht nebeneinander nach Hause geritten waren. Ich sah deutlich unsern Schatten auf dem langsam gleitenden Spiegel der Breusch, wie er bald ein Stückchen vor, bald hinter uns mitging. Deutlich sah ich ihr mondweißes Gesicht und einen bläulich silbernen Tropfen in jedem der halbgeschlossenen Augen. Und ich schluchzte endlosen Dank. Es war ein stummes Schluchzen des Körpers in seiner Tiefe. Ich hatte weder Tränen mehr, noch eine Stimme.

Wie die Sterne des Tages denen der Nacht zu weichen begannen und ich mit tonlos wimmernden Lippen zu Jacquot sprach, vernahm ich . . . allmählich . . . von weit her . . . eine fremde Stimme . . .

Digitized by Google

Und da geschah das Wunder.

Ich schrie!

Nachdem ich seit Stunden unfähig gewesen war, den leisesten Hauch mit den Lippen zu formen, schoß, ganz von selbst, ein Schrei aus meiner Kehle, ein Schrei, wie ich ihn niemals, weder vorher, noch nachher, ausgestoßen habe.

Das Seil, das sie zu mir herabließen, erwies sich als zu kurz. Sie mußten zur Mutthornhütte gehn und Hilfe holen. Als sie wieder riefen, antwortete ich nicht. Ich schlief.

In Tücher gepackt, zwischen Wärmflaschen, mit Wickeln an Händen und Füßen wachte ich auf.

Erst sah ich nichts als glühendrote Sonne. Ich lag auf einem Feldbett im Freien. Dann erkannte ich die Mutthornhütte. Ich schaute mich um, ob ich ein andres gleiches Bett entdeckte. Nein, ich war allein.

Ich fragte nicht.

Sie packten mich auf und trugen mich hinunter ins Tal.

Ich schlief.

ÜBER DIE AUSSICHTEN DES CHRISTENTUMS

von

BERNARD SHAW

(Fortsetzung)

Daten aus Matthäus' Erzählung

Eine Wirkung von Jesu Versprechen, zu Lebzeiten einiger seiner Zuhörer verklärt wiederzukehren, gibt die Möglichkeit, die Entstehungszeit des Evangeliums ohne jede Gelehrsamkeit zu bestimmen. Es muß zu Lebzeiten der Zeitgenossen Jesu geschrieben sein, das heißt, solange das Versprechen seiner zweiten Wiederkehr noch erfüllt werden konnte. Der Tod des letzten Menschen, der am Leben gewesen war, als Jesus sagte: „Einige von denen, die hier stehen, werden den Tod nicht schmecken, bis sie des Menschen Sohn in seiner Herrlichkeit kommen sehen", zerstörte die letzte Möglichkeit der versprochenen zweiten Wiederkehr und bestätigte die Ungläubigkeit des Pilatus und der Juden. Und da Matthäus an dies zweite Kommen glaubt und

Digitized by Google

tatsächlich seine Geschichte unbeendet läßt, um damit zu schließen, muß er sein Evangelium innerhalb eines Menschenlebens nach der Kreuzigung niedergeschrieben haben. Er muß auch geglaubt haben, daß Bücherlesen eine der Vergnügungen des himmlischen Königreichs auf Erden sein würden.

Der Klassentypus von Matthäus' Jesus

Noch ein Umstand muß als von Matthäus angenommen erwähnt werden. Obwohl er seine Geschichte so beginnt, daß man annehmen kann, Jesus habe den privilegierten Klassen angehört, erwähnt er später, daß die Leute sagten, als Jesus versuchte, in seinem eigenen Lande zu predigen und dort keinen Erfolg hatte: „Ist dies nicht der Sohn des Zimmermanns?" Aber Jesu ganzes Benehmen ist das eines Aristokraten oder wenigstens das des Sohns eines reichen und zwar durchaus nicht kleinlichen Bürgers. Wir müssen uns daher hüten, Josef als einen modernen proletarischen Zimmermann aufzufassen, der für Wochenlohn arbeitete, sondern in ihm einen Meister seines Handwerks von königlichem Stamme sehen. Johannes der Täufer mag ein Keir Hardie gewesen sein, der Jesus des Matthäus aber gehört der Ruskin-Norris-Klasse an.

Diese hochmütige Charakterisierung ist so ausgesprochen, daß wir, wenn wir keine andern Dokumente über Jesus hätten als das Evangelium Matthäus, nicht die Gefühle für ihn hegen würden, die wir haben. Wir würden viel weniger abgeneigt sein zu sagen: „Hier ist ein Mann, der geistig gesund war, bis Petrus ihn als Christus bezeichnete, und der dann von einer fixen Idee besessen wurde." Wir hätten darauf hingewiesen, daß sein Wahn ein sehr üblicher Wahn unter den Geisteskranken ist und daß solche Geisteskrankheit durchaus übereinstimmt mit der beweisführenden Klugheit und dem Scharfsinn, den Jesus in Jerusalem entfaltete, nachdem sein Wahn völlig Besitz von ihm ergriffen hatte. Wir würden entsetzt sein über das Geißeln und Höhnen und Kreuzigen, genau so wie wir entsetzt sein würden, wenn Ruskin, als auch er wahnsinnig wurde, so behandelt worden wäre, statt daß man für ihn wie für einen Kranken sorgte. Und wir würden keine besondere Bedeutung darin haben finden können, daß er den Sohn des Menschen Gottes Sohn nannte. Wir hätten bemerkt, daß er ein Kommunist war, daß er vieles von dem, was wir Gesetz und Ordnung nennen, als eine Maschinerie ansah, um unter gesetzlichen Formen die Armen auszuplündern, daß er

Digitized by Google

häusliche Bande für eine Schlinge für die Seele hielt, daß er mit dem Sprichwort übereinstimmte: „Je näher der Kirche, desto ferner Gott!", daß er sehr deutlich erkannte, wie die Herren der Gemeinschaft ihre Diener sein müßten, und nicht ihre Bedrücker und Schmarotzer; und daß er, obwohl er uns nicht befahl, nicht gegen unsere Feinde zu kämpfen, uns riet, sie zu lieben und uns einschärfte, daß diejenigen, die das Schwert ziehen, auch durch das Schwert umkommen. All das beweist eine große Kraft, vulgäre Illusionen zu durchschauen und eine Fähigkeit zu höherer Sittlichkeit, als sie noch jemals in einer zivilisierten Gemeinschaft durchgeführt wurde; aber es stellt Jesus nicht über Konfuzius oder Plato, ganz zu schweigen von moderneren Philosophen und Moralisten.

Markus

Die weiblichen Jünger und die Himmelfahrt

Wir wollen sehen, ob wir mehr aus Markus schöpfen können, dessen Evangelium übrigens für älter gehalten wird als das des Matthäus. Markus faßt sich kurz. Und man braucht nicht lange Zeit, um zu bemerken, daß er Matthäus nichts hinzufügt, außer dem Schluß der Geschichte, Christi Himmelfahrt, und der Mitteilung, daß viele Frauen mit Jesus nach Jerusalem gekommen waren, darunter Maria Magdalena, der er sieben Teufel ausgetrieben hatte. Anderseits sagt Markus nichts über die Geburt Jesu und spricht nicht von seiner Laufbahn bis zu seiner Taufe als Erwachsener durch Johannes. Er sieht augenscheinlich Jesus als aus Nazareth gebürtig an, wie auch Johannes, nicht aus Bethlehem, wie Matthäus und Lukas es tun, da Bethlehem die Stadt Davids ist, von der Jesus nach Matthäus und Lukas abstammen soll. Er schildert Johannes' Lehre als „Taufe der Buße" zur Vergebung der Sünden, das heißt als eine Form der Heilslehre. Er sagt uns, daß Jesus in die Synagogen ging und lehrte, nicht wie die Schriftgelehrten, sondern als ein Mann von Autorität: das heißt, so folgern wir, er predigte seine eigene Lehre als originaler Sittenlehrer, statt zu wiederholen, was die Bücher sagen. Er beschreibt das Wunder Jesu, der über den See auf das Boot zuschreitet, aber er sagt nichts davon, daß Petrus versucht habe, dasselbe zu tun. Markus sieht das, was er schildert, lebendiger als Matthäus, und gibt Einzelheiten, die das Ereignis dem Leser näher bringen. Er sagt zum Beispiel, daß, als Jesus auf den Wellen wandelte, er an dem Boot

Digitized by Google

vorüberging, als die Jünger nach ihm riefen. Er scheint zu fühlen, daß Jesu Behandlung des Weibes aus Kanaan einer Entschuldigung bedarf, und sagt deshalb, sie sei eine Griechin von syrophönizischer Rasse, was wahrscheinlich in Markus' Augen jede Unhöflichkeit ihr gegenüber entschuldigte. Er schildert den Vater des Knaben, den Jesus von der Epilepsie heilte, nach dem Wunder als einen Skeptiker, der sagte: „Herr, ich glaube: hilf du meinem Unglauben!" Er erzählt die Geschichte von dem Scherflein der Witwe, die Matthäus ausgelassen hat. Er erklärt, daß „Barabbas mit den Aufrührerischen gefangen lag, die im Aufruhr einen Mord begangen hatten". Joseph von Arimathia, der Jesus in seinem eigenen Grabe begrub und der von Matthäus als ein Jünger beschrieben wird, wird von Markus als ein Mann geschildert, der selber auch auf das Reich Gottes wartete, womit gesagt wird, daß er ein unabhängiger Sucher war. Markus verdient unsern Dank, weil er die alten Prophezeiungen nicht erwähnt und dadurch nicht nur Zeit spart, sondern auch die absurde Folgerung vermeidet, daß Christus nur einen vorherbestimmten Ritus durchmachte, wie ein Uhrwerk, statt zu leben. Endlich berichtet Markus, Christus habe nach seiner Auferstehung gesagt, daß diejenigen, die an ihn glauben, selig, und diejenigen, die es nicht tun, verdammt werden; aber man kann unmöglich feststellen, ob er mit Verdammnis irgend etwas außer einem Zustande des Irrtums meint. Die Sprachforscher sehen diese Stelle als von einem späteren Schriftsteller angefügt an.

Im ganzen läßt Markus den modernen Leser auf demselben Punkt, wo Matthäus ihn gelassen hatte.

Lukas

Lukas, der literarische Künstler

Wenn wir zu Lukas kommen, kommen wir zu einem späteren Geschichtenerzähler, einem Erzähler, der stärkere natürliche Begabung für seine Kunst besaß. Ehe man zwanzig Zeilen von Lukas' Evangelium gelesen hat, bemerkt man, daß man von dem Chronisten, der schreibt, um wichtige Tatsachen zu berichten, zu dem Künstler vorgeschritten ist, der die Geschichte um des Erzählens willen erzählt. Gleich am Anfange schreibt er das entzückendste Idyll der Bibel: die Geschichte von Maria, die aus der Herberge in den Stall verwiesen wurde und ihren neugeborenen Sohn in die Krippe legte,

Digitized by Google

von den Hirten auf dem Felde, die bei Nacht ihre Herden hüteten, und wie der Engel des Herrn zu ihnen kam und die Klarheit des Herrn sie umgab und plötzlich bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen war. Diese Hirten gehen nach dem Stall und nehmen die Stelle der Könige in Matthäus' Chronik ein. Diese Geschichte hat unsere Phantasie so vollständig erobert und bezaubert, daß die meisten von uns der Meinung sind, daß alle Evangelien sie enthalten; aber es ist Lukas' Geschichte und nur die seine. Keine von den andern enthält den leisesten Hinweis darauf.

Der Zauber von Lukas' Erzählung

Lukas verleiht jedem Ereignis den Zauber sentimentaler Romantik. Die Verkündigung, wie Matthäus sie schildert, ergeht an Joseph und ist einfach eine Warnung für ihn, sein Weib nicht wegen schlechten Verhaltens zu verstoßen. In Lukas' Evangelium ergeht die Verkündigung an Maria selbst, ist viel länger und läßt die Ekstase der Braut des Heiligen Geistes fühlen. Jesus ist so fein und sanft geworden, daß man ihn fast nicht wiedererkennt: der strenge, entschiedene Jünger Johannes des Täufers, der niemals zu einem Pharisäer oder Schriftgelehrten sprach, ohne ein beleidigendes Wort hinzuzufügen, wird eine rücksichtsvolle, sanfte, umgängliche, fast höfliche Persönlichkeit; und der chauvinistische Jude wird ein Verteidiger der Heiden, der in seiner eigenen Stadt aus der Synagoge ausgewiesen wird, weil er die Gemeinde daran erinnert, daß die Propheten bisweilen die Heiden den Juden vorgezogen hätten. Tatsächlich versuchen sie, ihn von einer Art von tarpejischem Felsen hinabzustürzen, den sie für Hinrichtungen brauchen, aber er geht mitten durch sie hindurch und entkommt; der einzige Hinweis auf einen Waffenkampf seinerseits in den Evangelien. Da steht kein Wort von dem syrophönizischen Weibe. Am Schluß ist er ruhig überlegen in seinem Leiden, hält auf seinem Wege zum Richtplatz in unerschütterlicher Haltung eine Rede, verzweifelt am Kreuze nicht und stirbt mit vollkommener Würde, indem er seinen Geist Gott befiehlt, nachdem er für seine Verfolger um Verzeihung gebeten hat, weil „sie nicht wissen, was sie tun". Nach Matthäus ist es ein Teil der Bitterkeit seines Todes, daß sogar die Diebe, die mit ihm gekreuzigt werden, ihn schmähen. Nach Lukas tut das nur einer von ihnen, und er wird von dem andern getadelt, der Jesus bittet, seiner zu gedenken, wenn er ins Himmelreich komme. Worauf Jesus erwidert: „Heute noch wirst du

Digitized by Google

mit mir im Paradiese sein", womit er sagen will, daß er die ersten drei Tage nach seinem Tode dort verbringen wird. Kurz, es wird jede Möglichkeit benutzt, von dem unbarmherzigen Grauen der Chronik Matthäi loszukommen und die Geschichte der Passion durch rührende Episoden und dadurch zu erhellen, daß Christus als erhaben über menschliche Leiden dargestellt wird. Lukas' Jesus hat unsere Herzen erobert.

Der Anflug von Pariser Romantik

Lukas' romantisches Zurückscheuen vor allem Unangenehmen und seine Sentimentalität werden illustriert durch seine Erzählung von dem Weibe mit den Salben. Matthäus und Markus schildern dies Ereignis so, als habe es im Hause Simons des Aussätzigen stattgefunden, dessen Geldverschwendung getadelt wird. In Lukas' Schilderung ist der Aussätzige ein reicher Pharisäer, die Frau eine Kameliendame, und über Geld und Armut wird nicht gesprochen. Die Frau wäscht Jesus die Füße mit ihren Tränen und trocknet sie mit ihrem Haar; und ihm werden Vorwürfe gemacht, weil er es duldet, daß ein sündiges Weib ihn berührt. Es ist fast wie eine Bearbeitung des unromantischen Matthäus für die Pariser Bühne. Es liegt der unverkennbare Versuch darin, das weibliche Interesse zu vergrößern. Der dünne Faden, den Markus spann, wird aufgenommen und weitergesponnen. Mehr erfahren wir über Jesu Mutter und ihre Gefühle. Die Jüngerinnen Christi, die von Markus nur erwähnt werden, um von ihrer Anwesenheit an seinem Grabe zu berichten, werden schon früher geschildert und einige der Frauen mit Namen genannt, so daß wir Johanna, das Weib des Chuza, den Truchseß des Herodes, und Susanna kennen lernen. Dann kommt die sonderbare kleine häusliche Episode zwischen Maria und Martha. Das Gleichnis vom Verlorenen Sohn, das an die Romantik der Gnade appelliert, hat immer auf Charles Surface und Des Grieux hingewiesen. Frauen folgen Jesum zum Kreuzgang, und er hält eine Ansprache an sie, die mit den Worten beginnt: „Töchter von Jerusalem, so klein diese Veränderungen erscheinen, bringen sie doch eine große Veränderung der Atmosphäre mit sich." Matthäus' Christus hätte nie das werden können, was man im gewöhnlichen Leben einen Frauenhelden nennt (obwohl tatsächlich das allgemeine Verlangen nach Gefühl, so weit es nicht einfach menschlich ist, mehr männlich als weiblich scheint); aber Lukas' Christus hat die Bilder möglich gemacht, die jetzt in den Zimmern vieler

Digitized by Google

Damen hängen, auf denen Jesus genau so, wie im Kino von Lourdes, durch einen hübschen Schauspieler dargestellt wird. Die einzige Spur von Realismus, die Lukas nicht instinktiv unterdrückt, um diesen gefälligen Eindruck hervorzurufen, ist der Vorwurf, der Jesus gemacht wird, daß er sich zu Tische setze, ohne sich die Hände zu waschen, und diese Stelle wird beibehalten, weil sich eine interessante Unterhaltung daran anknüpft.

Das Warten auf den Messias

Ein neuer Zug in Lukas' Geschichte ist der Umstand, daß sie in einer Welt beginnt, in der jeder auf das Kommen Christi wartet. Bei Matthäus und Markus kommt Jesus in eine normale Philisterwelt wie es die unsere von heutzutage ist. Erst wenn der Täufer sagt, daß ein Größerer als er selber nach ihm kommen wird, beginnt sich die alte jüdische Hoffnung auf einen Messias wieder zu regen; und da Jesus als ein Schüler des Johannes beginnt und von ihm getauft wird, verknüpft ihn niemand mit dieser Hoffnung, bis Petrus die plötzliche Eingebung hat, die einen so überraschenden Eindruck auf Jesus macht. Aber im Evangelium Lukas' ist der Geist der Menschen und besonders der Frauen voll eifrigen Harrens auf einen Christus nicht nur vor Jesu Geburt, sondern vor der Geburt Johannes des Täufers, mit welchem Ereignis Lukas seine Geschichte beginnt. Während Jesus und Johannes noch in ihrer Mütter Schoße sind, frohlockt Johannes bei der Annäherung Jesu, als die beiden Mütter sich besuchen. Bei Jesu Beschneidung begrüßen fromme Männer und Frauen das Kind als Christus.

Der Täufer selber ist nicht überzeugt; denn an einem sehr späten Zeitpunkt in der Laufbahn seines früheren Schülers schickt er zwei junge Männer zu Jesus, um ihn zu fragen, ob er wirklich Christus sei. Das ist bemerkenswert, weil Jesus sofort Wunder vor ihren Augen tut und ihnen gebietet, Johannes zu sagen, was sie gesehen haben und ihn zu fragen, was er jetzt denke. Das steht in vollkommenem Gegensatz zu dem, was ich die Rousseauische Ansicht über Wunder, wie sie sich aus Matthäus ergibt, genannt habe. Lukas zeigt alle Gedankenlosigkeit eines Dichters über Wunder: er sieht sie als „Zeichen" an, das heißt als Beweise der Göttlichkeit der Person, die sie vollbringt, nicht nur als Beweis wundertätiger Kräfte. Er schwelgt in Wundern, wie er in Gleichnissen schwelgt: sie ergeben so wunderbare Geschichten. Er kann nicht umhin, den Ausrufen der Petrus, Jakobus und Johannes' aus ihren Booten einen komisch wunderbaren Überfluß an Fischen beizu-

Digitized by Google

mengen, so daß die Netze die Boote hinabziehen und Petrus zu dem Ausruf veranlaßt wird: „Herr, gehe von mir, ich bin ein sündiger Mensch", was wahrscheinlich übersetzt werden müßte: „Ich will von deinen Wundern nichts mehr wissen: der natürliche Fang genügt für meine Boote."

In Lukas' Darstellung sind noch einige andere neue Dinge. Pilatus schickt Jesus zu Herodes, der zufällig in Jerusalem weilt, da Herodes neugierig auf ihn ist, aber es ergibt sich nichts daraus: der Gefangene will nicht zu ihm sprechen. Als Jesus in einem samaritischen Dorf schlecht aufgenommen wird, schlagen Jakobus und Johannes vor, Feuer vom Himmel regnen und den Ort zerstören zu lassen; und Jesus erwidert, er sei gekommen, nicht um Leben zu zerstören, sondern um Leben zu erhalten. Die Abneigung Jesu gegen die Schriftgelehrten wird betont, ebenso sein Entschluß, nicht zuzugeben, daß er mehr an seinen Verwandten als an Fremden hänge. Er fährt eine Frau an, die seine Mutter segnet. Da dies den Traditionen sentimentaler Romantik widerspricht, würde Lukas es wahrscheinlich ausgelassen haben, wäre er nicht überzeugt, daß die Bruderschaft der Menschen und die Vaterschaft Gottes auch sentimentalen Erwägungen überlegen sind. Die Geschichte von dem Schriftgelehrten, der fragt, welches die beiden Hauptgebote sind, wird insofern verändert, als Jesus die Fragen an den Schriftgelehrten stellt, statt sie zu beantworten.

Was die Lehre betrifft, so ist Lukas nur deutlich, wenn seine Gefühle berührt werden. Seine Logik ist schwach; denn manche von Jesu Aussprüchen sind falsch zusammengestellt, wie jeder, der sie in der richtigen Anordnung und im richtigen Zusammenhang bei Matthäus gelesen hat, sofort bemerken wird. Er schöpft nichts Neues aus Christi Mission und glaubt gleich den andern Evangelisten, daß ihr ganzer Inhalt darin bestehe, daß Jesus der lange erwartete Christus war und daß er jetzt auf die Erde zurückkommen und sein Reich errichten werde, nachdem er gestorben und nach drei Tagen wiederauferstanden ist. Aber Lukas berichtet nicht nur die Lehre von der Gütergemeinschaft und der Vermeidung des Hasses, die natürlich mit der zweiten Wiederkehr nichts zu tun haben, sondern zitiert einen sehr bemerkenswerten Ausspruch, der damit nicht vereinbar ist, nämlich daß die Leute nicht umhergehen und fragen sollen, wo das Reich des Himmels sei, daß sie nicht sagen sollen: „Es ist hier!" „Es ist dort", weil das Reich des Himmels in ihnen sei. Aber Lukas empfindet nicht, daß dies zu einer ganz andern Gedankenfolge in seinem Christentum

Digitized by Google

gehört und erhält unbeirrt seinen Glauben an das Königreich als einen Ort aufrecht, der ebenso fest umgrenzt ist wie Jerusalem oder Madagaskar.

Johannes

Eine neue Geschichte und ein neuer Charakter

Das Evangelium Johannes ist nach den andern eine Überraschung. Matthäus, Markus und Lukas beschreiben die gleichen Ereignisse in der gleichen Ordnung (die Abweichungen bei Lukas sind unwesentlich), und man nennt ihre Evangelien deshalb die synoptischen Evangelien. Sie erzählen im wesentlichen dieselbe Geschichte von einem Wanderprediger, der am Ende seines Lebens nach Jerusalem kam. Johannes schildert einen Prediger, der im Grunde sein ganzes Leben als Erwachsener in der Hauptstadt verbrachte, mit gelegentlichen Besuchen der Provinzen. Sein eingehender Bericht über die Berufung des Petrus und der Söhne des Zebedäus unterscheidet sich wesentlich von den andern, und er sagt nichts davon, daß sie Fischer gewesen seien. Er betont ausdrücklich, daß Jesus, obwohl er von Johannes getauft wurde, selber nicht taufte, daß aber seine Jünger es taten. Christi qualvolle Auflehnung gegen sein Schicksal im Garten Gethsemane wird zu einer kaltblütigen Erwägung im Tempel zu einer viel früheren Zeit. Jesus streitet vielmehr, er beklagt sich über die Unvernunft und Abneigung, auf die er stößt, schweigt keineswegs vor Kaiphas und Pilatus, legt viel größeres Gewicht auf seine Auferstehung und das Verzehren seines Leibes (so daß er infolgedessen alle seine Jünger außer den zwölf verliert); sagt viele anscheinend widersprechende und unsinnige Dinge, für die jetzt kein gewöhnlicher Leser einen Schlüssel finden kann und macht den Eindruck eines gebildeten, um nicht zu sagen sophistischen Mystikers, der sich in Charakter und Bildung von dem schlichten, offenherzigen Prediger des Matthäus und Markus und dem höflichen, leichtherzigen, bezaubernden Menschen des Lukas unterscheidet. Die Juden aber sagen von ihm: Wie kann dieser Mann lesen, da er es doch nie gelernt hat?

Johannes der unsterbliche Augenzeuge

Überdies behauptet Johannes nicht nur ein Chronist, sondern ein Augenzeuge zu sein. Er bezeichnet sich als den „Jünger, den Jesus liebte", er habe tatsächlich bei dem letzten Abendmahl an Jesu

Digitized by Google

Schulter gelehnt und ihn flüsternd gefragt, welcher von ihnen ihn verraten werde. Jesus sagte leise, er werde dem Verräter einen Bissen geben; darauf gab er ihn Judas, der ihn aß und sofort vom Teufel besessen wurde. Das ist natürlicher als die andern Berichte, in denen Jesus offen Judas bezichtigt, ohne auf irgendwelchen Protest zu stoßen oder Bemerkungen herauszufordern. Es wird damit auch gesagt, daß Jesus freiwillig Judas behext habe, um ihn zu dem Verrat zu bewegen. Später behauptet Johannes, Jesus habe zu Petrus gesagt: „So ich will, daß Johannes bleibe, bis ich komme, was geht es dich an?“ und fügt mit ziemlich einleuchtender spöttischer Bescheidenheit hinzu, daß er nicht behaupte, unsterblich zu sein, wie die Jünger folgerten, denn Christus habe diesen Ausdruck nicht gebraucht, sondern nur gesagt: „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme.“ Kein anderer Evangelist maßt sich eine persönliche Vertrautheit mit Christus an oder behauptet auch nur, sein Zeitgenosse zu sein (es liegt kein Grund vor, Matthäus den Zöllner mit Matthäus dem Evangelisten zu identifizieren), und Johannes ist der einzige Evangelist, dessen Bericht über Christi Laufbahn und Charakter mit Matthäus' Darstellung hoffnungslos unvereinbar ist. Er ist übrigens fast ebenso unzulänglich wie Matthäus in bezug auf seine wiederholten Erklärungen, als hätten Christi Handlungen keinen anderen Zweck gehabt, als die alten Prophezeiungen zu erfüllen. Der Eindruck ist noch unangenehmer, weil, da Johannes, anders als Matthäus, gebildet, scharfsinnig und von künstlichen intellektuellen Mystifikationen angefochten ist, die Entdeckung, daß er in einer so einfachen Sache dumm oder oberflächlich sein konnte, einen mit Mißtrauen und Mißfallen erfüllt, trotz seinem großen literarischen Reiz, der sich offenbart in seiner Umwandlung der herben Episode des syrophönikischen Weibes in die schöne Erzählung von der Samariterin. Deshalb vielleicht ist seine Behauptung, Johannes der Jünger oder ein Zeitgenosse Christi oder auch nur irgendein Überlebender von Christi Generation zu sein, bestritten und schließlich, wie es scheint, verworfen worden. Aber ich wiederhole, ich beziehe mich hier nicht auf die Dispute von Sachverständigen über das Datum der Evangelien, nicht weil mir diese nicht bekannt wären, sondern weil, da die frühesten Niederschriften griechische Manuskripte des vierten Jahrhunderts nach Christus und die syrischen Niederschriften Übersetzungen aus dem Griechischen sind, der Kenner der alten Schriftarten keine Schwierigkeit hat, zu der Schlußfolgerung zu gelangen, die seinem Glauben oder Unglauben

Digitized by Google

entspricht; und es gelingt ihm niemals, die andern Sachverständigen zu überzeugen, außer wenn sie genau das gleiche glauben oder nicht glauben wie er. Daraus schließe ich, daß die Daten der Originalerzählungen nicht ermittelt werden können und daß wir uns auf den eigenen Bericht der Evangelisten über sich selbst verlassen müssen. Es ist, wie wir gesehen haben, ein sehr ausgeprägter Unterschied zwischen ihnen, der keinen Zweifel zuläßt, daß wir mit vier Autoren von unverkennbarer Verschiedenheit zu tun haben; aber sie alle schließen mit einer Geste der Erwartung des zweiten Kommens, das, wie sie übereinstimmend versichern, Jesus positiv und unzweideutig zu Lebzeiten seiner Zeitgenossen in Aussicht gestellt habe. Jeder Gläubige, der ein Evangelium zusammengestellt hätte, nachdem der letzte dieser Zeitgenossen dahingegangen war, würde die Überlieferung dieses Versprechens verwerfen oder weglassen, mit der Begründung, daß er, da es nicht erfüllt wurde und jetzt die Erfüllung nicht mehr möglich war, auch nicht gegeben sein konnte, weil er sonst den Juden, den strengsten Kritikern der Christen, hätte zugeben müssen, daß Jesus ein Betrüger oder das Opfer einer Täuschung gewesen sei. Nun erklären aber alle Evangelisten außer Matthäus ausdrücklich, Gläubige zu sein, und Matthäus' Bericht ist zweifellos nicht der eines Skeptikers. Ich nehme daher als etwas ganz Natürliches an, daß, von Einschiebungen abgesehen, die Evangelien sich auf Erzählungen gründen, die im ersten Jahrhundert nach Christus geschrieben wurden. Ich schließe Johannes ein, weil, obwohl behauptet werden kann, daß er seine Stellung sicherte durch die Angabe, daß Christus, der ihn besonders liebte, ihn mit einem wunderbaren Leben bis zum zweiten Kommen begabte, man den Schluß ziehen müßte, daß Johannes noch in diesem Augenblick am Leben ist, und ich nicht glauben kann, daß ein literarischer Fälscher hoffen könnte, durch eine so gröbliche Anmaßung die Situation zu retten. Auch ist Johannes' Erzählung in vielen Punkten den Wirklichkeiten des öffentlichen Lebens näher als die einfache Chronik des Matthäus oder die sentimentale Romanze des Lukas. Das mag daran liegen, daß Johannes zweifellos mehr ein Mann von Welt war als die andern und wußte, was tatsächlich fern von Büchern und Schreibtischen geschieht, was bloße Chronisten und Dichter niemals wissen. Aber es mag auch daran liegen, daß er sah und hörte, was geschah, statt Überlieferungen darüber zu sammeln. Die Paläographen und Datierer der ersten Zitate mögen sagen, was sie wollen: Johannes' Behauptung,

Digitized by Google

als Jugendzeuge die Darstellung zu geben, während die andern nur Geschichte zusammentragen, wird durch eine gewisse Wahrscheinlichkeit gestützt, die mir den Eindruck eines Menschen macht, der eine neue Lehre gepredigt und darüber gesprochen und Geschichten aufgeschrieben hat. Diese Wahrscheinlichkeit mag eine dramatische Kunst sein, gestützt durch Kenntnis des öffentlichen Lebens; aber selbst dabei dürfen wir nicht vergessen, daß die beste dramatische Kunst die Betätigung eines divinatorischen Instinktes für Wahrheit ist. Wie dem aber auch sei – Johannes war sicherlich nicht der Mann, an die zweite Wiederkehr zu glauben und noch ein Datum dafür zu geben, nachdem dieses Datum vorbeigegangen war. Man kann sich wirklich der Schlußfolgerung nicht entziehen, daß die Originale all der Evangelien aus der Periode stammen, als noch eine Möglichkeit bestand, daß die zweite Wiederkehr zu der versprochenen Zeit stattfinden würde.

Die eigentümliche Theologie Jesu

Trotz des Argwohns, der durch Johannes' Idiosynkrasien geweckt wird, ist seine Erzählung von ungeheurer Wichtigkeit für alle, die in den Evangelien nach einer glaubwürdigen modernen Religion suchen. Denn Johannes fügt den andern Berichten Aussprüche hinzu wie zum Beispiel: „Ich und der Vater sind eins", „Gott ist Geist"; er sagt, Jesu habe nicht nur gewollt, daß die Menschen leben, sondern daß sie ein reicheres Leben leben sollen (ein Unterschied, der sehr wichtig ist für Leute, die glauben, daß ein Mensch entweder lebendig oder tot sei und die sich niemals um die wichtige Frage kümmern, wie er lebendig ist), und daß die Menschen das beherzigen sollten, was ihnen im 82. Psalm gesagt wurde, daß sie gottähnlich seien und verantwortlich für die Taten der Gnade und Gerechtigkeit Gottes. Die Juden steinigten ihn, weil er dies alles sagte, und als er sie tadelte, weil sie in ihrer Dummheit einen steinigten, der ihnen nichts als Gutes getan hätte, erwiderten sie: „Um eines guten Werkes willen steinigen wir dich nicht, sondern um der Gotteslästerung willen, weil du, der du ein Mensch bist, dich selber zu Gott machst." Er behauptet (indem er auf den 82. Psalm Bezug nimmt), wenn in ihrer eigenen Religion sich der Hinweis finde, daß sie nach Gottes eigener Versicherung gottähnlich seien, es keine Gotteslästerung sein könne, wenn er, den der Vater heiligte und in die Welt sandte, sage: „Ich bin Gottes Sohn". Aber sie wollen das um keinen Preis dulden und

Digitized by Google

er muß vor ihrer Wut entfliehen. Hier wird die Frage verdunkelt durch den Unterschied, den Jesus zwischen sich und andern Menschen macht. Er sagt tatsächlich: „Wenn ihr göttähnlich seid, dann bin ich, a fortiori, ein Gott." Johannes läßt ihn dies sagen, genau wie er ihn sagen läßt: „Ich bin das Licht der Welt". Aber Matthäus läßt ihn zu dem Volke sprechen: „Ihr seid das Licht der Welt". Johannes hat kein Verständnis für die Bedeutung dieser Brocken, die er aufgelesen hat: er ist viel stärker interessiert für eine eigene Ansicht, daß nämlich Menschen dem Tode entrinnen und viel ungewöhnlichere Dinge tun können als Jesus selber; tatsächlich stellt er Jesus so dar, als gebe er dies ausdrückliche Versprechen und läßt sich schließlich zu der kühnen Anspielung verleiten, daß er, Johannes, selber im Fleische unsterblich sei. Und doch übergeht er die bedeutsamen Aussprüche nicht gänzlich. So wenig Zusammenhang sie mit der Lehre haben mögen, auf die er bewußt hinzielt, so appellieren sie doch an einen unterbewußten Instinkt in ihm, der ihn veranlaßt, sie anzubringen, wie ein Kind Flittersterne auf das Kleid eines Spielzeugengels heftet.

Johannes erwähnt die Himmelfahrt nicht und am Ende seiner Erzählung ist Christus dem Leben wiedergegeben und erscheint von Zeit zu Zeit unter seinen Jüngern. Bei einer dieser Gelegenheiten schildert Johannes den wunderbaren Fischzug, den Lukas an das andere Ende von Christi Laufbahn stellt und bei der Berufung der Söhne des Zebedäus erwähnt.

Johannes in bezug auf Verhör und Kreuzigung gleicher Meinung

Obwohl Johannes nach seiner Gewohnheit, Jesu Geschicklichkeit als Wortkämpfer zu zeigen, ihn beim Verhör eine weniger passive Rolle spielen läßt, gibt er doch im wesentlichen dieselbe Darstellung davon wie alle übrigen. Und die Frage, die jedem modernen Leser aufsteigen würde, kommt ihm ebensowenig wie Matthäus, Markus oder Lukas in den Sinn. Diese Frage lautet: Warum um alles in der Welt verteidigte Jesus sich nicht, warum veranlaßte er das Volk nicht, ihn aus den Händen des Hohenpriesters zu erretten? Er war so populär, daß sie ihn nicht hindern konnten, die Wechsler aus dem Tempel zu treiben und nicht imstande gewesen wären, ihn deswegen zu verhaften. Als sie ihn später verhafteten, mußten sie es bei Nacht in einem Garten tun. Er hätte mit ihnen disputieren können, wie er es so

Digitized by Google

oft im Tempel getan, und hätte sich sowohl vor dem jüdischen Gesetz wie vor Cäsar rechtfertigen können. Und er hatte physische Kraft genug, seine Argumente zu stützen. Er hätte nur eine Rede zu halten brauchen, um seine Verfolger zu verspotten, und er war nicht am Sprechen gehindert. Die Antwort der Evangelisten wäre gewesen, daß all diese Erwägungen müßig seien, weil Jesus, wenn er hätte entkommen wollen, sich all diese Not hätte ersparen können, indem er tat, was Johannes in seiner Schilderung ihn tun läßt: nämlich die Knechte, die ihn hielten, durch eine Anspannung seiner wunderbaren Kräfte zu Boden werfen. Wenn man Johannes fragen würde, warum er sie wieder aufstehen und ihn martern und hinrichten ließ, würde Johannes erwidern, daß es das Schicksal Gottes war, getötet und begraben zu werden und wieder aufzuerstehen, und daß er, wenn er diesem Schicksal aus dem Wege gegangen wäre, damit sein Gottestum nicht anerkannt hätte. Und das ist die einzige einleuchtende Erklärung. Ob man mit den Evangelisten glaubt, daß Christus sich durch ein Wunder hätte retten, oder als moderner Freidenker darauf hinweist, daß er sich wirksam hätte verteidigen können, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß er nach allen Berichten keines von beiden tat. Er mußte sterben wie ein Gott, und durfte sich nicht retten „wie einer der Tyrannen".* Der Hinweis auf diesen Punkt ist wichtig, weil er die absolute Aufrichtigkeit von Jesu Erklärung, daß er Gott sei, beweist. Kein Betrüger hätte so furchtbare Folgen auf sich genommen, ohne den Versuch zu machen, sich zu retten. Kein Betrüger hätte die Kraft gefunden, sie zu ertragen in der Überzeugung, daß er aus dem Grabe auferstehen und nach drei Tagen wieder leben werde. Wenn wir die Geschichte überhaupt hinnehmen, müssen wir dies glauben und außerdem annehmen, daß er an sein Versprechen, in Herrlichkeit wiederzukehren und sein Reich auf Erden zu errichten zu Lebzeiten der damals Lebenden, glaubte und es erfüllen zu können meinte. Zwei Evangelisten erklären, daß er in seiner letzten Todesnot verzweifelte und Gott vorwarf, daß er ihn verlassen habe. Die andern beiden stellen es so dar,

* Jesus selber hatte sich auf Psalm 82 bezogen, worin Menschen, die ungerecht richten und die Person des Gottlosen vorziehen (hier werden praktisch alle weißen Bewohner der britischen Inseln und des nordamerikanischen Kontinents, ohne weitere Orte zu nennen, vorweggenommen), mit den Worten verdammt werden: Ich habe wohl gesagt, daß ihr gottähnlich seid, und allzumal Kinder des Höchsten; aber ihr werdet sterben wie Menschen und wie ein Tyrann zugrunde gehen.

Digitized by Google

als sei er in unerschütterter Überzeugung und wirklicher Liebe gestorben mit der einfachen Bemerkung, daß es vollbracht sei. Alle vier aber bestätigen, daß sein Glaube nicht getäuscht wurde und daß er tatsächlich nach drei Tagen wieder auferstand. Und ich halte es für unsinnig, daran zu zweifeln, daß alle vier ihre Berichte in dem vollen Glauben schrieben, daß auch das andere Versprechen erfüllt werden würde und daß sie selber leben würden, um diese zweite Wiederkehr zu schauen.

Glaubwürdigkeit der Evangelien

Die älteren unter meinen Lesern, die sicherlich mehr oder weniger von dem einstigen Streit erfaßt wurden, ob die Evangelien als Tatsachenberichte glaubwürdig sind, werden sicherlich konstatieren, daß ich diese Frage kaum gestreift habe und das Glaubwürdige und Unglaubwürdige mit gleichem Wohlgefallen hingenommen habe. Ich tat das, weil Glaubwürdigkeit eine subjektive Bedingung ist, wie die Entwicklung des religiösen Glaubens deutlich zeigt. Glauben ist von Beweisen und Vernunft nicht abhängig. Es liegen ebensoviele Beweise vor, daß die Wunder geschahen, wie daß die Schlacht bei Waterloo geschah oder daß eine große russische Armee 1914 durch England marschierte, um an dem Kampf an der Westfront teilzunehmen. Genau so gut wie man an die Ermordung des Pompejus glaubt, kann man auch an die Auferweckung des Lazarus glauben. Beide sind von Menschen gleicher Intelligenz geglaubt und angezweifelt worden. Wunder im Sinne von Phänomen, die wir nicht erklären können, umgeben uns überall; das Leben selber ist das Wunder aller Wunder. Wunder im Sinne von Ereignissen, die den normalen Gang unserer Erfahrung durchbrechen, werden täglich berichtet: die blühende Sekte der christlichen Wissenschaftler gründet sich auf eine Unzahl solcher Wunder. Niemand glaubt an alle diese Wunder; jeder glaubt an einige von ihnen. Ich weiß nicht, warum Menschen, die nicht glauben wollen, daß Jesus jemals gelebt habe, doch fest daran glauben, daß Shakespeare Bacon war. Ich weiß nicht, warum Leute, die glauben, daß Engel erschienen und an unserer Seite in der Schlacht bei Mons gekämpft haben und daß in Lourdes Wunder an der Tagesordnung, dennoch stutzig werden vor dem Wunder des fließenden Blutes des heiligen Januarius und es als einen Kniff der Geistlichen verwerfen. Ich weiß nicht, warum Leute, die nicht an Matthäus Geschichte von den drei Königen glauben wollen, die zu Jesu Wiege

Digitized by Google

kostbare Gaben bringen, an Lukas' Geschichte von den Hirten und dem Stall glauben. Ich weiß nicht, warum Leute, die dazu erzogen wurden, in dem alten Buchstabensinne an die Bibel als unfehlbaren Bericht und Offenbarung zu glauben, und diese Anschauung später verwerfen, damit beginnen, das alte Testament zu verwerfen und den Glauben an eine Schwefelhölle aufzugeben, bevor sie (wenn sie es überhaupt tun), den Glauben an einen Himmel voller Harfen, Kronen und Throne aufgeben. Ich weiß nicht, warum Leute, die nicht an die Taufe glauben, unter allen Umständen mit dem grausamen Fanatismus eines Inquisitors an die Impfung glauben. Ich bin überzeugt, wenn zwölf Skeptiker eine Liste der in den Evangelien erzählten Ereignisse aufstellen wollten, die sie für glaubwürdig oder aber für unglaubwürdig halten, ihre Listen in manchen Einzelheiten verschieden sein würden. Glaube ist buchstäblich eine Frage des Geschmacks.

Moden des Glaubens

Fragen des Geschmacks sind meistens auch Fragen der Mode. Wir sind uns eines Unterschiedes zwischen mittelalterlichen Moden des Glaubens und modernen bewußt. Obwohl wir zum Beispiel leichtgläubiger sind als die Menschen im Mittelalter waren und eine Menge von Wahrsagern, Zauberern, Wundertätern, Agenten, die eine Beziehung zu den Toten herstellen, Entdeckern von Lebenselixieren, Umwandlern von Metallen und Wunderärzten aller Art unterhalten, wie das Mittelalter es nie für möglich gehalten hätte, wollen wir doch unsere Wunder nicht in der Form hinnehmen, die das Mittelalter überzeugte. Arithmetische Zahlen machten auf das Mittelalter den gleichen Eindruck wie auf uns, weil schwer mit ihnen umzugehen ist, und weil die größten Meister der Zahlen, die Newton und Leibniz, zu den größten Menschen zählen. Aber es gibt auch in den Zahlen Moden. Das Mittelalter verband irgendeine Vorstellung mit einer bekannten Zahl wie zum Beispiel sieben, und weil es eine sonderbare Zahl war und die Welt in sieben Tagen erschaffen wurde und sieben Sterne im Karlswagen stehen und aus einem Dutzend anderer Gründe, waren sie bereit, alles zu glauben, worin eine Sieben vorkam oder worin sieben siebenmal enthalten war. Sieben Todsünden, sieben Schwerter des Leids in dem Herzen der Jungfrau, sieben Streiter des Christentums, erschienen als einleuchtende und vernünftige Dinge, an die man glauben konnte, einfach weil es sieben waren. Uns im Gegenteil erscheint die Zahl sieben als Stempel des Aber-

Digitized by Google

glaubens. Wir wollen an nichts glauben als an Millionen. Ein mittelalterlicher Arzt gewann das Vertrauen seines Patienten, weil er ihm sagte, daß seine Lebenskräfte von zehn Würmern verzehrt würden. Eine solche Diagnose würde einen modernen Arzt zugrunde richten. Der moderne Arzt sagt seinem Patienten, daß er krank ist, weil in jedem Tropfen seines Blutes Millionen Mikroben schwärmen und der Patient glaubt ihm unterwürfig und augenblicklich. Hätte ein Bischof Wilhelm dem Eroberer gesagt, daß die Sonne siebenundsiebzig Meilen von der Erde entfernt sei, so würde Wilhelm ihm geglaubt haben, nicht nur aus Achtung vor der Kirche, sondern weil er das Gefühl gehabt hätte, daß siebenundsiebzig Meilen die richtige Entfernung sei. Der Kaiser, der ebensowenig darüber wußte wie der Eroberer, hätte diesen Bischof in ein Irrenhaus geschickt. Und doch nimmt er (vermute ich) ohne Zögern die Schätzung auf zweiundneunzig neun zehntel Millionen Meilen, oder wie die letzte ungeheure Zahl heißen mag, als richtig hin.

Glaubwürdigkeit und Wahrheit

Und hier muß ich daran erinnern, daß unsere Leichtgläubigkeit nicht an der Wahrheit der Dinge, die wir glauben, gemessen werden kann. Wenn die Menschen glaubten, daß die Erde eine Scheibe sei, wären sie nicht leichtgläubig: sie gebrauchten ihren gesunden Menschenverstand, und wenn man sie aufgefordert hätte, zu beweisen, daß die Erde eine Scheibe sei, so hätten sie einfach gesagt: „Sehen Sie sie an!“ Diejenigen, die sich weigern, zu glauben, daß sie rund ist, üben einen gesunden Skeptizismus aus. Der moderne Mensch, der glaubt, daß die Erde rund sei, ist überaus leichtgläubig. Die Anhänger der flachen Erde treiben ihn zur Wut, indem sie ihn mit größter Leichtigkeit widerlegen, wenn er versucht, seine Behauptung zu beweisen. Man stelle ihn einer Theorie gegenüber, daß die Erde zylindrisch oder wie ein Stundenglas geformt sei, und er ist verloren. Das, was er glaubt, mag wahr sein, aber nicht deshalb glaubt er es: er glaubt es, weil es irgendwie auf geheimnisvolle Weise zu seiner Phantasie spricht. Wenn du ihn fragst, warum er glaubt, daß die Sonne einundneunzig Millionen Meilen entfernt ist, so wird er entweder gestehen müssen, daß er es nicht weiß, oder er wird sagen, Newton habe es bewiesen. Aber er hat die Abhandlung nicht gelesen, in der Newton es bewies, und weiß nicht einmal, daß sie in lateinischer Sprache abgefaßt war. Wenn man einen Ulster Protestanten befragt,

Digitized by Google

warum er Newton als unfehlbare Autorität ansieht, Thomas Aquinas oder den Papst dagegen als abergläubische Lügner, die er nach seinem Tode zu seiner Freude von seinem Platz im Himmel im ewigen Feuer schmoren sehen können wird, oder wenn man mich fragt, warum ich Oberst Sir Almroths Wrights Schätzungen der Zahl von Streptokokken, die in einer bestimmten Menge Serum enthalten sind, ernst nehme, während ich nur lachen kann über die früheren Schätzungen der Anzahl von Engeln, die auf einer Nadelspitze Platz haben, so ist keine Antwort möglich, abgesehen davon, daß die Sieben und die Engel irgendwie aus der Mode und Billionen und Streptokokken das Neueste sind. Ich weiß einfach nicht, warum Bacon, Montaigne und Cervantes eine ganz andere Art von Leichtgläubigkeit und Ungläubigkeit besaßen als die verehrungswürdigen Bede und Piers Plowman und die frommen Doktoren der Aquinas-Aristoteles-Schule, die sicherlich nicht dümmer waren und die gleichen Tatsachen vor sich hatten. Noch weniger kann ich erklären, warum, wenn wir annehmen, daß diese geistigen Führer alle ihren Glauben verstandesmäßig durchdacht hatten, ihre Autorität einer Generation unantastbar, der andern dagegen gotteslästerlich erschien, wobei keine Generation selber den Gedankengang nachgedacht oder sich mit den Tatsachen bekannt gemacht hat.

Es ist deshalb nutzlos mit dem Leser einen Disput zu beginnen, in bezug auf das, was er in den Evangelien glauben und was er nicht glauben sollte. Er wird das glauben, was er glauben kann, und das verwerfen, was er verwerfen muß. Wenn er überhaupt Grenzen zieht, werden es ganz willkürliche sein. Johannes erzählt uns, daß, als Jesus ausdrücklich göttliche Ehren für sich beanspruchte durch das Sakrament seines Leibes und seines Blutes, ihn so viele seiner Jünger verließen, daß ihre Zahl auf zwölf zusammenschmolz. Viele moderne Leser werden nicht so lange aushalten: sie werden bei dem ersten Wunder abfallen. Andere werden einen Unterschied machen. Sie werden die Heilwunder hinnehmen und die Speisung des Volkes verwerfen. Einigen wird das Wandeln auf dem Wasser eine legendarische Übertreibung des Schwimmens sein, das mit einer gewöhnlichen Rettung des Petrus endet. Und die Erweckung des Lazarus wird nur eine ähnliche Verherrlichung des alltäglichen Vorkommnisses der künstlichen Atmung darstellen, während andere sie als einen beabsichtigten Betrug verhöhnen, bei dem Lazarus als Mitverschworener mitwirkte. Zwischen der Verwerfung der Geschichten als völlig sagenhaft und der Annahme im Sinne der Evangelisten gibt es viele Nuancen von Glauben und Un-

Digitized by Google

glauben, von Sympathie und Spott. Es handelt sich nicht darum, ob man ein Christ ist oder nicht. Ein mohamedanischer Araber wird buchstäblich und fraglos Teile akzeptieren, die ein englischer Erzbischof verwerfen oder wegdeuten muß; und viele Theosophen und Anhänger der indischen Weisheit, die niemals eine christliche Kirche betreten außer als Zuschauer, werden in manchen Teilen des Johannes-Evangeliums schwelgen, die einem frommen, tüchtigen Fabrikanten aus Bradford nichts bedeuten. Jeder Leser nimmt aus der Bibel, was er bekommen kann. Indem ich eine gedrängte Darstellung der Evangelienberichte gab, habe ich damit kein Urteil über ihre Glaubwürdigkeit oder ihre Wahrheit abgegeben. Ich habe den Leser einfach belehrt oder ihm wieder in Erinnerung gerufen, was diese Berichte uns über ihren Helden sagen.

(Wird fortgesetzt)

VERMEER VAN DELFT

von

WILHELM HAUSENSTEIN

Für Benno Reifenberg

Er hat die Kunst, das Gefällige bedeutend zu machen: der Maler des feuchtäugigen Mädchens mit der großen Perle am Ohr; des schönen Mädchens, dessen Augen glänzen wie Perlen von der Feuchtigkeit der See; des weißen Mädchens, dessen Antlitz selbst schimmert und untadelig gerundet ist wie eine Perle. Das Mauritshuis ist mächtig durch den Saul des Rembrandt. Aber dies Bild des Rembrandt, welcher der Antichrist des Vermeer zu sein scheint, ist eine ungeheure Ausschweifung der Empfindung und der Malerei; es ist im grandiosesten Sinne absonderlich; es treibt zum Rande aller menschlichen Möglichkeiten; es zerreißt die Grenzen der Gesellschaft; es zerfetzt die Schranken des Irdischen. Anders Vermeer. Mit Gelassenheit, mit den stillen und süßen Begierden der Gelassenheit, welche in sich selbst schon vollkommene Erfüllungen werden, da sie mit den Wünschen in der Einheit der glücklichsten Anschauung zusammenkommen — mit solcher Gelassenheit malt er ein schönes Mädchen; er malt es ein wenig nach dem Maß der Griechen oder der östlichen Asiaten; und diesem Mädchen malt er die Vollkommen-

Digitized by Google

heit einer Perle ans Ohr, welche unvergleichlich ist. Ach – diese Perle ist keine Ausschweifung wie die niederrollende Träne des Königs Saul, dem der Wurfspeer aus der des Krampfs entledigten Rechten sinkt, während er mit der Linken nach dem violetten Vorhang der Traurigkeiten greift, um sich die Nässe aus dem gehöhlten Auge zu streifen. Die Perle des Vermeerischen Mädchens, das die lauterste aller Geliebten, glücklich Geliebten wäre, macht vielmehr die ruhige und selbstverständliche Mitte eines Hauses, das von Beispielen der Schönheit voll ist, und alles Schöne rings, das Wilde und das Zahme und das Zwiegeschlechtige, fügt sich von selbst um diese köstliche Mitte. Die Perle und das kühle Gesicht, das ihr Gleichnis ist, wurde hier die Mitte einer Ordnung; die Perle oder das Antlitz, dessen Parabel die Perle ist, zieht alles an, Bilder wie Menschen, erregt und beschwichtigt, bannt, bändigt; schimmert den Wünschen und beruhigt sie. Die Perle; sie zivilisiert. Man mag noch eingestehen: die Perle des Vermeer hat auch die Kraft, sogar das außerordentlichste Werk des Rembrandt noch in der Ordnung des Mauritshuis festzuhalten – den weinenden Saul über dem harfenden Knaben David. Mir wenigstens ist noch jetzt zumute, als bräche, wäre nicht dies sanfte Bild inmitten, die unerträgliche Macht des Rembrandt die Wände nieder und wäre nur ein Feuer über Trümmern. Das sanfte Mädchen des Vermeer hält aber den furchtbaren König des Rembrandt. Vielleicht daß von ungefähr der harfende Knabe David ein Verwandter des sänftigenden Mädchens ist. Zwar muß dies nicht sein; es ist ein Einfall. Hier ist viel mehr gemeint: es lohnt dem Bilde des Rembrandt noch, in einem Mauritshuis zu sein, in welchem das Mädchen mit der Perle den Gedanken der Norm in einem wunderbaren menschlichen Maße noch möglich macht. Dies ist gemeint. Es ist der Welt noch nicht erlaubt, zu rasen, verstockt zu sein und aus den Fugen zu weichen, solange dies andere Bild inmitten hängt – das des Vermeer, das Mädchen mit der Perle; solange es mit stillem, fast devotem Schimmer die Idealität des Normalen schimmern macht wie den Schimmer eines Sterns oder Mondes unter Tage ... So hält das sanfteste Bild das wildeste Bild; so wird das leidenschaftlichste Bild vom zartesten und kühlsten Bild zur Ordnung gerufen ... Aber freilich kann dies nur geschehen, weil das Bild, dem man unter allen Bildern die edelste Kunst der Gefälligkeit nachrühmen möchte, von der größten Größe, die dem Menschen erreichbar ist, einen Hauch empfing ...

Am 31. Oktober 1632 (zu einer Zeit, in welcher Rembrandt

Digitized by Google

mit seiner fatalen ersten Anatomie, der des Doktor Tulp, die Unmöglichkeit seines Kompromisses mit der holländischen Gesellschaft schon angesagt hat) wird inmitten gefügter und beschwichtigter Regsamkeit der halbderben, halbfeinen Bürger von Delft Jan van der Meer rite calvinisch getauft. Am 15. Dezember 1675 (in einem Augenblick, da Rembrandt schon seit mehr als sechs Jahren unter den Steinplatten der Amsterdamer Westerkerk modert) wird van der Meer im nämlichen Delft rite calvinisch begraben. Zwischen den Jahrgrenzen, die nur durch dreiundvierzig Jahre voneinander geschieden sind, liegt uns ein Werk von nicht ebensoviel Bildern da, wie Jahre dieses Lebens sind, und als Inbegriff einer Vita die eine Tatsache, daß er, Vermeer, zu Delft mit jenem früh von grauenhaftem Schicksal weggeraubten Karel Fabritius zusammenlebte, der einer der besten Schüler des Rembrandt gewesen ist. (Rembrandt liebte den Schüler; als Alternder stand der Meister dem Lernenden willig, ja wohl aus eignem Antrieb, mit jener wunderbaren Sachlichkeit und Gegenwärtigkeit, die eben Rembrandts war, Modell für einen Henker, der über dem bloßen Hals etwa des Täufers ein blinkendes Schwert schwingt.) Es bleibt noch die Vermutung, daß Vermeer italienische Verbindungen mittelbar oder unmittelbar gepflegt haben müsse, und wohl die Ahnung, der Maler eines Holland, das die ostindische Kompagnie begründete, habe die ausgespannte Schönheit asiatischer Gesichter geliebt.

Die Biographie ist kurz. Aber sie ist voll von Tragweite. Denn wäre es nicht schon viel, zu wissen, daß auch Vermeer, „der andere" neben Rembrandt, im äußersten Schimmer eines schießenden Strahls des Rembrandt gestanden habe? (Im äußersten freilich — da wo der Schimmer ermattet?) Ja wir brauchten kaum dies zu wissen. Das Werk allein zeigt an, was in der biographischen Überlieferung ja auch nicht einmal enthalten ist: daß Vermeer van Delft den wahren Antipoden des Rembrandt bedeutet, von dem auf irgendeiner Linie auch er gekommen ist. Das Werk an sich vermeldet schon (was von keinem chronistischen Zeugnis bestätigt ist noch bestätigt zu werden braucht): daß eben das antipodische Verhältnis zum zeitgenössischen Rembrandt gerade in einem Raum des menschlichen Geistes ausgebildet werden mußte, der dem Rembrandt fremd war: in einem gleichsam italienischen, gleichsam lateinischen, gleichsam antiken.

Man wendet ein: Vermeer, er, in dem das nationalste Holland seine schönste Formel fand, ein Abbild der Antike? Ja. Dies eben ist

Digitized by Google

merkwürdig: daß es „die schönste Formel" ist. Er malte sie aus humaniorem Gemüt, das überall Gleichnis des Lateinischen ist. Zwar hatte das Leyden Rembrandts den Ruf der humanistischsten Stadt Hollands, und nicht bloß in den Plakaten mit den „cubicula locanda" ist noch heute das Wehen einer humanistischen Luft (oder vielmehr der stille und beharrliche Stand einer humanistischen Atmosphäre) zu spüren. Allein es ist nun so, daß der Maler aus Leyden der großartigste Barbar wurde, den Holland bis zu den Tagen des van Gogh hervorbringen sollte, und daß der reinste Grieche der Holländer in jenem Delft geboren wurde, das sich dessen wohl weniger versehen hatte. So gänzlich ich nun bereit stehe, die Schönheit Rembrandts zu lieben, welche eine inhumanistische, ja eine barbarische ist, die eines „Banausos" im Sinn der Alten: wie könnte ich mir und anderen verhehlen, daß die Schönheit Vermeers gerade deshalb so schön ist, weil sie eine humaniore Schönheit ist — nicht weniger nämlich als ein holländisches Gleichnis oder Gegenstück der Antike? Mußte jenes Perlenmädchen mit der Perle im Ohr und den perlenden Augen denn nicht zum mindesten eine griechische Göttin aufwiegen, damit es imstande war, den Saul des Rembrandt zwar nicht aufzuwiegen, wohl aber noch in einem menschlichen Verein zu halten — den König Saul, dessen Verzweiflungen zwischen den Flüchen des Alten Testaments und den Unheimlichkeiten einer nordischen Metaphysik liegen?

Dies also ist das Wunder des Vermeer. Ob er je in Italien war; ob er die barocken Bolognesen oder Neapolitaner kannte und ihr Vergnügen am Licht, die Schärfe und die süße Überreife ihrer Klassizität an Ort und Stelle suchte; ob ihm Namen wie Caravaggio geläufig waren und wichtig waren; ob er im holländischen Norden, der an Gegenständen eines italienisch gebildeten Geschmacks der Sammler reich war, Vorbilder begehrte und fand: dies alles bleibt füglich unentschieden. Denn wir sind im Angesicht des Evidenten belehrt genug: Vermeer ist das holländische Gleichnis des Antiken (— und des Antiken freilich mehr als des Italienischen). So ist er, was Rembrandt nicht ist.

Ich gedenke der Diana und ihrer Gespielinnen im Mauritshuis, des Mädchens mit der Perle nahebei; ich suche aus den Bildern, die ich in der Erinnerung an Bunt-Gesehenes blättre, das Verbindend-Totale. Zwar würde ich, von jenem Dianabilde etwa abgesehen, nirgends eine italische Allüre, eine „antikische" Analogie nachweisen können; doch

Digitized by Google

überall empfinde ich eine gleichsam antike Kunst der Disposition und eine gleichsam polykletische Entspannung der Haltungen; überall schimmert mir jener tiefe Sinn für klare und gründliche Verhältnismäßigkeit hervor, der den antiken Geist so sehr auszeichnet; allenthalben gewahre ich eine offenbar bewußte Einhaltung des Proportionalen (des Proportionalen in jeglichem Sinne), welches die wahrste Eigenschaft des klassischen Geistes ist; allenthalben verspüre ich nicht ohne Neid das sociable Wesen der gemalten Menschen und Dinge, welches eine der bestimmenden Eigentümlichkeiten der allgemeinen Proportionalität der klassischen Seele ist — allenthalben überhaupt einen tiefen und stillen Kultus der Norm, von dem man nicht mehr zu erzählen braucht, wie sehr er attischen Ursprungs ist. Vor allem: ich gewahre als einen wichtigen Bestandteil der klassischen Proportionalität des Vermeer seinen instinktiven und gebildeten, in jedem Augenblick aber von Problemen freien Sinn für die gesellschaftliche Verbindung und ihre Glätte. Genug damit und mit den schönen Phänomenen des Normativen überhaupt. Die Berufung eines attischen Vermeer ist nicht zu viel. Wohl wäre dem Meister nicht Recht getan, wenn man ihn einen Klassizisten nennen wollte — wie etwa jene schwachen Italisants und Romanisants, die schon in den Tagen des alten Bruegel den holländischen Boden nicht mehr gespürt haben. Recht und Billigkeit tut man ihm nur dann, wenn man ihn mit besonderem (vielleicht ein wenig speziellem, doch auch wieder weitem) Tone einen Klassiker nennt — so wie man den Claude Lorrain und den Poussin Klassiker nennt; wobei freilich nie vergessen werden kann, daß zumal Poussin den Namen des Klassikers auf einer höheren Warte erwarb als der klassischste der Holländer, es sei denn, daß man vom zweiten nur die ungemeinsten Stücke in den Vergleich aufnimmt und sein geringeres Gut, das der Unsicherheit und der Konzession entstammt, entschlossen abstößt.

Der Raum ist ein Gegenstand der Vergleichung. Rembrandt liebt ihn gotisch, liebt ihn barock, liebt ihn im Undefinierten, Grenzenlosen, Dunklen, Kosmischen, im Metaphysischen. Vermeer liebt den Raum in der einfachen und deutlichen Gestalt einer kubischen oder quaderförmigen Umschlossenheit. Er liebt den Raum als einen Kristall oder als das unmißverständliche Fragment eines Kristalls. Die ganze Kunst des Vermeer ist kristallinisch.

Die Malerei in der Vergleichung: Rembrandt liebt sie da, wo er am meisten er ist, pastos, offen, rauh, chaotisch, unverantwortet und

Digitized by Google

im Unverantworteten gesichert. Vermeer liebt sie glatt. Er schlichtet sie. Das Maß des Impasto liegt ihm ebenso am Herzen wie das Impasto selbst, dessen satte Schönheit er mit fühlenden Sinnen genießt. Ja, Bilder von ihm gleichen japanischen Arbeiten in Lack; und dies so sehr, daß man – zum Beispiel bei dem Bilde mit dem Liebesbrief, der Dame und der Dienerin im Rijksmuseum oder bei der Allegorie des Neuen Testaments in Rotterdam – auch peinlicher Empfindungen sich kaum mehr enthalten mag. Der sensuelle Vermeer empfindet äußerste Sensationen in der schlüpfrigen Glätte seiner Malerei, die ein Parkett wird. Es ist der Weg des Sensualisten; so wie es der Weg des geborenen Metaphysikers Rembrandt ist, von der scheinbaren Sicherheit des Geglätteten, des glatt Geschlossenen zu der wunden und narbigen Schönheit des offenen Malens mit dem breiten Pinsel, mit dem Finger und dem Spachtel überzutreten.

Erinnert man sich im Angesicht Vermeers wohl leicht daran, daß er barock ist? Ohne Zweifel: er ist es; er steht in der barocken Zone; er liebt das Pittoreske und das Farbige des Barocken und liebt mit der Liebe der Barocken das Licht. Aber er scheint dem Barock fast nur darum zugetan, weil er, mehr als jeder andere Maler der Epoche, das Barocke im Klassischen zu mäßigen und abzugleichen vermag . . . Sein Licht ist eine Form des Maßes. Sein Barock ist eine sanfte sinnliche Schwellung der Norm – es bleibt oder wird wieder eine Spielart des Antiken.

Zu Zeiten liebt er es (und oft genug), sehr bunt zu sein. Dann stehn Zitronengelb und Zinnoberrot nebeneinander wie auf gemalten Scheiben (die er im Bilde übrigens gern wiedergibt); das Bild der Kupplerin im Dresdener Museum gibt das Exemplar solcher kühnen Vereinigungen. Oder er schneidet mit Schwarz und Weiß in die raffinierte Feinheit einer malerischen Situation, wie es auf dem Bilde des Malerateliers bei dem Grafen Czernin-Chudenitz zu Wien geschieht. Ist dieser äußerst farbige Vermeer, neben dem die bunten Schützenschärpen des Franz Hals im Haarlemer Museum billige Effekte werden, ein Pieter Bruegel redivivus? ein Enkel des volkstümlich bunten und freilich auch heralisch raffinierten Boeren-Bruegel im Museum zu Wien? Ist dieser farbige Vermeer von den glasiert blinkenden Farben heimatlicher Keramik bestochen? Seine Farben haben keramische Schönheit und wetteifern mit Emaillen. So mutet er zuweilen an. Aber köstlich bricht er wiederum das Farbige in den Ton. Das „Vrouwtje“ zum Amsterdam, das über schwangerem

Digitized by Google

Leib den Brief des fernen Gatten liest (die Karte an der Wand, ein Wunder von Grau in Grau, weist mit der Ruhe des Stillebens in geographische Bereiche), ist mit Blau gemalt; aber im Verhältnis des Ganzen ist dies Blau nichts anderes als eine Grisaille in Blau. Das Bild einer heiteren Gesellschaft im Braunschweiger Museum läßt seine farbige Blankheit im Bläulichen schier stumpf werden. (Einen Fremden hörte ich vor diesem Bilde sagen: es wolle im Bläulichen „blind" werden.) Das rosenrote Kleid der sitzenden Dame beginnt, sich ins Blaue zu wandeln, und in dieser fast skandalösen malerischen Metamorphose, die schon die Grenze des Tricks berührt, empfängt das Rote einen Zauber, der dennoch das Höchste des Bildes und mehr als maniera zu sein vermag. Vermeer van Delft liebt über alles den blauen Ton. Er liebt den grauen; er liebt den olivenen – doch beide auf hellen Höhen, nie an den Wegen ins Braune oder gar Schwarze, niemals. Über alles aber liebt er die kühlen Verliebtheiten der blauen Töne. Wie sollte er anders – er, der Delfter, den von Jugend auf die Bläue und bläuliche Weiße delftischer Porzellane umgab; und wie sollte er nicht mit diesen Bläuen spielen, als wären seine Tafeln Porzellane — könnten es sein . . . Er liebt auch das helle Gelb. Wie sehr liebt er, auch das Gelbe in sich vergehn zu lassen, als wäre es ein Fondant, kühl auf der Zunge . . . Aber das Vergehn des Blauen im Blauen und alles Farbigen im Blauen ist seine wahre Passion; ist ihm so köstlich, daß es, im Anfang eine Sublimation wie andere, zuletzt schier etwas wurde wie die besonnene Metaphysik eines Delfter Griechen . . . Es gibt zu Zeiten fast kein Bild von seiner Hand, das nicht eine Sehnsucht empfände, in dieser bläulichen Ohnmacht zu vergehn. Diesem Maler ist endlich fast das ganze Dasein in den Zauber der heure bleue gefangen; es lebt und webt in den kühlen Verführungen dieser Stunde, in denen die Dinge schwach werden wie die schönen Frauen, denen die Psychologie der kühlen Augenblicke gefährlicher geworden ist als die der heißen — weil jene um des Kühlen willen eine Weile ungefährlich geschienen haben. Die kühlen blauen Augenblicke hatten den ausgewogenen Zustand des Klassischen, in welchem nichts Gefährliches würde geschehen können . . . Auf dem Weg der Kunst ist uns in dieser Stunde einmal oder zweimal wohl geschehen, daß wir die Unterscheidung verloren haben zwischen dem, was noch die reelle Wirkung der Kunst ist, und dem, was verdächtig werden dürfte.

Doch wieder: was gefiele mehr als diese Vermeerische Bläue! Sie

Digitized by Google

gibt die Attitüde des Vornehmen, ein wenig Müden. Sie gibt zum Genuß die Besonnenheit des Abstandes: gibt schon im Innern eines Raumes gleichsam die unendlichen Entfernungen der Luftperspektiven zu fernen und unprüfbaren Wundern hin. Rembrandt schlug sich ins Erdbraune; es dröhnte; er schlug sich ins Rote; es brannte, flammte auf. Damit verlor er sein Spiel vor der Gesellschaft. Die wollte nicht die kollernde Erde, welche an Begräbnisse gemahnt, und wollte nicht die Rebellion der Erde in die Röte der Revolutionen. Sie wollte nicht diesen Bauernkrieg an den Toren des bürgerlichen Amsterdam, das seinen Protest gegen Spanien in einem evangelischen und kapitalistischen Konservatismus fixiert hatte. Sie wollte anderes. Ihre Passion — die einzige fast, mit der man gar noch spekulierte — waren die Tulpen. Die Tulpen . . . hatte nicht auch Vermeer mit ihnen zu tun? Leuchtet das verführte Mädchen, das den dicken Silbergulden in die Hand geschoben bekommt, in ihrer gelben Jacke nicht wie eine Tulpe auf den Feldern Haarlems? Ist der Verführer nicht die rote Tulpe neben der gelben und über ihr? Und nun geschah noch dies, was keine Tulpenzucht vermochte: da war ein Maler, der die vollen Farben der Tulpen, auch Rot, auch Gelb, mit seinem Delfter Blau zu brechen wußte, so daß nun alles, auch das Grelle (dem man von leidenschaftlicheren, unmittelbareren, auch volklicheren Augenblicken her noch heimlich zugetan sein mochte), ins Ruhige, ins Kühle umgebrochen war; so daß nun alles in der unvergleichlichsten Moderation stand — begehrenswert für Holländer und für Engländer. Da stand Vermeer: lebhaft und vornehm; farbig und in feiner blauer Monotonie; und so gefiel er. Dem Volksinstinkt des holländischen Bürgers tat er mit dem Zitronengelb um das pralle Melkmeisje herum genug, das ihr kräftig um Brust und Hüften liegt wie eine unbefangene Hand; noch heute sättigt diese Magd in Gelb vom Rijksmuseum her diesen Bezirk der holländischen Instinkte. Und wahrlich: wie schön ist dieses Bild; wie ist es stark, wie ist es kernig, wie gesund; wie ist es Gleichnis eines verbürgten Daseins dieser Nation! Derselbe Maler malte aber die Perle im Mauritshuis, die Dame mit dem chinesischen Hut, die nun (da sie an den Pforten der Münchner Pinakothek vergeblich pochte) in Amerika geborgen ist; malte die Briefleserin des Rijksmuseums und die der Dresdner Galerie und die Frau mit der Perlenschnur, dies zauberische Bild, mit dem das Berliner Museum einen ganzen Begriff vom Meister gibt. Mit solchen Bildern stand er auf der obersten jener sehr polierten

Digitized by Google

Stufen, die mit Mieris, Dou und Metsu beginnen, unmittelbar unter dem Vermeer aber, dem edelsten von allen, mit Steen, Terborgh, de Hoogh zur Höhe streben. Vermeer: ein Bürger-Kavalier aus dem Jahrhundert Molières; wenn Rembrandt sich zum Entsetzen der pittori-galantuomini des Zeitalters, sicherlich zum Entsetzen des hochnäsigen angelsächsisch-italienischen van Dyck, den Kittel mit Farbe beschmierte, die aussah wie Dreck, war der Delfter sicher ein Maler mit reinlichen, mit durchaus überlegten Gepflogenheiten — doch darin viel sympathischer als van Dyck, der Ahn der Snobs; er, Vermeer, war reell wie ein veredelter Bürger; bourgeois-gentilhomme; zuweilen auch ein Stück von einem Décadent — dann, wenn er in den Bläuen gar kein Ende fand. Und endlich wieder mehr als dies alles; denn wir dürfen für den Vermeer der höchsten Augenblicke das Wort der Griechen wagen: kaloskagathos . . .

Dicht neben diesem Titel ist er wieder weniger. Er liebt das Exakte; doch nicht so gar und ganz, daß es schneiden darf; denn er liebt auch, Umrisse — damit sie nicht reißend werden — in einen tonigen Duft zu hüllen, der die Verbindlichkeit des Ganzen verbürgt. Er liebt es, den allzu präzisen Raum durch Ton ein wenig abzuflachen, damit nicht zu viel Relief entstehe, und das Bunte durch die matten Bläuen zu dämpfen . . . Erkennt man denn, sobald diese Kompromisse gesucht werden, den Anfang des Kompromisses? die Stelle, wo das Positive ins Negative übergeht, wo die Linie von der einen Seite zur anderen Seite umgebogen wird? Wo die zarteste Schönheit waltet — oder nur dem Entweder-Oder ausgewichen wird?

Es ist sehr schwer, ihn zu überführen. Er ist ein Meister. Denn wiederum: im Bild der Kupplerin zu Dresden ruft er ein warm dünstendes, ein sinnlich brodelndes Leben zum unmittelbarsten Dasein auf; man kann dies Leben in der Nähe des verführten Mädchens mit der chinagelben Jacke und den apfelrot glühenden Backen und dem verlegenen, ein wenig geilen Lächeln atmen; man atmet es im Weindunst des begehrenden Jungen. Und wenn die Situation von einem Nebel überhaucht scheint, so ist es diesmal nicht ein Nebel, der verhüllen will; sondern es ist das Leben, das von den Lippen, aus den Poren dringt; es ist der feine schwelende Rauch der angewärmten Begierden.

Es ist nötig, zu sehen, daß dieser große Maler sich zuzeiten verdorben hat? Am meisten tat er dies wohl auf die höheren Jahre hin; am wenigsten in einer Jugend, die ihn zu dem Fabritius gesellte und

Digitized by Google

ihm die ungesellschaftlichen Gewalten des Rembrandt in den Horizont zog. Aber es ist auch nötig und nötiger, zu sehen, was an diesem Maler Größe bleibt, wo die Verbindung mit Rembrandt, war sie jemals in seinem Leben eine Aktualität, nicht mehr oder nur mehr höchst mittelbar zu spüren bleibt. Dies nämlich: daß Vermeer aus Delft eine absolute Größe des Malerischen besitzt, und zwar von eignen Gnaden; daß sein Impasto herrlich ist wie die fette und breite Dichtigkeit einer Weide; daß er aber auch die Kunst besitzt, ein Ding noch über das Malerische hinaus in die Weite eines großen objektiven Seins auszuspannen. Dies vermag er wahrhaftig mit mehr als Malerei und mit mehr als Zeichnung. Er vermag es mit dem Geist des bedeutenden Menschen. „Schöne Malerei"? Bel canto des Pinsels und auf niederländische Art? Dies wäre noch zu wenig. Vermeer ist auch etwas darüber hinaus — und dort, in diesem Jenseitigen, ist er der beste Vermeer. Das Frauenbild in der Sammlung des Herzogs von Arenberg hat die large Schönheit einer asiatischen Maske. Solches entsteht über den Mitteln der Künste, auch den am höchsten ausgebildeten. Das Mittel schwindet. Die Erscheinung bleibt. Das Wunder bleibt, das Kunst geheißen wird — und welches ein Wunder nicht des Malens, sondern ein Wunder des Geistes ist. Vom Perlenmädchen nicht zu reden . . .

Wahr ist: er gefällt; er will gefallen; er ist neben dem mächtig aufbegehrenden Monomanen Rembrandt der gesellschaftliche Legitimist; er ist es je länger desto mehr — nämlich im Verhältnis des zunehmenden Verfalls, der ein Verfall wird, ob er auch glänze und in allen akademischen Tugenden prange wie je ein Niederländer. Er ist der loyale Maler der guten bürgerlichen Gesellschaft seiner Nation. Aber würde er interessieren, wenn er nur dieser wäre? Um aller jener Eigenschaften willen durfte er gefallen und darf es noch. Aber er vermag mehr, als zu bestechen, mehr als zu bezaubern, wo er mit dem leisen, kaum merklichen Schritt, der seiner allgemeinen Vorsicht entspricht, die Grenze der eigenen Person überschreitet, die seine eigene Konvention geworden ist. Man könnte kaum nachweisen, wo eigentlich sie überschritten ist. Allein man fühlt im Herzen, wo alle Kunst geboren und gemessen wird und wo die „Experten", die sich auf die „Qualitäten" verstehn, das Recht verloren haben: sie ist überschritten. Nur um ein unmeßbares, sehr persönliches und zugleich sehr allgemeines, gottähnliches Etwas. Aber in diesem Etwas wird das Mädchen mit der Perle gemalt, das Mädchen mit den feuchten Augen,

Digitized by Google

von denen suggeriert wird, sie seien perlenfarbig und perlenförmig, das Mädchen mit dem Antlitz, das Perle ist; das Mädchen mit den feuchten Lippen, die eine Perle zu küssen vermögen. In diesem Transitus aus der gesellschaftlichen Regel zu ihrem Gegenteil, dem lieben Gott, geschieht das Größte jedes Künstlers. Dem Vermeer wächst allein aus diesem Übergang die Kraft zu, den Rembrandt zur Ordnung zu rufen, und auch die Kraft, die Gefahr dieses Mannes zu bestehn; Rettung vor der Gefahr, von der Unbotmäßigkeit des viel Größeren, Einsamen, der aus der Gesellschaft keine Kräfte zieht, wohl aber alle aus einem kaum erhörten Ringkampf mit Gott um seinen Segen — ich sage: Rettung vor der Gefahr, von der Wucht dieses viel Größeren zerrissen und zermalmt zu werden.

Da hängt, zu Haag im Mauritshuis, das „Gezicht op Delft", gemalt von der Hand des Delfters Vermeer. Es ist ein stilles Bild; nach dem Regen steht leise glänzend eine holländische Stadt; auf dem Sand des Ufers steht in gelber Jacke das Melkmeisje; das Wasser des Flusses scheint zwiefach genäßt — von unten aus sich selbst und von oben durch den Regen des Himmels. Eine nordische Stadt in guter Ordnung. Sie zeugte einen klassischen Maler trotz einer antiken Republik.

Nun will mir scheinen: Vermeer sei nicht nur etwas Schönes an sich selbst, wenn einen die Wege des Lebens an ihm vorüberführen; sondern er sei ein Maler, welcher der bodenlosen Verlegenheit unseres Augenblicks etwas zu sagen hat — nämlich etwas Besonderes. Cézanne ist ein großer Künstler gewesen, und die Folgenden taten wohl daran, mit ihm zu leben und zu leiden. Allein ich könnte mir vorstellen, daß jener Cézanne, der täglich von sich sagte, als hätte er die Perlen eines Rosenkranzes abzubeten: „Je ne me suis pas réalisé" — daß dieser Cézanne, der sich in Verzweiflung um das „Verwirklichen" bemühte, von Vermeer van Delft, gerade von ihm, vielleicht mit Eigensinn nur von ihm, behaupten würde: „Dieser da — der hat sich realisiert". Man muß die Klagen des Cézanne wörtlich nehmen: er fand, er bringe das Bild nicht zuwege; es fehle ihm die Kraft, die Elemente zu vereinigen, zu verdichten, ineinander überzuführen; er fand, seine Bilder stünden in Splittern. Darf man nicht den Mut haben, ihm selbst, Ehrerbietung und Liebe im getreuen Herzen, recht zu geben? Zu schließen, daß die, denen es um den zersplitterten Cézanne zu tun war, sein Unvermögen oder seinen Irrtum erbten? Dann wird mit einem Male die besondere Bedeutung des Vermeer klar: in der Tat — er hat realisiert; er hat mit der Malerei die Dinge

Digitized by Google

verwirklicht. Man nehme es doch nicht als einen rhetorischen Superlativ: wer tat es so wie er?

Die Frage gilt, wo es sich um Schule und Bildung handelt, ganz gewiß; im übrigen mag sie übertreiben. Dies jedenfalls könnte ich mir denken: daß heute ein Maler, dem es bange ist, sich in die Schule dieses Toten begäbe, der da lebt. Das Klassische liegt im Bereich der Erziehung; auch der nordischen; denn es wahrt die Norm. Zur Norm gehört: das Sociable, das Gekonnte, die Sachlichkeit, das Maß; vielleicht sogar die Legitimität des Gefallenden im Angesicht der Kunst und ihrer großen Gedanken . . . Aber davon sei jetzt nicht weiter die Rede. Es darf dem Einzelnen überlassen sein, diese beschließende Andeutung nicht mißzuverstehn; an ihr nicht dumm zu sein; nicht die Nachahmung, wohl aber die Parabel zu entnehmen — wenn anders es heute noch einen Sinn hat, das Gewerbe des Malens fortzusetzen; worum sich streiten läßt. Denn vielleicht sind die Dinge, die von der Malerei getan werden können, schon im Werk des Vermeer mit einer Vollendung getan, die fast nichts mehr übrig läßt. So sage ich nur mit den Vorbehalten einer Hypothese: wenn künftig gemalt werden kann, und wenn ich selbst etwa das Glück hätte, welches mir als das größte erschiene, das einem Sterblichen beschieden werden kann, nämlich das Glück, Bilder malen zu können: so würde ich nicht wagen, bei Rembrandt zu lernen, denn er ist über allem, was sich lernen läßt; so würde ich nicht wagen, bei Cézanne zu lernen, denn er selbst bekennt, sich nicht realisieren zu können; wohl aber würde ich in jeder Faser den nordisch-klassischen Vermeer studieren, denn er repräsentiert uns Cisalpinen auf unvergleichliche Art die Disziplin in der Malerei bis zu den Grenzen des nicht mehr Lernbaren, das der Geist ist. Mit einem Wort: ich würde trachten, eine Perle zu malen, sie in das Ohr eines schönen Mädchens zu hängen, dem Mädchen aber ein Gesicht und Lippen und Augen zu geben, die Gleichnis der Perle wären. Ich würde trachten, dies alles so schön zu malen wie jener kleine und große Delfter. Und damit würde ich schon mehr erstrebt haben, als man zu lernen trachten kann. Ein Widerspruch? Aber es gibt in den Dingen der Kunst nichts, das nicht endlich aus einem Widerspruch käme oder in ihn mündete. So trüge ich ihn und wäre mit meiner Hoffnung selig oder mit meinem Unvermögen unglücklich bis ans Ende meiner Tage.

Digitized by Google

REISE IN POLEN

von

ALFRED DÖBLIN

Zakopane

Zu lange bin ich schon in Krakau, zwei Wochen. Endlich wirft mich der Überdruß an Kunst hinaus. Es kommt der Punkt, wo man alles kennt, was einem zugänglich wird, und wo es heißt: entweder weggehen oder den Standpunkt des Fremden aufgeben, sich einleben, das ist gefangen geben. Da zucke ich die Achsel, besteige den Wagen. Das Martyrium des Abschieds von einer Stadt beginnt: nicht der Trennungsschmerz, sondern der Kampf mit dem Hotelpersonal, gegen die Frechheit des Trinkgeldzwanges, eines Tributs an inferiore Menschen. Ich freier Mensch werde plötzlich verworfen und in die Hand beliebiger Geschöpfe gegeben. Die Wut auf die Begegnung mit diesen Menschen stört mir jede Nacht vor der Abreise. In Warschau ließ mir die Zimmerfrau durch einen Polen, der mich besuchte, sagen — sie hatte gegen mich schon geheimnisvolle Handbewegungen gemacht —: man zahle ihr wöchentlich Trinkgeld. Man zahle ihr. Ein Hausdiener in demselben Hotel, der mir morgens die Schuhe putzen mußte, weil sein Kollege von dieser Zimmerreihe mich vergessen hatte, blickte kopfschüttelnd in seine Hand, als ich ihm fünfzig Groschen gab. Er blieb stehen, sagte nichts, ging erst, als er noch fünfzig bekommen hatte. In Lemberg ließ der Hausdiener meines Zimmers, der meinen Koffer heruntergetragen hatte, nicht von meiner Droschke, streckte drohend die Hand in den Wagen: „Es ist zu wenig, es ist zu wenig.“ Er hatte für dieses Heruntertragen mehr bekommen, als wenn ich von einem andern den Koffer zweimal hätte zur Bahn bringen lassen.

Jetzt, in Krakau, geh ich finster, frühmorgens, die Treppe meines Hotels hinunter. Es ließ sich hier gut wohnen. Aber von jetzt ab bin ich nicht mehr Gast. Ich bin ausgestoßen, muß Spießruten laufen. Merkwürdig, wie sich unter dem Personal das Gerücht verbreitet, daß man abreist. Gestern abend habe ich es dem Nachtportier gesagt und heute weiß es das ganze Haus, Raubrittervolk. Das Leuchtfeuersystem des Agamemnon nach dem Fall Trojas ist nichts dagegen. Gehe ich sonst über die Treppen — sie sind sauber mit schönen Teppichen belegt —, so treffe ich niemanden. Putzte einer den Boden, so richtete er sich nicht auf, machte mir nicht Platz. Jetzt sind alle Wege belagert. Durch diese hohle Gasse muß er kommen. Sind alle da, von deren

Digitized by Google

Vorhandensein ich nur aus dem Zimmeranschlag etwas geahnt habe. Warnend stand da: es gibt Hausdiener, Zimmermädchen, Kellner; jedes hat sein Klingelzeichen. Meine Abfahrt ist ihr Generalappell. Sie bewegten sich sonst harmlos irgendwo herum, hatten weiße Schürzen, — dann waren es Zimmerfrauen — oder grüne, — dann waren es Hausdiener, — oder trugen aus einem Zimmer Geschirr heraus, nicht aus meinem, — und poussierten dabei mit einem Reinemachemädchen: die Herren Kellner in schwarzen Fräcken, tipp topp, flugs die Treppe herunter. Jetzt heißt es sich Durchlaß durch sie alle erkämpfen, Wegegeld zahlen, Passiergebühr. Ich trinke noch ein Glas Wasser dieses Hotels, das ich schon verfluche, dann öffne ich meine Tür, gehe unhörbar über den Teppich des Ganges.

Heiliger Shiwa, was kann es Schlimmes sein. Heraus werde ich schon kommen. In einer halben Stunde, — es ist kaum denkbar — werde ich im Zuge sitzen, nach Zakopane fahren. Weit wird hinter mir liegen, in einer halben Stunde, was jetzt kommt. Da blitzt der erste Gruß: „Guten Morgen“. Da der zweite. Wie freundlich die hinterlistigen Weiber sind, wie sie aufhören können den Teppich zu putzen, gerade wenn ich vorbei muß. Schon richten sie sich hoch, lächeln. Lächeln erwartungsvoll, die Weiber. Dieses Lächeln kenne ich. Es ist die Form, worin sie ihre Niedertracht kleiden. Sie reiten Attacken, blasen zum Sturm. Gelingt es mir nicht, dieses Lächeln festzuhalten, so erlebe ich den Einschlag, mokante Mundbewegungen, Injurien, in deren Vorgefühl ich zittere. Ich frage: „Welche von Ihnen gehört zu dem Zimmer, das ich hatte?“ Die eine ist bei der Hand, steckt das Lächeln auf, und nähert sich, dem Ritus entsprechend. Den Besen hat sie hingelegt, um die Hand freizuhalten. Schade, daß sie den Besen nicht im Gesicht hat, damit sie nicht lächeln kann. Sie bekommt einen Schein, besieht ihn, — und ich habe das Examen bestanden! Sie nickt, die Räuberin nickt, ihre Augen blitzen. Sie spricht polnisch im Überschwang ihrer Gefühle. Auch die andere nickt. Sie haben die Börse, mein Leben ist gerettet. Ich wohne im zweiten Stock. Jetzt noch zwei Wegesengen; sie sind offen. Ich weiß: die Hauptbarriere ist unten. Da werden Barrikaden von den Raubrittern errichtet, die Klingelleitungen nach meinem Zimmer hatten und die das Hotel unter dem diskreten Namen Bedienung angestellt hat. Unten werden sie Spalier bilden; jeden Schritt werden sie mir erschweren, Fußangeln bis zur Tür, bis vor den Wagen legen.

Digitized by Google

Ich bitte den Portier um meine Rechnung. Unheilschwanger schnüffelt er: „Sie wird gleich fertig sein.“ Ich warte. Ab und zu mißt er mich, den Verurteilten, mit einem prüfenden schätzenden Blick. Er raucht, pfeift, ruft einen Pikkolo, tut unbefangen. Ich bemerke, daß im Vestibül mehr Menschen quasi dienstfertig, genauer lauernd herumschlendern als sonst. Alles ist besetzt bis an die Tür. Die ist eine vierteilige Drehtür. Zwei Jungens stehen da. Ich sehe voraus: ein Junge wird eine Bewegung machen, dann bin ich im Gehäuse. Dann macht der andere die zweite Bewegung. Vorher wird jeder die Mütze ziehen und die Hand ausstrecken. Gefällt ihnen nicht, was ich gebe, so lassen sie mich in der Drehtür stecken, trinken im Vestibül Kaffee und sagen, sie werden im Laufe des Tages einen Schlosser holen; jetzt schläft er. Das Hotel ist eigentlich kulant, es könnte auch vier Jungens an die Tür stellen. Wahrscheinlich fallen die andern beiden an einer andern Tür gerade über einen Leidensgefährten her. Plötzlich ruft der Portier: „Die Rechnung liegt drüben fertig beim Zimmermädchen.“ Beim Zimmermädchen, wie ist das möglich. Die hab ich doch eben oben getroffen. Das war doch der erste Durchbruchsversuch. Sollte die hier noch mal erscheinen, diese Mißgeburt, und wird sie noch einmal lächeln? Verblüfft, mißtrauisch, zögernd gehe ich in das Zimmer gegenüber. Da steht eine ältere Person mit Papieren an einem Tisch. Ich denke: und wo ist das Zimmermädchen? Die Person spricht mich an, in einer Sprache, die man in Polen anscheinend mit deutsch, in Deutschland unbedingt mit polnisch bezeichnet. Sie sagt — und ich gerate in Verwirrung, eine Ohnmacht wandelt mich liebreich an —: sie sei das Zimmermädchen. Sie eigenhändig. Das angestammte Zimmermädchen meines Zimmers im zweiten Stock. Vollkommen so. Ich sammle meine Gedanken: „Wie sind Sie denn die Treppe heruntergekommen? Und andererseits —“ „Was andererseits?“ „Andrerseits sahen Sie doch eben anders aus. Oben. Jünger. Sie hatten einen Besen im Gesicht, in der Hand.“ „Ich einen Besen?“ „Ja, Sie haben sich verwandelt. Wie sind Sie plötzlich älter geworden. Was geht hier vor? Was sind das für Dinge? Wie sind Sie die Treppe heruntergekommen, was ist auf dem Wege von oben mit Ihnen passiert? Und überhaupt: was wollen Sie? Ich habe doch schon oben —“ Da öffnet sich die Tür, das junge Mädchen von vorhin blickt einen Augenblick hinein und stäubt im Moment zurück. Ich gewinne Tenance, Haltung: „Also so ist es. Überrumpelung!“ Ich sprühe Zorn: „Das war ja das Zimmermädchen. Sie ist das Zimmermädchen.

Digitized by Google

Nicht Sie. Sie sind gar nicht älter geworden. Sie standen hier und lauerten. Sie waren schon vorher alt. Uralt. Sie kennen das Gewerbe." Mitleidig gibt mir die Person einige Worte, ruft den Portier, der, mich mit inquisitorischer Strenge musternd, auftrumpft: sie sei das angestammte Zimmermädchen. Darauf schlägt er die Arme übereinander, bleibt napoleonisch auf der Schwelle. Er und die Person tauschen Blicke. Was planen sie. Ich bin allein auf weiter Flur. Ob ich zum Fenster hinausspringen soll. In Berlin hat man die Feuerwehr und das Überfallkommando. Ich habe mich schon gestern erkundigt: man kann von hier nicht nach Berlin telephonieren. Erst in Kattowitz kann man telephonieren. Soll ich nach Kattowitz reisen, das Überfallkommando alarmieren? Meine Wut, daß ich nichts machen kann, wächst. Wächst über mich hinaus. Wächst so, daß ich doch etwas machen kann. Ich verlange meine Rechnung. Ich fange an laut zu sprechen. Überlaut. Ausgesprochenermaßen zu schreien. Es sind Notschreie, gekleidet in das Gewand des Zornes. Ich verlange nichts weiter als meine Rechnung, und die Metamorphose von Zimmermädchen, das plötzliche Altern von Zimmermädchen, auch die Duplizität von Zimmermädchen in diesem Hotel geht mich gar nichts an. Ich bin nicht Theosoph. Und ich zahle. Und brülle. Dick kommt meine Brieftasche aus dem Mantel; geschwollen von Segen. Ich entblöße vor den Augen des Portiers und der Person schamlos mein Geld. Ich habe fabelhaft viel Geld, auch Dollarscheine. Sie wagen es einen Moment zu lächeln. Aber ich haue meinen Betrag hin, daß das Haus in seinen Grundfesten bebt, die Gäste aus ihren Betten stürzen, die Türen sich öffnen, und ein allgemeines Wehklagen auf den Stockwerken sich erhebt. Noch einmal haue ich einen Nachtrag hin. Die Scheiben schmettern auf die Straße. Der Fahrstuhl schießt hoch. Die Person hat der Schreck erfaßt bei den Detonationen. Auch mich hat der Schrecken über mich erfaßt. Es ist angenehm, Wut zu haben. Ihr ist das künstliche Gebiß zum Mund hervorgerutscht, um mich zu betrachten. Das Zimmer verlasse ich, die Rechnung wie eine Trophäe schwinge ich. Der Hausdiener empfängt mich zitternd mit dem Koffer an der Tür. Die Jungs sind zerstoben. Die Drehtür bewegt sich von allein. Im Wagen sitze ich. Der Rücken des Kutschers ist vor mir. Ich bin sicher, ich werde auch Dich niederringen.

Für Zakopane ist jetzt keine Jahreszeit, hat man mir gesagt. Für Zakopane ist immer Zeit. Für alles ist immer Zeit. Die Natur ist

Digitized by Google

vorhanden im Regen, Nebel, Schnee, Hagel wie in Licht und Wärme. Ein Huhn ist ein Huhn, wenn es gesund ist und wenn es krank ist. Normale Schönheit ruft Kopfgrippe, Schlafkrankheit in mir hervor. Es hat in der Nacht gereift; die Wiesen mit ihren Stoppeln sehen scheckig aus. Ich fahre mit einem kleinen Handkoffer und meiner gelben Aktenmappe. Mein würdiger Schrankkoffer, das grüne Unwesen, das mir Freude, aber auch gebranntes Herzeleid angetan hat, habe ich von mir gerissen, hab ihm ein Billett gekauft. Hab ihn weggeschickt nach Danzig, zum Groll aller Hausdiener, die sich gierig auf ihn gestürzt haben, nicht um ihn, sondern um mich zu packen. In Danzig wird er auf mich warten, über die Barriere werde ich ihn grüßen, dann fahren wir einträchtig nach Hause.

Wie leer alles Gesträuch und Baumwerk steht. Das Geäst spießt schwarz in die Luft. Die Bäume sind skelettiert, lassen den Frost still, über sich gebuckelt ergehen. Immer stehen sie in Rudeln auf den bläulichen Hügelreihen; müßten erfrieren, aber sie sind klug, verstecken vorher ihre Kräfte, stellen sich tot. Was oben steht, ist nur die leere Sommerwohnung. Himmelblau angestrichene Häuschen ziehen vorbei auf langgestreckten Bergplatten, ganz aus Holz mit tiefen alten Dächern. Ich habe den Eindruck: die Hügel und Berge werden höher; schwarzblau stehen sie mit breiten gelben Flecken. Jetzt steigt von einer Anhöhe eine Tannenwaldung in einer geraden Linie herunter. Sonderbar blitzen rote Ziegeldächer auf; die Hauswände sind blau. Zwischen entlaubten Waldungen fahre ich ein; sie sehen aus wie ein Geschrei mit ihren hundert hochgerichteten Ästen. Ein schwarzes wildes unruhiges Flehen. Gut sitzen die Raben darauf; torkeln an den Stämmen hoch, und sacken schwer auf den Boden. Näher und näher schiebt sich ein schwarzer Tannenberg, und jetzt ist er so nah, daß ich seine Bäume unterscheide. Rötlich gemischt ist er mit Laubholz. In der sehr weißen Luft sehe ich die verschiedenen Tiefen des Waldes; verblüffend plastisch, räumlich erscheint er mir. Ich wundere mich über die Perspektive; wie die Stämme kleiner und kleiner werden, rund sind und hintereinander stehen bis in die Tiefe. Ein stereoskopisches Schauspiel. Und das ist die Einleitung.

Wache ich auf oder wacht die Landschaft auf? Sie bewegt sich reicher. Es sind Stoppelfelder über Hügeln und den Bergzügen, die langsam ansteigen. Aber Farben tauchen auf, sind von einer merkwürdigen Zartheit: grünes Gras oder Moos in dem rötlichen Braun

Digitized by Google

der Stoppeln; das Ganze überweißt von Reif. Solch Duft von Weiß. Manchmal überwiegt das Rot der Stoppeln und der Ackerrinde, manchmal das schwere Grün. Der Hauch des Weiß gibt ihnen einen Reiz, daß sie stärker und schwächer werden, verschwinden oder hervortreten. Der Reif tut Ackererde, Moos, Gras und Stoppeln zu einer Einheit zusammen, nuanziert sie.

Wie schwarze Bergblöcke immer wieder herantürmen, mit roten Dächern, Kirchen. Täler tun sich auf. Ein See liegt da; weiß am Rand, als hätte er Salz auskristallisiert. Aber es ist Eis; schwarz und tot das Loch in der Mitte. Die Landschaft wechselt so stark. Es ist ganz wunderlich. Ich muß bei einem Blicken bleiben. Plötzlich liegt ein Abhang ganz voller großer grellroter Blätter. Der Himmel ist grau wie von Schnee. Weit vor mir ist alles grauweiß verhellt. Und rechts und links von den schwarzblauen Bergblöcken züngeln lange Vierecke von Feldern heran. Darauf rötliche Flammen von Bäumen und niedrigem Strauchwerk. Ich weiß nicht, was es ist, daß ich diese Abhänge, die sich mir alle paar Minuten nähern und nach hinten abdrehen, mit solcher Vertiefung und Spannung betrachte. Das Plastische, Körperliche, Dreidimensionale an den Stämmen, Halmen, Gesträuch ist so deutlich. So war es vorhin bei den Tannen. So lebendig stehen sie beieinander in den Gruben, Gruben. Überall Raum. Überall nimmt etwas den Raum ein und gliedert sich in ihn aus. Gliedert sich zum Raum. Und tut dann Farben an sich und bewegt sich im Wind. Es ist eine große Heimlichkeit darin, wie sie an den Hängen stehen und Äste und Halme zeigen. Eine eigentümliche feine Intimität. Mir kommt es nachher vor, als ob ich in diesen Augenblicken die Stimmen des Bodens, der Räumlichkeit verstanden habe.

Zwei Stunden bin ich unterwegs. Mir kommt es viel länger vor. Vor drei Stunden habe ich noch im Vestibül des Hotels gehockt. Wir sausen jetzt an kleine rauchende weißbepuderte Dörfer heran, schießen auf Anhöhen, rasseln durch ein Spalier von Tannen. Ein schwarzes breites Gewässer zieht unten, kleine gefrorene Bachläufe; Gestrüpp überwölbt sie. Da treten Männer aus einem einsamen Haus. In dicken braunen Röcken mit hohen schwarzen Mützen biegen sie nach hinten auf das Feld, schwingen im Gespräch die Stöcke. Ein wunderbares helles Grasgrün trägt das Feld unter dem Reif. Schwarze Hottepferdchen laufen auf der Chaussee und ziehen Holzwagen. Vergeht alles vor dem tiefen Grün, das Berge herantragen, die bläu-

Digitized by Google

lich überschattet sind, vor dem rötlichen strahlenden Gelb der Baumkronen.

Lange wiegt die vielgestaltige Landschaft an mir vorbei. Blaß und verfroren scheint sie: ich sah ihr doch durch die geschlossenen Augen. Behutsam und rührend fein modelliert der Reif an den kleinsten Wesen. Jordanow heißt diese Station. Jetzt kommt eine Spur von Sonne aus dem Gewölk gerade rechts hervor; ein blendend weißer kalter Schein. Ich habe die Gegenwart der Sonne schon vorher gemerkt: die Eisblumen am Fenster wurden unklar. Ihre Fasern rannen zusammen, sie beulten sich; wo eben eine Feder sich hingelegt hatte, mit kühnen Schwingungen, tropfte es. Die Blumen vergingen unter der Sonne. Welche großartige furchtbare Macht, die Sonne da weit weg hinter den Wolken, kaum sichtbar. Sie kommt mehr hervor, die Blumen sterben und mich freut sie. Solch Wirrsal das Leben. Den möchte ich sehen, der hier eine Ordnung erkennt. Heller und heller wird der Tag. Links herüber bläut sich der Himmel. Je höher ich fahre, um so stärker sind die Bäume bepudert. Es versammelt sich auf den Bergen eine sonderbare schwarze Brüderschaft; kolossale Schwarztannen. Weiße Umhänge tragen sie. Sie stehen oben und predigen ins Tal.

Meinen Koffer, meine Handtasche gebe ich ab. Die Hände im Mantel schlendere ich aus dem Bahnsteig. Die Leute nehmen Wagen; ich habe aber viel Zeit. Stehe, überlege, nach welcher Seite ich gehen soll; wo liegt der Ort Zakopane? Da haben mich schon Menschen beobachtet. Jungs im Alter von acht und zwölf Jahren. Freche zerlumpte Bürschchen; erst sind es vier, dann sechs, sieben. Stellen sich am Weg vor der Station zusammen, folgen mir. Plötzlich tritt einer an meine Seite und spricht. Die andern umringen uns, sehen mir auf den Mund. Ich lache. Was sie wollen, weiß ich. Es sind Ausläufer kleiner Vermieter. Aber ich will mir ruhig den Ort ansehen. Ich lache, schüttle den Kopf, sage mein „Niemitz, nie rosumiem." Ich marschiere weiter. Sie disputieren unter sich, sind plötzlich wieder hinter mir, dicht neben mir. Ich bleibe stehen. Sie auch. Es existiert eine physikalische Abhängigkeit zwischen ihnen und mir. Wir sind entgegengesetzte Elektrizitäten. Die kleine Bande paßt mir aber nicht; ich will allein gehen. Ich schimpfe auf deutsch, mache ein international ärgerliches Gesicht, gehe auf die andere Seite. Sie stehen drüben. Der Teufel soll sie holen. Habe

Digitized by Google

ich etwas an mir, daß sie mir nachlaufen? Ich kompromittiere mich ja mit der Gesellschaft. Sie kommen über den Damm. Bäume stehen am Weg, eine lange Chaussee. Ich werde sie entlang spazieren, bis das Dorf kommt. Da sind die Jungs mir auf den Fersen. Ein paar Schritt lasse ich mir gefallen. Dann drehe ich mich um, schreie. Auch der Ton hat internationale Deutlichkeit. Sie sagen etwas, bieten mir sicher wieder ihr gastliches Heim an, ihre Mistbude. Wo ist ein Schutzmann? Ist man hier vogelfrei vor dem Gesindel? Da kommt ein Herr die Allee entlang, sieht mich, hört mich schimpfen und spricht mich an, auf deutsch. Was wäre. Die Jungs ließen mir keine Ruhe, sie verfolgen mich geradezu; er möchte ihnen gütigst sagen, sie sollen sich ihrer Wege scheren, ich wünsche ihre Hilfe nicht. Er parliert mit ihnen polnisch, bringt mir zurück: sie hätten in der Nähe ein billiges und gutes Logis, ich suche doch offenbar eins, ob ich es mir nicht ansehen wolle. Ich suche absolut kein Logis. Gar nichts suche ich. Von ihnen schon lange nicht. Ich gehe im Walde so für mich hin und nichts zu *suchen*, das ist mein Sinn. Das versteht er nicht. Ich bleibe dabei; ich bin enragierter Goetheanhänger. In Polen kann ich das, ohne daß es auffällt. Jetzt spaziere ich ins Dorf. „Ins Dorf? Hier geht es ja gar nicht ins Dorf." „Was? Wo ist das Dorf?" Da steht vom Himmel gefallen neben dem Herrn ein Fräulein, die ich schon am Bahnhof habe herumstreifen sehen. Sie fixierte da die Passanten. Der Herr sagt mir, dieses Fräulein hier sei da und sie habe vor, mich zu führen, auch sie. Sie würde mich führen, wenn ich ins Dorf wolle; sie könne mir ein Hotel oder eine Pension zeigen. Man läßt mir keine Ruhe. Warum weshalb wozu will sie mich führen. Ich soll nicht unter den kühlen stummen Bäumen spazieren gehen. Ich soll nicht staatlich approbierte deutsche Lyrik exekutieren dürfen. Der Herr fragt, während die Jungs lauern: ob ich mit dem Fräulein ins Dorf gehen wolle; sie kenne mehrere gute Quartiere. Meine Rolle ist lächerlich; ich blamiere mich mit Goethe. Jedenfalls, ich muß die Jungs loswerden. Ich bitte den Herrn, das polnische Fräulein zu fragen, ob es also in Gottes Namen ein anständiges Quartier wäre und ob er oder sie es vielleicht selbst kenne. Nach einigem Parlieren gibt er mir wieder, er kenne es nunmehr; es sei eine angesehene Pension; die Leute sind alle hier in Schwierigkeiten in der unglücklichen Jahreszeit, darum schicken sie Ausläufer. „Gut," entschließe ich mich, „ich gehe mit ihr. Ich danke Ihnen. Und vor allem, Fräulein, jagen Sie mir die Jungs

Digitized by Google

weg.“ Sie versteht ein bißchen deutsch. Der Herr verabschiedet sich. Die Jungs laufen, von Scheltworten gejagt, schimpfend über den Damm, rufen herüber. Ich gehe mit dem Fräulein, aber nur wenige Schritt in der Richtung auf das Dorf. Dann meint sie: sie hätte eine Tante, die könne gut deutsch. Sie wohne auch bei der. Es wäre besser, wenn sie mich dahin führe. Ich bin erstaunt; womit also rückt sie da heraus? Die Tante, bei der sie wohnt? Tanten sind in Deutschland immer zweifelhaft, gehören ins Bereich der Mythologie; die vorgeschrittene Bibelkritik hat den Glauben an sie völlig erschüttert. Ob ich mit ihr dem Weg zur Tante gehen soll. Sie sagt, es ist nicht weit. Die Jungen sind weg; jetzt kommt die Tante. Ich finde das Wetter schön, die Allee sehr angenehm; die schwarzen kahlen Äste freuen mich. Warum soll ich nicht mit ihr gehen, wenn es diesen Weg entlang geht? Ich fühle mich frisch und kräftig. Wir kehren um. Das Dorf lassen wir hinter uns.

Die mich führt aber ist Niusia, Njuscha. Das Kapitel Zakopane beginnt.

Sie hat den Hut stark ins Gesicht gedrückt. Die Haare, die man sieht, sind strohgelb. Sie ist mittelgroß. Ein sehr einfaches schwarzes Jackett trägt sie. Ihre Schuhe sind gar nicht elegant. Und ihre Hände versteckt sie, in den Taschen, vor der Brust. Die Hände sind sehr vertrauenswürdig; sie tragen braune gewöhnliche Baumwollhandschuh, die zerrissen sind. Meist geht sie den lehmigen Weg vor mir, vertröstet mich von Zeit zu Zeit: wir sind bald da. Sie ist vielleicht zwanzig Jahr. Ihre Figur ist kräftig, mehr ländlich als städtisch, die Hüften sind solid entwickelt. Die Unterhaltung reißt oft ab, sie findet die deutschen Worte nicht. Endlich kommt ein einfaches Holzhaus mit Veranda, wir gehen über den Hof; sie wechselt ein paar Worte mit einem Mann. Ich stehe in einer großen dunklen Diele, die mit Speisegerüchen erfüllt ist. Das Fräulein holt einen Schlüssel. Dann öffnet sie zur Rechten. Wir treten in ein großes helles Zimmer. Dies soll mein Zimmer sein; ob es mir gefällt. Und bittet um Entschuldigung; sie wird gleich die Tante holen.

Als ich dieses Zimmer sehe, bin ich leise ergriffen und weiß, daß ich bleiben werde. Ein wirklicher Flügel, ein schwarzes großes Instrument steht am Fenster; Plüschmöbel älteren Kalibers: es sind verarmte Leute. Sie vermieten. Der Rest ihrer guten Möbel. Kalt ist es hier; ich möchte gar nicht gern solch Zimmer; wo bin

Digitized by Google

ich hingeraten. Aber ich werde sie nicht enttäuschen. Ich werde vielleicht frieren, im Dorf werde ich im Hotel größeren Comfort haben. Aber ich sehe hier einen anderen Comfort voraus. Man spricht mich an, ich bin ihnen etwas: und ich kann nicht nein sagen und ich möchte auch nicht. Mit Njuscha kommt eine andere Frau, Mitte dreißig, schmaler, magerer, verblüht, aber frisch, von einer reizvollen Lebendigkeit und Freundlichkeit. Nach einigen Worten mit mir tuscheln die beiden Frauen zusammen; — ich stehe noch im Mantel —, und wie ich frage, was sie lächeln und sich erzählen, löst sich die neue wieder von Njuscha: „Wir finden beide den Herrn so nett. Er sieht so sehr gut aus." Das Zimmer ist mir zu groß, unheimlich; ich frage nach dem Bett. Da huschen beide hinaus, um sich nach einem andern Zimmer im Haus für mich umzusehen. Und ich sitze allein und klimpere am Flügel. Eiskalt ist es. Wie war es im Hotel. Ich hatte meine Zimmernummer und die Klingel; hier kommen zwei Frauen hin und her; es wird mir zuviel sein, aber zwei Tage wird es gehen. Wie sie wiederkommen, sind sie verändert, haben sich zurecht gemacht. Bubikopf, hellblondes Haar. Rote Stupsnasen, die Hände sehen nach grober Arbeit aus. Sie führen mich auf mein wirkliches Zimmer. Und da erschrecke ich einen Augenblick ernstlich. Das ist aber zu viel. Es ist ja nichts als eine bloße Kammer. Bretterwände; zwei Feldbettstellen an den Wänden. Das Zimmer liegt parterre, hat keine Gardinen. Die Tür nicht zu verschließen. Ein Eisenständer für Waschgerät, Tisch, Stuhl, Schrank: das ist das Zimmer. Wir werden heizen, sagen sie rasch. Ich träume; ja, sage ich, es ist kalt. Und wir werden dem Herrn heißen Tee bringen und Mitatgessen. „Bitte", träume ich. Die Ältere bewegt sich noch unsicher am Tisch, bis sie herauskommt: ich möchte etwas vorausbezahlen. „Gut, gut"; ich bin plötzlich ganz versunken. Sie können offenbar nicht einmal das Mittagessen besorgen. Ich gebe ihr. Sie verabschieden sich. Ich stehe am Fenster. Die infamen Jungen gehen drüben. Ich wäre vielleicht mit ihnen gegangen. Was treibe ich wieder. Was stehe ich hier. Ich habe Geld im Portemonnaie, bin in solcher jämmerlichen Kammer. Nicht einmal den Mantel kann ich mir ausziehen, so friere ich. In Hut und Mantel sitze ich am Tisch. Meine Hände sind schmutzig; kein Wasser und kein Handtuch. Ich werde ein bißchen hier sitzen, dann abfahren. So versunken bin ich.

Das Mittagessen ist vorbei. Njuscha will mit mir ins Dorf gehen.

Digitized by Google

Sonst war meine ganze Spannung auf die Straße gerichtet; Njuscha geht neben mir, spricht, oder spricht nicht. Und nun lerne ich etwas Neues: auf sie achten, sie beobachten und zugleich die Landschaft sehen. Durch sie hindurch die Landschaft sehen. Meine Befremdung, meine Distanz fehlt. Ich bin plötzlich schon sechs Wochen hier. Sie sagt: da und da ist nichts zu sehen und ich bin auf Anhieb willig, sehe freundschaftlich dies, gleichgültig das. Es ist komisch und herzlich. Ein langer Weg, eine Brücke, Neubauten, Bergzüge zur Rechten und dann der Ort, die Kirche, eine stille Hauptstraße mit Geschäften eines Kurortes, Ansichtskarten, Schnittwaren. Ganz von weitem, und bunt bemalt, drollig schattiert zieht das an mir vorüber. Sie führt mich zwischen hübschen Villen ins Freie; auf einem breiten Spazierweg. Der Boden hebt sich. Das Dorf mit der Kirchturmspitze versinkt langsam hinter einer Bodenwelle. Und vor mir roter Abendhimmel über einem zackigen Bergmassiv. Ich möchte, wie ich das Wolkengeschiebe sehe,' alles gern im Detail festhalten; wie die Farben sich mischen am Himmel, ihre Grenzen, ihr Verfließen ineinander. Es ist so interessant, sie verändern sich von Minute zu Minute. Aber Njuscha plaudert, von der Tante und wie schlecht es ihnen geht. Eine Vollwaise ist sie; ihre Mutter jung gestorben, war die Schwester der Frau, bei der ich wohne. Die Mutter und die Tante konkurrieren mit den Wolkenfarben. Jetzt sei sie lustig. Und deutsch ist eine sehr feine Sprache und sehr schön; aber auch sehr schwer. Sie hat einen Freund gehabt, einen Kurgast. Von dem hat sie Französisch gelernt. Jetzt kann sie aber nur noch: „Je suis très malheureuse", ob ich wüßte, was das heißt. Ja, sehr unglücklich. Damals war sie sehr unglücklich, aber jetzt nicht; das war auch nur so gelernt. Unversehens ist oben alles schwarz geworden. Als hätte man ein photographisches Papier ans Licht gelegt, vergessen und überlichtet. Ich denke entsetzt: hoffentlich kommt das morgen wieder', ich bin doch hergefahren, um so etwas zu sehen von Farben. Oder wozu bin ich hergefahren? Ich denke an meine Holzkammer, bin wieder verträumt, mache kleine Augen und denke, will gar nichts denken. Einen Spaziergang will ich machen, ich fahre noch früh genug nach Lodz. Njuscha trifft eine Bauersfrau, unterhält sich mit ihr. Es ist Zeit umzukehren. Ihr frieren die Hände in den zerrissenen Handschuhen, die sie vor mir versteckt. Ich friere total. Wo ist ein Cafe? In einem einfachen langen Saal sitzen wir, fast allein. Ich trinke Kaffee. Njuscha ißt Kuchen. Was sie Kuchen

Digitized by Google

essen kann. Ratzekahl ißt sie die ganze Landschaft, die die Kellnerin bringt.

Mit meiner Bettdecke habe ich ein Fenster verhangen, mit dem Handtuch das andere. Morgens nehme ich das Handtuch herunter. Draußen ist alles weiß. Schnee spielt in der grauen Luft, dreht sich in der Luft wie Züge von Schwalben, die zur Erde abgleiten. Am Boden muß es Luftströmungen geben; er sinkt nicht einfach herunter, sondern wird wagerecht abgedreht und weht eine kleine Strecke hin. Ungeheuer hoch der weißgraue Himmel. Er hört gar nicht auf. Wo sind Bäume, Berge, wo ist Zakopane? Alles in diesen Himmel aufgenommen. An dem andern Fenster hinter der Bettdecke gucke ich zwischen Franzen. Da stand gestern mittag ein Berg. Der ist noch da. Aber eine Nebelwand läßt sich eben auf ihn nieder. Die ist wie eine Kulisse, ein Riesenvorhang von Kilometerlänge. In die Tannenwaldung des Berges sinkt die Nebelwand ein, dicht schiebt sich der Nebel von oben über den Berg nach vorn her, umhüllt das Schwarze. Die nahen Bäume am Fuß des Berges, gestern eine einzige zusammenhängende Schwärze, zerschneidet, *präpariert* der Nebel und sein Schnee. Fein modelliert er jeden einzelnen Baum, setzt Kontur neben Kontur.

Ich empfange die freundliche Begrüßung der Tante und stehe noch in der Kammer, in Hut und Mantel, das Spektakel draußen betrachtend. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Immer tiefer sinkt die Schneewolke über den Berg hin. Der Fuß des Berges ist noch bläulich verdunkelt, darüber steht aber schon das weißgraue Dunstgewölk, und schwebt von Minute zu Minute verhängnisvoll heran. Ich bin ein Mann in einem kleinen Holzhaus, irgendwo in der Welt, irgendwo in einem Schneegestöber. Ob ich ihm entrinnen kann. Ein Naturereignis hat mich überrascht. Wir stehen alle in Gottes Hand. Ich will dichter, tiefer hinein. Es lockt mich. Das Haus ist still; ich stehle mich hinaus. Njuscha schläft; ich werde meine Augen wieder haben.

Wie ich die Allee nach dem Dorf zugehe, fühle ich, daß ich noch in einem Kraftfeld stehe, zwischen magnetischen Kraftlinien, die von dem Haus hinter mir ausgehen. Durch lockeren tiefen Schnee wate ich; denke, fühle nach rückwärts. Ich bin keine freie Brummerfliege, die hin und her zuckt, sondern ruhe. Etwas von mir ruht noch im Gefühl des Hauses, der Einwohner, in ihrem Zusammenleben, ihrer Armut. Da sind sie beide, die eine mit den zerrissenen

Digitized by Google

Handschuhen, die mich vom Bahnhof holt, die andere, die ihre Kinder zu Verwandten weggegeben hat und mir vorhin den Kaffee brachte. Eine freundschaftliche, nach allen Seiten nickende Stimmung geht mit mir. Ich laufe nicht nackt herum; trage ein Kleid, aus dem Haus da hinten.

In Fudern sinkt der Schnee. Nicht das Haus drüben kann ich erkennen. Kleine schwarze Flecke tauchen aus der Luft: Schornsteine, die halbseitig verschneit sind. Die Dächer sind unsichtbar, Teile des großen Schneehimmels. Wie ich weich über den Schnee hinziehe, bin ich fröhlich beschwingt, wie auf einem Maskenball. Etwas Karnevaleskes der Schneefall. Ich sehe, auch die Vorübergehenden hat es berührt. Kostet kein Eintrittsgeld und ist lustig. In das Naturereignis wickele ich Tierchen mich ein. Ich komme über eine kleine Holzbrücke vorbei an Sanatorien, militärischen Erholungsstätten. Und unter der Brücke auf dem kleinen gefrorenen Bach laufen jauchzend zwei Jungs Schlittschuh, jeder rutscht auf einem Eisen. Das Dorf liegt bis über die Ohren in Sonntagsruhe und Schneewetter. Ich durchziehe es im sanften Gestöber der Himmelsfedern. Die ganze Stille der Landschaft, irgendeiner Landschaft hat mich umfaßt, will mich stärker umfassen. Ich weiß nicht, ob Felder oder Berge kommen: die Nebelwand, die Wolke, in der ich gehe, ist zu dicht; aber es bleibt alles gleich: das Sujet ist nichts, der Pinselstrich alles. Noch stehen einzelne Häuschen am Weg, Villen, kleine Gehöfte. Da duckt sich eine Schar weißer Enten am Wegrand, um ein Rinnsal herum. Sie legen sich flach auf den Bauch, gluckern, schleckern, tauchen ihre gelben Hornschnäbel in das Rinnsal. Es gibt ein Geräusch, wie wenn einer stark mit der Zunge schnalzt. Und wie ich die Augen von ihnen weg auf den Nebel richte, lichtet er sich, als wenn er sich vor mir öffne. In größter Stille, in tiefster Stille öffnet er sich, hat er sich geöffnet, tut sich auseinander. Und runde Bergmassive treten hervor, sind da, Schneemassen tragend. Die wiegen sie auf hohen Baumwipfeln. Die Hintergründe und Tiefen der Berge modelliert der Nebel. In Zügen schiebt er sich in Täler ein, die ich nicht sah. Lautlos braut das da hinten, bewegt sich in großen Ausmaßen, und ist lieblich und in einem weichen Spiel begriffen. Die Tannen neben mir haben grüne Füße. Wie Kluckhennen stehen sie, breit unten das Gefieder ausstreckend, sitzen, decken und wärmen den Boden. Oben bewegt sich der weiße Kopf, zittert im Wind und schaut sich um.

Digitized by Google

Ich wage mich tiefer in das Gestöber. Es läßt langsam nach. Das ist eine mütterliche milde Landschaft. In einem Kessel das Dorf versunken, die Kirchenspitze stieg zuletzt herunter. Und nun, welch Schauspiel: alle alle alle Wolken und Nebel vor mir erheben sich wie auf einen Wink. Die Berge hissen ihre Wolken wie ein Hemd. Oben ballt sich der Dunst, nach unten lassen sie ihn fallen. Mein Weg führt über eine kleine Brücke am Bach. Rechts und links sind die Berge aufgestanden. Ein Bach bullert und kollert, ist voller Geröll. In einen Hohlweg, einen langgezogenen Grund bin ich geraten. Die Stille der Landschaft aber ist weg, der Bach sprudelt rechts und links über den Weg. Er gibt wie ein Kind keine Ruhe. Das ganze Bild geöffnet, hat sich erregt, auch die weichen Schneemassen mildern nicht. Vier Felssäulen schreiten dicht an den Berg heran, schlanke hochgeschulterte Steine, wie Statuen von Männern. Ich bin noch nicht bei ihnen, es sind sonderbar wilde Gestalten und ich muß mich ihnen nähern. Und wie ich unter ihnen stehe, sehe ich, daß sie verwittertes Gestein sind, abgerissen, abgebröckelt von der großen Felsmasse, von dunkler Lehmfarbe, trotzige Geschöpfe, die sich weigern zu sterben. Einen Zug von Gewalt tragen sie in die Landschaft ein. Was liegt aber auf meiner Hand, als ich den Fels bestreiche? Am Teller dünner Steinmörtel; über dem Rücken schweben zwei große sechseckige Sterne, herrliche ebenmäßige Schneekristalle. Meine Haut ist kalt, sie schmelzen nicht. Welche Schönheit der Befiederung. Sie schaukeln an Härchen auf meinem Handrücken, weisen sich mir von allen Seiten. Vollkommen, vollkommen geworden, mit drei Strahlen vom Zentrum. Nichts an ihnen mißraten. Frei hat die Kälte sie empfangen; im Schoß der Kälte sind sie ausgebildet, aus reinem Wasser. Jetzt sind sie herunter geglitten, auf meine Haut. Ach, meine Hand, was tut sie? Sie ist eine Löwenhöhle. Sie schmiegen sich an, liegen innig platt. Und sintern, sintern. Ihre Ecken heben sich, die Mitte sinkt. Sie schrumpfen, werden durchsichtig. Sind Tropfen, Tropfen. Der Schnee ist zu mir gekommen, in mein Haus, hat mein Kleid angezogen, meine Wärme genommen — und ist gestorben. Ein zu höflicher Gast. So wie Buddho in dem Haus des Goldschmieds das Gift nahm und lautlos starb. In einem kleinen Spielraum verläuft mein Dasein wie dieses. Dann schmelzen wir alle, erfrieren, erlöschen, werden zwischen zwei Platten erdrückt. „Wir" sage ich; ich und die Schneeflocke, die Myriaden Schneeflocken, auf die ich stampfe, die ich mit meinem Atem schmelze.

Digitized by Google

Die Tante kommt abends mit Njuscha auf mein Zimmer, meine Kammer. Die Petroleumlampe brennt. Die Tante dichtet; erzählt von den Geschichten, die sie geschrieben hat und sie wird sie mir übersetzen. Njuscha hat eine Katze; sie führt lange Gespräche mit ihr, lacht, kreischt und balgt sich mit ihr.

Rasch ist der dunkle Abend hereingefallen. Der helle Morgen will gar nicht kommen. Der Schnee stöbert unaufhörlich. In ganzen Lagen und Salven braust er aus der Luft her. Die ist schneidend kalt. Nichts ist mehr darin von Weiche. Fußtief die weißen Massen. Ein Element hat sich über das Gebirge geworfen. Die Wagen auf der Chaussee schleppen sich langsam vorwärts. Der Himmel ist grauweiß verwaschen, fast schwärzlich grau; die Berge verstecken sich darin. In Droschkenschlitten klingeln die Guralen, die einheimischen Kutscher, vorbei, sitzen vorn, seitlich gewandt, das Gesicht nach dem Trottoir. Ich mühe mich durch die ungeheuren Massen vorwärts. In einem Meer bin ich, in einem kleinen Boot rudere ich, auf einem uferlosen Meer. Die Menschengesichter sind kleiner geworden, grau, runzlig, hart.

Leer die Straßen des Dorfes. Auf die sturmdurchtobte Chaussee kann ich nicht vordringen. Ich sehe ein Haus, das die Aufschrift trägt: Tatra-Museum. Ich will hinein, finde Einlaß, treffe einen jungen Assistenten. Während es draußen schon wieder Nacht wird, zeigt er mir seine Schätze, gibt mir heißen Tee zu trinken. Guralen leben hier; ich habe sie schon auf der Straße gesehen: die Bergbewohner der hohen Tatra. In ganzen Scharen sah ich sie aus der Kirche kommen. Männer oft hoch wie die Tannen, ungewöhnlich mächtige Exemplare, manche von einer wilden Räuberschönheit. „Giewonts" sind das, hat mir die Tante gesagt, so heißt der hohe Berg bei Zakopane. Sie tragen sonderbare enge weiße Hosen, vorn unter den Leisten mit Ornamenten geschmückt. Auf dem Kopf flache Deckelhüte, schöne bestickte Lederjacken hängen ihnen über den Schultern. Ein geschickter Menschenschlag mit natürlichem Kunstsinn. Sie sprechen polnisches Platt, haben ihre besonderen Sitten, sehen, besonders die alten, manchmal wie Indianer aus.

Von ihnen und ihren Bergen erzählt mir der freundliche Pole im warmen Zimmer: von ihrer Wirtschaft, Aberglauben. Es gab viel Räuber unter ihnen; einer, der hochberühmt war, wurde Ende des achtzehnten Jahrhunderts gehängt. Bären sollen noch in der Tatra leben in den Wäldern. Einen furchtbaren Wind gibt es hier, einen

Digitized by Google

Föhn, der baumwollartige Wolken vor sich treibt. Er reißt ganze Wälder nieder. Im Winter taut es, wenn er kommt.

Als ich abends durch die Schneewüste im Finstern nach Hause tappe, kann ich mich nicht mehr halten. Sitze noch ein paar Stunden mit Njuscha und der Tante oben auf ihrem Zimmer. Sie sind leicht traurig und sehr herzlich, weil sie wissen, was ich vorhabe. Die Tante legt mir Karten: ich werde große Freude zu Hause haben, sehr große Freude; es wird alles, alles gut sein. Solche guten Karten hätte sie noch nicht gesehen. Und Njuscha strahlte: ja, ich solle an die Karten glauben. Wie sie mich von der Bahn holte, hat die Tante in den Karten gelesen: ein Herr wird ins Haus kommen, und das sei ich gewesen. Sie schlägt sich zärtlich mit der Katze herum, küßt sie, kreischt, zeigt mir polnische Briefe ihres Herzensfreundes. Um elf Uhr nehmen sie die Lampe, begleiten mich die Treppe herunter.

Auf der finsteren Straße stehe ich, gehe. Das Haus ist noch in meinem Rücken. Ich will, ich möchte, ich muß zur Bahn.

DER KURGAST

von

RUDOLF KAYSER

I

Man soll das Leben nicht literarisch sehen und den Geist nicht stolz über die Erfahrungen des Alltags stellen. Unwichtigkeiten und Zufälle, das heißt Ereignisse, die keine Bindungen an das Ich haben, gibt es kaum. Es kommt allein auf das Sehen an, auf das perspektivische Sehen.

Die Perspektiven aber des kleinsten Ereignisses wirken oft weiter in Zeit und Raum hinein als die großen Tragödien. Und Landschaften, die zu betreten jedem erlaubt ist, haben ihre persönlichsten und privatesten Geheimnisse: die Geheimnisse derer, die diese Landschaften sehen und betreten. Vielleicht geschieht sogar die energischste Ausprägung der Persönlichkeit in den kleinen und kleinsten Dingen. In den größeren durchdringen sich die persönlichen und sachlichen Geltungen, strebt das subjektive Erleben zum objektiven Werk, das Werden zum Sein. Der Alltag ist schließlich jedem vertrauter als der

Digitized by Google

Festtag, und die Gewohnheiten ihm gegenüber sind von klarster geprägtester Form. In einem Brief Nietzsches an seine Schwester lese ich: „Da ich mitten in der entscheidenden Arbeit meines Lebens bin, so ist mir eine vollkommene Regel für eine Anzahl Jahre die erste Bedingung. Winter Nizza, Frühling Turin, Sommer Sils, zwei Herbstmonate Turin — dies ist der Plan. Entsprechend ist auch meine Diät normal gemacht, das heißt absolut persönlich, und den eigensten Bedürfnissen gemäß eingerichtet." Diese Lebensregeln könnten auch viele gleichgültige Menschen sich geben. Und doch rühren sie am tiefsten Geheimnis Nietzsches. Sie bilden die psycho-physische Grundlage seines Daseins. Sie ordnen die Alltagselemente von Aufenthalt und Diät „absolut persönlich": mit den Perspektiven zu Werk und Ewigkeit. Sie schaffen Bedürfnisse, die vom Körperlichen zum Geistigen hinüberreichen.

In Hermann Hesses neuestem Buch „Kurgast", Aufzeichnungen von einer Badener Kur (S. Fischer Verlag, Berlin), herrscht solches perspektivisches Sehen in stärkster Weise. Eine Badereise — ohne irgendwelche Ungewöhnlichkeiten und Überraschungen — wird beschrieben und mit ihr eine reiche menschliche Welt. Hesse zeichnet, mit der stillen Nachdenklichkeit und Anschaulichkeit seiner Sprache, nichts als den nach keiner Richtung hin gesteigerten Alltag des Badeaufenthaltes und gibt doch — seine Lebensanschauung, und zwar so sachlich und klar wie kaum in einem anderen seiner Bücher. Die „tagverzehrende Zerstreuung", wie Goethe seinen Karlsbader Kurtag nannte, spiegelt bei Hesse die Innen- und Außenwelt auf kleiner Fläche ab. Ironie, Nachdenklichkeit und Analyse beleuchten das seltsame Ritual der Kur und geben ihm einen psychologischen Sinn. Da dieser allein vom Ich und seinen Erfahrungen bestimmt wird, ist er der gleiche wie bei Begegnungen von sehr großem geistigen Gewicht. In der völligen Isolierung aber, die für Hermann Hesse dieser Kuraufenthalt bedeutet, spricht er sich ganz ungehemmt und direkt aus. Der normale Alltag ist zum stärksten und unmittelbarsten Zeugnis persönlichen Lebens geworden.

2

Hesse kommt nach Baden in der Schweiz, um sich von seiner Ischias heilen zu lassen, einer Krankheit leisen und vorsichtigen Alterns. Er tritt damit in eine bestimmte Gemeinschaft und ihre seelische Haltung, „in eine gewisse skeptische Frömmigkeit, einfältige Weisheit, in eine sehr differenzierte Vereinfachungskunst, einen sehr intelligenten

Digitized by Google

Anti-Intellektualismus hinein, der ebenso wie die Wärme der Bäder und der Geruch des Schwefelwassers als ein Spezifikum mit zu Baden gehört." Diese Leidensgemeinschaft wächst also von außen nach innen fort. Ihre Symptome sind Maßstäbe nicht nur des Krankseins, sondern auch der zugehörigen Mentalität und des psychischen Klimas des Badeorts.

Das Mieten des Hotelzimmers, die Konsultation des Arztes, das Baden, die Trinkkur ... alle diese so normalen Beschäftigungen erhalten unter dem doppelten Einfluß der Leidensgemeinschaft und des Ich-Erlebnisses eine völlig veränderte und sehr persönliche Form. Sie treten aus der Ebene des mechanisierten Alltags und gewinnen psychologische Perspektiven. Bei Hesse führen diese Perspektiven in philosophische Nachdenklichkeit. So entsteht die Erkenntnis des antinomischen Charakters der Welt, ihrer inneren Gegensätze, ihrer Polarität. Heiter und schmerzlich nennt Hesse die Gleichnisse für diese wissenschaftliche Wahrheit innerhalb des Badener Kuraufenthalts, erkennt er die List der ungesunden Eßtradition und andere Eigentümlichkeiten des Orts und seiner Gemeinschaft. Der Ischias wächst die Ischiatiker-Philosophie nach, und aus ihr wieder entsteht eine bestimmte Art Menschenbeobachtung (sie hat ihren tragisch-komischen Höhepunkt in dem meisterlichen Kapitel „Der Holländer"), eine „Psychologia Balnearia", die letzten Endes doch immer wieder vom Dichter selbst handelt, vom Kurgast Hermann Hesse. In solcher klugen und etwas schmerzlichen Psychologie stellen sich Stimmungen, Wetter, Schmerzen, Erlebnisse dar. Innere und äußere Situationen sind in ein mildes und etwas melancholisches Licht gerückt, das nicht nur Einzelheiten erhellt, sondern um sie eine Atmosphäre leuchten läßt, in deren Mitte der Kurgast Hesse steht. Rückblickend auf die abgelaufenen Kurwochen, kommt Hesse dann zu einem Gefühl der Überlegenheit und des nachträglichen Verstehens, und ein Lächeln trifft die feinen Reaktionen von damals, diese Relativität der kleinen Dinge; er vergißt heiter, daß jene Kleinigkeiten doch erst klein geworden sind: durch ihr Vergangensein.

So ist das Buch vom Kurgast ein besonders eindringliches Psychologie-Dokument. Es ist auf keinerlei Beschreibung und keinerlei Entdeckung aus. Es macht Situationen, die durch Leiden verfeinert sind, aktiv; Lebensgefühle entstehen innerhalb bestimmter und sichtbarer Bindungen; ein kleines Stück Dasein wird aufgezeigt und damit am Geheimnis der Ewigkeit gerührt. Bei alledem ist der „Kurgast"

Digitized by Google

nicht unfroh grüblerisch, abstrakt oder kühl. Er ist durchaus epische Dichtung: in der Körperlichkeit seines nachdenklichen Erzählens. Und über Hesses Kunst der ich-psychologisch erhöhten Idylle blickt wohlwollend der Geist des alten Badereise-Dichters Jean Paul, dem die Menschen in jedem Jahrhundert weitläufigere Anverwandte werden, am Ende nur Namensvettern, die nichts mehr zu lieben und zu versorgen brauchen als nur sich.

3

Peter Altenberg war Zeit seines Lebens ein Kurgast. Aber in einem anderen, wenn man will: weniger aktiven Sinn wie Hesse. Der Kurgast Hesse ist ein temporärer Zustand: vor ihm und nach ihm ist ein anderer Hesse da. Altenbergs Einstellung zum Leben aber ist immer gleich kurgastlich (auch in der Zeit, wo Diätlehren noch nicht in seinen Büchern stehen). Immer ist ihm die Lebensordnung das heiligste Gesetz. Sie enthält Schönheiten der Landschaften und des Menschseins ebenso wie Zärtlichkeiten und — Purgative. Auch er kannte die Größe der kleinen Dinge, die er nicht perspektivisch sah, sondern eher als Chemiker: zerlegend, alle Elemente auskostend und ihre psychischen Valenzen probierend. Er fragt nicht nach den größeren Geltungen der kleinen Dinge, sondern er berichtet über seine privaten Eindrücke und Bezauberungen. Er ist gar nicht philosophisch, wie der Kurgast Hesse, sondern ein zart und zärtlich Liebender. Sein Erleben wie sein Dichten sind Bestandteile seiner Lebensführung, und alle Fragen liegen in ihrem Bereich.

Jetzt erscheint — bei S. Fischer, Berlin — „Der Nachlaß" von Peter Altenberg. Skizzen, ganz in der Linie und Art seiner letzten Bücher. Darunter befinden sich Dichtungen, die zu Altenbergs besten gehören. Am stärksten sprechen die letzten: erfüllt von Sanatoriumsluft, Todesahnung, Krankheit, Einsamkeit. Die Erkenntnis des Lebens und eigenen Wesens ist abgeschlossen. Die Konturen von Peter Altenberg stehen unveränderlich und unbeweglich vor Peter Altenberg. Aus diesen letzten Situationen heraus klingt Lebensverzweiflung, der kein sichtbarer Grund vorangeht, außer der schroffen, aussichtslosen Tatsache des biologischen Endes. Und so klingt das neue Buch des toten Dichters aus:

„Das Ende meines Dichter- und Menschenlebens. Gezwungen, den Leidensweg eines unerbittlichen Richters zu gehen. Gezwungen aus innersten Gründen, aus verhängnisvollster, fatalster, dem Untergang zuführender, unentrinnbarer Bestimmung!?!"

Digitized by Google

TRIUMPH DES ROMANS

von

OTTO ZAREK

Der kluge Albert Thibaudet, glaube ich, nennt das Lesen von Romanen eine moderne Art der Wollust, die raffinierteste vielleicht, die im Lauf der Jahrhunderte die Gifte abgelöst haben, mit denen die Völker oder die Überfeinerten und Hypersensitiven sich in einen Rauschzustand versetzen. Der Roman also, der Gegenstand dieser Lust, wäre dann nur ennervierendes Element, ein Apothekermittel von süßlichem oder bitterem Geschmack, wenn auch noch so kompliziert und noch so formenreich aus hochwertigen organischen Verbindungen aufgebaut. War aber nicht der „große Roman" in den Bezirken angesiedelt, in denen alle geheiligten Wesenheiten das Ewige Leben der reinen Ideen führen . . . in den Bezirken der Metaphysik, in denen alle große Kunst, die Kammermusik, die Skulptur, die Lyrik, beheimatet ist?

Genug von Thibaudet! Sein skeptisches Bonmot hat sich an dem Erlebnis der Gegenwart entzündet. Wenn der Roman nicht mehr den göttlichen Welten angehört, wenn der Roman sich von verkrüppelten Psychen als Morphiat benutzen läßt: wie sehr verließ dann unsere Zeit den Raum der Dichtung, die Welt des Geistes überhaupt, um in den irdischen Bezirken des Intellektes orgiastisch zu hausen. Wollte man dies glauben, so ließe sich kühn und ungerecht weiter folgern: der Roman sei dienend geworden, er wolle nichts als „die Zeit einfangen", wie man sagt, er begnüge sich, jenseits des Dichterischen, mit einem literarischen Ziel. Dabei gelänge ihm die Meisterschaft; und gerade die vollendete Gestaltung sei es, die den Roman ins Bewußtsein hämmert, aber immer in antimetaphysischer Absicht; den Roman als zeitkritisches, als soziologisches, als erzieherisches, als in irgendeinem Sinne intellektuelles Instrument, wie ihn in gigantischem Talent die großen Romanciers schufen: von Zola bis Marcel Proust, von Tolstoj bis Thomas Mann. (Und nur — ein eratischer Block in der Wüste — stünde der Roman Dostojewskis dazwischen, ein Phänomen, das jeder physikalischen Gesetzmäßigkeit spottet.)

Und alles wäre (wenn wir so ausschweifend über ein Thema Thibaudets kühne Variationen komponierten) gut und die Roman-Literatur wäre mit gutem Grunde als Kunst ohne metaphysischen Atem designiert . . . fände sich nicht ein Roman von mythischer

Digitized by Google

Kraft, dem man es wohl ansieht, daß er sich um das Bild der Welt müht, im orphischen Sinne, mit Urkräften einen eigenen, selbstgeschaffenen Kosmos aufbauend. So aber bestätigt sich: daß, wie in den seltensten Zeilen einer lyrischen Strophe, das Antlitz der Welt im weiten zeichnerischen Vorwurf eines Romans sichtbar wird, daß im Roman die Nähe und die ewige Ferne der unendlichen Dinge sich spiegeln, so wie es der Dichter sagt: „Nah ist und schwer zu fassen der Gott . . ."

Knut Hamsun ist nicht mit der Vokabulatur der literarästhetischen Kritik zu benennen; seine Maße übersteigen alles im Roman Bekannte und lassen uns zunächst keine adäquaten Wertbegriffe. Wir stehen vor ihm in Rätseln ähnlich wie vor dem Roman Dostojewskis, für dessen Schöpfungen sich aus den Oeuvres Balzacs, Flauberts oder Stendhals keine sinnvollen Wertungen ableiten ließen. Es sind nicht die Probleme der Formen, die Hamsuns „Letztes Kapitel" (Verlag Grethlein & Co., Leipzig) ganz aus der Empirie heben, ins Rätselhafte, Noch-zu-Erobernde hinein. Überschätzen wir die Fragen der Stile, der Formen, der Technik nicht! Es gibt nur ein Entscheidendes, das wirklich Scheidemauern zwischen zwei Welten errichtet: die Verankerung der Schöpfung . . . ob im Reiche der Ideen oder in den Gegenden des Intellekts das Werk angesiedelt sei. „Das letzte Kapitel" aber ist die letzte denkbare Steigerung des dichtenden Geistes bis in die Erhobenheit jenes Raumes hinauf, in dem man nicht mehr in Willkür schafft, nicht mehr schreibend spielt oder spaßt . . . sondern in dem die unmittelbare Anschauung der Ewigen Dinge mit schmerzhaftem Zwang diktiert. Das Antlitz, das geschaut wurde, ein Januskopf, der in zwiespältiger Unteilbarkeit dorthin Tod, hierhin Leben spiegelt, dieses Antlitz ergibt sich nicht dem emsigen Maler und Meißler, sondern dem tief Erregten, zu Boden Geworfenen; im Leid um das Bild Ringenden. Vielleicht daß dieses Gesicht leichter und leidloser sich in den Formaten sinfonischer Musik einfangen läßt. Es in der Stoffhülle eines „Romans" zu materialisieren: dies ist das kühnste schriftstellerische Unterfangen, zu groß scheinbar, da es bei der Widerspenstigkeit der Romanform beinahe zu tödlichen Kämpfen verurteilt. Daß dieses gelang: der Roman als reiner Mythos, ist der Triumph des Knut Hamsun; der Triumph des Romans.

An einer Stelle, wenn des Grausigen bereits genug geschah, und die Menschen schon wie von einer unsichtbaren Königin komman-

Digitized by Google

dierte Ameisen erregt und wirbelnd, aber ihnen unbewußt nach zielvollem Plan, durcheinandertorkeln, wenn ihre Geschicke sich verstricken und ihre gemeinsame Not sie bis zur Schamlosigkeit jeder liebevollen Hülle entkleidet, dann führt sie der Dichter lächelnd zu einem Auslug auf ein glücklichstes Morgen zusammen, das Fräulein d'Espard und Daniel, den Selbstmörder schließlich und seine Frau, die kleineren Menschlein auch wie Bertelsen und so fort — — lächelnd, mit seinem bösesten ... nein, nein, mit seinem weisesten Lächeln, mit jenem nordischen wissenden Lächeln, das schon um die verbissenen Züge Ibsens schwebte. Und der Dichter sagt: „Und nun hätte alles noch gut werden können. Aber der Tod trat dazwischen."

Der Tod ist nicht deus ex machina, kein fremder Gast, der Auflösung und Zerstörung willkürlich bringt. Der Tod ist es, der die Landschaft des Torahus-Sanatoriums beherrscht; ja, es ist ein Tod, der in diesem Reich der Natur naturhaft angesiedelt ist. Es ist in der Tat der landschaftliche Tod, mit dem Hamsun seine Menschen zu tun haben läßt. Nichts da vom Tod als Erlöser, vom Tod als Rächer, nichts da von einem versöhnenden Glockenklang beim Sterben dieser Menschen. Dieser landschaftliche Tod ist grausig, ist das einfache Bild des Zerfalles, der Sinnlosigkeit, und die furchtbarsten Eigenschaften umschauern ihn: das höhnische Grinsen und der plötzliche tatzenhafte Griff. Es ist der Tod, wie man ihn zuvor niemals sah, es sei denn auf dem Isenheimer Altar oder im alten nordischen Epos. Er ist apokalyptisch und doch wieder noch um ein Nüance grausiger: denn er reitet nicht im trunkenen Zug der Zerstörung ins Land; er hockt in der Landschaft selbst und zerhackt das Leben.

Dieser Mythos vom „Letzten Kapitel" wäre erbarmungslos, weihte ihn nicht Religiosität. Ich nehme das Wort als religio ... die tiefe Verbundenheit, gleichgültig ob dieses gläubige Verbundensein Gott meint oder Natur oder nur ein Stück Land, dessen Seele Einer wie einer Gottheit verfallen ist. — Der Tod haust nicht, ohne zu warnen. Wie Daniel, als er auf dem Fels sitzend die Herannahenden warnt, ehe er schießt, so warnte dies Hochgebirgstal mit Lawinen und Stürmen, am meisten wohl mit der schreckenden Größe seiner unberührten Einsamkeit die geschäftigen Menschen; abweisend ist das Gebirge und grausam hart; es ist voll von Haß gegen die unkeusche Berührung .. und als dennoch der merkantile Sinn des unternehmenden Rechtsanwaltes diese Landschaft modern-europäisch zu bezwingen meint, ist der Tod alles von ihm Geschaffenen, ist die Strafe der großen Schändung

Digitized by Google

beschlossene Sache. Der Brand des Sanatoriums ist natur-notwendig ... so jedenfalls, wie Hamsun Notwendigkeit und Natur versteht.

Zuviel, von den Gestalten der in dieses Hochtal Getriebenen zu sprechen. Es sind Müde, Absterbende, Welke – und ihre eine große Krankheit ist: die Zivilisation; die Geschäftigkeit; die Abtrünnigkeit. Ihr Leben vergeht ohne den Eros, der in diesen Wäldern herrscht. Und als dem Fräulein d'Espard zuerst Pan begegnet, ist sie die einzige, die ihn erkennt und ihm verfällt. Welche überraschende Größe nun aber ist dieses: daß der Tief-verwurzelte, der Sohn dieser Erde, der mit allen guten Göttern dieser Landschaft auf gutem Fuße ist, der mit seinem sehnigen Arm allen Fährnissen trotzt, auch den inneren, auch den Fährnissen der Einsamkeit ... daß dieser Daniel, sage ich, im mythischen Bilde des Romanes immer das menschliche Format behält?! Ja, dies gerade ist die ausgemachte Größe, ist die wahre Bestätigung für eine tiefe und unheimliche Wissendheit, für eine wahre Weisheit und eine unbeirrbare Sprache des Blutes: es ist Knut Hamsuns gewaltigste Gestalt, dieser Daniel; er vermeidet es, diesen sieghaft trotzenden Bauern zu einem Heros zu machen. Ist er nicht manchmal feig, dieser Daniel? Auch ein wenig auf das Geld aus? Auch berechnend und bauernschlau? Nein, es soll nichts an ihm beschönigt werden. „Er ist auch nur, wie Menschen sind", so etwa heißt es im Roman einmal. Es ist ein Kerl, der schon einmal die d'Espard im Heuschober an sich zieht und der für die Ideale seiner erdhaften Männlichkeit auch morden kann.

Aber wie ist er seelenvoll, unbeirrbar im Glauben an die Verpflichtung seines Blutes, ein Sohn der Landschaft, in dessen Bewußtsein niemals drang, was sein Wesen durchrauscht, was ihm dunkel und dumpf die Maße des Guten und des Bösen gibt: das Eins-sein mit den Göttern seiner Heimat. Und die d'Espard, das zarte Fräulein, das französisch spricht, wächst aus ihrer großstädtischen relativistischen Haltung heraus und schlägt Wurzeln in diesen einsamen Halden zwischen Bergfirnen und schweigenden Wäldern, einige Stunden fern vom Kirchspiel, dessen Sohn ihr Daniel ist ...

Es gibt einen großen russischen Epiker, zu wenig beachtet in Deutschland, Nicolai Lesskow*, der mit größter zeichnerischer Sensitivität, sprachlich von genialischem Reichtum, die russische Landschaft malt, und alles Düstere und Traurige dieser Steppenlandschaft

* Lesskows Werke erschienen soeben bei C. H. Beck in vorbildlicher Übertragung, dreibändig.

Digitized by Google

in die Seelen der Menschen einströmen läßt. Wundersam, ein grausiges Märchen, erwachen die bösesten Leidenschaften im „Tal der Tränen", der Meisternovelle dieses großen Gestalters. Aber diese Schrecken, die im Blut haften, sind ohne Erlösung, tierische Untaten, die Fratzen dieser teuflischen Menschen glätten sich nicht in der Todesblässe zum Antlitz zurück. Hamsun aber weiß um den Menschen und nur um ihn. Er liebt das menschliche Gesicht und alle Äußerungen des menschlichen Lebens, mit bluthafter Liebe. Und er erfindet die beiden seltsamsten, Christus-nächsten Gestalten, die seit dem Iwan Karamasoff gestaltet wurden: den „Selbstmörder" und seinen Gegenspieler, den Aussätzigen, und das Spiel zwischen beiden, den unchristlichsten Kampf, den sie sich vormachen, weil ihre Liebe sonst vor Scham sterben müßte . . .

Triumph des Romans! Mit keinem Bruchteil eines Satzes verläßt der Dichter die erdhaften und gegenständlichen Dinge oder verleugnet die Gesetze der epischen Form. Mythische Kraft, die aus ihm *steigt*, bedarf keiner selbstbewußten Deutlichkeit. Sie ist da, und *das* ungeheure Cis-Moll-Thema des Todes, einherschreitend wie im Adagio der siebenten Sinfonie Bruckners, erlöst sich selbst in einem hingehauchten, zärtlichsten, leisesten Dur-Thema, einem Thema, in dem ein verstohlenes Lächeln ist – – aber freilich sind es wenige, dem dieses Lächeln sich offenbart . . .

AUS DER CHRONIK DER ZEIT

von

SAMUEL SAENGER

I

Vertreter der in den Pen-Clubs — die Würde des Poeten, des Essayisten, des Novellisten begründet den Anspruch auf die Mitgliedschaft — zu einer literarischen Internationale vereinigten Schriftsteller fast aller Länder, die sich zum engeren christlichen Kulturkreis rechnen, fanden diesmal zu ihrem dritten Kongreß eine Woche vor Pfingsten in Paris sich zusammen. Nach den Mittelpunkten der angelsächsischen Welt kam die Lichtzentrale der lateinischen Welt an die Reihe. Eine in jedem Betracht zeitsymbolische Rangordnung.

Digitized by Google

Diesmal waren auch die deutschen Clubs vertreten. Der in Frankreich im Privatverkehr sehr spürbare Abbau der ekelhaften Haßgefühle und die allgemeine Ernüchterung über das Woher und Wohin des nationalen Lebens, die auf den Rausch der Siegesstimmung folgte und selbst den in die Formel 'wright or wrong: my country' eingemauerten Bürger befallen hat, erlaubte ihnen die Teilnahme; ja, machte sie ihnen zur Pflicht. Auch ich bezwang, und nicht bloß aus Neugierde, die eingeborene Scheu vor Veranstaltungen, die den Gefahren der Vereinsmeierei oder der literarischen Kränzchen ‚mit Damen' ausgesetzt sind, und fand meine wohl temperierten Erwartungen nicht getäuscht. Die französischen Gastgeber waren um jeden einzelnen der Teilnehmer kollegialisch bemüht; die Wolke der ersten Befangenheit war bald verflogen; alle bekannten Kultursprachen — bald mit Französisch, bald mit Englisch als Dominante — schwirrten durcheinander; alte Beziehungen wurden erneuert, neue geknüpft — es tat so wohl, sich vorübergehend in den Wahn zu wiegen, als ob in Europa . . . auch für Europäer Platz sei. Die Grundidee: daß Dienst am Geist, wie immer und mit welchem Anteil am Genius geübt, in der nationalen Isolierzelle verkümmern müsse, war sichtbar und fühlbar das einigende Band unter den vielen, die da, bis herab zum gewissenhaften Übersetzer und schriftstellernden Gewerbler, in Lust und Mühsal ihrem freien Berufe obliegen.

In England, scheint es, in dem Kreise derer um John Galsworthy, hat sie zuerst gekeimt und Leben gewonnen; in dem Lande, das zwar in vielfacher Hinsicht an dem morbus insularis krankt, zugleich aber das herrliche Verdienst hat, dem Strome der modernen Aufklärung in Philosophie und Wissenschaft und öffentlichem Leben viele Nährsubstanzen zugeführt und dadurch zur Erneuerung des europäischen Kontinentes Unendliches beigetragen zu haben. Läßt sich daher leugnen, daß der für apolitisch ausgegebenen Grundidee politische Absichten im tieferen Verstande des Wortes von vornherein eingebaut waren? Die Pflege des kulturellen Solidaritätsgefühls muß und soll schließlich, will man nicht aus Gedankenlosigkeit an den Voraussetzungen möglicher Wirkung vorbeischielen, dahin führen, das gefahrliche Treiben der Politikmacher in den Kabinetten der Einzelstaaten, in den nationalen Parlamenten und Parteigruppen zu überwachen und immer wieder Ursachen wie Folgen des von jenen nicht verhüteten Brudermordes zu überdenken — nur dadurch wird die ganze Veranstaltung Sinn und Daseinsrecht haben. Die Erinnerung

Digitized by Google

an das entsetzliche Erlebnis, Wissenschaften und Künste in der widerlichsten Form der Verfälschung zu Werkzeugen der Höllenmaschine gemacht zu sehen, darf in den Internationalisten des reinen Geistes nie sich abschwächen. Die private Gemütsbelastung reicht nicht aus, eine nach gemeinschaftlichen Normen betriebene Überwachungs- und Abwehrpolitik darf der erstrebten Internationale des Geistes nicht fernbleiben, wenn sie auch nach den Bedürfnissen der einzelnen Vaterländer dosiert werden müßte. Ich kann mir nicht denken, daß man ohne Aktionsprogramm dieser höchsten Prägung einer Internationale die wirklich wertvollen Schriftsteller zuführen und die Werbekraft ihrer Begeisterungen für sie mobil machen kann.

Leider mußte ich feststellen, daß aus — wie ich glaube — engem Mißverstand des Begriffs: Politik unter den Kongreßteilnehmern meine Auffassung von Wesen und Zweck der neuen Internationale nicht viel Anhänger zählte. Es plätschert sich ja gewiß bequemer in unverbindlichen guten Gesinnungen, hinter denen, wie jedes Kind weiß, die objektiv übelsten Hintergedanken nisten können und zu lauern *pflegen*. Das Europäertum, wie wir es heute und in Zukunft brauchen, als Bollwerk gegen die unermüdlichen Maulwürfe der Zerstörung, ist kein Gnadengeschenk des Himmels mehr: es muß täglich neu erobert werden. Welche Aufgabe hätte beispielsweise eine solche Internationale, wenn sie einen Ausschuß wissender und gewissenhafter Männer bildete, um die Berichterstattung aus und nach fremden Ländern zu überwachen und zu kontrollieren und die ernsthaften Korrespondenten, die nach Objektivität trachten, vor ihren sensationslüsternen Verlegern zu schützen. Da den einzelnen Pen-Clubs recht viele Journalisten angehören, die nach Haltung und Streben und Leistung die Würde des freien Schriftstellers für sich beanspruchen dürfen, so lägen solche Fragen und Überlegungen den Aufgaben dieser Internationale ganz nahe, noch dazu, wenn man bedenkt, daß überhaupt die Beziehungen zwischen der Presse und dem ohne jede Bindung schaffenden Schriftstellertum unauflösbar dicht geworden sind und für die Gestaltung des öffentlichen Lebens immer entscheidender werden. Ich greife dieses eine Beispiel heraus; viele andere Fragen von ähnlichem Gewicht für die schreibende Welt wären der Erörterung nicht minder wert. Aber das Arbeitsprogramm der Tagung bewegte sich in wesensverschiedenen Bahnen, — für das Höhere, für die ewigen Wahrheiten, die sich ‚von selbst verstehen', war bei den allgemeinen Veranstaltungen Platz genug reserviert. Auch das ist notwendig; und

Digitized by Google

es hatte gewiß seinen großen Reiz, von Männern hohen Ranges wie Paul Valéry (ein ungewöhnlich feiner und reicher Geist, den man bei uns noch nicht genügend kennt), John Galsworthy und Heinrich Mann in bewegten und bewegenden Worten die Internationale der Schriftsteller begrüßen zu hören –, von Europäern, die sie sind, mit von jener Lähmung, die das Vergangene uns beschert hat, befreiter Zunge. Doch gerade die genannten Männer, die anerkannte Wertfaktoren unseres europäischen Geisteslebens geworden sind, wissen ja, daß die reine Beschaulichkeit so wenig wie der nach innen verschluckte Ekel ein Abwehrmittel gegen die zu neuem Ansturm sich rüstenden Dämonen der Vernichtung ist. Leider zeigten sie den Pen-Leuten keinen Weg, wie die ‚Wiederkunft des Gleichen' zu verhüten wäre. Man fand, es sei ‚geboten', das Thema zu meiden. Das Europäertum der freien Geister verträgt offenbar noch keine Belastung.

Beängstigt fragte ich mich darum, wie diese auf dem Pariser Kongreß versammelten Männer des Geistes und der Feder sich verhalten würden, wenn heute oder morgen oder übermorgen ein neues Delirium über unseren Erdteil käme und von den Diktatoren der nationalen Gewalten, von den Vormündern unserer Vaterländer mit ihren großen und kleinen Tschekas, mit ihren auf ein Kommandowort einschwenkenden Generalstäben und Bürokratien in patriotische Pflege genommen würde. Könnten sie da nicht wieder, als Gesamtheit genommen, scheu und gehorsam, ihr besseres Wissen und ihre bösen Ahnungen unterdrückend, in die Propagandazellen kriechen und nur noch in Ausbrüchen des Wahnsinns und der Gewaltvergottung miteinander wetteifern? Würden sie da nicht wieder schockweise mit dem Vorwurf des Landesverrats gegen diejenigen hantieren, die, ihre Liebe zwischen dem Vaterland und der übrigen Menschheit nach nichtamtlichem Schlüssel verteilend, sich außerhalb des ‚Gemenges' hielten? Und wäre die Wiederholung des Schauspiels wirklich ganz ausgeschlossen, in dem Kant, Goethe, Heine, Wagner und ihresgleichen als sekundäre, als nebensächliche Erscheinungen gegeißelt wurden? Romain Roland erinnerte kürzlich daran, daß sogar eine so vornehme Zeitschrift wie der ‚Mercure de France' in solche Verdunkelung verfiel (noch vor dem Hindenburgprogramm; Aug. 15).

Heute zwitschern wieder einmal die Nachtigallen. Es flimmert das goldene Frühlingslicht über der himmlischen Stadt – noch immer himmlisch, obwohl allmählich der alte Zauber stückweise zerbröckelt, obwohl die zeitübliche sachliche Geschäftigkeit den Parisern ihre

Digitized by Google

Reize zu nehmen anfängt, obwohl vor dem mitleidlosen Ansturm der neuen Verkehrstechnik die ganze alte Stadt mit ihren Wundern in Stein ein einziges Verkehrshindernis geworden ist und bald die Waffen strecken wird.. In manchem freundlichen Auge liegt eine Art Abbitte, man hat inzwischen doch wohl so manches erfahren, was auch das eigene nationale Unschuldskonto belastet. Aber, aber, wie viele haben das Problem Europa wirklich, von den materiellen politischen sozialen und geistigen Fundamenten her, so durchdacht, daß ein Wille daraus sich kristallisiert, der stahlhart macht und den gefährlichen Schwarmzustand lyrischer Gefühlsseligkeit in Momenten der Gefahr zu erdrosseln vermöchte! Ich weiß nicht, ob die geistigen Menschen auf anderem Wege zu einer höheren Kontrollinstanz für die Politikmacher, die das europäische Schicksal in Händen haben und heute im Grunde nicht weniger souverän es gestalten als vor und nach dem Kriege, sich zusammenschließen können. Ich persönlich stieß bei allerhand Gesprächen auf faustdicke Unwissenheit wesentlicher Vorgänge, ähnlich jener, die vor der Katastrophe unter Intellektuellen die Regel war, und ich konnte, beklommen, die grausige Zukunftsvision eines von neuem aufgewühlten Meeres nicht unterdrücken, auf dem diese geistige Internationale, bei der grundsätzlich schönrednerischen Bescheidenheit ihrer Ziele, als elendes Wrack neben den anderen kastrierten Internationalen umhertreiben würde. Der Geist, wenn die Fackel in ihm sich entzündet und Naturgewalt ihn schöpferisch macht, sucht die Einsamkeit, sie ist der Acker, auf dem das Werk gedeihen kann, Zeit und Ewigkeit fließen da ineinander, der holde Wahnsinn in des Poeten Auge wird in versammelten Bruderschaften nicht rollen (the Poet's eye does in a frenzy roll), alle von außen auferlegten Bedingtheiten des Schaffens werden als Fesseln empfunden, — ihm also Gesetze vorschreiben und Gebote auferlegen wollen, bis auf die allgemeinen, die alles menschliche Wirken bestimmen und unsichtbar lenken, wäre anmaßende Torheit. Aber wenn Geister sich zusammenschließen, sich irgendwie organisieren, sich auf das Gemeinsame ihrer Funktionen im Rahmen der nationalen Gebundenheiten und der übernationalen Verpflichtungen besinnen, wenn sie Tagungen abhalten und Feste feiern und Empfänge veranstalten und sogar die Berührung mit obrigkeitlichen Spitzen nicht scheuen: so müssen sie Aufgaben zwingenderer Art entwerfen und strengere Forderungen an die Zunft stellen. Sie müssen, mit einem Worte, eine Politik des Geistes haben und treiben. Die

Digitized by Google

Angst vor der Vogelscheuche des Begriffs beruht auf der falschen Deutung des Begriffs und entsteht aus einem seelischen Zustand, der zu gleichen Teilen aus Bequemheit und aus Feigheit seinen Saft bezieht . .

Ich stelle mir vor, daß nach dem Erdbeben, das hinter uns liegt, und aufgeschreckt von dem Knistern im Gebälk unseres Staats- und Wirtschaftsbaus, etwa Voltaire, Lessing und Rousseau, als unsere Zeitgenossen, den jahrelang vergitterten Käfigen entronnen, sich plötzlich an der Spitze ihrer Zunftfreunde gesehen hätten — was hätten sie ihnen gesagt? Hätten sie es unterlassen, anzugeben, wie man im einzelnen eine Gesinnung für die Allgemeinheit schöpferisch macht? . . Lassen wir das, solche Vision macht die Problematik des Geistes nur noch dunkler. Es ist also vielleicht doch gut, daß man sich auf der Pariser Tagung mit bescheideneren Aufgaben abfand und unter anderem die Mittel besann, die als Kunst betriebene Übersetzung von Literaturwerken vor der Schändung durch flinke Handwerker und unkundige Verleger zu schützen. Auch die ‚Andacht zum Kleinen' ist löblich.

2

Ein konservativ gerichteter Abgeordneter, der sich durch Belesenheit, durch Nachdenklichkeit, durch Gerechtigkeitssinn, durch den Willen zur Vorurteilslosigkeit auszeichnet und die deutsche Umwälzung aus ihren tieferen Ursachen wenigstens zu begreifen sucht — er wagte jüngst im Reichstag die Behauptung, die meisten Bestimmungen der Verfassung von Weimar seien auf ‚fremdländischen Feldern' gewachsen. Man weiß, in welcher antisemitischen Stickluft solche Wortblitze sich zu entladen pflegen. Da aber der Lagarde-Epigone in anderer Luft zu atmen pflegt, so fragt man sich, was er eigentlich meint und will. Kein zurechnungsfähiger Weimaraner hält die neue republikanische Reichsverfassung für ‚ewig' gültig, alle ihre Bestimmungen (zum Beispiel über das Wahlalter und den Mechanismus des Wählens) für sakrosankt, wohl aber für die als Ganzes unberührbare und Respekt heischende Grundvoraussetzung nationalstaatlichen Lebens, ‚sofern es überhaupt möglich sein soll', um mit dem großen Chinesen von Königsberg zu reden. Das fühlt man sogar schon, wie die Reichstagsdebatte über deutschnationale Anträge auf gewisse Verfassungsänderungen bewies, bis hinein in die Reihen der Fetischanbeter gewesener Dinge. Es scheint zu dämmern, auch und gerade in der sogenannten Führerschicht der bürgerlichen Gesellschaft, daß da in

Digitized by Google

der Goethestadt etwas (verhältnismäßig) Dauerndes geschaffen wurde; heimlich hielt man darum die ganze Rednerei in diesem Augenblick für unzeitgemäß. Nur die völkischen Wirrköpfe und die romantisch vernebelten Gehirne der Universitätspolitiker haben das Recht, das Werk von Weimar als in Gesinnung und Ausdruck undeutsch zu beschimpfen; das Recht der pöbelnden Blindheit und des Muskelpatriotismus.

Im übrigen ist ja das ganze deutsche Verfassungsleben mitsamt dem heilig gehaltenen Fetzen Papier, an dem der ‚Ludergeruch der Revolution' klebt, ein vom Ausland eingeschleppter Import. Wem sagt man damit etwas Neues? Gab es in der oktroyierten Preußischen Verfassung, in der des Norddeutschen Bundes und später des Reiches von Bismarcks Gnaden übermäßig viel Grundsätzliches, das nicht von englischen, französischen und belgischen Vorbildern abgeschrieben war? Der Genius des preußischen Junkers, der mit noch schlummernden Riesenkräften gegen die vom Westen heranrollende ‚revolutionäre Welle' erst sich aufzubäumen versuchte, unterlag zwar, aber er wurde, schöpferisch dienend, innerhalb geschichtlicher Grenzen ihr Herr. Als er dann in der Würde eines preußischen Vertreters am seligen Bundestag in Frankfurt einzog, wußte er schon, daß sein Land das im ... Ausland (Frankreich, Belgien) gewebte Nessusgewand einer Verfassung nie mehr würde abschütteln können; wie er, vom jungen Herrn in die Wüste geschickt, zweifellos vorausgefühlt hat, daß gegen die im Anmarsch befindliche parlamentarische Regierungsform — made in England — kein Kraut gewachsen sei. Was daraus später einmal wird, aus dieser ganzen westeuropäischen Repräsentativverfassung, in den Wirbeln der Weltrevolution, die wir in die langsamen Rhythmen einer organischen nationalen Entwicklung abzubiegen uns mühen, weiß heute kein Weiser. Nur soviel wissen wir, daß das sowjetistische Rätesystem so wenig wie eine Diktatur nach moskowitischem Muster in unserem Erdreich voraussichtlich wird Wurzeln schlagen können. Um so eher ist's Zeit, daß gebildete bürgerliche Politiker sich schämen sollten, immer noch gegen das in Weimar geleistete, meinetwegen bescheidene, aber doch wesenhafte Stück Aufbauarbeit den unsagbar dummen Vorwurf der Ausländerei zu erheben.

3

Briand, Benesch, Mussolini, Seipel, Mataja und ihre freiwilligen und unfreiwilligen Mithelfer unter den rückwärts im Maria-Theresia-Zauber befangenen Literaten, die fröstelt, wenn sie an das Reich

Digitized by Google

denken, während sie einer geriebenen und handfesten Realpolitik ins Garn laufen — sie alle schwimmen mächelnd, was Österreich betrifft, in jenem unbestimmten Etwas, das vom Anschlußverbot und der Ablehnung irgendwelcher Donau-Zweckgemeinschaft umgrenzt wird. Wir warten geduldig auf die neue Erfindung der politischen Geographen. Inzwischen sei dem, was im letzten Heft hier gesagt wurde, heute hinzugefügt: daß die wirklichen Anschlußtriebe, wie Kundige immer wieder hervorheben, nicht im nationalistischen Heilgeschrei bebärteter Provinzbiertische und stotternder Provinzbarden liegen. Also nicht in ideologischen Dingen oder den sonstigen Imponderabilien; sie mögen verstärkend hinzutreten, aber sie sind ganz und gar nicht entscheidend. Bauern und Industriearbeiter (Gewerkschaften und Genossenschaften) sehen den Vorteil des Anschlusses im weit größeren Wirtschaftsgebiet; im gesteigerten Warenumlauf und Warenaustausch; in der geistigen Belebung durch den Anhauch der stärkeren deutschen Vitalität; in dem Schutz gegen die sonst unvermeidbare provinzielle, das heißt kulturelle Verkümmerung; in der Abwehr der Gefahr, in eine niedrige Lebenshaltung hinabzusinken. Wien insbesondere, mit seinen kulturell so hochstehenden Lebensformen und der Verfeinerung seiner Sitte, läßt sich ohne diese materiellen Voraussetzungen gar nicht erhalten. Man sehe sich die heute in Wien führende Schicht einmal näher an, man blicke in den Hohlspiegel einer ‚gewissen' Wiener Presse — oder lieber nicht. Es ist zum Gotterbarmen. Begabungen in Fülle, anmutige Schreibfertigkeiten, sprudelnder Feuilletongeist, früher durch den Druck großer Gesamtinteressen noch einigermaßen im Zaum gehalten, sind nun den Gefahren der völligen Zuchtlosigkeit, der Verblödelung und Verlumpung verfallen und müssen im Umkreis von Luftgeschäften steril bleiben. Das literarische Gebirgsländlertum, vom dumpf und stumpf frömmelnden Jodlertum überzuckert, führt dem entthronten Wien wahrlich keine belebenden Kräfte zu. Doch alles nachklingende, alles in unproduktivem Witz oder der Melancholie des Nachtrauerns sich verausgabende Talent des einst menschlich so fruchtbaren Bodens hilft über den schreckhaften Verfall nicht hinweg. Es ist darum bezeichnend, daß die eigentlich vorwärtspeitschende Führung in der Anschlußbewegung hauptsächlich den pazifistischen und im Grunde unpolitischen Gewerkschaften zufiel, und daß gerade die jüngeren, die gesünderen, die unvermuckerten Kräfte in der bürgerlichen Intelligenz sie unterstützen. Die großen Schwierigkeiten der Über-

Digitized by Google

gangszeit sieht jeder voraus, denn der europäische Wirtschaftsmarasmus lähmt ja auch die stärkeren deutschen Glieder. Privatinteressen werden leiden, gewisse Industriezweige werden ins Gedränge geraten, all das ist sicher. Aber um des Zieles willen, das wenigstens ein ehrliches und ehrlich gewolltes Ziel ist, dürfen sie nicht schrecken; sie wiegen leicht, verglichen mit den in großmächtigen Gehirnen bisher ausgeheckten Plänen des Verschandelns und Verschacherns.

Betrachtet man den trotzigen Ernst und die Sachkunde einer wachsenden Schar gebildeter österreichischer Publizisten, die für den Anschluß kämpfen, ohne die Knarre der nationalistischen Phrase im Munde, so möchte man hoffen. Ich notiere zum Beweise ein paar Worte von Max Graf, sie werden dem Leser willkommen sein: ‚Der Anschluß ist in Österreich vor allem eine Kulturfrage. Seit dem Umsturze gibt es in Österreich ein einziges wichtiges, ideales Problem: die Frage, wie man das kleine verarmte Land, dessen Intelligenzoberschicht nicht groß ist, auf dem Niveau europäischer Gesittung erhalte. Alle Anstrengungen der vielverleumdeten Gemeinde Wien: die großartige Modernisierung des Schulwesens, der musterhafte Aufbau der sozialen Einrichtungen, der Volkswohnungen, der Volksbäder, der Kranken- und Armenhäuser, die Kunstpflege der Stadt, der Ausbau der Wasserkräfte, der Verkehrsmittel, des Donauhafens, die gewaltige Investitionstätigkeit, haben dem Ziel gegolten, Wien als europäische Stadt zu erhalten, als Stadt der Arbeit und des Geistes, der Volkswohlfahrt und der Gesittung. Demselben Ziele dient die Anschlußbewegung, welche Österreich durch die Verbindung mit dem Deutschen Reich die Möglichkeit geben will, nicht zu einer Provinz mit schlechten Lebens- und Erwerbsverhältnissen, die schließlich auf das geistige Niveau drücken müssen, heruntersinken zu lassen, sondern als Kulturstaat, der vom industriellen, wissenschaftlichen und geistigen Leben Deutschlands durchflutet wird, zu erhalten. Österreich erhält als südöstliches deutsches Grenzland wirtschaftlich und geistig neue, große Aufgaben, die alle seine Energien, alles Talent, alle Kraft Wiens und der Provinz steigern müssen und die allen jenen wichtig sein müssen, welchen die Höherentwicklung der europäischen Kultur am Herzen liegt.‘ Dieses ‚allen jenen, die‘ wird manchen Leser lächeln machen. Lieber Herr Max Graf, ein bißchen Glaube an die Peitsche des historischen und ökonomischen Materialismus macht in der Praxis des Lebens seliger, wenn auch sein Prophet Karl Marx heißt.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Michelet und der Krieg von 1870

Im *Mercure de France* veröffentlicht Jean-Marie-Carée unveröffentlichte Dokumente Michelets, die sehr lebendig die Einstellung des großen Historikers zum Kriegsausbruch im Jahre 1870 bezeichnen. Michelet hatte stets sehr rege Beziehungen zu Deutschland. Er fühlte sich Forschern wie Niebuhr, Creuzer und Jacob Grimm verbunden. In den Jahren 1828 und 1842 besuchte er Deutschland. Er glaubte an die deutsche Einigung auf dem Wege von Freiheit und Revolution und sah in Deutschland das Land der Ideen, im Gegensatz zu russischem Despotismus und englischem Imperialismus. Er grüßte „das große Banner seines lieben Deutschlands Schwarz-rot-gold, das heilige Banner von Luther, Kant, Fichte, Schiller, Beethoven". Vor Kriegsaubruch schrieb er an Paul Meurice, den Direktor des ‚Rappel':

„Lieber Freund.

Niemand will den Ktieg. Nun, man wird ihn machen oder Europa glauben lassen, daß wir ihn wollen.

Das ist ein Überraschungs- und Taschenspieler-Streich.

Millionen von Bauern haben gestern ins Blinde hinein abgestimmt. Warum? Weil sie glaubten, einen Stoß zu vermeiden, der sie erschreckte. Haben sie wirklich geglaubt, für den Krieg zu stimmen, für den Tod ihrer Kinder?

Es ist entsetzlich, daß man dieses unüberlegte Votum mißbraucht.

Aber der Gipfel der Schande, der endgültige moralische Tod wäre es, wenn Frankreich sich bis zu diesem Punkt treiben lassen würde, gegen alle seine Gefühle, seine Interessen!

Machen wir unser Plebiszit und dies ernst. Befragen wir Klasse für Klasse, von den Reichsten bis zu den Ärmsten, von den Städtern bis zu den Bauern, befragen wir die Nation! Nehmen wir die vor, die soeben diese Majorität gebildet haben und ihre Versprechungen vergessen. Zu jedem von ihnen hat man gesagt: Ja, aber besonders: Kriegsgrund.

Sie erinnern sich daran nicht. Frankreich erinnert sich daran nicht. Es wird mit uns eine Brüderlichkeits-Adresse für Europa unterzeichnen, eine Adresse der Achtung für die spanische Unabhängigkeit.

Pflanzen wir das Banner des Friedens auf. Krieg allein denen, die den Krieg in dieser Welt wollen können."

Kurz vor der Veröffentlichung der Emser Depesche schreibt Michelet noch diesen Brief an Paul Meurice:

„Lieber Freund.

Ich habe gestern dies den Unentschiedenen gesagt:

‚Ich schäme mich der Unentschiedenheit'. Sie haben Furcht ... und warum? Furchtsam zu erscheinen?

Dummköpfe! Bedenkt nur, wo die Idee ist, die höhere Idee Europas.

Sie ist in zwei Nationen: Deutschland, Italien wollen die Einheit; sie werden sie haben. Auch wenn ihr die Welt bis ans Knie ins Blut taucht, wird es so sein.

Bismarck ist unangenehm? Wie gleichgültig mir das ist! Die preußischen Offiziere sind freche kleine Adlige? Das verhindert nicht den riesigen Rechtsanspruch Groß-Deutschlands, das eins sein will und es werden wird.

Außerdem ist Piemont sehr wenig italienisch und sehr unangenehm.

Die Welt ist gegen euch. Nicht allein die Süddeutschen, sondern besonders Frankreich."

Desto mehr war Michelet vom neuen Deutschland enttäuscht. Noch 1871 schrieb er, daß Gott ihn davor schützen möge, seine Schuld an Deutschland zu vergessen. Aber schon ein Jahr darauf sagt er in der Vorrede zu seinem letzten Werk, der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts":

Digitized by Google

„Meine Ansicht über Deutschland war brüderlich. O, wie ich es geliebt habe, dieses große und naive Deutschland der Nibelungen und Luthers, Beethovens und des guten Fröbel mit seinen Kindergärten. Aber ich liebte weit weniger das ironische Deutschland Goethes, das sophistische Hegels, das seinen heutigen Fatalismus hervorgebracht hat. Ich erhoffte Besseres von Deutschland, und ich bin erschlagen, es selbst im Siege tot zu sehen, im eisernen Grab, in dem ein slawischer Staat, Preußen, es beerdigt hat."

Léon Werth

Er besitzt in der heutigen französischen Literatur eine doppelte Geltung: als Dichter und als Kunstschriftsteller. Sein erstes Buch war über Puvis de Chavannes. Die stärkste Wirkung hatten seine Romane „Clavel soldat" und „Clavel chez les majors", Bücher aus dem Kriege und aus dem Leid um den Krieg, zusammen ein einziges Werk einsamen Schmerzes. René Arcos — in der Monatsschrift *Vient de paraître* — sagt von diesen Chavel-Romanen:

„Ein bitteres Buch, welches aber nicht täuscht. Das denkbar pessimistischste Buch, und dennoch trägt es uns eine Hoffnung zu, zweifellos ohne Vorwissen von Léon Werth. Als das ganze menschliche Gewissen zerstört schien, gab es irgendwo einen Clavel, einen Soldaten zweiter Klasse, der sich nicht betrügen ließ und fortfuhr klar zu sehen. Wir wissen heute, daß es derer mehrere gab. Wie enttäuscht, wie überrannt sie auch wurden, sie trugen in sich die Hoffnung der Welt.

Ein einziger Clavel läßt tausend Feder- oder Redehelden vergessen. An ihn allein knüpft sich die Empfindlichkeit, die Klarheit und Ehrlichkeit einer Rasse. Er deklamiert nicht. Er beschränkt sich darauf, von Tag zu Tag zu notieren, was er sieht und hört.

Viele Kriegsbücher werden vergessen werden. Wer denkt heute noch an alle diese ‚Gaspard' von serienweise fabrizierten Ausschußwaren? Unwissend in allem Phrasentum, fremd dem Geist der Künstlichkeit, erscheint uns das Zeugnis Clavels als das wahrhaftigste. Darum ist es uns das teuerste."

Romain Rolland urteilt über Léon Werth:

„Léon Werth ist ein großer Künstler und ein freier Mensch. Er ist mir also zweimal teuer.

Ich sehe gern in diesem stolzen Schriftsteller den Erben Mirbeaus. Von ihm hat er die rächende Ironie, die mächtige Verachtung, die gesunde Menschenscheu, und diese Kunst-Flamme, deren Glanz das Nichts beleuchtet.

Aber seine Stimme hat keineswegs den Wohlklang einer jubilierenden Trompete, mit dem Mirbeau den Fall der alten stinkenden Mauern einer vermoderten Gesellschaft besang. Mirbeau glaubte an die Menschen, trotz allem glaubte Mirbeau an den Sieg. Und im Donner seiner Schmähungen höre ich oft triumphierendes Lachen rollen. Mirbeau lebte noch zur Zeit der großen Illusionen. — Werth hatte davon keine bewahrt.

Ich habe mir noch einige erhalten. Ich glaube noch an die Menschen. Es gibt noch welche:

Selbst der, welcher aller Illusionen beraubt, aufrechterhalten durch die einzige Kraft seines kühnen Lebens, am Rande des Abgrunds wandert, mit einer unerschrockenen Freude, die die Hoffnung verschmäht — das ist ein Mensch.

Das ist Léon Werth."

Die zerbrochene Maske

Zum Tode von Lucien Guitry veröffentlichen die *Nouvelles Littéraires* einen größeren Aufsatz von Claude Berton. Sehr charakteristisch wird der große Schauspieler geschildert:

„Einer meiner letzten Eindrücke

Digitized by Google

Lucien Guitrys war dieser: ein Mann von großer Korpulenz, robuste Erscheinung, kräftig, im Smoking, dicker rundlicher Kopf, völlig kahl, birnenförmige Stirn, ein schweres Kinn, über eine große schwarze Kravatte gebeugt, so daß man kaum den Kragen bemerken kann, steht mitten auf der Bühne des ‚Théâtre Edouard VII', aufrecht zwischen zwei Sesseln, auf die er sich mit beiden Händen rechts und links aufstützt, wie zwischen zwei Freunden, deren Schultern er sehr familiär als Stützen benutzt. Dieser Gestalt, die, alles in allem imposant und ungezwungen, ein glattes Gesicht zeigt, ohne sichtbare Ungleichheiten, fast ohne Runzeln, ganz in rundlichen Linien, kann man kein bestimmtes Alter geben. Dreißig oder sechzig Jahre, wenn man will. Seine Stimme ist klar und trocken, seine Worte sind von bohrender Klarheit, und sein wenig bewegtes Gesicht belebt sich nur im Blick, der barsch bis in die Tiefe des Saals dringt, in den, einer nach dem anderen gut getrennt, seine Sätze stoßen, gezielt wie funkelnde Pfeile, mit denen er das Ziel der bewegten Flugbahn zu verfolgen scheint. —

Lucien Guitry, der keinen Geschmack für die Dichter hatte und das Lächerliche fürchtete, hat keine Schicksale verkörpert. Er hat seine Typen geschaffen, die Typen seiner Zeit, in der man für Geist, Maß, Klarheit eine realistische Tendenz hatte, wenig günstig dem Blühen einer lyrischen Dramatik.

Hätte Maupassant eine dramatische Laufbahn eingeschlagen, so wäre er für ihn ein idealer Interpret. So oft Bernstein ihm Rollen anvertraut hat, hat er daraus glänzende Bildnisse gemacht. Guitry, von gleichem Temperament wie Bernstein, vervollständigte die Stücke des Autors von ‚Samson'. Diese beiden dramatischen Autoren trennten sich.

Wir schulden ihm spät die prachtvollen Darstellungen Molières, die wir gesehen haben. Möge er hier das Zeugnis unserer bewundernden Anerkennung und unseres bewegten Bedauerns dafür empfangen.

Als ein menschliches Beispiel unter den Menschen enthält der Schauspieler in ihm und setzt in sein schöpferisches Werk um einen Fond von Phantasie, Sinnlichkeit, Bewegung, Altruismus, Schalk und eine allen Menschen gemeinsame Naivität. Maske aus lebendigem Fleisch: wenn ein Schauspieler stirbt, verschwinden mit ihm eine große Zahl von Menschen. Er nimmt in sein Grab alle Gesichter mit, die ihm ähnelten, nunmehr durch das Alter entstellt, und über die, um sie darzustellen, sich seine feine Marke abbildete, die nun für immer zerbrochen ist."

Das Liebeswunder

Beim Pariser Bankett des Pen-Club — der neuen internationalen Schriftstellervereinigung — sprach Paul Valéry, der immer mehr zum stärksten Ausdruck heutiger französischer Dichtung wird. In die Mitte seiner Rede — die ebenfalls in den *Nouvelles Littéraires* veröffentlicht ist — rückte er dies Paradoxon: Dichtung ist Kunst der nationalen Sprachen, die doch die Völker am stärksten scheiden und trennen, und doch vereinigen sich die Dichter aller Nationen und beeinflussen sich gegenseitig. Valéry findet hierfür diese schöne Erklärung:

„Hier, meine Herren, muß man das Wunder anrufen. Es würde natürlich ein Liebeswunder sein.

Die verschiedenen Literaturen umarmen sich in Liebe. Und dieses Wunder ist nicht von heute. Virgil sehnte sich nach Homer. Und wen haben wir Franzosen geliebt? Unter Ronsard Italien, unter Corneille Spanien, unter Voltaire England, unter den Romantikern Deutschland und den nahen Orient, unter Baudelaire Amerika... und von Jahrhundert zu Jahrhundert

Digitized by Google

als beständig genossene Geliebte Griechenland und Rom. Ich betrachte Griechenland und Rom als Nationen, die einfach ein wenig entfernter von uns sind als andere. Zu Homer sind es nur noch einige Billionen Kilometer von hier. Man muß es wegen dieser Entfernung entschuldigen, daß er heute abend nicht unter uns ist.

Diese liebenden Literaturen haben sich gesucht und heftig begehrt; aber, Sie wissen es, meine Herren, die Liebenden umarmen immer, was sie nicht kennen, und vielleicht würde es keine Liebe geben, ohne diese besondere Unkenntnis, welche einen unendlichen Preis dem geliebten Gegenstand gibt und sogar allein geben kann.

So vollständig wir auch eine fremde Sprache kennen mögen, so tief wir in die Intimität eines Volkes, das nicht unser Volk ist, eindringen, so halte ich es doch für unmöglich, daß wir uns schmeicheln können, seine Sprache und seine literarischen Werke wie ein Mensch des gleichen Landes zu vernehmen. Es gibt immer irgend einen Teil des Sinnes, irgend eine feine oder äußerste Resonanz, die uns entgeht: wir können nie eines ganzen und unbestreitbaren Besitzes versichert sein.

Zwischen diesen Literaturen, die sich umarmen, bleibt immer, ich weiß nicht welcher unverletzliche Stoff. Man kann ihn unendlich dünn machen, ihn auf äußerste Feinheit zurückführen. Aber wie durch ein Wunder sind die Zärtlichkeiten dieser undurchdringlichen Literaturen nicht weniger tief. Ganz im Gegenteil, sie sind viel tiefer, als wenn man sich aufs Wunder verstehen würde. Der mißverstandene Schöpfer operiert und schafft sich ein unbeschränktes Erzeugnis von unerwarteten Werten... Unser Shakespeare ist nicht derjenige der Engländer; und selbst Voltaires Shakespeare ist nicht der von Victor Hugo... Es gibt zwanzig Shakespeares in der Welt, die den ursprünglichen Shakespeare vervielfältigen, aus ihm unerwartete Ruhmesschätze entwickeln.

Das ist eine recht wundervolle Konsequenz der unvollkommenen Fassungskraft . . .

Aber andererseits kann man damit so ziemlich diese Vereinigung rechtfertigen, die mir gerade als so erstaunlich erscheint.

Man kann sie übrigens von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus betrachten, der zweifellos ein etwas höherer ist.

Eine solche Versammlung von Schriftstellern aller Rassen, die diesmal in Paris abgehalten wird, läßt mich an die ähnliche Struktur Frankreichs denken. Es gibt keine mehr heterogene Nation in der Welt als die unsrige und doch ist unsere Einheit vollendet.

Ist Frankreich nicht eine Art Modell für das, was ein geeinigtes Europa sein könnte?

Erlauben Sie, meine Herren, daß ich Sie zum Schluß an den Gedanken eines Mannes erinnere, den ich unendlich geliebt und leidenschaftlich bewundert habe. Mallarmé, von dem Sie wissen, mit welcher Tiefe er die literarischen Dinge betrachtet hat, hatte sich eine ganze Metaphysik unserer Kunst geschaffen.

Er konnte sich nicht entschließen, sie als eine einfache Belustigung anzusehen, die die Schriftsteller dem Publikum verschaffen. Aber er glaubte mit ganzer Seele, daß das Universum kein anderes Objekt haben könnte, als endlich einen vollständigen Ausdruck von sich selbst zu schaffen. ‚Die Welt', sagte er, ‚ist geschaffen, um zu einem schönen Buch zu dienen.' Er fand in ihr keinen anderen Sinn, und er dachte, daß, bevor schließlich alles ausgedrückt ist, alle diejenigen, die ausdrücken, alle diejenigen, die für das Wachstum der sprachlichen

Digitized by Google

Kräfte leben, an diesem großen Werk arbeiten und jeder einen kleinen Teil ausführt . . .

Dies Buch, meine Herren, ist in allen Sprachen.

Ich trinke auf dieses schöne Buch."

England und Deutschland

In der *Revue de Genève* schreibt Thomas Greenwood über die letzte Phase der englischen Außenpolitik, in besonderer Hinsicht auf das Schicksal des Genfer Protokolls. Über Deutschland und das Sicherheitsabkommen wird gesagt:

„Als die Alliierten in Versailles Polen eine Küstenlinie an der Ostsee zugestanden, haben sie weniger an die wirtschaftliche Entwicklung des neuen Staates gedacht, als an die direkten Verbindungen mit den Westmächten, die Polen als einen Wall gegen den Bolschewismus betrachteten und zur selben Zeit als eine Garantie gegen eine unmittelbare deutsche Drohung. Jetzt, wo der Bolschewismus weniger angriffslustig und Deutschland auf den Weg der Verständigung zu treten scheinen, möchte man zu dem Geist zurückkehren, der Polen unter der jetzigen Form neu geschaffen hat. Wenn man etwa Polen opferte, würde man sich dadurch mindestens aufrichtige und wirksame Friedensgarantien von seiten Deutschlands schaffen? Man kann daran zweifeln und mit Recht, wie uns scheint. Denn wenn man an der Ostsee die geringste Konzession an Deutschland macht, würde es sie benutzen, um die Frage Posens, dann Oberschlesiens zu stellen. In diesem Augenblick ist Deutschlands Situation ziemlich ähnlich der des Jahres 1860; ein neuer Bismarck, falls er aggressiven Geist hätte, würde demselben Weg folgen wie sein Vorgänger: Polen, Österreich, Elsaß. Frankreich hat vielleicht nicht unrecht, wenn es sagt, daß der Friede am Rhein abhängt vom Frieden an der Weichsel.

Unter diesen Umständen würde es leicht sein, die Debatte zu aller Befriedigung zu entscheiden. Sowohl Deutschland wie Polen müßten Opfer bringen. Frankreich, treu seinen Bündnissen, würde keine nachträglichen Garantien auf Kosten seiner Verbündeten im Osten annehmen. Deutschland spricht seinerseits vom obligatorischen Schiedsgericht. Aber das Schiedsgericht, so wie es in den Haager Konferenzen von 1899 und 1907 definiert worden ist, muß stattfinden auf der Basis der Achtung vor dem Recht. Nun ist das Recht konstituiert durch den Versailler Vertrag. Wenn man eine andere Basis nehmen würde, könnte es keine mögliche Stabilisierung in der Welt geben: man müßte alle Verträge nacheinander revidieren. Man müßte also im Rahmen der Friedensverträge das Problem der europäischen Sicherheit lösen.

In dieser Richtung lenken die britischen Staatsmänner ihre Bemühungen. Nachdem man das Genfer Protokoll und die Erfolglosigkeit des Chamberlainschen Plans verlassen hat, der einen Dreier-Pakt zwischen England, Frankreich und Belgien vorsah, ist es nötig, sich den deutschen Eingebungen zuzuwenden. Schon die Unter-Kommission des Comité der Reichs-Verteidigung, von Lord Balfour präsidiert, würdigte die Bildung eines Regional-Pakts zwischen Frankreich, England, Belgien, Italien und Deutschland. Diese These, die die Majorität der Minister-Stimmen auf sich vereinigt hat, wurde von Churchill gegen Chamberlains Dreier-Pakt und die Isolierungs-Politik, die von Amery, dem Staatssekretär der Kolonien, verteidigt wurde, unterstützt. Die freiwilligen Vorschläge Deutschlands passen sehr gut in diesen Rahmen: Garantie-Pakt für die rheinische Grenze, mit gegenseitigen Verpflichtungen der interessierten Staaten,

Digitized by Google

diese Grenze zu achten; und Schiedsgericht gegenüber den deutsch-polnischen Grenzen, was nicht notwendig zwangsläufige Revision bedeutet. Die Formel dieses Paktes, es ist wahr, ist noch nicht genau festgelegt; aber sie würde der von 1839 benachbart sein. Man sieht: hier ist eine ernsthafte Bemühung Deutschlands, den Frieden herzustellen und die Bedingungen für friedliche Beilegung von Konflikten zu bestimmen.

Das Auswärtige Amt sieht im Anerbieten des Reichs eine Lösung in Sicht und zeigt sich geneigt, Deutschland Vertrauen zu schenken. Frankreich aber sieht dieses friedliche Deutschland nicht, nicht allein wegen seiner zahlreichen Übertretungen der militärischen Klauseln des Vertrages, sondern auch wegen seiner methodischen Vorbereitungen einer nahen Mobilisierung. Wird es England gelingen, Frankreich zu überzeugen, daß es Zeit sei, Deutschland die Hand zu reichen? Man ist zu weit gegangen, um wieder zurückzugehen; die Stunde ist ernst, und man muß zu einer Entscheidung kommen. Bis zum September haben die laufenden delikaten Verhandlungen Zeit, sich zu kristallisieren; und England könnte sich in Genf mit einer nationalen Politik vorstellen, die Schiedsgericht, Sicherheit und Entwaffnung begreift. Mindestens als Theater-Coup in letzter Minute wird Chamberlain sich wahrscheinlich für ein Abkommen mit Deutschland aussprechen. Wir würden so im Westen die freiwillige Anerkennung der Grenzen von 1919 haben, garantiert durch einen Fünfer-Pakt, und im Osten lokale Bündnisse mit Ausarbeitung des Schiedsgerichts. Und da diese regionalen Pakte durch die Zeit geweiht werden würden, könnte man leichter an den Plan der allgemeinen Pazifizierung denken, der dem edelsten Ideal der Völker entspricht."

Spanisches Theater

The Irish Statesman bringt eine Studie von Walter Starkie über das heutige spanische Theater. Nach einer Darstellung der spanischen Dramen-Tradition wird über die jüngste Entwickelung gesagt:

„Wenn wir das heutige moderne Drama zu sehen wünschen, das in einem Tage vergangene Traditionen überspringt, müssen wir ins Teatro Eslava gehen, die künstlerische Heimat von Gregorio Martinez Sierra, der oft der spanische Lugné Pöe genannt wird. Und es gibt manche Züge in seiner Kunst, die an den französischen Reformator erinnern. Das Teatro Eslava ist wie L'Oeuvre ein Gebäude von spartanischer Einfachheit — sein Äußeres ist sogar offen gesagt abschreckend. Aber innen *was für* ein summender Bienenstock. Martinez Sierras Gesellschaft muß ebenso aktiv, ebenso plastisch wie irgend eine in Europa sein, um sich bei den quecksilbrigen Intuitionen ihres Meisters aufrechtzuerhalten. In einem Augenblick müssen sie ein „Auto" spielen — ein Auto Sacramental ist ein für Spanien charakteristisches religiöses Mysterium-Spiel — oder sogar eine Tragödie von Ibsen; in einem anderen ein Stück von Barrie oder eine Pantomime. In einer Woche sah der Berichterstatter sie abwechselnd zwischen einer munteren Komödie von Arniches und einer glänzenden Revue, genannt ‚Der Zaubergarten von Paris'. Martinez Sierra spielt nicht allein die verheißungsvollen jüngeren Dramatiker seines eigenen Landes, sondern auch die Werke von Shakespeare, Molière, Goldoni und die Ultra-Modernen wie Molnar(?). Durch die Darstellung der Catalina Bárcena verwirklicht Don Gregorio seine Ziele: sie ist eine der charmantesten und feinsten Schauspielerinnen, die das moderne Spanien hervorgebracht hat,

Digitized by Google

und es ist schade, daß sie sich nicht überreden läßt, in Europa zu gastieren. Auch Musik und Tanz sind Musen in diesem Theater, und Argentinita und Maria Esperaza haben zu der Musik von Falla oder Turina getanzt. So gut bekannte Bühnenkünstler wie Barradas und Burmann haben hier gearbeitet. Das Ergebnis von Don Gregorios Arbeit wird kurz in einem Aufsehen erregenden Buch über spanische Bühnenkunst veröffentlicht werden. Er ist sicherlich die aktivste Persönlichkeit im heutigen spanischen Theater; es liegt nur an den allgemeinen Bedingungen der Publikums-Apathie, daß er nicht mehr tun kann. Um sein Theater zu halten, muß er dem großen Publikum meist solche Darbietungen geben, die ihren Beifall gewinnen."

Shakespeare in deutscher Sprache

Von Friedrich Gundolfs Shakespeare-Übertragung liegt eine neue (die dritte) Ausgabe vor: in sechs Bänden, in drei schönen Leinenbänden gebunden (bei Georg Bondi in Berlin). „Shakespeares Universalität ist der Mittelpunkt der romantischen Kunst." So verkündete Friedrich Schlegel. Und die meisterlichen Übersetzungen seines Bruders folgen dieser Gesinnung der romantischen Farbigkeit und Phantastik, der Vorstellung einer „progressiven Universalpoesie". Unsere Zeit entbehrt eine solche programmatische Mitte. Deshalb kann sie keine Shakespeare-Übertragung hervorbringen, die die allgemeinere Beziehung der Gegenwart zum Shakespeare-Werk verwirklicht. Aber sie kann deshalb vielleicht stärker von unseren eigenen Kunst-Ideen abstrahieren (da diese ja keinerlei Universalität besitzen und beanspruchen) und, in philologischer Bescheidenheit, aus einer Quelle eine Nachdichtung herausgestalten: dem heutigen Sprachgut, dem heutigen dichterischen Geist.

Hierin liegt für mich Sinn und Bedeutung des Gundolfschen Shakespeares. Er ist sicher nicht der vollkommen heutige Shakespeare (wie es der Schlegel-Tiecksche für die Romantiker und ihre Erben war). Ein solcher kann heute überhaupt nicht sein. Aber er verfügt über das reicher und stärker gewordene Sprachmaterial des George-Kreises und über den demütigen Ernst des Dienens. Wir sehen heute stärker die geschichtliche Bedingtheit dieser Dramatik und begreifen sie besser als Kunst der Renaissance.

Damit ist Sinn und Grenze des Gundolfschen Werks bezeichnet: nicht die große Begegnung zweier Welten und Zeiten wie in der Romantik oder die Entdeckung einer gewaltigen alten Erfüllung einer neuen Idee, sondern Neu- oder Umschöpfung eines Werks in möglicher Echtheit und aus dem heutigen Sprachgeist. Der George-Kreis faßt Shakespeare (wie jeden Dichter) weniger als Welt wie vielmehr als Gestalt auf. Von hier aus gesehen ist Gundolfs Shakespeare, neben Georges Nachdichtungen, das größte Übersetzungswerk unserer Zeit. In der neuen Ausgabe wird seine Wirkung sicher noch stärker und breiter werden als bisher.

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Das Buch vom „Sieg“*

Ein Pyrrhussieg — andere gibt es in dem schmerzhaft einverbundenen Europa nicht mehr, wenn seine Glieder sich gegeneinander kehren. Frankreich hat ihn doppelt teuer erkauft: mit furchtbarsten Opfern an Blut und Land während des Kampfes selbst, nachher im Fortwirken der nationalen Überspannung mit einer den Frieden vergiftenden Kriegspsychose. Keine breitausladende Gründerzeit überwucherte solche Ruinen, sondern enge und karge Erstarrung hielt den Sieger noch immer unter Waffen, „faisant figure de réactionnaire dans le monde moderne“. Schutz vor Deutschland! es klingt unglaublich, aber es blieb der Schrei dieses Volkes auch in der Welt von Versailles, sodaß die Führer vom Bloc national daraus uneingeschränkt das ewige „Sicherheit durch Gewalt“ wiederbeleben und dahinter militaristische Machtpolitik schlimmster Art treiben konnten. „Der Boche bezahlt“, die zweite Formel, der ersten gehässig sich paarend, verfälschte bequem das drohende wirtschaftliche Wiederaufbauproblem. Die französische Regierung „hat es versäumt, im abhängigen Nachkriegseuropa die Solidarität der Schuldner zu organisieren“. Veralteter Prestigewahn stieß den deutschen Mitschuldner weit ab und entfremdete die angelsächsischen Gläubiger, weil er „das neue Gleichgewicht, wo der Finanzmann dem Militär die Wage hält“, leugnen *wollte*. Das Ruhrabenteuer vollendete die Selbstisolierung, und als im Chaos der deutschen Inflation auf Poincarés Weigerung zu verhandeln ein *empfindlicher* Frankensturz die *Antwort* gab, begann die Nation zu ahnen, daß der „Advokat Frankreichs“ ins Leere plädierte. Die Weltmeinung schickte sich an, über seinen Kopf weg die Reparationsfrage zu regeln. Da endlich sprach der 11. Mai das Urteil über die nationale Orthodoxie; der französische Bürger erwachte aus schwerem Traum. — In die abziehenden Schwaden der „schlechten Atmosphäre“ fuhr wie ein frischer Windstoß das Buch von Alfred Fabre-Luce. Ein so junger, unabhängiger und unparteiischer Patriot, ein so glänzender und wohlgerüsteter Vertreter des „esprit critique“ allein konnte so grausam den Finger auf die Wunde legen, durchstoßen zum Grundübel des Friedensvertrags und seinem geheimsten Keim: der Schuldthese! „. . . die Ruhrbesetzung, die Lehre von der Sicherheit durch Gewalt und die Auffassung von Deutschlands Alleinverantwortlichkeit im Krieg bilden ein unentwirrbares Ganzes und müssen als solches behandelt werden. Um die Politik zu bessern, muß man zuerst die Lügen entlarven.“

* Alfred Fabre-Luce, „La Victoire“, Verlag der Nouvelle Revue Française. Deutsche Ausgabe: Frankfurter Societäts-Druckerei.

Digitized by Google

Die Kontroverse, die seit dem „Dekret" von 1919 das deutsch-französische Nervensystem als tiefer Schnitt lähmt, muß vernarben, die politisch aufgeputschte Schuldfrage muß wissenschaftlich erledigt, das Dunkel der Vorkriegszeit aufgehellt werden. Schonungslos grell wird zunächst das Gewirr des Juli 1914 angeleuchtet. Österreichs verwegenes Tasten im Balkan, Deutschlands halblaute Zustimmung: es wird schon gut gehen! Ein oszillierendes Hin und Wider: Lokalisierung — Europäisierung. Greys einseitig schwacher Mahndruck auf die Zentralmächte. Da springt in Petersburg die erste Pulverladung: russische Mobilmachung („ein Zentralpunkt, ein entscheidendes Ereignis . . . nimmt der russische Ukas den folgenden Entschließungen jede Kausalmacht" — in Versailles hat man das übergangen!). Detonation folgt auf Detonation — man befand sich auf einem Minenfeld. Woher dieser Zustand Europas? wie entstand die Hochspannung? Der forschende Strahl macht die diplomatischen Listen durchsichtig bis tief hinab in die Vorkriegsgeschichte. In die Welt der Wirtschaft, die England gehört, wächst der deutsche Störenfried hinein, und sein dummdreistes (Bismarck kläglich mißverstehendes) Selbstbewußtsein stößt überall hart an. Hinter ihm schließt sich der Ring: Triple-Entente. Den er mit drin hat, der Bundesbruder, ist mehr Gefahr als Gewinn: die Donaumonarchie, von außen und innen unter zermürbendem slawischem Druck. Übergleichgewicht in Europa; wer wird mit Iswolski den Anstoß tun? Frankreich haßt die plumpe Anbiederung des Siegers von Sedan, Frankreich trauert um die „verlorenen Provinzen", Frankreich fällt dem Mann des Krieges zu: Poincaré. Unmerklich verdichtet sich zwischen Paris und Petersburg ein gefährliches Band, unsichtbar ist England mit eingewoben. Im Herzen des Kontinents spürt der Starke, daß etwas vorgeht um ihn, doch seine leitenden Organe sind zu schwach, das Gespinst politisch bei Zeit zu zerreißen; einkreisungsbesessen vertraut er sich dem militärischen „Frieden durch Einschüchterung". „In alle lokalen Streitigkeiten mischt sich die Feindseligkeit der Dreibünde"; der Balkan sammelt die Glut. Wieder sind wir beim Juli 1914: jetzt sieht man die Drähte! Berlin in Kontakt mit Wiens „Katastrophenpolitik". In Petersburg Kurzschluß; einer war dabei, und niemand weiß es: Poincaré. Berlin „ist bereit", und sein Blindwüten tut schließlich mehr als genug. London hat keinen Widerstand eingeschaltet; hinter Grey stand einer und warb zum Krieg: Poincaré. — Schuld? . . . ein allgemeiner und fortschreitender Sturz aller Nationen in den Krieg. „. . . Deutschland und Österreich haben die Gesten gemacht, die den Krieg ermöglichten; die Triple-Entente die, die ihn sicher stellten." Die „aktive Furcht vor dem Kriege" fehlte den Völkern, so konnten ihre Staatsmänner sie einspannen in den „Determinismus der Allianzen". Meisterhaft geschah es für Frankreich: „Die Republik hat den Krieg mitgemacht; aber sie war nicht mehr ganz Republik."

„La Paix manquée." Weil die Versailler Verdammung uns im Innersten treffen sollte, hat sie Frankreich mitgetroffen. Ihm zuliebe wurde „das ewige Deutschland" moralisch degradiert und vogelfrei erklärt, seiner Sühnegelüste wegen blieb der Vertrag, an dem es allein unter den Siegergroßmächten Lebensinteresse hatte, „toter Buchstabe". Ins Unerfüllbare wachsende Forderung bot „eine Waffe gegen die deutsche Wirtschaft", oberstes Ziel war „die Suche nach Sicherheit in der Herabsetzung des Feindes": die Herrschaft am Rhein. Poincaré sabotiert die Realisierungsmöglich-

Digitized by Google

keiten der Reparationen, läßt lieber das französische Volk die Wiederherstellung des Nordens bezahlen. Der erklärliche „schlechte Wille Deutschlands" darf nicht nachlassen. Poincaré, „gefroren an die Kriegserklärung", braucht deutsche „Verfehlungen" zur eigenen Rechtfertigung, eifersüchtig besteht er auf seinem Schein: „seine ganze Vorkriegsvergangenheit lastet schwer auf dem täglichen Geschäftsgang" (wo das Buch aus strengster Sachlichkeit zum Kampfton übergeht, ist es gegen Poincaré — — Antwort ist noch nicht erfolgt!). An der Ruhr beginnt das Ende; das „destruktive" Gewaltprinzip hat sich selbst ad absurdum geführt. Von Übersee wird der neue Kurs angegeben: Frankreich hat sich der europäischen Gemeinschaft wieder einzufügen. „Die deutsch-französische Befriedung" ist aus einer Forderung von Schwärmern zur Voraussetzung der Zukunft erhoben.

„Aber die Staatsmänner werden in dem schwierigen Unternehmen, den Frieden wieder einzurichten, nur dann Erfolg haben, wenn eine Entwicklung der Geister ihrer Tätigkeit die notwendigen psychologischen Möglichkeiten eröffnet. Und dieses höhere Werk darf von einer Regierung oder Partei nicht erwartet werden." — — Als Appell an die „Elite" ist das Schlußkapitel gesinnungsmäßig am stärksten und hat weiten Widerhall drüben gefunden. Wir wüßten den reinen Wert dieser neuen Stimme nicht hoch genug zu ehren, die den Mut zur einfachsten Wahrheit fand: Frankreich „muß sich gefallen lassen, Deutschland wieder aufstehen und gleichberechtigt mit sich leben zu sehen". Aber konstruktiv ist hier, wo der Durchbruch zur Neugestaltung versucht wird, naturgemäß die schwächste Stelle eines Buches, das bisher ganz nach rückwärts gewandt, aus der Absage an die Vergangenheit die Losung fand: „über den Sieg hinauskommen, ihn auf ein höheres Feld verpflanzen und zur Entfaltung bringen". Gesehen wird neben dem Dawesplan eigentlich nur der Völkerbund als „Friedensfalle". Das — die Einschränkung sei uns, die wir fest am Boden haften, erlaubt — genügt noch nicht, damit Frankreich „in der Wirklichkeit Fuß fasse". — Hier erwächst uns eine Pflicht. Wird man es richtig deuten, wenn hier einmal statt des Enttäuschung gewordenen „produktiven Sieges" das kühne Wort von der produktiven Niederlage gewagt wird? Ohne häßliche und beschämende Rückfälle vertuschen zu wollen: die Sehenden unter uns Besiegten sind weiter. Im alten Europa hatten wir unsere „Führerrolle verfehlt". Könnten wir heute, wo verdächtiger Prunk von uns fiel, die klarste Sicht und lauterste Ehrlichkeit gewinnen, um das neue Frankreich dem „freien Dialog der Nationen" zuzuführen! Es wäre die schönste Revanche.

Max Clauss

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

POLITIK UND MENSCHENTUM

von

OSKAR EWALD

Napoleons Wort: „Die Politik ist das Schicksal" hat sich an uns in einem tieferen Sinne als wahr erwiesen. Der bewußte, zielklare Lebensplan ist an Stelle des alten Fatums getreten. Wir können ihn, so enge Grenzen wir ihm abstecken mögen, nicht mehr von dem isolieren, was draußen in der Welt vorgeht. Einzeldasein und Völkerleben sind durch tausend Fäden miteinander verknüpft. Wenn wir meinen, uns gegen das letztere indifferenzieren zu können, so ist das eine Einbildung. Die letzten zehn Jahre haben es unwiderruflich gezeigt. Die Politik — richtiger gesagt: der Geist, aus dem sie getrieben wurde — hat uns an den Rand des Unterganges gebracht. Unser aller Schicksal hängt daran, ob sie nach wie vor den „Politikern" überlassen bleibt oder zu einer Sache der Menschheit und darum der Menschlichkeit wird.

Das ist sie bisher nicht oder in ganz unzulänglicher Weise gewesen. Die alles beherrschende Arbeitsteilung hat sich auch dieser Sphäre bemächtigt und, wie sie den „Gelehrten" den „Künstler", den „Literaten" hervorgebracht hat, so im „Politiker" einen besonders scharf umrandeten Typus geprägt.

Was ist sein wichtigstes Kennzeichen? Daß er sich in bezug auf die Moralität als exterritorial erklärt. Der Politiker, das ist der Mensch, der — zumindest als Politiker — grundsätzlich darauf verzichtet, Mensch zu sein. Ein Verzicht, der nicht aus Willkür geschieht, sondern von Berufs wegen. Die Pflicht gegen seinen Beruf ist die einzige, die er anerkennt; sie soll ihn aller andren Verpflichtungen entheben, ganz besonders der moralischen. Als Privatmann kann er natürlich alle möglichen Tugenden üben, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund sein, sich den Luxus der Wohltätigkeit leisten; in seiner Funktion als Politiker hat er sich — der herrschenden Auffassung gemäß — nicht bloß der Sentimentalität,

Digitized by Google

im Weiteren des Gefühls, sondern all dessen zu enthalten, was zu echtem, wahrem Menschentum gehört. In dem Maße, in dem er Mensch sein wollte, hätte er seine Rolle als Politiker ausgespielt. So ganz isoliert und inselhaft steht nun freilich diese Auffassung im Verhältnis zur allgemeinen Geistigkeit unserer Zeit nicht da. Um sie zu würdigen, wollen wir an einen Satz anknüpfen, der, in den Niederungen des wirtschaftlichen Kampfes geprägt, sie auch tatsächlich verdeutlichen kann. Er lautet: „Geschäft ist Geschäft" und erscheint also in seiner äußeren Form völlig nichtssagend; dennoch sagt er so viel, als er eben sagen soll: nämlich, daß das Leitmotiv beim Abschluß eines Geschäftes rücksichtslose Wahrung des eigenen Vorteiles sein muß. Wer sich von einem minder selbstischen Motiv bestimmen lasse, mache unfehlbar Fiasko und bezahle sein Besser-Wissen und -Wollen überdies noch mit dem Anspruche, in praktischen Fragen ernst genommen zu werden.

„Geschäft ist Geschäft" — „Politik ist Politik". Was nicht verhindert, daß Politik zuweilen ein Geschäft und zwar ein ganz profitables Geschäft ist. Bloß die Moral bleibt ausgeschlossen oder *darf* höchstens antichambrieren, sobald man ihrer für den Kredit des Unternehmens nicht ganz entraten kann. Aber welche Weltfremdheit, ihr die Führung anzuvertrauen, sie ans Steuer zu setzen! Sie würde uns, weiß Gott, wohin, verschlagen, nur nicht an die Küste der Wirklichkeit. Denn das Ideal, so heißt es, ist Traumland, in dem sich unverbindlich schwärmen, nicht aber praktisch Fuß fassen läßt. Zwischen einem guten Politiker und einem guten Menschen kann daher keine Real-, sondern besten Falles eine Personal-Union bestehn: wenn nämlich im gegebenen Augenblick der Politiker den Menschen, der Mensch den Politiker auszuziehn vermag.

Aus diesen Voraussetzungen hat sich Begriff und Typus des Realpolitikers gebildet und bis zur Starrheit verfestigt. Realität wird dabei unterschiedlich, ja gegensätzlich zu Ideal und Idee genommen, als ein Reich, in dem nicht der Geist der Gerechtigkeit und der Liebe herrscht, sondern die Selbstsucht, der kalte Nutzen, der brutale Machttrieb. Freilich wird dies Prinzip nicht durchaus bis ins Persönliche verengt, wie bei den alten Sophisten und ihren späteren Nachtretern, die es dem politisierenden Individuum freigaben, die eigenen Erfolgsziele zur Richtschnur seines Handelns zu nehmen; sondern es wird dahin erweitert, daß der Politiker, um seiner Partei, seinem Volke und Staate zu dienen, gegen andere Parteien, Völker und Staaten

Digitized by Google

sittlicher Rücksichten und Bindungen ledig ist. Der Macchiavellismus, ob in seiner ursprünglichen Schärfe oder wohlweislich abgedämpft, schlägt hier überall durch — auf ihn weist namentlich der moderne Imperialismus zurück, dessen Segnungen sich im Kriege offenbart haben. Macht geht vor Recht, Gewalt vor Liebe, die Wahrhaftigkeit muß der Wehrhaftigkeit das Feld räumen.

Echte Moral und Religiosität läßt sich indessen nicht dosieren und relativieren. Wer wirklich gut ist, der kann es nicht bedingter Maßen sein, denn wirkliche Güte ist vor allem Unbedingtheit. Diese Art von Politik vollzieht also eine negative Auslese; gerade die Guten werden sich ihrer enthalten und sie — den anderen überlassen. Wie sehr widerstrebt ihr in der Regel schon der Instinkt feinfühliger Seelen, welche die Berührung mit ihr nach Möglichkeit einzuschränken pflegen: „Politisch Lied — ein garstig Lied!"

Allein es muß füglich angezweifelt werden, ob diese Haltung kühler Abwehr die richtige ist, ob sie das erwünschte Resultat liefert. Die Politik wird dadurch jedenfalls nicht besser; es liegt sogar nahe, daß sie durch die Abwendung der Guten immer noch schlechter wird. Dazu kommt noch das Folgende. Wenn wir noch so fremd und gleichgültig zu ihr stehn, sie steht doch nicht fremd und gleichgültig zu uns; wenn sie nicht von uns gemacht wird, sie wird doch für uns — unter Umständen auch gegen uns gemacht. Das ist uns jedenfalls durch die letzten Jahre in erschreckender Deutlichkeit gezeigt worden. Wir haben die drohenden Anzeichen für nichts geachtet; wir haben das Verderben heranwachsen lassen, bis es riesengroß dastand. Die Politik ist unser Schicksal geworden.

Man verstehe mich recht: ich möchte, indem ich den herrschenden Typus des Politikers kennzeichne, nicht den Teufel an die Wand malen. Es wäre ein Unrecht an beiden Teilen. Am Teufel: weil es in bedenklicher Weise seine Dimensionen verkürzen hieße. Am Politiker: weil der Pferdefuß, an dem er hinkt, sozusagen nicht sein persönlicher ist, sondern ihm von der Politik beigestellt wurde. Davon nämlich, daß der Einzelne so häufig einer bedenklichen Korruption huldigt, sein Mandat selbstsüchtig mißbraucht, seinen Mantel nach dem Winde hängt, rede ich hier viel weniger als von dem System, in dem er wirkt und das sich in ihm um so klarer ausprägt, je treuer er ihm ergeben ist und dient. So wird ja auch die bestehende Geschäftsmoral nicht im Defraudanten durchsichtig, der seiner Firma Gelder unterschlägt, sondern weit eher im tüchtigen Prokuristen, der

Digitized by Google

sie ihr durch energische, kluge, aber skrupellose Arbeit zuführt. Von solchen Vertretern ihres Programmes, ihrer Partei, ihrer Nation spreche ich hier. In ihnen kommt das böse Prinzip der Politik, der Macchiavellismus, zum plastischen Ausdrucke.

„Der Politiker darf kein Mensch sein." Die Antike hat anders gedacht. Dem freien Griechen und Römer galt als höchste Pflicht jedes Mannes, ein Bürger, ein politisch aktiver Bürger zu sein. Diesem Grundsatz wohnt klärlich auch in dem Sinne Umkehrbarkeit inne, daß in der Politik, die ihren Namen von der Polis, der den Einzelbürger umschließenden Stadtgemeinde, hat, das volle Menschentum zu seinem Ausdrucke kommt. Das ist gerade auch die Meinung derer gewesen, die wie Sokrates, Platon, Aristoteles manches an der bestehenden Staatsverfassung auszusetzen fanden. Wenn sie einer entgeisteten Demagogie gegenüber, welche die Regierung dem Ohngefähr des Loses anvertraute, die Forderung erhoben, der Regierende müsse etwas von den Staatsgeschäften verstehn, so bedeutet das mitnichten einen Hinweis auf das öde Spezialistentum, das sich in den späteren Zeitläuften des Absolutismus und Kameralismus breitmachte und schließlich zu einer starren Bürokratie ausartete. Der Sachverständige galt jenen darum nicht minder als Mensch, weil er etwas von der Sache verstand. War doch die Sache, um die es ging, die „res publica", die öffentliche Sache, wie der Staat wortwörtlich hieß, die Sache der größten Allgemeinheit. Die Sache des Menschen selber. Das ist der Sinn der Republik, an der kein vollwertiger Grieche oder Römer zu rütteln dachte, er mochte sonst politisch wie immer orientiert sein. So erklärt es sich, daß in den Ländern und Staaten, in denen sich die politischen Traditionen der Antike lebendiger erhalten haben, es immer auch — namentlich seit dem Abbau der päpstlichen Hierarchie — den freien, seiner Rechte und Pflichten dem Volksganzen gegenüber bewußten Bürger gegeben hat, im Gegensatz zum Untertan, wie ihn die Monarchien Mittel- und Osteuropas gezüchtet haben. Hierin ist ja unzweifelhaft eine der Ursachen des Weltkrieges zu suchen.

Dennoch darf die Bedeutung dieses Gegensatzes und darum auch die des Sieges der Westmächte nicht überschätzt werden. Sonst hätten wir ja die Politik der Menschlichkeit schon, die uns verheißen wurde, oder das hohe Ziel wäre zum Greifen nahe. Wir können höchstens sagen, daß es uns in Sehweite gerückt ist; nicht zum mindesten deshalb, weil man sich seiner als wirksamer Propaganda gegen den

Digitized by Google

Monarchismus bediente. Erlösung von der „Realpolitik", das Heraufkommen eines besseren Prinzips in der Welt: das war es, was wir uns als Folge des Krieges versprachen und um dessentwillen wir meinten, das furchtbare Blutopfer sei nicht ganz vergebens gebracht worden. Es sollte mit dem Typus des Politikers aufgeräumt werden, den Otto Weininger in dem neuerdings veröffentlichten Brief an einen Freund gezeichnet hat. „Mir haben die Politiker ja auch eine Zeitlang imponiert, ich gesteh' es offen, bloß weil ich selbst es so gar nicht bin. Aber es ist wirklich nichts an ihnen — —. Selbst die besten und hervorragendsten sind doch alle Lügner und Betrüger .. Und bedeutende Menschen lügen nicht gewohnheitsmäßig; wenn sie es einmal tun, leiden sie ihr ganzes Leben darunter ... Der Genius ist immer zeitlos, mit seiner Zeit nie zu entschuldigen und nie aus ihr zu erklären. Der Politiker schafft darum niemals Kulturwerte, ebenso wenig der Feldherr. Am allerwenigsten macht sich der große Mensch abhängig vom Pöbel und das tut der Politiker ... Ein Politiker sollte es versuchen, Rigorist zu werden, Ethiker zu werden! Da würde er was erleben!"

Dieser Politiker freilich ist gerichtet. Weininger irrte bloß darin, daß er ihn für den Politiker schlechthin nahm und so zu dem Schlußsatze kam: „Moral und Politik schließen einander aus". Mehr wünscht aber gerade der Realpolitiker nicht zu hören: ist es ihm doch um nichts anderes zu tun als um die Politik mit Ausschluß der Moral. Für den Moralisten ergäbe sich die Konsequenz, die Politik abzuschaffen oder die Welt dem Teufel zu überantworten. Das letztere darf er nicht — es würde Selbstmord bedeuten. Das erstere kann er nicht; denn Politik ist auf unserer gegenwärtigen Entwicklungsstufe eine organische Notwendigkeit; enthält sie doch lediglich die Art, wie sich das menschliche Zusammenleben in seinen umfassenden Formen realisiert. Erst der vollkommene, der erlöste, aus innerster Freiheit lebende Mensch bedürfte der Politik nicht mehr; denn er trüge im Prinzip seiner Individualität zugleich das Prinzip der Gemeinschaft. Solange wir auf dem Wege zu diesem absoluten Zustande sind — und wie sehr sind wir noch unterwegs! — kann unsere Sorge keine andere sein als die um den Weg: daß er nämlich faktisch zu jenem Ziele hinführe. Das heißt, wir müssen bestrebt sein, die Politik zu versittlichen, zu vergeistigen — zu vermenschlichen. Wir müssen die Schranken zwischen ihr und der Moral niederreißen; den furchtbaren Wahn, daß beide sich notwendig kreuzen oder

Digitized by Google

windschief gegeneinander stehn, an der Wurzel austilgen. Das vielbelächelte Wort Platons, die Weisen seien die zur Lenkung des Staatswesens Berufenen, muß zu seinem Rechte gelangen. Ein Maximum, nicht ein Minimum an Menschlichkeit befähigt allein zu diesem Berufe: ein Maximum reingehaltener, nicht mit den untermenschlichen Motiven der Selbstsucht und Machtgier vermischter Menschlichkeit. Bloß einer, in dem das Ebenbild der Gottheit durchleuchtet, kann Bildner am Stoff der Welt sein. Das herrschende Prinzip ist schlecht und verwerflich. Der Politiker muß sich als Mensch bezeugen.

Dies setzt freilich voraus, daß der Mensch sich nicht der Politik versage. Zur antiken Auffassung zurückzukehren, ist uns allerdings unmöglich. Durch Christus hat die Seele ein Maß von Tiefe und Innerlichkeit erreicht, das sich in die Dimensionen des Staates, der Gesellschaft, also schlechthin — der Politik nicht mehr fassen läßt. Das Beste, Stärkste, das wir leben, ist ein Höchstpersönliches, dem die Formen der Öffentlichkeit widerstreben, weil es sich nicht verstaatlichen, vergesellschaften, nicht sozialisieren noch politisieren läßt. Wo es dennoch geschieht, dort geschieht es in der Regel nicht zugunsten der Politik, sondern auf Kosten der Seele; wie denn der moderne Nationalismus, Imperialismus, Faszismus — aber auch ein guter Teil des Sozialismus durch eine Verkürzung und Verarmung des Innenlebens bedingt sind. Weil aber das Ich nicht mehr Platz findet im Körper der Allgemeinheit, weil ein absoluter Überschuß gerade seines Wertvollsten bleibt, folgt daraus, daß es sich nun gänzlich jenem Körper entziehe und außerhalb seiner verharre? Keineswegs; vielmehr folgt das Gegenteil. Es muß dann gerade aus seiner überlegenen Kraft und Sicherheit in das Medium der Politik eintauchen, um ihr etwas, ja möglichst viel davon mitzuteilen. Ich bin ganz überzeugt, daß der Politiker von Beruf, der Nur-Politiker, so aufdringlich er sich gerade heute geberde, doch seine Rolle ausgespielt hat und im Aussterben begriffen ist wie der Feldherr, der Geheimdiplomat und ihre gelehrte Leibgarde auf den Kathedern. Die Menschheit läßt sich nicht mehr in zwei Hälften zerschlagen, deren eine die Bestimmung hat zu denken, die andere zu handeln. Das Chaos, das infolge solcher Teilung entstanden ist, strebt wieder zum Kosmos empor. Der Geist, der nicht Organ der Tat ist, hat keinen Anspruch auf seinen Namen; er entartet zum schalen Intellektualis-

Digitized by Google

mus, den zu überwinden unser Geschlecht berufen ist. Umgekehrt ist die wahre Tat Ausdruck des Geistes; sonst bleibt von ihr nichts übrig als ihre plumpe, wesenlose Stofflichkeit. Jede Politik, die nicht unser Gesamtinteresse fördert, ist verantwortungslos. Um aber unser Gesamtinteresse zu fördern, muß sie vom innersten Zentrum des Menschlichen ausgehen; sie muß also von zentralen Persönlichkeiten betrieben werden. Ist das nicht ungezügelte Utopie? Ich sage: nein. Die Kräfte, von denen ich hier spreche, sind schon am Werke. Wenn ich den Namen Ghandi nenne, so meine ich nicht einen bloßen Namen, der in aller Munde ist, und auch nicht ein an ihn geheftetes Programm wie das der Gewaltlosigkeit, das, streng genommen, gar nicht das seinige ist. Sondern ich meine eine Tatsache allerersten Ranges: die nämlich, daß irgendwo in der Welt dem Geiste die Selbstsicherheit und Glaubenskraft erwachsen ist, sich in die sprödeste aller Materien einzusenken; und zwar ohne etwas von seiner Reinheit preiszugeben. Ich weiß nicht, welcher Erfolg Ghandi auf der äußeren Ebene des Zeitgeschehens vorderhand beschieden sein wird; aber der größte Erfolg — und zugleich die Garantie aller weiteren wirklichen Erfolge liegt darin, daß er überhaupt da ist. Daß es einen Politiker in der Welt gibt, für den Politik ein Stück angewandter Geistigkeit, angewandter Religiosität ist. Denn das ist sie eigentlich noch niemals gewesen, nicht einmal im frühen Mittelalter, wo sie, dem Evangelium entfremdet, schon zur „Realpolitik" entartete. Aber Ghandi zeigt der Welt, daß diese ihre Realität eitel ist und zu Staub verweht an der einzigen und absoluten, die sich in der Liebe offenbart. Seine Tat bedeutet viel mehr als ein kühnes Experiment; sie ist Verwirklichung. Und die Welt mag denken, wie sie will; sie muß — einer inneren Notwendigkeit gemäß — der Kraft folgen, die sich ihr hier kundgibt. Wahre Führerschaft kommt von dort, wo der Typus Mensch seine jeweilige Höhenlage erreicht hat. Von dieser kann er dauernd nicht mehr hinabgleiten; sondern er wird unwiderstehlich — wenn auch manchmal kaum merklich — zu sich emporziehen, was noch in der Tiefe ist.

Digitized by Google

ZUR PHILOSOPHIE DER GEGENWART

von

ERNST VON ASTER

Erstarrende Inzucht und allzu wahllose Rassenmischung sind die Gefahren, vor denen man die Völker abwechselnd zu warnen pflegt. Aber vielleicht haben diese Warnungen eine sehr viel größere Bedeutung für das geistige Leben, als für Blut und Rasse im eigentlichen Sinn, die das stets von den trivialisierten Ideen von vorgestern lebende Durchschnittspublikum der Ge- und Verbildeten, im Strom eines schon überwundenen naturwissenschaftlichen Dogmatismus schwimmend, heute für den Grund aller Dinge hält. Es gab eine Zeit, vor zwanzig Jahren etwa, da zerfiel das philosophische Leben speziell in Deutschland in eine Reihe von „Schulen", die wie die Spenglerschen „Kulturen" in einer bestimmten Landschaft entstanden („Marburger", „südwestdeutsche" Schule), ihre großen architektonischen Systeme hervorbrachten und dann der Gefahr der „Zivilisation" und des Massenbetriebs zu erliegen drohten, will sagen der Gefahr, zu einem erlernbaren Jargon und einer Massenfabrikation von Doktorarbeiten zu erstarren. Heute ist ein Rückschlag eingetreten. Die Grenzen verwischen, die Lehren und Methoden vermengen sich, sogar die Extreme haben angefangen sich zu berühren. Beispiele bieten sich auch dem flüchtigen Blick dar. Der Pragmatismus, beginnend als äußerste Konsequenz eines empiristischen Positivismus in seiner Herabsetzung der theoretischen Wahrheit zum Range bloßer Lebensnützlichkeit, neigt in einzelnen seiner Vertreter immer mehr dazu, jene Lebensnützlichkeit im Sinn einer wirksamen Lebenskraft zu verstehen, aus der bloßen Nützlichkeit des „Wahren" die Wahrheit des „Nützlichen", das heißt des Packenden, Ergreifenden, seelisch Bedeutsamen zu machen — und so gedoppelt der Religion, der Metaphysik, der Erfahrung überschreitenden „Idee" wiederzugeben, was seine geistigen Väter seit Hume ihr genommen. Georg Simmel, der Relativist schlechthin, dessen Stil und dessen jeden Gegenstand von mindestens zwei entgegengesetzten Punkten aus mit schlangenhaft sich windenden Linien überziehende Darstellungsmethode schon ihn zum Relativismus prädestinierte, Simmel relativierte zum Schluß seinen Relativismus und endete beim Absoluten. Max Scheler bekleidet den zeitlos unbeweglichen Felsen der katholischen Philosophie, deren Hauptwürde in der

Digitized by Google

gleichgültigen Verachtung aller Modernität und alles subjektiv Persönlichen bestand, mit einem nach allen Richtungen geistreich schimmernden Gewebe, in dem Impressionen und Expressionen aller Art spürbar und erkennbar werden. Die Marburger, mit ihrem Glauben an die alleinseligmachende Methode und das reine Denken, fingen in Nikolai Hartmann, in Ernst Cassirer an, sich des geistigen Auges zu bedienen und Wesensschau zu betreiben, in dem späten Natorp sogar Logik und Lyrik zu vermählen. Husserl, der Altmeister der phänomenologischen Wesensschau, verknüpft seinerseits in neueren Arbeiten (insbesondere der großen Abhandlung im phänomenologischen Jahrbuch) seine phänomenologische mit der transzendentalen Methode, die ideierende Wesensschau, das Erschauen des Allgemeinen mit dem methodischen Herausanalysieren der „Bedingungen der Möglichkeit" aus dem gegebenen Phänomen, dem „einklammernden" Reduzieren und stufenweisen Abtragen des schlicht Gegebenen, bis man bei dem erkenntnis-theoretisch Letzten, Unaufhebbaren angelangt ist. Und wie in der Methode, so nähert sich Husserl im Resultat einem neukantischen Idealismus: Mag die „Transzendenz" wesensgesetzlich dem körperlichen Ding, der Außenwelt zukommen, so ist doch nun zugleich diese Transzendenz unlösbar an das (nicht mehr „einzuklammernde") „Bewußtsein überhaupt" gebunden, ein Ding, das nicht „Gegenstand möglicher Erfahrung" wäre, in sich widersinnig.

Die starren Etiquettierungen des „Neukantianismus", „Neuhegelianismus", „Neufriesianismus" verlieren an Bedeutung. Dagegen prägen sich in allen Richtungen mehr oder minder deutlich gemeinsame Zeitströmungen aus. Unter ihnen etwa — und nicht in letzter Linie — die Neigung zur Auferweckung der Metaphysik, zu der man, wenn nicht einen Weg bauen, so doch einen Fußsteig offen halten möchte, der heute schon wichtiger ist als der konventionell gewordene Trennungsstrich, der irgendwo gegen irgendeinen „Psychologismus" gezogen wird. Wesentlicher und tiefer aber ist die Tendenz (die nicht ohne Beziehung zur metaphysischen Ader ist), eine neue Brücke vom Allgemeinen, vom Begriff, vom Gesetz zum Individuum, zum Einzelnen und Persönlichen zu schlagen, zu jenem Einmaligen und Konkret-Lebendigen, mit dem es die Geschichte, aber zum Teil auch schon Psychologie und Biologie zu tun hat. Und dies nicht nur in dem Sinn, wie Windelband, Rickert, auch Dilthey noch es wollten, um der Wissenschaft der Geschichte ihr Eigenrecht gegenüber der Naturwissenschaft zu wahren, um „Natur" und „Kultur" sauber zu

Digitized by Google

trennen, sondern vielmehr umgekehrt: um neue Bahnen zur Erfassung der geschichtlichen, das heißt der lebendigen, geistigen Wirklichkeit zu finden, um dem Individuellen und Persönlichen in allen Sphären sein Recht, wissenschaftlich durchdrungen und gefaßt zu werden, zu wahren.

Ein Mittel, sich diesem Problem zu nähern, war die Einführung des heute so viel gebrauchten Gestaltbegriffs. Es gibt nicht nur die abstrakt gleichen Elemente — Elektronen, Atome, Moleküle, Zellen, Empfindungsinhalte, Individuen — die sich in verschiedenen Kombinationen zu neuen und neuesten Systemen zusammensetzen, es gibt nicht nur das allgemeine Gesetz und den speziellen Fall einer Anwendung, sondern überall in der Natur, im Seelenleben und der Geschichte ist das „Ganze" mehr als eine bloße Summe von Teilen, nämlich eine „Gestalt" höherer oder niederer Ordnung mit eigener, durch die der Teile nicht zusammensetzbarer Eigenschaft und Gesetzlichkeit. Drängt nicht selbst in der modernen Physik diese „Gestaltauffassung", die überall geschlossene physikalische Systeme sucht — man denke etwa an die moderne Atom- und an die Quantentheorie, die *das* Atom zu einem Planetensystem en miniature macht — immer mehr die andre, ältere Vorstellung eines Durcheinanders voneinander unabhängiger Korpuskeln und Bewegungen zurück, wie sie der kinetischen Gastheorie zugrunde liegt, die eine Zeitlang beliebte Voraussetzung ungeordneter Massenbewegungen, die nur der Statistik und der Wahrscheinlichkeitsrechnung faßbar sind? Wolfgang Köhler, der in seinen „physikalischen Gestalten" einen solchen Gedankengang vertrat, ging eigentlich aus von der Psychologie, das heißt von dem Kampf gegen den Assoziationsmechanismus, gegen die „Atomistik" und für Struktur und Gestalt in der Auffassung des Seelenlebens. Zugleich aber berühren sich seine Ideen mit Gedanken, die aus der Behandlung des Organismusproblems in der neuen Entwicklung des Neovitalismus stammen: ich erinnere hier an Oscar Hertwigs großes Werk über das Werden der Organismen und sein nachgelassenes Buch über Staat und Gesellschaft. Hier erscheint nicht mehr eine unüberbrückbare Kluft zwischen Lebenden und Toten, mechanisch-physikalischem und biologisch-zielstrebigem Geschehen, wie sonst bei den Vitalisten, sondern eine fortlaufende Kette führt vom Elektron zum Atom, zum Molekül, zur Zelle, zum Organismus, zum Tierstock und zur Tierkolonie, zu Volk und Nation. Zwischen ihnen allen gibt es allmähliche Übergänge — sind die Quallenpolypen selbständige Organismen oder eine

Digitized by Google

Kolonie, deren Einzeltiere zu Organen eingeschrumpft sind? Ist der Bienenstaat eine Kolonie oder ein Organismus mit selbständig gewordenen Organen? — aber zugleich hat jede „Gestalt" höherer Ordnung ihre Eigengesetzlichkeit, fundiert in derjenigen der nächst niederen Gestalt und doch über sie hinausgehend. Auch Driesch, der Hauptvorkämpfer des Vitalismus in Deutschland, scheint mir auf ähnlichen Wegen.

Endlich werden hier auch Brücken sichtbar zu Bergson und seinem Einfluß, zu seinem Versuch, über Mechanismus und Vitalismus eine höhere Einheit zu konstruieren, in der ihr Gegensatz sich aufhebt. Bis tief hinein in das „Mechanische" erstreckt sich das „Organische", das heißt bis tief hinein in das Gebiet von Maß und Zahl, Addition und Rechnung, Differentiation und Integration erstreckt sich die unauflösliche Einheit, das Ganze, das nur als Ganzes verstanden, nicht aus Elementen aufgebaut werden kann — bis tief hinein in den „Raum" erstreckt sich die „Zeit". Die Zeit — nicht in dem Sinn einer mathematisch umgedeuteten Zeit, einer „verräumlichten", zur vierten Koordinate eines vierdimensionalen Kontinuums (die Relativitätstheorie zieht hier nur die letzte Konsequenz der mathematisch-physikalischen Methodik überhaupt) gemachten Zeit, sondern die Zeit als unmittelbar erlebte, gefühlte, lebendig fließende „Dauer" ist die Urform des Lebendigen, vielmehr des Geistigen, Seelischen; in ihr erleben wir unmittelbar Schaffen, Werden, Wirken, das ständige Werden eines Neuen — Zukünftigen — und sich Verewigen eines Gewesenen — Vergangenheit. Alle mechanisch-physikalische Erklärung setzt die Ursache mit der Wirkung quantitativ gleich, arbeitet mit vertauschbaren, äquivalenten Größen, mit Faktoren, für die addierbare und subtrahierbare Zahlenwerte eingesetzt werden können, leugnet also im Grunde das Schöpferische in der Natur oder deutet es fort — soweit das angeht. Was dasselbe besagt: sie sucht die Natur, soweit es geht, zu verräumlichen, denn jeder Raumpunkt ist in der Tat dem andern äquivalent. Aber auf der andern Seite wird jeder Raumpunkt ein bestimmter, vom andern unterschiedener Punkt erst dadurch, daß er von einem „Anfangspunkt" aus gesehen „vor" oder „hinter" jenem liegt — das heißt dadurch daß die Punkte des Raumes sich in Reihen ordnen mit bestimmter Reihenfolge, in jene Reihen, deren Urform die Reihe des „vor" und „nach", der Folge schlechthin ist, die Zeitreihe. Das Räumlich-Beharrende, das in seinem sich Addieren und Subtrahieren die Naturvorgänge uns „erklärt", die Zeit, deren

Digitized by Google

schöpferisches und vernichtendes Werden und Vergehen wir erlebend „verstehen", sie müssen schon in jedem Bewegungsdifferential sich verbinden, damit ein konkret Wirkliches zustande kommt.

Der Philosophie der Gegenwart wohnt, wie vorhin erwähnt, ein Zug zur Verknüpfung, zur Synthese verschiedener Standpunkte inne. Gerade bei Bergson läßt sich das an einem merkwürdigen und wesentlichen Punkt beobachten. Man kennt die „Kopernikanische" Wendung der Kantischen Transzendendalphilosophie, die den „Gegenstand" von der „Methode" der Erkenntnis abhängig macht. Für die Antike ist alles Erkennen im letzten Grunde ein „Schauen", auch alle Formen und Begriffe, in denen unser Urteilen und Schließen sich ergeht, müssen schließlich einmal am Gegenstande erschaut worden sein, wenn nicht in dieser, dann in einer früheren Existenz. Was solche Begriffe oder Formen meinen oder bezeichnen, „ist" also auch im oder am Gegenstande, die Logik ist Ontologie, allgemeine Gegenstandslehre, oder gründet in ihr. Husserls Phänomenologie hat diesen Erkenntnisbegriff erneuert, auch in ihr muß alles, einschließlich der kategorischen Zusammenhänge als solcher sich zur erschaubaren Gegebenheit bringen lassen; Ideelles und Reales, Zeitliches und Zeitloses, Räumliches und Außerräumliches sind Sphären verschiedener Gegenständlichkeit, die in ihrer eigentümlichen Seinsweise erschaut werden. Dazwischen aber steht nun die Kantische Erkenntnislehre: Erkennen ist nicht Schauen, sondern urteilendes Verarbeiten eines gegebenen Materials, die apriorischen Begriffe, die Urteils- und Schlußformen sind Verknüpfungsformen, Arbeitsmittel des Verstandes, Methoden; der Gegenstand ist in seiner Struktur abhängig von der Erkenntnis-, der Urteilsform, der Methode. Ein Extrem dieser Seite des Kantianismus stellt der moderne Positivismus dar: sage mir, mit welchen Denkmitteln, Schematen, Bezugssystemen, Ordnungsformen du arbeitest und ich will dir sagen, welche Welt sich — nicht vor deinem Auge, aber vor deinem Verstand erhebt. Dem Auge, dem direkten Erfassen gegeben, im engsten und eigentlichsten Sinn „seiend" ist nur das gestaltlos-vieldeutige Phänomen, durch das Ordnen und Beziehen wird aus ihm das beharrende Ding oder das fließende Ich-erlebnis, das diskrete zählbare Eine oder die Phase eines gleitenden Kontinuums usw. Jene Formen und Schemata, wie diese Welten und Gegenständlichkeiten sind weder wahr noch falsch, nicht wirklich und nicht Schein, sondern sie sind nur mehr oder minder

Digitized by Google

nützliche Werkzeuge im Dienst des Lebens und seiner Ziele, denn hinter jener Tätigkeit des Gestaltens, Beziehens, Abstrahierens und Auswählens stecken zuletzt praktische Motive und Zwecke, der Zweck, die Phänomene vorauszuberechnen und zu beherrschen. In andern kantianisierenden Richtungen wird die Naturwissenschaft zwar zur gedanklichen Konstruktion eines praktischen Zwecken dienstbaren schematischen Gerüsts, neben dem naturwissenschaftlichen Erkennen aber steht das unmittelbare Erfühlen und Erleben der eigentlichen, nicht schematisierten Wirklichkeit in einer nicht naturwissenschaftlich beeinflußten Psychologie und Geschichte.

Nun zu Bergson zurück: auch für ihn ist das Zählen und Quantifizieren, das Verräumlichen, Zerlegen in Elemente und Verknüpfen der Elemente durch Relationen eine praktische Schematisierung des Phänomens, um den Hebel der Maschine ansetzen zu können. Aber die Welt fügt sich doch eben zum Teil dieser Schematisierung — sie ist also zum Teil Maschine, Raum, Materie, tote und ungeistige Natur. Und wo die Grenze des Erfolgs der mechanischen, verräumlichenden Erklärung liegt, am deutlichsten im Organismus, aber keineswegs nur in ihm, da beginnt das andere Reich, das des Geistigen, die Herrschaft des „Gedächtnisses", das heißt dessen, was Dauer, Vergangenheit und Zukunft, nicht nur ausdehnungslose Gegenwart ist, dessen, was sich nicht mehr errechnen läßt, sondern dem einfühlenden Instinkt verständlich wird. Alles Erkennen, auch dies instinktive „Verstehen" des uns geistig Verwandten, bleibt eine Lebensfunktion, dient dem Handeln, dem Beherrschen der Umgebung, ist auf Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit, nicht auf Wahrheit abgestellt. Aber der Erfolg ist doch zugleich ein Zeichen für das Sein der gleichartig strukturierten Wirklichkeit. Wahrheit ist das sich Schneiden von Erkenntnismethode und Phänomen, das sich Fügen des einen in die andere. Es gibt jene zwei Welten — aber nun nicht wie die beiden Substanzen Descartes, beziehungslos, nur durch ein Wunder Gottes (der indem er sie schuf, auch gleich daran denken mußte, Gelegenheit zu machen) verknüpft, auch nicht wie Ding und Erscheinung, bei denen stets das unlösbare Problem bleibt, wieso es überhaupt ein „Erscheinen" geben kann, sondern diese zwei Welten sind tief und unlösbar ineinander gesenkt, ja sie sind eine ohne den Gegensatz der andern gar nicht denkbar, denn sie verhalten sich wie Zentrum und Peripherie eines Kreises, wie die Richtungen des Raumes und der Zeit und der richtungslose Punkt, von dem sie

Digitized by Google

ausgehen, wie Ichpunkt und Umgebung. Ohne die „Dauer", die fortwährend die werdende Zeit als Zukunft gebiert und die vergehende als Vergangenheit tötet und fixiert, ohne die Zentrierung durch den Beziehungspunkt der Gegenwart und des Ich, der erst Richtung und Reihe schafft, Zusammenfassung und Aufbau ermöglicht, wird selbst der Raum, wird jede Summe von Einheiten zu einem unfaßbaren „Mannigfaltigen", das zerpulvert auseinanderfällt. Auf der anderen Seite ist Zeit und Dauer nicht möglich ohne die Vielheit der Erlebnisse, die sich zur Dauer dehnt, wird das Ich zur leeren Hülse, zum Zopf, der immer hinten hängt, so weit ich mich auch drehe, wenn ich nicht auch die „Umgebung" hinzunehme, in deren Gestaltung das Ich allein lebt, die in Lust und Schmerz, Affekt und Wille, in Gedanke und Vorstellung, der getasteten Wand, dem vernommenen Ton, der geschauten Ferne das Ich umgrenzt, bestimmt, erfüllt, Umfang, Schranke, Intensität seines Lebens und seiner Tätigkeit bezeichnet. So besteht schließlich die Welt nicht aus zwei Sphären, sondern sie ist eine unlösbare Einheit, innerhalb deren nur „Dauer", Gedächtnis, Geist, Leben hineinfrißt in das abstrakt gleichartige Material des „Raumes" und hier Wirklichkeit im eigentlichen Sinn, das heißt Individualität schafft, persönliches Leben, das aus der einen starren Vergangenheit in eine mannigfache Möglichkeiten offen lassende Zukunft „frei" sich erstreckt. Ich nannte den Zug zu einer Synthese, die speziell neue Brücken vom Allgemeinen zum Individuum, vom physikalischen Gesetz zur Konkretion des Historischen schlägt, als charakteristisch für die Philosophie der Gegenwart. Wie das für Bergson zutrifft, zeigen diese Andeutungen, ebenso wie die noch bei Dilthey so scharf geschiedene „erklärende" und „verstehende" Betrachtungsweise sich im Verständnis der Wirklichkeit kombiniert, welche Wirklichkeit selbst Raum und Zeit, Materie und Geist kombiniert.

Bergson gliedert sich Spengler an: das historische Geschehen ist das Werden, Wachsen und Absterben jener durchstrukturierten Lebenseinheiten, die wir Kulturen nennen. Sie historisch verstehen bedeutet sich in ihre „Seele" einfühlen und von diesem Zentrum aus Religion, Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft als Ausdruck dieser euklidischen, magischen, faustischen Seele begreifen und die Linien ihres Schicksalsweges nachziehen, dessen Notwendigkeit von der kausal-mechanischen Notwendigkeit ebenso verschieden ist, wie die Richtungstendenz des Bergsonschen élan vital. Doch ist hier zugleich der eine Gegensatz zu Bergson erkennbar. Es gibt für Spengler nicht den einen sich

Digitized by Google

verzweigenden Strom des geistig-körperlichen Lebens, den entgegenstehende Hindernisse, Aufgaben gleichsam, in Zweige teilen, dessen Hauptast, neben erstarrten Sackgassen, der sich ständig fortbauende Turm der einen Dauer selbst ist, sondern es gibt für ihn nur das Neben- und Nacheinander der Kulturen, die man weiß nicht warum aus der gleichmäßigen, an das Mechanische, Tote, vom Kausalgesetz Beherrschte grenzenden Fläche des geschichts- und kulturlosen Völkerdaseins sich erheben und nach durchschnittlicher Lebensdauer wieder in dasselbe versinken.

Eine Zwischenbemerkung und ein Seitenblick sei hier gestattet. Neben Frobenius' Forschungen und A. Schweitzers liebevoller Versenkung in die Seele afrikanischer Stämme kann auch Spenglers Buch beitragen zur Erschütterung des blöden und naiven Vorurteils, als gäbe es „kulturfähige" und „kulturunfähige" Rassen schlechthin und als seien die ersteren in der Halbinsel Europa konzentriert. Auf der andern Seite freilich neigt gerade wieder Spengler zu jener absoluten Schätzung der „Kulturwerte", die wir von W. Wundt, von der Teleologie der Rickert-Windelbandschule und anderen kennen. Es erscheint als Sinn und Zweck alles Lebens, des Einzelnen wie der Völker, Kulturwerte zu schaffen, die sich in das landläufige Schema Kunst-Wissenschaft-Religion-Staat einordnen lassen, der höchste Typus Mensch ist der Kulturarbeiter, als der sich Künstler und Beamter, Denker und Industrieller gleichmäßig fühlen und der Göttin Arbeit, vor der alle Menschen gleich sein sollen, ihre Reverenz erweisen können, wobei es jedoch jedem von ihnen frei steht, sich seine Stufe in der Skala der Kulturgüterproduzenten beziehungsweise die Wertskala dieser Kulturgüter selbst zu bestimmen. Bei Spengler wird die Wertskala selbst eine gleitende: es gibt Zeiten, in denen im Dichter und Baumeister das Herz der Kulturentwicklung schlägt, andere, in denen er abgelöst wird durch den wirtschaftlichen Organisator, den Cäsar, den Stinnes oder Cecil Rhodes und selbst zum entbehrlichen Dekorationsstück herabsinkt. Gerade bei Spengler sieht man deutlich, wohin der Weltaspekt dieses modernisierten Neuhegelianismus führt: die Weltgeschichte ist ein großes Kinodrama in vielen Akten, vor dem der liebe Gott als Zuschauer die tragische Größe im Geschick der Heldenfiguren, Kulturen genannt, ästhetisch genießt, wobei der Schöpfer nur eine fatale Ähnlichkeit mit dem Verfasser der Spenglerschen (oder Keyserlingschen) Geschichtsphilosophie gewinnt. Ganz in die Karikatur sinkt die Sache bei Hans Blüher. Hier

Digitized by Google

erfährt der Frondienst der alten Ägypter, die an den Königspyramiden arbeiteten, seine moralische Rechtfertigung durch den Umstand, daß viertausend Jahre später ein europäischer Snob jene Werke bewundern kann. Ehrlich gesprochen ist mir die Auffassung eines Chephre und Menkaura, der jene Tausende arbeiten ließ, damit seine, des Königs und Göttersohnes, Seele unsterblich bleibe, sympathischer.

Es ist ein Vorzug des Katholizismus, daß er die religiösen Werte vor der Nivellierung mit den „Kulturwerten" bewahrte und so auch besser vor der Katastrophe schützte, in der der Weltkrieg die Fragwürdigkeit unserer Kultur enthüllte. Immerhin beginnt heute auch der Protestantismus ähnliche Wege einzuschlagen. Wenn wir Barth und Gogarten lesen, so spüren wir, wie fern dieser sich verjüngende Protestantismus schon einem Schleiermacher gerückt ist, der den „Gebildeten unter ihren Verächtern" die Religion dadurch nahe zu bringen suchte, daß er sie als feinste Blüte der Kultur hinstellte. Mit elementarer Wucht spricht heute eine Sehnsucht nach dem, was höher ist als alle Kultur, und gleichzeitig geht das Allerweltswort Kultur den Weg, den vor ihm das Wort „Bildung" einmal ging, den Weg zu den Niederungen des Spießbürgertums und zur abgegriffenen Scheidemünze. —

Spenglers „Kulturen" bilden logisch ein Nebeneinander von Typen, die dem in ihrer Seele liegenden Wesensgesetz entsprechend sich entfalten, jede wieder dem im Wesen des Kulturorganismus überhaupt liegenden Entwicklungsgesetz folgend. Die Berührungspunkte zwischen Spenglers Geschichtsphilosophie und der Phänomenologie, der Lehre von der Wesensschau und dem Wesensgesetz ist deutlich: Die „Kulturen" mit ihrer „Seele" sind nicht abstrakte Begriffe, sondern geschaute Gestalten; nicht das abstrakt Gemeinsame an der Bachschen Fuge, dem Rembrandtschen Helldunkel, dem gotischen Dom, der mathematischen Analysis, dem Entdeckerdrang und der Machtpolitik soll herauspräpariert, sondern die gleiche Grundgestalt in alledem erschaut oder „gefühlt" werden, denn „Idee" und „Seele", gefühltes Zentrum und geschaute Gestalt fließen wie eines bei Plato ineinander. Daß empirische Forschung und in Menge herbeigetragenes empirisches Material dem „Wesensgesetz" zugrunde gelegt wird, ist nicht verwunderlich: auch für die Phänomenologie ist der Unterschied von „Wesensgesetz" und „Erfahrungsgesetz" nicht ein solcher der Art, wie ein Gesetz gefunden oder begründet wird (wie der ihm voraufgehende

Digitized by Google

Unterschied des „apriori" und „aposteriori"), sondern ein Unterschied in der Art des Gesetzes selbst.

Der Zusammenhang zwischen Spengler und der Phänomenologie ist selbst nicht kausal, sondern beruht auf einer Ideenverwandtschaft, die einem allgemeinen Zug der Gegenwartsphilosophie entspringt. Überall hat in der Geisteswissenschaft die typologische Betrachtung die historisierende und genetisch-psychologische zurückgedrängt, das schnelle Eindringen der, die erkenntnistheoretische Basis bietenden, Phänomenologie wäre kaum verständlich, wenn man nicht an sich des Historismus und seines exakten Tatsachenideals überdrüssig gewesen wäre. Diltheys Forderung einer beschreibenden und typisierenden Psychologie als Grundlage der Geisteswissenschaften liegt noch vor Husserl, während in Sprangers „Lebensformen", in Jaspers' „Psychologie der Weltanschauungen" Diltheys und Husserls Einfluß sich verbindet. Mit Nietzsches visionärer Schau des „apollinischen" und „dionysischen" Griechentums beginnt die Neigung, die später immer stärker in die Erscheinung tritt, das historische Material als Ausdruck ewiger Typen zur Darstellung zu bringen: „Das" Dionysische und Apollinische — Griechenland ist nur Beispiel. Man weiß, wie diese Betrachtungsweise sich bis tief in die Biographie hinein erstreckt. Gundolfs „Goethe" schildert nicht die historische Person, sondern die „Idee" Goethe und man wird den Argwohn nicht los, daß, wenn Leben und Idee nicht ganz stimmen, der Verfasser frei nach Hegel kühl antworten würde: um so schlimmer für das Leben.

Es ist eigentümlich zu sehen, wie das „Leben", noch vor wenigen Jahren von Ibsen und Nietzsche in seiner Unmittelbarkeit und Unberechenbarkeit als höchster aller Werte gepriesen, heute bereits von diesem Thron herabzusteigen beginnt; man fühlt die Wertung des Lebens als Überrest des „überwundenen" Naturalismus. Heute gilt das Einzelne, Konkrete, Lebendige nur sofern es „Symbol" ist.

Mit dem Symbolbegriff ist — neben dem Gestaltbegriff — eine neue Brücke vom Einzelnen zum Allgemeinen geschlagen. Er gehört zu den meisterörterten Begriffen der heutigen Philosophie: erst vor kurzem hat Cassirer (der sonst als echter „Marburger" nur den Fortschritt vom Substanz- zum Funktionsbegriff, vom „Ding" zum „Gesetz" kannte und alles unter diese eine Formel zu bringen bemüht war) ein bedeutendes Buch über die „symbolischen Formen" geschrieben, in dem er die verschiedene Symbolik des religiösen Mythos, des künstlerischen Bildes, des sprachlichen Wortes, des wissenschaftlichen Begriffs

Digitized by Google

entwickelt, und zeigt, wie das Gegenstandsbewußtsein sich notwendig in der Mannigfaltigkeit einer solchen Symbolik entfaltet. Wie auch bei Spengler der Symbolbegriff eine Rolle spielt, wie Keyserling den alten Gedanken der Sinndeutung der Weltphänomene neben ihre Kausalerklärung stellt, ist bekannt.

Nicht zuletzt aber hat die Phänomenologie dazu beigetragen, dem Symbolgedanken und der Sphäre des „Sinnes" seine besondere Bedeutung zu geben. Franz Brentano folgend hat Husserl durch den Begriff des „Aktes" das Bewußtsein neu zu fassen und zu umreißen gesucht: Das Bewußtsein ist nicht eine Summe von Inhalten, die sich zu „Dingen" summieren, sich assoziieren und verknüpfen, sondern es ist ein Gewebe von Akten des Wahrnehmens, Meinens, Denkens, in denen das Ich die ihm gegenüberstehende Gegenstandswelt erfaßt, diese Gegenstandswelt, die teils direkt, teils indirekt, teils selbst, teils durch Bilder, Zeichen, Symbole in jenen Akten gemeint, gedacht, geahnt, geglaubt, vorgestellt, wahrgenommen usw. sein kann. Bei Brentano ist diese Welt die Welt der realen Dinge, bei Husserl erweitert sie sich um die Welt der „Ideen", zu denen wir uns in den Akten der „Ideation", des „ideirenden Meinens" erheben. Nur in der Sphäre der Ideen aber, also nur in der Sphäre der gemeinten „Bedeutungen", des „Sinnes" gibt es zeitlos ewige und überindividuelle Wahrheit. Auch von den realen Dingen wissen wir nur, auch sie können wir nur beurteilen, sofern sie durch Bedeutungen, also schließlich durch auf die Sphäre der Ideen, des „Sinnes" bezogene Symbole fixiert sind. Endlich ist es dies Reich des gemeinten Sinnes, durch das hindurch Menschen sich miteinander verständigen: nur indem die Dinge, die meiner und die der Umgebung meines Mitmenschen angehören, in Gedankenzusammenhänge eingehen, die als „dieselben" Gedankenzusammenhänge von mir und von ihm gedacht und gemeint werden, werden diese Dinge zu Bestandteilen einer uns gemeinsamen Umgebung. Der Gegensatz von „Ich" und „Umgebung", auf den sich die Philosophie der Gegenwart geführt sieht, ist uns bekannt, die „Umgebung" wird hier zur „einen" Umgebung für viele „Iche" durch die gemeinsame, weil zeitlos-überindividuelle Welt des Ideellen, des „Sinnes".

Ursprünglich erwuchs die Phänomenologie im Kampf gegen die Subjektivierung der Wahrheit, der Erkenntnis, der Idee: es gibt nicht nur die wenigen Inhalte des Bewußtseins und ihre Kombinationen, sondern es gibt ein reich gegliedertes System von Gegenstandswelten.

Digitized by Google

Heute zerfällt, scheint mir, die phänomenologische Philosophie immer deutlicher in mehrere Richtungen, von denen ein Teil wieder bewußt oder unbewußt in eine Subjektivierung der „Ideenwelt" zurückführt. Eine Richtung beschäftigt sich damit, in immer subtilerer Analyse reale und ideale Welten mit ihren besonderen Seinsweisen zu unterscheiden und in einer umfassenden Ontologie zu begreifen, ein Verfahren, das zugleich der Neigung Rechnung trägt, Wesensschemata aller Dinge aufzustellen, aber leicht der Gefahr des Schematismus einer Schubfächerphilosophie zuneigt. Auf der andern Seite strebt man über diese Ontologie hinaus zu einer farben- und nuancenreichen Metaphysik — dann taucht hinter reellem und ideellem Sein das „Absolute" auf, das Nebeneinander der Welten macht gewissermaßen einem Hintereinander Platz und ebenso ordnet sich die Reihe der Akte vom Erfassen des Dinges bis zum ahnenden Meinen des Absoluten, das sich nur in wenigen Bevorzugten bis zur „Erfüllung" der Intention, zum Schauen Gottes steigern kann. Erkennen bleibt Erfassen von Gegenständen. Aber diese Gegenstände selbst werden Symbole, die nur näher und ferner hinweisen auf das eigentliche Sein, das Absolute der Metaphysik. Und von diesen Symbolen ist doch unablösbar die Beziehung auf uns — sie bedeuten das „Sein", aber für uns bedeuten sie es, in unserer Seele müssen sie Widerhall finden.

Ich sprach oben von Gundolfs „Goethe". Reihen wir an Bertrams „Nietzsche", Gundolfs „Cäsar". Bietet schon der „Goethe" nicht die Person, sondern die „Idee" Goethe, so spricht Bertram ausdrücklich von der Geschichte als Legendenbildung. Was er zeichnen will, ist die Nietzschelegende und zwar diejenige, die unsere Zeit braucht, andern Zeiten wird ein anderer Nietzsche leuchten. Wie war Nietzsche selbst? Müßige, ja sinnlose Frage. „Wahrheit", „Bedeutung" gewinnt die Person erst in ihrer Legende, sie allein gestaltet der Künstler-Philosoph als Historiker. Ehrfurcht vor dem Menschen ist ehrfürchtiges Gestalten seiner Legende. Aber freilich neben der Ehrfurcht und dem Pathos, dem Gefühl für Distanz, die vielleicht die feinsten Eigenschaften des Georgekreises sind, steht immer auch die Ehrfurchtslosigkeit des Spötters. Neben Gundolfs Cäsarbild steht Shaws boshafte Frage, ob die Legende nicht eher dem Anbetungsbedürfnis der Nachfahren, als der Größe des legendarisch gesteigerten Objekts ihr Dasein verdankt.

Digitized by Google

HEIMGANG

Novelle von

IWAN BUNIN

I

Der Fürst starb am neunundzwanzigsten August gegen Abend. Er starb, wie er gelebt hatte — völlig einsam und allein.

Die Sonne, golden strahlend vorm Untergang, trat mehr als einmal hinter leichte bräunliche Wölkchen, die gen Westen wie Inseln über den fernen Feldern hingebreitet lagerten. Der Abend war schlicht und friedlich. Auf dem weiten Hof des Herrensitzes war es öde und leer, im Hause, das noch verfallener seit dem Sommer schien, war es sehr still.

Die Bettler, die im Dorf herumlungerten, erfuhren den Tod des Fürsten früher als alle andern. Sie erschienen bei den umgestürzten steinernen Pfosten an der Einfahrt zum Gutshof und stimmten mißtönend, in verschiedenen Stimmlagen den alten geistlichen Vers auf den „Heimgang der Seele“ an. Es waren ihrer drei: ein pockennarbiger Bursche in einem himmelblauen Hemd mit zu kurzen Ärmeln, ein sehr aufrechter und hochgewachsener Greis, und ein sonnenverbranntes Mädel von fünfzehn Jahren, das aber schon Mutter war. Sie stand, in den Armen das schläfrige Kind, das die Spitze ihrer kleinen Brust im Munde hatte, und sang hellklingend und unbeteiligten Gemütes. Die Männer waren beide blind, hatten trübweiße Augäpfel; des Mädchens Augen aber waren klar und dunkel.

Im Haus schlugen Türen. Natascha sprang auf die Freitreppe heraus und eilte wie der Wind nach der Gesindewohnung hinüber. Aus dem offenstehenden Haus hörte man, wie eine Wanduhr langsam die sechste Stunde schlug. Nach einer Minute schon rannte ein Knecht, im Lauf in die Ärmel seines Wettermantels fahrend, über den Hof, um ein Pferd zu satteln und nach dem Dorf zu sprengen, die alten Totenweiber herzuholen. Die Pilgerin Anjuta, die zu Gast auf dem Hof weilte und mit ihrem kurzgeschorenen Kopf einem Knaben gleichsah, beugte sich aus dem Fensterchen der Gesindestube heraus und rief dem Knecht etwas nach — blöde stammelnd und verzückt.

Als der junge Bestuschew bei dem Verstorbenen eintrat, lag er, auf dem Rücken ausgestreckt, auf dem altertümlichen Bett aus Nußbaumholz unter einer alten Decke aus rotem Atlas; der Kragen seines

Digitized by Google

Nachthemdes war aufgeknöpft, die unbeweglichen, wie trunkenen Augen waren halbgeschlossen, das dunkle, erblaßte, schon lange nicht mehr rasierte Gesicht mit dem großen ergrauenden Schnurrbart lag zurückgelehnt in den Kissen. Auf seinen Wunsch waren die Fensterläden in diesem Zimmer fast den ganzen Sommer über geschlossen gewesen — jetzt wurden sie geöffnet. Auf der Kommode neben dem Bett brannte gelb eine Kerze. Den Kopf auf die Schulter geneigt betrachtete Bestuschew klopfenden Herzens mit begierig forschender Eindringlichkeit dieses Seltsame, schon Erkaltende, was dort im Bette ertrank.

Die Fensterläden öffneten sich einer nach dem andern. In die Fenster schaute durch die dunkeln Nadelzweige des alten Tannenzauns der ferne orangefarben verglimmende Westen mit seinen Wölkchen. Bestuschew trat fort von dem Verstorbenen und öffnete eines dieser Fenster. Spürbar strömte frische Luft ins Zimmer, zerteilte den stockenden gemischten Geruch verschiedenartiger Arzenein. Die verweinte Natascha trat ein und begann, alles hinauszutragen, was der Fürst vor einer Woche, plötzlich von einer leidenschaftlich erregten Begier ergriffen, befohlen hatte, herbeizuschleppen und vor seinen Augen auf Tischen und Stühlen auszubreiten: einen abgescheuerten Kosackensattel, Zaumzeug, ein Jagdhorn aus Messing, Hundekoppeln, eine Patronentasche. Sie scheute sich schon nicht mehr, damit zu klappern, mit dem Gebiß, den Steigbügeln aneinander zu klirren, sie tat ihre Arbeit mit einem harten und strengen Gesicht und verursachte, als sie an der Kommode vorüberging, der Kerze einen heftigen Zugwind . . . Der Fürst lag unbeweglich, und unbeweglich waren seine halbgeschlossenen, gleichsam leicht schielenden Augen. Trockne abendliche Wärme, vermischt mit der Frische, die vom Fluß aufstieg, erfüllte das Zimmer. Die Sonne war verloschen, alles verblaßt, verblüht. Die Nadelbäume des Vorgärtchens hoben sich dürr und dunkel auf dem durchsichtigen, oben grünlichen, tiefer unten safrangelben Meer des fernen Westens ab. Irgendein Vögelchen zwitscherte vor dem Fenster, und dieses Zwitschern schien auffallend grell.

„Was ist da zu beklagen", sagte ernst Natascha, die wieder hereinkam, die Schublade der Kommode aufzog und ihr saubere Wäsche entnahm, Bettücher und einen Bezug für das Kissen. „Er ist friedlich gestorben, möge es Gott allen so bescheren. Niemand aber ist da, der ihn beweinen wird, er hat ja niemanden zurückgelassen", fügte sie hinzu und ging wieder hinaus.

Digitized by Google

Bestuschew, der sich auf das Fensterbrett gesetzt hatte, blickte immer noch nach dem dunkeln Winkel, auf das Bett, wo der Verstorbene lag. Er bemühte sich, etwas zu begreifen, zu erfassen, seine Gedanken zu sammeln, ein Grauen zu empfinden. Aber da war kein Grauen. Da war nur eine Empfindung des Staunens, der Unmöglichkeit, das Vorgefallene geistig zu erfassen, zu durchdringen ... War wirklich alles endgültig vorbei, und konnte man jetzt in diesem Schlafzimmer so frei sprechen, wie es Natascha tat? Übrigens, dachte Bestuschew, sie hatte auch schon früher, schon den ganzen letzten Monat mit derselben Freiheit über den Fürsten wie über einen Menschen, der den Kreis der Lebenden schon verlassen hat, gesprochen.

Vom Hofe her roch es aus der Dämmerung heraus schwach und ungewöhnlich wohltuend nach Rauch. Das beruhigte, erzählte von der Erde, vom weiterlaufenden, harmlos-schlichten menschlichen Leben. In den dunkelnden Wiesen über dem Fluß rauschte gleichmäßig die Wassermühle ... Vor einer Woche hatte der Fürst neben ihren Toren auf einem alten Mühlstein gesessen — eine Mütze auf dem Kopf, in einer Weste aus Fuchsfell, hager, dunkel von Angesicht, mit vornübergebeugtem Rücken stützte er sich mit beiden Händen auf den porösen grauen Stein. Ein Alter, der kam, um einige Maß neugeernteten Roggen zu mahlen, blickte ihn, die Augen kneifend, von der Seite an, während er seinen groben Sack aufband. „Was du aber mager bist!“ sagte er kalt und geringschätzig zum Fürsten, obgleich er früher immer ehrerbietig mit ihm gesprochen hatte. „Einfach zu nichts mehr gut. Nein, jetzt hast du nicht mehr lange zu leben. Du wirst wohl siebzig?“ „Einundfünfzig“, sagte der Fürst, „aber was fällt dir ein, kennst du mich etwa nicht?“ „Einundfünfzig“, sagte, mit seinem Sack beschäftigt, spöttisch der Alte. „Das kann gar nicht sein,“ sagte er entschieden, „du bist viel älter als ich“. „Du bist mir ein Dummkopf,“ sagte lächelnd der Fürst, „wir sind doch zusammen groß geworden.“ „Nun, großgeworden oder nicht, aber du hast jetzt nicht mehr lange zu leben!“ sagte der Alte, indem er sich anstrengte, das schwere, mit Roggen gefüllte Maß hoch zu heben und, es gegen seine Brust stemmend, ging er eilig mit einknickenden Knien in die rauschende, mit weißem Mehl bestäubte Mühle ...

„Jetzt gehen Sie, bitte, hinaus, junger Herr“, sagte Natascha gleichmütig, aber bedeutungsvoll, indem sie mit einem Eimer heißen Wassers hereinkam.

Und beim Anblick dieses Eimers, bei diesen Worten wurde

Digitized by Google

Bestuschew plötzlich unheimlich zumut. Er erhob sich vom Fensterbrett und ging, ohne Natascha anzublicken, durch das Vorzimmer, das sich an das Zimmer des Verstorbenen anschloß, hinaus auf die Hintertreppe. In der Abenddämmerung neben der Treppe wuschen sich die beiden aus dem Dorf gekommenen alten Weiber Jewgenja und Agaffja die Hände: die eine goß Wasser aus dem Krug, die andere, vornübergebeugt, den Saum ihres dunklen Kleides zwischen die Knie geklemmt, wrang kräftig die Hände und schüttelte ihre Finger. Das war noch unheimlicher. Bestuschew ging mit raschen Schritten an ihnen vorüber in den trockenen, schon herbstlich gelichteten Garten, dessen untere Hälfte durch den eben erst zwischen den fernen Stämmen aufgetauchten runden, riesigen, spiegelblanken Mond geheimnisvoll beleuchtet wurde.

2

Um die neunte Stunde war alles in dem Zimmer, in welchem der Fürst gestorben war, in Ordnung, es war aufgeräumt, das Bett stand schon nicht mehr da, es roch warm nach den aufgewaschenen Dielen. Auf den Tischen, die schräg im vorderen Winkel unter den altertümlichen Heiligenbildern neben dem Fenster, dessen obere Scheibe silbern im Mondlicht flimmerte, zusammengestellt worden waren, wölbte sich unter einem Laken der Körper, der sehr, sehr groß erschien. Drei dicke Kerzen in hohen Kirchenleuchtern brannten durchsichtig zu seinen Häupten, zitterten in kristallnem Dunst. Tischka, der Sohn des Kirchendieners Semjon, las, sauber gewaschen und gekämmt, in neuer Weste, kläglich und eilfertig die vorgeschriebenen Psalmen. „Preiset den Herrn des Himmels," las er, den Tonfall der Mönche nachahmend, „preiset alle seine Engel und seine himmlischen Heerscharen" . . .

Dämmrig, dunstig zitterten an den Kerzen die durchsichtigen Lanzenspitzen der Flammen, golden, mit leuchtendblauem Ansatz an der Wurzel.

Im Haus war nur in der Bedientenstube Licht. Dort, unter dem Fenster, stand ein Tisch und auf dem Tisch brodelte der Samowar. Natascha, bleich und ernst, in schwarzem Kopftuch, Jewgenja, die wie der Tod aussah, und die grämlich-bescheidene Agaffja, der Tischler Grigorij, der im Schuppen schon angefangen hatte, den Sarg zu zimmern, und der Kirchendiener Semjon, ein Greis mit trüben bleifarbigen Augen, die er sich durch das beständige Psalterlesen bei den Toten

Digitized by Google

in zitterndem Kerzenlicht verdorben hatte, tranken zusammen ihren Tee. Semjon, der seinen Sohn ablösen sollte, hatte sein eigenes Buch in derbem, holzartigem Ledereinband von dunkelbrauner Farbe mitgebracht, das mit Wachs betropft und dessen Seiten hier und da angesengt waren.

„Wie schlecht man auch gelebt haben mag, es bleibt doch immer schwer, von Gottes weiter Welt zu scheiden", sagte Agaffja grämlich, indem sie ihren Tee auf die Untertasse goß.

„Freilich bleibt's schwer," sagte Grigorij, „wenn er's gewußt hätte, hätte er wohl anders gelebt und all seinen Besitz verpraßt. So aber fürchtet man, sein Gut zu vergeuden, denkt immer, man wird im Alter keinen Winkel haben, wo sich hinlegen . . . Aber da schau, da hat er nun sein Alter nicht erlebt!"

„Unser Leben läuft dahin, wie eine Welle", sagte Semjon. „Dem Tod, so steht geschrieben, soll man mit Freuden und mit Beben begegnen."

„Dem Heimgang der Seele, Lieber, nicht dem Tod", verbesserte Jewgenja trocken und belehrend.

„Mit Beben oder nicht, aber niemand hat Lust zu sterben", sagte Grigorij. „Jedes Käferchen sogar fürchtet sich vorm Tod. Das heißt, daß auch die eine Seele haben . . ."

Nachdem er seine letzte Tasse ausgetrunken, warf Semjon, den Kopf schüttelnd, seine dunkelgrauen, feuchtgeschwitzten Haare aus der Stirn, stand auf, bekreuzigte sich, ergriff seinen Psalter und ging auf Fußspitzen durch den dunkeln Saal, durch das dunkle Wohnzimmer zu dem Toten.

„Geh, geh, mein Lieber," sagte Jewgenja hinter ihm her, „und lies du recht eifrig; wenn einer recht schön liest, dann fallen die Sünden wie Blätter von einem dürren Baum von dem Sünder ab."

Semjon löste Tischka ab, setzte seine Brille auf und pflückte, streng durch die Gläser blickend, mit vorsichtig weichen Fingern das Wachs von den zerfließenden Kerzen, dann bekreuzigte er sich langsam, schlug sein Buch auf dem Betpult auf und begann halblaut, mit herzlich überredender und wehmütiger Inständigkeit zu lesen, indem er nur an einigen Stellen warnend die Stimme erhob.

Die Tür zum Vorzimmer, das an der Hintertreppe lag, stand offen. Während er las, hörte Semjon, wie jemand sich die Füße auf der Treppe abtrat: zwei Mägde kamen, sich den Toten ansehen, beide geputzt, in festen neuen Schuhen. Schüchtern und freudig erregt

Digitized by Google

traten sie ins Zimmer, unterhielten sich flüsternd miteinander. Sie bekreuzigten sich, und bemüht, leise aufzutreten, näherte sich die eine mit zitternden Brüsten unter ihrer neuen rosa Kattunjacke dem Tisch und schlug das Laken vom Gesicht des Fürsten zurück. Der Glanz der Kerzen fiel auf ihre Jacke, das erschreckte Gesicht des Mädchens wurde bleich und schön in diesem Schein, das tote Antlitz des Fürsten aber leuchtete beinern. Sein großer grauer Schnurrbart, der im Lauf der Krankheit verwildert war, fiel schütter auseinander, in den nicht ganz geschlossenen Augen dunkelte irgendeine Flüssigkeit . . .

Tischka rauchte begierig im Flur und wartete auf das Herauskommen der Mägde. Sie schlüpften an ihm vorbei, indem sie sich den Anschein gaben, ihn nicht zu bemerken. Die eine lief die Treppe hinunter, die andere in der rosa Jacke gelang es ihm einzufangen. Sie riß sich los und flüsterte:

„Bist du besessen? Laß mich los! Oder ich sag's dem Vater . . ."

Tischka gab sie frei. Sie lief in den Garten. Der Mond stand, schon nicht mehr so groß, weiß und leuchtend-klar hoch über dem dunkeln Garten, und golden blinkte in seinem Licht das nackte Eisendach des Badehauses. Im Schatten des Gartens wandte sich das Mädchen um, blickte zum Himmel auf und sagte:

„Was für eine Nacht — du mein Gott!"

Und bezaubernd, freudevoll und zärtlich, klang in der nächtlichen stillen Luft ihre glückliche Stimme.

3

Bestuschew wanderte von einem Ende zum andern über den Hof. Von dem öden breiten mondbeschienenen Hof blickte er nach den Lichtern im Dorf jenseits des Flusses, auf die hellen Fenster der Gesindestube, aus der man die Stimmen der Abendbrot essenden Leute hörte. Im Schuppen stand das Tor offen, eine zerbrochene Laterne brannte dort, auf den Bock eines Tarantas gestellt. Grigorij, gebückt, den einen Fuß vorgestellt, fuhr mit dem Hobel über ein Brett, das in eine alte Werkbank eingespannt war. Das qualmige rote Licht in der Laterne flackerte, Schatten zitterten in dem dunkeln Schuppen . . . Als Bestuschew einen Augenblick an der Tür des Schuppens stehen blieb, hob Grigorij sein angeregtes Gesicht und sagte heiter, mit einer Schattierung herzlichen Stolzes, indem er mit dem Kopf auf die zu seinen Füßen stehende lange weiße Kiste wies:

„Ich bin schon beim Deckel . . ."

Digitized by Google

Dann stand Bestuschew eine Weile, die Ellenbogen auf das offene Fenster der Gesindestube aufgestützt. Die Köchin räumte die Überreste des Abendessens vom Tisch, wischte ihn mit einem alten Lappen ab. Die Hirten, zwei halbwüchsige Knaben, legten sich schlafen: Mitjka betete, kniete barfüßig auf der mit frischem Stroh belegten Schlafbank, Wanjka kniete inmitten des Raumes. Ein rothaariger struppiger Ofensetzer, breitschultrig, doch sehr klein, der aus dem Dorf jenseits des Flusses gekommen war, um morgen mit der Ausbesserung der fürstlichen Gruft zu beginnen, deren Wände innen einzustürzen drohten, saß in einem schwarzen Hemd mit Kalkspritzern auf der Bank und drehte sich eine Zigarette.

Anjuta redete blöde stammelnd und verzückt vom Ofen her:

„Da ist er nun gestorben, seine Erlaucht, und hat nichts für meinen Kopf ausgesetzt ... Hat mir nichts gegeben ... Nichts und nichts, da warte und gedulde du dich ... Ja, jetzt warte nur ... jetzt gedulde dich nur ... Warten ... gedulden ... warten ... Hast du gewartet, Lieber? Hast du viel auf deinen Kopf gesetzt? Hast jetzt begriffen, Dummer, was dir im Kopf gesessen hat. Hättest mir doch zwei Rubelchen geben sollen, meinen Leib zu bedecken. Armselig bin ich, eine Mißgeburt. Niemanden hab ich auf der Welt. Guck doch, die Brust! ..."

Und sie öffnete ihre Jacke, zeigte ihre nackte Brust.

„Ganz nackt und bloß bin ich. Siehst du, Dummer! Ich aber habe dich in alten Jahren geliebt, hab mich nach dir gesehnt, schön warst du, fröhlich und freundlich, wie ein feines Fräulein! Du hast dich deine ganze Jugend um deine Ljudmilotschka gegrämt, sie aber hat dich Dummen bloß gequält, geplagt und hat mit einem andern vorm Traualtar gestanden. Dein ganzes Leben hast du dir ihretwegen verdorben, bist ein Trunkenbold geworden, aber ich allein habe dich treu geliebt, aber nur mein Kopfkißchen hat drum gewußt. Armselig bin ich, eine Mißgeburt, meine Seele aber, kann sein, daß die eines Engels, eines Erzengels ist, ich allein habe dich geliebt, ich allein sitze und freue mich deines Endes, deines Heimgangs ..."

Und freudig und irr lachte sie auf und weinte zugleich.

„Komm, Anjuta, wir wollen den Psalter lesen", sagte der Ofensetzer laut in dem Ton, in dem man, anderen zum Spaß, mit Kindern spricht. „Komm, oder fürchtest du dich?"

„Dummkopf! Wenn meine Füße nur heil wären, würde ich gehen, was ist Schlimmes dabei?" schrie Anjuta unter Tränen.

Digitized by Google

„Ihre Sünden, die Sünden der Toten fürchten! Heilig sind sie und engelrein."

„Ich fürchte mich auch nicht," sagte der Ofensetzer munter und rauchte seine Zigarette an, die sich in grünlichem Feuer entzündete, „ich würde mich sogar mit dir, sei's auch für die ganze Nacht, ins Grabgewölbe legen . . ."

Anjuta hörte nicht auf ihn, sie schluchzte verzückt und wischte sich die Tränen mit ihrer Jacke ab.

Ohne die lichte und wunderbare Herrschaft der Nacht zu zerstören, ihre Schönheit nur noch erhöhend, fielen von den über den Mond ziehenden weißen Wölkchen leichte Schatten auf den Hof, und der Mond schwamm strahlend in ihnen dahin, in der Tiefe des klaren Himmels, über dem blinkenden Dach des dunkeln alten Hauses, in welchem nur ein einziges Fenster, ein Eckfenster leuchtete — am Pfühl des entschlafenen Fürsten . . .

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Russischen von Käthe Rosenberg)

DOSTOJEWSKI

von

JULIUS MEIER-GRAEFE

Wenn man Dostojewski liest, tuen sich viele Kammern auf. Er dringt in Gelasse, die sonst der Dichtung verschlossen sind, und richtet Unordnung an. Die Welt des Gegenwart-Menschen ist verworren und der Platz begrenzt. Längst hat man den geräumigen Saal, der zu Zeiten Dantes den Festen der Musen diente, in viele Räume zerlegt. Da klappern heute die Schreibmaschinen. Von der ursprünglichen Architektur sind nur noch störende Fragmente erhalten, Schäfte antiker Säulen aus Marmor, die durch höchst bürgerliche Stuckdecken hindurch gehen. Hier und da hat man sie im Ton der Zimmer gestrichen. Da sehen sie wie dicke Wasserrohre oder dergleichen aus. Manchmal hat man sie auch mit Holzverschlägen verkleidet, wodurch der Raum noch winkliger geworden ist. Der Kubikinhalt bleibt nicht etwa derselbe, sondern erleidet durch die vielen eingebauten Wände empfindliche Einbuße, und niemand findet sich

Digitized by Google

mehr zurecht. Als man mit den Einbauten nicht mehr auskam, setzte man Etagen auf, und heute ist ein Wolkenkratzer von kompliziertem Grundriß entstanden. So ist das Leben. Sehr selten vermag ein Eindruck durch alle die zahllosen Gelasse hindurch zu dringen, am wenigsten einer von den Eindrücken, die man künstlerisch nennt. Diese Sorte wird gewöhnlich im zwanzigsten Stock abgemacht oder noch lieber in dem künstlichen Garten auf dem Dach des Wolkenkratzers. Hier findet das statt, was früher in dem Festsaal mit den hohen Fenstern und den Marmorsäulen vor sich ging. Hier, in der Nähe des Himmels, ergehen sich Gedanken und Gefühle, und da sie die äußerste Höhe des Gebäudes behaupten, bilden sie sich ein, die Krönung des Ganzen zu sein. Doch dringt selbst ihr lautestes Pathos nicht durch die nächste Betonschicht hindurch, geschweige bis in die der Straße näher gelegenen Stockwerke, wo sich die Menschen mit ernsten Dingen beschäftigen. Es hat sich da oben auf dem Dache ein ganzes Künstlervölkchen niedergelassen und führt ein munteres Dasein. Man hält Reden an das Volk und an den lieben Gott und schlenkert mit den Gliedern. Bei klarem Wetter kann man's von der Straße sehen. Nächstens aber wird wieder aufgestockt, und dann mag Gott wissen, wo das Völkchen bleibt.

Dostojewski öffnet viele Kammern. Wohl trifft auch er immer noch am stärksten den Dachgarten Europas, aber seine Wirkung bleibt nicht auf das Künstlervölkchen beschränkt. Schon lange sickert seine Dichtung vom Dache in das Haus bis in tiefgelegene Räume hinab. Das ist seit unseren Klassikern nicht dagewesen und vergessen wir nicht, damals gab es noch den Saal im Zentrum des Hauses und man hatte Platz in Fülle. Man hatte, so scheint es uns heute, kaum etwas anderes zu tun, als Dichtern zuzuhören, und wenn einer Werthers Leiden schrieb, litten alle junge Leute mit. Es ist kaum übertrieben, der Kraft Dostojewskis in naher Zukunft den Einfluß der Goethe und Schiller zuzutrauen, wenn er ihn noch nicht erreicht haben sollte. Man kann auch Shakespeare zitieren und wir werden die Gültigkeit dieses Gedankens zu untersuchen haben. Was bleibt von den anderen? Die französische Literatur hindert schon der Reichtum und die Dichtigkeit ihres Genius, einem Einzelnen ähnliche Machtfülle anzuvertrauen und die kollektive Schöpfung versagt die unentbehrliche Eindringlichkeit der Wirkung. Die welthistorische Aufgabe der Enzyklopädisten im achtzehnten Jahrhundert trug zuviel wissenschaftliches und politisches Gepäck. Selbst Voltaires Einfluß

Digitized by Google

erscheint neben dem Russen spezifisch und entbehrt aller Volkstümlichkeit. In unseren Zeiten fehlt jede Möglichkeit, sich die ähnliche Wirkung eines anderen Dichters auf seine Volksgenossen geschweige auf Europa auch nur vorzustellen. Zumal auf Europa. Diese Wirkung fiel einem Menschen zu, der sich einer nicht europäischen Sprache bediente. Keiner von uns vermag ihn im Urtext zu lesen. Und nur ein Russe vermochte diesen Einfluß zu erlangen, und nur unsere Zeit, die keine Volkstümlichkeit hoher Werte duldet, hat die Bedingungen für seine Popularität geschaffen.

Woher die Wirkung? Ich glaube, sie beruht teilweise auf Fiktionen, die zu improvisierten Brücken werden und, nachdem der Übergang vollzogen ist, verschwinden, und halte für die mächtigste Hilfe den mehr oder weniger bewußten Aberglauben, es handle sich bei den Schöpfungen Dostojewskis gar nicht um Literatur und es gehe nicht an, ihn zu den Dichtern zu rechnen. Diese Fiktion stützt sich nicht etwa auf die vermeintliche Handgreiflichkeit der Begebenheiten, auf die sogenannte naturalistische Wahrheit, durchaus nicht. Die Wahrscheinlichkeit wird im Gegenteil von dem naiven Leser oft bezweifelt werden. Auch bietet die Anschauung Dostojewskis gar keinen Anhalt für den klassifizierten Naturalismus. Die eingehende Schilderung von Äußerlichkeiten scheidet vollkommen aus. Es gibt keine Milieu-Malerei im Sinne der modernen Literatur. Das Milieu entsteht mit der Handlung, eher nach der Handlung. Nie wird auch nur der Versuch gemacht, es vorher zu geben. Wo Dostojewski ins einzelne geht, steht jede Äußerlichkeit im Dienste eines ohne weiteres erkennbaren Zwecks, und dieser Zweck, eine ganz unverhohlene Spannung, wird von der Schule des Naturalismus verdammt. Zum Teil beruht darauf der Gegensatz zu dem landläufigen Begriff der modernen Dichtung. So spannende Geschichten gelten dem gebildeten Leser für unkünstlerisch, zumal wenn in der Spannung derbe Stofflichkeit mitspielt. Diese Derbheit scheint bevorzugt. Es handelt sich fast immer um Verbrechen oder um Möglichkeiten kapitaler Verbrechen. Die auf das einfachste Schema zurückgeführte Fabel des Raskolnikoff ist das gefundene Fressen für die Liebhaber Sherlock Holmes'. Von dem greifbaren Zentral-Motiv der Karamasoffs gilt dasselbe. Im „Jüngling" heftet sich die Spannung an die kaum erträgliche Unwahrscheinlichkeit eines Filmtricks, den berühmten Brief, der nie ausgehändigt und schließlich gestohlen wird. Im „Idioten", im „Ewigen Gatten", in den „Dämonen" wird gemordet oder Mord

Digitized by Google

versucht. Diese Geschichten unterscheiden sich von den niedrigsten Machwerken der Gattung keineswegs durch eine Verhüllung des grausigen Motivs. Das Blut fließt nicht hinter der Szene, sondern im vollen Rampenlicht.

Trotzdem lesen wir, verschlingen wir jede Zeile des Dichters. Reife Menschen, gebildete Menschen, die ihren Goethe, ihren Hölderlin, ihren Molière, ihren Baudelaire und Verlaine besitzen, geben sich der Spannung hin wie kleine Jungen ihren Indianergeschichten, und der Mord degoutiert uns nicht. Wir verachten die Menschen, die sich degoutieren lassen; Schwächlinge, die nicht wissen, auf was es ankommt. Das Blut verliert auf einmal den Dunst, und dies geschieht nicht etwa, weil wir es für ein entbehrliches Detail der Handlung halten, nicht wie im Hamlet, wo es zu einem historischen Gerümpel wird. An dem Hamlet unserer Vorstellung hat das Reinemachen im letzten Akt gar keinen Anteil. Es wirkt eher langweilig, und in Gedanken gehen wir vorher nach Hause. Im Roman Dostojewskis ist das Blut entweder das Fundament der Pyramide, in deren dunkles Innere wir mit allen Kräften einzudringen versuchen, oder die funkelnde Pyramidenspitze, die unsern Blick magnetisch bannt; immer unentbehrlicher Bestandteil. Durch ihn gewinnt die Handlung den Schwung und das berückende Spiel von Licht und Schatten und zuweilen, man denke an den Schluß des „Idioten", die Weihe. Wenn wir diese blutige Atmosphäre ertragen, wenn der Mord unsere seelischen Organe nicht nur nicht abstumpft, sondern verfeinert, so verfeinert, daß sie für die verschwiegensten, zartesten Dinge, von einer bis dahin nicht darstellbaren Kompliziertheit, empfänglich werden, muß das grausige Motiv anders verwendet werden, als es in den üblichen Mordgeschichten geschieht, müssen nicht trotz, sonder mittels dieses Motivs bedeutende Komplexe enthüllt werden, deren Anblick unsere Kräfte über jenen Zustand hinaus steigert, wo der Anblick des Bluts hinderlich wird.

Damit wird schon eine Gruppe von Mitteln angedeutet, mit denen die Mordgeschichten erhöht werden. Man kann diese Mittel unter der Rubrik Psychologie zusammenfassen. Mit ihrer Hilfe werden die Mordgeschichten von gemeinen Erzeugnissen getrennt, deshalb aber noch keineswegs der Dichtung zugeführt. Nietzsche behauptet, allein von Dostojewski habe er Psychologie gelernt. Sehen wir von der Prätention des Wortes ab. Das Zitat läßt sich verallgemeinern. Kommt es auf Seelenkunde an, so könnte man sagen, ein einziges Buch Dostojewskis stehe höher als die ganze europäische Roman-

Digitized by Google

Literatur seit Diderot. Warum ein Buch? Ein Kapitel, ein paar Seiten genügen. Die Seite mit dem Dialog zwischen Iwan Karamasoff und Smerdjekoff, bevor der Bastard hingeht und sich aufhängt; eins der Gespräche Wersiloffs mit seinem Sohn oder wenn im „Idioten" der Fürst sein Herz entdeckt, wenn im „Doppelgänger" der unglückliche Bureaumensch in die Gesellschaft kommt; wenn in der „Dummen Geschichte" der Staatsrat gegen seine Betrunkenheit kämpft. Ich nenne Kleinigkeiten nicht die Schlager.

Ja, wenn Dichtung sich mit Psychologie erschöpfte, gäbe es nur diesen einen. Zum Glück für die Menschheit ist dies nicht der Fall. Zum Glück für Dostojewski. Denn weil dies nicht zutrifft und wir dies alle wissen oder wenigstens im Instinkt haben, kann Dostojewski seine Persönlichkeit unter Psychologie verstecken, in das Gewand eines Seelenforschers, dem nur daran liegt, Zusammenhänge aufzudecken, die dunklen Fäden zwischen Gedanken und Handlung, zwischen Herz und Gesicht, zwischen Menschen, die sich lieben, während ihr Herz von Haß überläuft, zwischen Feinden, die sich lächelnd zerfleischen, zwischen zwei engbenachbarten Kammern im Herzen eines und desselben Menschen. Hielte man es für Dichtung, käme man nicht über die Willkür hinweg, verziehe ihm nicht die verwegenen Sprünge, nicht den scheinbaren Mangel an Ökonomie, an Sachlichkeit, nicht die Verstöße gegen die guten Sitten westeuropäischer Prosa. Und noch eines, das wichtigste: weil man diese Psychologie nicht für Dichtung hält, hört man sie sich an. Wohl nimmt man auch „richtige Dichtungen" entgegen, gewiß; sogar, da man sich zu den Gebildeten zählt, mit Begeisterung, mindestens mit Würde; mit einer Erhobenheit des Geistes, die uns nicht abhält, an den Börsenzettel zu denken. Nie gelingt die vollständige Narkotisierung des Bewußtseins, daß man sich auf dem Dachgarten unter dem Künstlervölkchen befindet, wo man eigentlich nichts zu suchen hat. Das Anhören Dostojewskis ist eine andere Funktion. Dieser Romanschreiber rückt in die Nähe des Konkurrenten in der Verband-Sitzung. Man muß hinter seine Absichten kommen, um richtig disponieren zu können. Oder er wird zu dem gefürchteten Bankier, von dessen Laune der Kredit für das ganze Geschäft abhängt. Man redet nicht viel darüber, begeistert sich durchaus nicht, aber macht die Löffeln auf. Wer weiß, wie man das brauchen kann.

Das ist es: hier wittert der Instinkt praktische Ergebnisse für das eigene Wohl, und dies wiegt schwerer als die schönste Erhebung.

Digitized by Google

Natürlich wird man nicht die Gemeinheit Stawrogins begehen und aus purer Langeweile ein Kind von zwölf Jahren zu Tode quälen. Wem fiele ein, mit dem Beil gegen ein altes Weib loszugehen und gleich noch ein zweites zu erschlagen? Und man wird doch nicht so wahnsinnig sein, die angebetete Frau im Hochzeitkleid zu erstechen. Dergleichen kommt höchstens in Rußland vor, außerhalb Europas. Die Feststellung bereitet eine gewisse Genugtuung, eine Erhebung, aber dieses Gefühl unserer Unschuld hat mit der Würde, mit der wir im Dachgarten die Darbietung des Künstlervölkchens entgegen nehmen, gar nichts zu tun. Wir konstatieren unser Alibi zu krampfhaft, mit einem zu hörbaren Seufzer der Erleichterung. Unsere Unschuld hat theoretische Bedeutung, und die Praxis stimmt nicht ganz. Unter gewissen Umständen, gestehen wir uns, Umständen, die gottlob noch nicht eingetreten sind und wohl schwerlich jemals eintreten werden, könnten wir vielleicht ähnlich handeln, und Teile dieser Handlungen begingen wir schon. Wir sagen das nicht zu diesem oder jenem, aber wenn wir ganz mit uns allein sind, gestehen wir es uns. Dieses geflüsterte Selbstbekenntnis wiegt schwerer als die Tiraden im Dachgarten. Gerade wurde dort wieder ein Meisterwerk vorgetragen, und die Begeisterung hob sich in die Wolken. Im Innern aber lachte ein zynischer Witzbold über die Begeisterung und behauptete, das Meisterwerk gehe ihn nicht das mindeste an.

Wenn wir den Witzbold in unserem Innern, der sich heute zynischer als je gebärdet, gewähren ließen, würde sich eine sonderbare Verschiebung ergeben. Der Impuls, der den begeisterten Tiraden über das Meisterwerk zustimmt, scheint aus verhältnismäßig oberflächlichen Teilen unseres Wesens zu stammen. Man könnte glauben, aus unserer Epidermis. Unsere letzten Kammern bleiben zu. Wohl verhalten wir uns nicht gleichgültig, wohl erinnern wir uns bei diesem Meisterwerk an andere Meisterwerke, aber dieses ganze Netz von Beziehungen ist loses Spinnengewebe. Ob wir so niedrig sind, Dostojewski keinen legitimen Widerstand entgegen setzen zu können, ob er so brutal ist, seine Geschichten haben ein Vorrecht. Während unser Äußeres, das den anderen gehört, verhältnismäßig unbeteiligt bleibt, besetzt er das Innere. Enthalten wir uns aller Kritik: Vielleicht wollen, vielleicht müssen die anderen Dichter an der Oberfläche bleiben, weil nur auf diese Weise ihr Wesen offenbart wird. An jener Oberfläche, die der Adel einer Iphigenie berührt, müssen wunderbare Organe liegen, zartere, gepflegtere Organe als die gereckten Hände, mit denen wir

Digitized by Google

die Karamasoffs an uns reißen, Organe, die uns erlauben, still zu sein und unserem zerfurchten Antlitz ein Lächeln, unserem belasteten Gang eine Würde zu geben. Ob die Unabhängigkeit dieser Organe von unserem zerrissenen Innern als Lüge zu verdammen ist, ob wir in ihrer Funktion, in der Fähigkeit, Werke zu genießen, die mit den treibenden Kräften unseres Daseins in keinem greifbaren Zusammenhang stehen, eine unwesentliche Gabe zu erkennen haben, bleibe zunächst dahin gestellt. An der Existenz der Organe können wir nicht zweifeln.

Man kann diese Differenz nicht schwer genug nehmen, um sich über ihr Wesen klar zu werden. Man könnte so weit gehen, zu behaupten, die Iphigenie wende sich an andere Sinne, zum Beispiel an das musikalische Gehör, während Dostojewski auf Gesicht oder Tastsinn zielt. Doch würde damit nicht die verschiedene Reaktion unseres Geistes erklärt. Zweifellos weckt die Iphigenie in dem geeigneten Zuhörer sofort rhythmische Klänge, die dem Leser Dostojewskis versagt bleiben. Findet dieser gültigen Ersatz? Über die große Frage wird im Dachgarten mit Leidenschaft diskutiert. Die einen bejahen, die anderen verneinen ebenso stürmisch und schließen aus der vermißten Klangwelt auf den Mangel Dostojewskis an jeglicher Form. Sie behaupten, der Geist, der sich an schönen Formen labe, empfange von ihm keine Nahrung. Dies trifft bis zu einem gewissen Grade zu, bis zu dem Grade nämlich, wo die Form als Selbstzweck erscheint. Läßt man die Form als Mittel zum Zweck gelten, so wird die Beziehung des Mittels zum Zweck mit Notwendigkeit Veränderungen der Form bedingen, die wir hinzunehmen haben, auch wenn sich der ganze Dachgarten auf den Kopf stellt.

Die klingende Form wird von Dostojewski scheinbar oder tatsächlich vernachlässigt. Das gehört zu seiner Wirkung, ja, ist ein unentbehrlicher Bestandteil der Wirkung. Er läßt die Oberfläche liegen wie ein Mensch, der Dringenderes zu tun hat, als sich um den Klang seiner Worte zu kümmern. Deshalb scheidet der Klang nicht aus, denn das ist ja nicht möglich, wird nur anderen Bedingungen untergeordnet. Wenn überhaupt eine Beziehung zum Leser besteht, wird sie so eng, daß die überlieferten Begriffe, Erzähler, Begebenheit, Zuhörer ganz neue Bedeutung annehmen oder in neue Begriffe übergehen. In dem Roman Dostojewskis geht es um Tod und Leben, und zwar steht nicht nur die Existenz des Romanhelden auf dem Spiel, sondern auch die unsere. Der Erzähler, dieser Mensch aus

Digitized by Google

einem fernen Lande, hinterbringt Heimlichkeiten unseres eigenen Lebens, kennt unsere verschwiegensten Gedanken, scheint mit uns gelebt zu haben, womöglich schon mit unsern Eltern. Daraus erwächst eine Heimatlichkeit besonderer Art, die das, was sonst nur gewissen sprachlichen Formen gegeben scheint, mit andern Mitteln zu äußern vermag. Das Hinterbrachte ist zum Teil gar nicht neu, sondern schlummerte irgendwo in unserem Unterbewußtsein. Neu ist das Licht, das die Dinge jetzt plötzlich aus dem Chaos heraushebt; ein Licht, dessen Helligkeit zuerst unseren Augen weh tut, das wir vielleicht auch selbst hätten entzünden können, wenn unsere Widerstandsfähigkeit groß genug gewesen wäre, und dem wir entflohen, weil uns keiner zurückhielt. Das Licht wird zuletzt zu einer ungeheuren Wohltat, weil wir mit seiner Hilfe den Zusammenhang mit allen, auch den beunruhigendsten Teilen unseres Wesens finden. Dieses Licht mögen wir uns an Stelle der Klangwellen denken. Es ist eine unverhältnismäßig größere rhythmische Kraft.

So teilt sich also die Wirkung in drei aufeinander folgende Aktionen: zuerst die brutale Spannung eines Detektiv-Romans, die mit größtem Raffinement auf die Spitze getrieben wird; zum zweiten die rätselhaft intime Beziehung der Geschichten zu latenten Teilen unseres Daseins, die plötzlich geweckt werden und uns peinigen; zum dritten die Auflösung der Spannung in höhere und beglückende Einsicht. Wohl verstanden ist der dritte Teil der Handlung der wesentlichste des Dichters. Mit den beiden ersten verwundet er uns; ein Chirurg, der, um nachsehen zu können, was in uns steckt, genötigt ist, unseren Körper zu öffnen. Die Wunde würde sich sehr bald wieder schließen, wenn nun nicht der eigentliche Eingriff käme, die Freilegung kranker oder verwachsener Organe. Endlich die neue Verbindung zwischen ihnen, die ein gesünderes Dasein verspricht.

Die schmerzhafte Operation findet fast ohne Narkose statt. Wir leiden zuweilen so mörderisch, daß wir dem Menschen, der da in unserem Inneren herumwirtschaftet, in den Arm fallen, ihn umbringen möchten. Der Haß auf ihn ist die letzte Möglichkeit unseres geschundenen Körpers. Manchmal scheint er uns unnütz zu quälen und die Schinderei, nur weil es seine Virtuosität letzt, in die Länge zu ziehen. Nicht unser Wohl ist's, was ihn leitet, sondern seine höllische Wissenschaft, zu deren Probiertier wir mißbraucht werden. Aber jedesmal, wenn wir nahe daran sind, diese Dichtung für verbrecherisch zu halten, durchrieselt uns neue Aussicht auf Erlösung.

Digitized by Google

und noch einmal geben wir uns ihm hin. Die Zuversicht, daß seine Behandlung gut für uns ist und daß wir uns, koste es was es wolle, dem Eingriff nicht entziehen dürfen, wächst. Am Schluß segnen wir den Chirurgen.

Diese dunkel geahnte und zuletzt mit aller Klarheit erkannte Wohltat entfernt die Seelenkunde Dostojewskis von den gewohnten Zwecken der Psychologie und nähert sie unserem überlieferten Begriff der Dichtung. Sie ist eine edle Frucht des Kunstwerks, aber, allein genommen, keineswegs eine nur der Kunst zukommende Eigenschaft. Man kann sie auch aus Schriften großer Moralisten, aus der Bibel, aus Darstellungen der Historiker gewinnen. Eine bewußte moralische Förderung könnte sogar zum Ausschluß dichterischer Wirkung führen.

Diese Tendenz wird von Dostojewski so wenig versteckt wie der Mord und der Film-Trick. Nie hätte eins seiner Bücher der Verteidigung des Advokaten der Madame Bovary bedurft, der in dem berühmten Prozeß alles aufbot, um die Moral Flauberts nachzuweisen. Er rettete den Autor und betrog sein Werk. Flaubert dachte nicht im Traum an die Excitation à la vertue par l'horreur du vice, wie Mr. Sénard behauptete. Jede Belehrung lag ihm fern. Sachlich zeigen, was ist, ohne dazu zu tun, ohne weg zu nehmen, ohne Schlüsse zu ziehen; eine höchst entwickelte Prosa zum Träger äußerster Sachlichkeit zu machen: dies war seine Doktrin. Wäre sie die einzig gültige, könnte man Dostojewski nicht für einen Dichter halten. Der deutsche Untertitel des ersten großen Romans heißt „Schuld und Sühne". Der französische Haupttitel „Crime et Chatiment" übersetzt genauer. Verbrechen und Strafe müßte es bei uns heißen. Raskolnikoff klingt besser und ist weniger banal. Nach den Titeln anderer Bücher zu schließen, muß angenommen werden, daß das an Jahrmarkts-Dramen erinnernde Etikett dem Dichter etwas wert war.

Alle Ideen Dostojewskis steigen aus moralischen Anlässen in die Höhen der Dichtung; nicht etwa umgekehrt aus der Dichtung in die Moral. Alle seine Hauptwerke sind Tendenz-Dichtung. Er hat belehren und bessern wollen. Nur ist die Lehre kein Kodex, sondern ein lebender Organismus, ein in ständiger Bewegung begriffener Instinkt, der die Formulierung fürchtet, weil sie ihn schwächen würde. Ein durchaus russischer Instinkt. Im Anfang steht nicht das von unsichtbaren Mächten geprägte Wort, sondern die Gemeinschaft mit anderen, mit dem ganzen Volke; da dieses Volk groß ist, mit der ganzen Welt. Die Sorge um die Gemeinschaft läßt ihn reden, ohne

Digitized by Google

ihn hinauszustellen. Er erhöht sich nicht zum Vorredner der Gemeinde, sondern bleibt so tief in ihr drin, daß er nur zu sich selbst zu sprechen braucht, um zu ihr zu reden. Wenn Dostojewski Wir sagt, ist das nicht die dichterische Lizenz des Westlers, der nur sich selbst meint, sondern Bezeichnung einer greifbaren Masse. Das lebt und webt und regt sich. Der Mensch, der sündigt, ist nicht nur Sonderfall, sondern gehört dazu. Wir sündigen alle. Selbst wenn einer ganz heillos sündigt, immer ist eine Bande um ihn herum, die irgendwie mittut, mitsündigt, ihm zuruft. Der größte Sünder ist Dostojewski selbst; wenigstens übernimmt er die Verantwortung dafür. Er begreift alles und steht zu dem Sünder wie ein Älterer, der das alles früher auch einmal gemacht hat und daher gar nicht daran denken kann, es dem Jüngeren vorzuwerfen. Wir müssen zusammen halten, sagt er, müssen zusammen überlegen, wie wir aus der Geschichte herauskommen. Ich kann dir nicht sagen, tu es nicht, denn darauf würdest du pfeifen. Ich verstehe sogar, daß du es tuen mußt, denn ich habe es auch tuen müssen. Wenn du es tust, sollst du wenigstens wissen, daß ich bei dir bleibe. Nachher werden wir weiter sehen.

Diese Unvoreingenommenheit mildert die Tendenz. Sie hebt sie keineswegs auf, sondern verbreitert und vertieft sie, nimmt ihr die Spitze einseitiger Sittenlehre. Die Tendenz wirkt wie ein organischer Teil des Erlebnisses.

So viel über den sogenannten Inhalt. Begebenheiten von größter Spannung, die den russischen Menschen nach allen Seiten hin exponieren und die uns Europäer gleichzeitig unmittelbar angehen, werden zu ethischen Problemen, an denen sich unsere Sittlichkeit aufzurichten vermag.

UNVERÖFFENTLICHTE BRIEFE

von

FJODOR DOSTOJEWSKI

Dostojewskis Schaffen ist mit der von dem hervorragenden konservativen Publizisten Michail Nikiforowitsch Katkow und dem Professor Nikolaj Alexejewitsch Ljubimow geleiteten Moskauer Monatsschrift „Russkij Wjestnik“ (Der russische Bote) namentlich in den

Digitized by Google

letzten vierzehn Lebensjahren des Dichters eng verbunden. Dostojewski hat im „Russkij Wjestnik", wo übrigens auch Turgenjews und Tolstojs Werke veröffentlicht wurden, vier große Romane erscheinen lassen: „Schuld und Sühne" (1866), „Idiot" (1868), „Die Dämonen" (1871—1872) und „Die Brüder Karamasow" (1879—1880). Aber auch seinen politischen Ansichten und seiner Weltanschauung gemäß stand Dostojewski dem „Russkij Wjestnik" und dessen Leitern nahe und hat die Redaktion des öfteren mit Ratschlägen und Kritik anläßlich dieses oder jenes in der Zeitschrift veröffentlichten Artikels unterstützt.

In all diesen Briefen an Katkow und Ljubimow spiegelt sich die hingebungsvolle Leidenschaft des Dichters an sein Werk. Wir werden Zeugen der schweren äußeren und inneren Kämpfe, die sein Schaffen begleiteten. Dostojewskis Arbeit rückt uns in unmittelbare Nähe, und wir sehen, mit welcher Aufmerksamkeit er auch das kleinste Detail behandelt. Die hier angeführten Briefe sind geeignet, die in der letzten Zeit herrschende Meinung zu widerlegen als wäre Dostojewski nicht darauf bedacht gewesen, seine Werke stilistisch zu vollenden. (D. U.)

Dresden, 8. (20.) Oktober 1870

Sehr geehrter Herr, verehrter Michail Nikiforowitsch,

ich habe heute an die Redaktion des „Russkij Wjestnik" nur die erste Hälfte des ersten Teiles meines Romans „Die Dämonen" übersendet. Ich schicke aber sehr bald auch die zweite Hälfte des ersten Teiles. Im Ganzen wird der Roman drei Teile umfassen. Ein jeder im Umfange von zehn bis zwölf Bogen. Jetzt wird keine Verzögerung mehr eintreten.

Sollten Sie beschließen, mit dem Druck meines Werkes erst im nächsten Jahre zu beginnen, so dürfte es notwendig sein, Ihnen wenigstens in zwei Worten mitzuteilen, um was es sich in meinem Roman handeln wird.

Eins der bedeutendsten Ereignisse, die meine Erzählung beeinflußt haben, ist der in Moskau verübte Mord Njetschajews an Iwanow*.

---

* Am 21. November 1869 hat Sergej Genadjewitsch Njetschajew, Begründer und Führer der „Gesellschafts des Volksgerichtes", in Gemeinschaft mit deren Mitgliedern Pryschow, Nikolajew, Uspenskij und Kusnezow den Studenten Iwan Iwanow ermordet, weil sich dieser dem Willen Njetschajews widersetzt hatte. Njetschajew flüchtete ins Ausland, während die übrigen siebenundachtzig Mitglieder abgeurteilt wurden.

Digitized by Google

Ich möchte aber sofort bemerken, daß mir weder Njetschajew noch Iwanow oder die Umstände, die den Mord begleitet haben, bekannt waren und ich weiß nichts, außer was in den Zeitungen zu lesen war. Selbst, wenn ich es gewußt hätte, hätte ich jede Kopie der Wirklichkeit vermieden. Ich nehme nur die vollzogene Tatsache. Meine Phantasie kann von den Geschehnissen im höchsten Grade abweichen und mein Pjotr Werchowenskij braucht mit Njetschajew keinerlei Ähnlichkeit zu haben. Doch mir ist, als hätte sich in meinem Hirn durch meine Phantasie jenes Gesicht, jener Typus gebildet, der dieser Greueltat entspricht. Es ist zweifellos nicht unnütz, einen solchen Menschen hinzustellen; aber er allein hätte mich nicht verlockt. Meiner Meinung nach sind diese Mißgestalten einer literarischen Darstellung gar nicht wert. Zu meinem eigenen Erstaunen gestaltete sich diese Person teilweise zu einer komischen Figur, und deshalb ist dieses Ereignis, trotzdem es im Vordergrunde des Romans steht, nur ein Hilfsmittel und nicht mehr als ein Hintergrund für die Handlungen einer andern Person, die tatsächlich der Hauptheld des Romans genannt werden darf.

Diese andere Person (Nikolaj Stawrogin) ist auch eine düstere Erscheinung, auch ein Bösewicht — mir scheint aber, daß sie eine tragische Person ist, obwohl sich viele nach der Lektüre des Romans fragen werden: „Wie ist er eigentlich?“ Ich habe die Arbeit an dieser Dichtung über einen solchen Menschen nur unternommen, weil ich ihn seit langem schon schildern wollte.

Meiner Meinung nach ist diese Person typisch russisch. Ich wäre unendlich traurig, sollte sie mir nicht gelingen. Noch trauriger aber wäre ich, wenn man diese Gestalt kausal erklären wollte. Ich habe diesen Menschen aus meinem Herzen genommen. Wohl ist er ein nur selten in der ganzen Reinheit des Typus vorkommender Charakter. Aber er ist ein russischer Charakter (aus einer gewissen Gesellschaftsschicht). Fällen Sie nur Ihr Urteil nicht vor dem Schluß des Romans, verehrter Michail Nikiforowitsch! Ich habe das sichere Gefühl, daß ich diesem Charakter gerecht werden kann. Ich möchte ihn jetzt nicht ausführlich erklären: ich fürchte Falsches zu sagen. Ich möchte nur bemerken, daß ich diesen Charakter durch die Darstellung von Szenen und Handlungen schildern und mich nicht auf bloße Abstraktionen beschränken will — und darin liegt eine Bürgschaft des Gelingens.

Der Anfang des Romans wollte mir lange nicht glücken — ich habe ihn einige mal umgearbeitet. Bei diesem Roman geschah, was

Digitized by Google

sonst nie der Fall zu sein pflegte: ich habe wochenlang die angefangene Arbeit bei Seite gelegt und vom Schluß aus geschrieben. Außerdem befürchte ich, daß der Anfang doch hätte lebendiger werden können. — Auf den fünfeinhalb Druckbogen (die ich Ihnen übersende) habe ich kaum die Intrige eingefädelt. Übrigens werden sich Intrige und Handlung plötzlich ausbreiten und entwickeln. Ich garantiere Ihnen, daß der Roman später interessant werden wird. Mir scheint, daß er so, wie er jetzt ist, am besten wirkt.

Aber nicht alle Personen werden düster sein. Es wird auch helle Gestalten geben. Allerdings befürchte ich, daß meine Kräfte manchem nicht gewachsen sind. Zum ersten mal möchte ich mich zum Beispiel mit einer Art von Menschen beschäftigen, die in der Literatur nur wenig beachtet worden ist. Als Ideal eines solchen Menschen nehme ich Tichon Sadomskij, das ist ein Heiliger, der als Asket im Kloster lebt. Ihn stelle ich dem Helden gegenüber und bringe beide für eine Zeit zusammen. Ich habe große Angst; ich habe das noch niemals versucht, aber in dieser Welt weiß ich immerhin Bescheid.

Jetzt von etwas anderm.

Urteilen Sie über mich, wie Sie wollen, Michail Nikiforowitsch, aber ich bin derart verarmt, daß ich nicht umhin kann, mich mit einer Bitte an Sie zu wenden. Ich habe absolut keine Existenzmittel und überdies Frau und Kind zu erhalten. Meine Frau hat trotz ihrer schwachen Gesundheit bis vor einem Monat das Kind selbst genährt und jetzt opfert sie ihm statt sich auszuruhen ihre Nachtruhe. Wir haben nicht nur keine Kinderfrau, sondern nicht einmal eine Bedienerin. Das tötet meine Seele und hemmt oft die Arbeit, die mir mitunter allzu schwer fällt.

Ich weiß, daß ich Ihnen sehr viel schulde. Aber mit diesem Roman gedenke ich der Redaktion meine Schuld abzutragen. Jetzt aber bitte ich Sie um fünfhundert Rubel. Ich weiß, daß dies schrecklich viel ist; um so mehr als ich Ihnen fast ebenso viel schuldig bin. Erlauben Sie mir auf Ihre Herzensgüte zu hoffen. Ich flehe Sie an, mich diesbezüglich ehemöglichst zu verständigen; ich fürchte, in Deutschland gehen jetzt manchmal Briefe verloren. Ich werde irrsinnig bei dem Gedanken, daß dieser Brief verloren gehen könnte. Meine Adresse ist die gleiche: Saxe Dresden A. M-r Theodor Dostojewski, poste restante.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner tiefsten Verehrung

Ihr aufrichtig ergebener Fjodor Dostojewski

Digitized by Google

Petersburg, 30. Januar 1879

Sehr geehrter Herr, verehrter Nikolaj Alexejewitsch,

morgen, den 31. Januar, übersende ich Ihnen die Fortsetzung meines Romans (Karamasow) und zwar das (vollständige) dritte Buch. Mit diesem dritten Buch ist der ganze erste Teil des Romans zu Ende. Somit besteht der erste Teil aus drei Büchern.

Der Roman wird drei Teile haben und jeder Teil dementsprechend in Bücher und jedes Buch wiederum in Kapitel geteilt sein.

Dieses dritte Buch umfaßt im ganzen achtundachtzig Halbbogen meines Schreibpapieres, was genau fünfundeinhalb Druckbogen des „Russkij Wjestnik" ausmachen dürfte.

Danach wird der ganze erste Teil des Romans dreizehn bis vierzehn Druckbogen des „Russkij Wjestnik" umfassen. Gleichzeitig beeile ich mich Ihnen, sehr geehrter Nikolaj Alexejewitsch, im voraus mitzuteilen, daß ich Ihnen für das Märzheft des „Russkij Wjestnik" nichts schicken kann (ich bin außerstande), so daß die Veröffentlichung des zweiten Teiles erst im vierten, also dem Aprilheft des „Russkij Wjestnik", beginnen wird und diesen zweiten Teil möchte ich auch ohne Unterbrechung bis zum Schluß drucken lassen.

Ich werde die Korrekturen des zweiten Teiles von der Redaktion mit außerordentlicher Ungeduld erwarten. Alle Korrekturen werde ich eingeschrieben retournieren. (NB. Den dritten Teil des Romans schicke ich wie diesen Brief eingeschrieben.)

Schreibe ich die Adresse richtig und ist es gut, daß ich mich gar so ausführlich fasse und hinzufüge „am Strastnoj Boulevard"?

Ich bin heute noch außerordentlich beunruhigt, ob Sie alle Korrekturen des ersten Teiles erhalten haben? Ich habe nur die letzte nach Empfang Ihres Telegramms eingeschrieben geschickt, während die ersten drei als gewöhnliche Briefe aufgegeben waren. Das verursacht mir große Unruhe, denn in diesen befanden sich zwar nicht viele, aber wesentliche Korrekturen.

Ich erwarte also ungeduldig die Korrektur dieses dritten hiermit übersendeten Buches. Übrigens: ich bitte Sie inständig, dieses dritte Buch (fünfundeinhalb Bogen) im Februarheft des „Russkij Wjestnik" vollständig ohne Unterbrechung zu veröffentlichen, also nicht etwa, daß ein Teil für März bliebe, für den ich nichts geben kann. Denn sonst wäre die Harmonie und die künstlerische Proportion gestört. Was mich betrifft, halte ich dieses dritte Buch keineswegs für schlecht, im Gegenteil finde ich, daß es mir

Digitized by Google

gelungen ist. (Verzeihen Sie mir gütigst dieses kleine Selbstlob, erinnern Sie sich an Apostel Paulus: Man lobt mich nicht, also muß ich mich selbst loben.)

Ich bitte Sie sehr, Ihrer Frau Gemahlin meine tiefste Verehrung zu übermitteln.

Genehmigen auch Sie die Versicherung meiner Hochschätzung und der herzlichsten Gefühle für Sie

Ihr Diener F. Dostojewskij

Staraja Russa, 10. Mai 1879

Sehr geehrter Herr, verehrter Nikolaj Alexejewitsch,

ich habe heute an die Redaktion des „Rußkij Wjestnik" zu Ihren Händen (minimum) zweieinhalb Druckbogen der „Brüder Karamasow" für das bevorstehende Maiheft des „Russkij Wjestnik" übersendet.

Dies ist das fünfte Buch, betitelt „Pro et Contra", jedoch nur die eine Hälfte. Die zweite Hälfte dieses fünften Buches wird Ihnen rechtzeitig für das Juniheft zugeschickt werden und drei Druckbogen umfassen. Ich war gezwungen das fünfte Buch meines Romans auf zwei Hefte des „Russkij Wjestnik" zu verteilen, denn erstens: Selbst bei größter Anstrengung wäre ich bestenfalls Ende Mai damit fertig geworden (ich habe mich wegen der Reisevorbereitungen nach Staraja Russa sehr verspätet) und hätte also keine Korrekturen mehr bekommen, was für mich das Wichtigste ist; zweitens ist dieses fünfte Buch meiner Meinung nach der Höhepunkt des Romans und muß mit besonderer Sorgfalt abgeschlossen werden. Der darin hervorgehobene Gedanke ist, wie Sie aus dem übersendeten Text ersehen werden, die Darstellung der ärgsten Gottlosigkeit und der Kern der zerstörenden Ideen unserer Zeit in Rußland, im Kreise der sich von der Wirklichkeit losreißenden Jugend, nebst der Schilderung der Gotteslästerung und des Anarchismus, deren Widerlegung ich eben in den letzten Worten des sterbenden Staretz Sossima, einer Person des Romans, vorbereite. Da die Schwierigkeit der übernommenen Aufgabe nur zu offenkundig ist, werden Sie mich, verehrter Nikolaj Alexejewitsch, verstehen und mir verzeihen, wenn ich es vorgezogen habe, dieses Buch auf zwei Hefte auszudehnen, um das kulminierende Kapitel nicht durch Überhastung zu verderben. Das Kapitel wird im Ganzen voll Bewegung sein. In dem Text aber, den ich Ihnen jetzt geschickt habe, schildere ich nur den Charakter einer der bedeutendsten Personen des Romans, die ihre grundsätzlichen Ansichten

Digitized by Google

zum Ausdruck bringt. Diese Überzeugung ist eben das, was ich die Synthese des zeitgenössischen russischen Anarchismus nenne. Nicht etwa die Negierung Gottes, sondern der Zweckmäßigkeit seiner Schöpfung. Der ganze Sozialismus ist aus der Negierung der Zweckmäßigkeit des historischen Geschehens hervorgegangen, er hat damit begonnen und ist bis zum Programm der Zerstörung und des Anarchismus gelangt. Die Gründer des Anarchismus waren häufig aufrichtig überzeugte Menschen. Mein Held wählt meiner Auffassung nach ein unwiderlegbares Thema: die Sinnlosigkeit des Leidens der Kinder und zieht daraus den Schluß, daß alles historische Geschehen absurd sei. Ich weiß nicht, ob ich es klar ausgedrückt habe, aber ich weiß, daß die Person meines Helden eine im höchsten Maße reale ist. (In den „Dämonen" hat es eine Menge von Personen gegeben, die man mir als phantastisch zum Vorwurf gemacht hat, aber später haben sie sich alle, glauben Sie mir, in der Wirklichkeit als wahr erwiesen, waren also von mir richtig dargestellt. Mir hat zum Beispiel K. P. Pobjednoszjew zwei oder drei Fälle von verhafteten Anarchisten erzählt, die mit den von mir in den „Dämonen" geschilderten eine verblüffende Ähnlichkeit haben.) Alles, was mein Held in dem Ihnen übersendeten Text ausspricht, beruht auf Wirklichkeit. Alle Erzählungen über die Kinder sind Tatsachen, die in den Zeitungen standen. Ich kann sogar angeben, wo und wann. Ich habe nichts erfunden. Der General, der das Kind von den Hunden zu Tode hetzen ließ, sowie dieser ganze Vorfall ist eine wahre Begebenheit und wurde in der hiesigen Zeitung im heurigen Winter, soviel ich mich erinnere im „Archiv", veröffentlicht, und von dort haben es viele Zeitungen abgedruckt. Die Gotteslästerung meines Helden wird hingegen im nächsten Juniheft feierlich widerlegt werden, daran arbeite ich jetzt mit Angst, Zittern und Wonne, da ich meine Aufgabe (die Bekämpfung des Anarchismus) für eine Heldentat halte. Wünschen Sie mir Erfolg, verehrter Nikolaj Alexejewitsch.

Die Korrekturen erwarte ich mit der allergrößten Ungeduld. Meine Adresse ist: Staraja Russa, F. Dostojewski.

Der übersendete Text enthält auch nicht ein einziges unanständiges Wort. Vielleicht nur das einzige — daß die Quäler des Kindchens, die es erzogen haben, es mit ihrem eigenen Kot beschmutzen, weil es in der Nacht nicht seine Bedürfnisse melden konnte. Aber ich bitte Sie, ich flehe Sie an, dies nicht zu streichen. Das habe ich einem Kriminalprozeß entnommen. Alle Zeitungen

Digitized by Google

haben das Wort „Kot" behalten. Man kann es nicht mildern, Nikolaj Alexejewitsch, das wäre doch wahrhaftig traurig. Wir schreiben ja nicht für zehnjährige Kinder. Übrigens bin ich überzeugt, daß Sie auch ohne meine Bitte diesen meinen Text unverändert lassen werden.

Nur noch eine Kleinigkeit. Der Lakai Smerdjakow singt ein Lakaienlied und zwar ein Couplet:

„Eine schöne Krone . . .
Wäre nur meine Liebste gesund."

Dieses Lied habe ich nicht selbst gedichtet, sondern mir in Moskau aufgeschrieben. Ich hab es vor vierzig Jahren gehört. Die kaufmännischen Angestellten kleiner Unternehmen haben es verfaßt, und es hat sich unter den Lakaien verbreitet. Keiner von den Sammlern hat es sich notiert, und bei mir erscheint es zum ersten Mal.

Der echte Text des Couplets ist:

„Die Zarenkrone
Wäre nur meine Liebste gesund."

Und deshalb setzen Sie um Gottes willen, wenn Sie es für möglich halten, das Wort „Zaren" statt „schöne", wie ich es auf jeden Fall geändert habe („schön" wird selbstverständlich anstandslos durchgehen).*

Wie geht es Michail Nikiforowitsch? Wollen Sie die Güte haben ihm meine besten Empfehlungen zu bestellen.

Übermitteln Sie Ihrer Frau Gemahlin den Ausdruck meiner Verehrung.

Genehmigen Sie, sehr geehrter Nikolaj Alexejewitsch, die aufrichtige Versicherung meiner besten Gefühle für Sie

Ihr ergebener Diener F. Dostojewski

Staraja Russa, 11. Juni 1879

Sehr geehrter Herr, verehrter Nikolaj Alexejewitsch,

ich habe vorgestern an die Redaktion des „Russkij Wjestnik" die Fortsetzung der „Karamasow" für das Juniheft übersendet (den Schluß des fünften Kapitels „Pro et Contra"). Darin ist „Was die Lippen stolz und gotteslästerisch sprechen" beendet. Der zeitgenössische Verneiner, überdies einer von den krassesten, tritt für das ein, was der Satan rät, und behauptet dabei, dies sei für das menschliche Glück sicherer als Christus. Ein, wie ich glaube, deutlicher Wink für unsern russischen, dummen, aber schrecklichen Sozialismus (da an ihm die

* N. A. Ljubimow hat Dostojewskis sämtliche Bitten erfüllt.

Digitized by Google

Jugend teilnimmt): Brot, der Turm von Babylon (also das kommende Reich des Sozialismus) und die endgültige Unterdrückung der Freiheit des Gewissens — das ist, wohin den Verneiner und Atheisten sein Weg führt. Der Unterschied liegt darin, daß unsere Sozialisten (und dabei kommt nicht allein das konspirative Nihilistentum in Betracht — das wissen Sie wohl) — bewußte Jesuiten und Lügner sind, die nicht anerkennen, daß Ihr Ideal die Vergewaltigung des menschlichen Gewissens und die Nivellierung der Menschheit zur Viehherde ist, während mein Sozialist (Iwan Karamasow) ein aufrichtiger Mensch ist, der offen bekennt, daß er die Ansicht des Großinquisitors über die Menschheit teilt und daß Christi Glauben (scheinbar) die Menschen viel höher erhoben hat, als es ihnen tatsächlich entspricht. Die Frage wird unausweichlich: „Schmäht ihr die Menschheit oder verehrt ihr sie, ihr, die ihr deren künftige Retter seid?"

Und es ist, als geschähe dies alles im Namen der Liebe zur Menschheit: „Schwer ist Christi Gesetz und abstrakt, unerträglich für schwache Menschen" — und so bringen sie statt des Gesetzes der Freiheit und der Aufklärung das der Ketten und der Unterjochung durch das Brot.

Im nächsten Buch kommt der Tod des Staretz Sossima vor und seine letzten Gespräche mit den Freunden. Das ist keine Predigt — sondern gleichsam eine Erzählung, die Erzählung des eigenen Lebens. Gelingt mir das, so ist es eine gute Sache: ich zwinge ihn zu bekennen, daß ein reiner, idealer Christ nichts Abstraktes ist, sondern real, möglich, klar vor uns stehend und daß das Christentum die einzige Zuflucht der russischen Erde vor allem Bösen ist. Ich flehe den Allmächtigen an, es mir gelingen zu lassen, denn es könnte ein Werk hohen Schwunges werden, wenn meine Eingebung ausreicht. Und hauptsächlich — es ist ein Thema, das keinem von den heutigen Dichtern in den Sinn kommt und daher höchst originell ist. Seinetwegen schreibe ich den ganzen Roman, möge er mir nur gelingen, das ist jetzt meine größte Sorge. Ich schicke Ihnen das Manuskript für das Juliheft und zwar spätestens am 10. Juli. Ich werde mir alle Mühe geben.

Ich habe Ihren Brief, sehr geehrter Nikolaj Alexejewitsch, bezüglich der Geldüberweisung erhalten und erwarte mit Ungeduld die versprochenen Tausend — ich bin fast ohne Geld und möchte mir keines ausborgen. Und deshalb bitte ich Sie außerordentlich mir tausend Rubel ehemöglichst ohne jede Verzögerung zu übersenden, da ich sie dringend benötige.

Digitized by Google

Wo wohnt Michail Nikiforowitsch, in Moskau oder auf dem Gut, und wie steht es mit seiner Gesundheit? Übermitteln Sie ihm meinen innigen Gruß.

Und nun, wenn Sie mir nur irgendwie freundschaftlich gesinnt sind (ich urteile nach unserer Zusammenkunft und unserem Gespräch) möchte ich Sie bitten, geehrter Nikolaj Alexejewitsch, mir wenn möglich eine Gefälligkeit zu erweisen. Ich habe Ihnen seinerzeit ganz flüchtig von Puzykowitsch, dem ehemaligen Herausgeber des „Graschdanin", geschrieben. Er teilte mir mit, Michail Nikiforowitsch hätte ihm versprochen, monatlich für Korrespondenzen nach Berlin einen Betrag zu schicken. Inzwischen ist er in Berlin (wie er mir mitteilt) in äußerste Armut geraten. Er ist ein anständiger und guter Mensch. Ihn beschäftigt jetzt nur der, wie ich glaube, riskante, aber im Grunde genommen nicht schlechte Gedanke, den „Graschdanin" in Berlin monatlich herauszugeben. Er will riskieren, ihn auf Kredit zu drucken, denn er hat nicht einmal Geld fürs Essen. Eine Schurkerei wird er nicht schreiben, und ein russisches Organ mehr, das im Auslande eine gute Richtung vertritt, ist nur zu begrüßen. Wenn es möglich wäre, ihn zu unterstützen, wenn auch noch so bescheiden (buchständlich) mit ein- oder zweihundert Rubel, so könnte er die erste Nummer erscheinen lassen und danach ließen sich die weiteren Aussichten beurteilen. Man könnte ihn leiten und ihm Richtlinien geben. Er hofft zunächst wenigstens eine kleine Anzahl von Abonnenten zu bekommen. Ich möchte Sie inständig bitten, mit Michail Nikiforowitsch diesbezüglich zu sprechen und nach Ihrer Rücksprache mit Michail Nikiforowitsch mich zu verständigen, wie er sich zu Puzykowitsch stellt und ob es wahr ist, daß Michail Nikiforowitsch ihm versprochen habe, ihm für die Korrespondenzen monatlich einen Betrag nach Berlin zu schicken. Er wenigstens hat mir dies schriftlich mitgeteilt. Ich erwarte Ihre diesbezügliche Antwort.

Nehmen Sie sich bitte, gütigster Nikolaj Alexejewitsch, die Zeit und schreiben Sie mir in dieser Angelegenheit, wenn auch nur zwei Worte. Dieser Puzykowitsch tut mir leid und ich empfinde für ihn eine gewisse Zuneigung. Allein würde er zugrunde gehen und verzweifeln.

Ich verbleibe hochachtungsvoll und ergebenst Ihr

F. Dostojewski

P. S. Meine Verehrung Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin. Puzykowitschs Adresse ist: Berlin, Dorotheen-Straße 60. Victor Puzykovitch.

Digitized by Google

Petersburg, April 29. 80

Sehr geehrter Herr, verehrter Nikolaj Alexejewitsch,

glauben Sie mir, daß es mir ungemein schwer fällt, Ihnen diesen Brief zu schreiben. So sehr ich mich auch bemüht habe, aber ich kann für das (kommende) Maiheft des „Russkij Wjestnik" nichts liefern. Doch in einer Woche verreise ich mit meiner Familie nach Staraja Russa und werde mit dem ganzen Roman in drei Monaten fertig sein. Auf diese Weise kann der Druck der Fortsetzung (wenn diese gutgeheißen werden sollte) mit dem Juniheft beginnen, der vierte Teil soll im Augustheft zu Ende sein und außerdem wird noch für das Septemberheft ein Epilog von anderthalb Druckbogen bleiben (einige Worte vom Schicksal der Personen und eine ganz separate Szene: Das Begräbnis Iljuschas und Alexej Karamasows Grabrede an die Knaben, in der sich der Sinn des ganzen Romans teilweise spiegeln soll ... Für das Maiheft konnte ich es jetzt nicht schreiben, weil man mich hier buchstäblich nicht arbeiten läßt und ich aus Petersburg ehemöglichst flüchten muß.

Daran haben wiederum nur die „Karamasow" Schuld. Anläßlich dieses Werkes besuchen mich täglich so viele Leute, so viele wünschen meine Bekanntschaft zu machen, laden mich zu sich ein, daß ich hier absolut nicht Herr meiner Zeit bin und jetzt aus Petersburg flüchte. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, verehrter Nikolaj Alexejewitsch, was aber mich betrifft, so habe ich gegen die Veröffentlichung des Romans im „Russkij Wjestnik" in den Sommermonaten keinerlei Bedenken; denn im Sommer pflegt man sogar mehr zu lesen als im Winter. Mir fällt es schwer diesen Brief zu schreiben — ich fürchte, ich fürchte sehr, Sie und Michail Nikiforowitsch werden von mir glauben, ich mißbrauche Ihr unendlich taktvolles Vorgehen mir gegenüber. Erst heute habe ich durch K. P. Pobjednoszjew* erfahren, daß Michail Nikoforowitsch in Petersburg ist, und bin seinem Ratschlag gemäß bei Fürst Meschterskij** zum Diner gewesen, in der Hoffnung, daß ich dort vielleicht Michail Nikiforowitsch antreffen würde, erfuhr aber dort nur, daß er abgereist sei. — Sonst hätte ich ihm alles persönlich mitgeteilt — Seien Sie so gütig ihm meinen ergebensten Gruß zu übermitteln — Schreiben Sie mir, wenn Sie diese unendliche Güte haben wollen, ob Sie auf mich

* Oberprokurator des Hl. Synods, dem Dostojewski sehr nahe stand.

** Begründer und langjähriger Redakteur der konservativen Zeitschrift „Graschdanin" (Des Bürgers).

Digitized by Google

böse sind? Übrigens — ich bin sehr zufrieden, daß das Buch „Die Knaben" (das im Aprilheft erscheinen soll) als separater Teil gewissermaßen eine Episode bildet: der Leser wird nichts vermissen. Ganz anders wäre es, wenn man an der am allerwenigsten abgeschlossenen Stelle plötzlich unterbrechen und hinschreiben würde: „Fortsetzung folgt". Gestern, den 27., habe ich diese Episode auf einem literarischen Abend zugunsten der Slawischen Wohltätigkeitsvereinigung vorgelesen, und der Erfolg war — ich kann es ohne Übertreibung und Selbstlob bekennen — außerordentlich stark.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner allerergebensten Hochschätzung und Treue

Ihr ergebener Diener F. Dostojewski

Petersburg, November 8/80

Geehrter Herr, verehrter Nikolaj Alexejewitsch.

Gleichzeitig mit diesem Brief sende ich an die Redaktion des „Russkij Wjestnik" den Schlußepilog der „Karamasow", womit der Roman zu Ende ist. Im ganzen sind es einunddreißig Halbbogen, was im „Russkij Wjestnik" nicht über einunddreiviertel Druckbogen ausmachen dürfte.

Ich bitte inständig, mir die Korrektur in zwei Exemplaren (und nicht in einem) zu übersenden. Das zweite Exemplar benötige ich dringend für die hier bevorstehenden öffentlichen Vorlesungen Ende November (nach dem 20.). Alles was ich hatte, habe ich bereits gelesen, und brauche etwas Neues.

Ich werde das letzte Kapitel vortragen: Iljuschetschkas Begräbnis und die Rede Aljoschas an die Knaben. Ich weiß aus Erfahrung, daß solche Stellen beim Vortrag einen gewissen Eindruck hinterlassen.

Somit ist der Roman zu Ende! Ich habe an ihm drei Jahre gearbeitet und ihn während zweier Jahre drucken lassen — ein bedeutender Augenblick für mich! Zu Weihnachten möchte ich ihn als Buch herausgeben. Es ist hier sowie im übrigen Inland große Nachfrage nach dem Roman; man schickt bereits Geld im voraus.

Gestatten Sie mir, von Ihnen keinen Abschied zu nehmen: Ich beabsichtige doch noch zwei Jahre zu leben und zu schreiben. Gedenken Sie meiner nicht im bösen.

Ich wollte gleich nach Beendigung der „Karamasow" nach Moskau kommen, es scheint aber, daß mir dies nicht gelingen wird. Ich drücke fest Ihre Hand und danke Ihnen für Ihre Teilnahme. Und

Digitized by Google

gewissermaßen auch für Ihre Strenge als Redakteur, die ich mitunter benötigte.

Ihr letztes Heft ist bewundernswert gut zusammengestellt. Werden die Artikel „Gegen den Strom" fortgesetzt? Hier haben sie lebhafte Aufmerksamkeit hervorgerufen. Wenn man sie auch im November und Dezember bringen könnte! Glauben Sie mir, daß sie nötig sind, denn sie haben einen ausgesprochenen Erfolg!

Meine ergebenste Empfehlung Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin. Wollen Sie die Güte haben, dem hochverehrten Michail Nikiforowitsch meinen aufrichtigsten Gruß zu übermitteln.

Meine Frau sendet Ihnen die herzlichsten Grüße.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner stets aufrichtigen Anhänglichkeit.

Ganz der Ihre F. Dostojewski

(Berechtigte Übertragung von D. Umanskij)

ÜBER DIE AUSSICHTEN DES CHRISTENTUMS

von

BERNARD SHAW

(Fortsetzung)

Nach der Kreuzigung

Wir wollen jetzt zu der Erzählung des Neuen Testamentes zurückkehren, denn das, was nach Jesu Verschwinden geschah, ist lehrreich. * Unglücklicherweise war die Kreuzigung ein voller politischer Erfolg. Ich erinnere mich, daß, als ich früher einmal in diesen Ausdrücken von der Kreuzigung sprach, eine sehr angesehene Zeitung meiner Heimatstadt, die „Daily Express" in Dublin, höchst entsetzt war, weil meine journalistische Redewendung zeige, daß ich die Kreuzigung wie ein gewöhnliches Ereignis behandle, etwa wie die Home Rule oder das Versicherungsgesetz: das heißt (obwohl dies dem Herausgeber nicht auffiel) als ein wirkliches Ereignis, das sich wirklich zugetragen hat, nicht als einen Teil der Kirchenlehre. Da ich überzeugt bin, daß es ein wirkliches Ereignis war und sich tatsächlich zugetragen hat, kann ich nur wiederholen, daß es ein so vollkommener Erfolg war, wie es nur je einen in der Geschichte gegeben hat. Das Christentum als besondere Lehre wurde mit einem

Digitized by Google

Schlage und vollständig mit Jesus hingemordet. Er war kaum in seinem Grabe erkaltet, oder hoch in seinem Himmel (wie man will), als schon die Apostel seine Tradition auf das Niveau hinunterzerrten, auf dem es seither geblieben ist. Diesen Punkt kann der intelligente Heide, wenn er sich durch moderne Bücher darüber belehren will, in Samuel Butlers Roman „Der Weg allen Fleisches" studieren.

Die rachsüchtigen Wunder und die Steinigung des Stephanus

Man nehme zum Beispiel die Wunder. Unter allen christlichen Wundertätern ist Jesus der einzige, von dem, außer in gewissen Evangelien, die allgemein verworfen werden, nirgends berichtet wird, daß er ein boshaftes oder zerstörendes Wunder getan habe. Ein unfruchtbarer Feigenbaum war das einzige Opfer seines Zorns. Jedes seiner Wunder an fühlenden Geschöpfen war ein Akt der Güte. Johannes erklärt, er habe die Wunde des Mannes geheilt, dem ein Ohr abgeschlagen wurde (von Petrus, sagt Johannes), als er ihn im Garten zu Gethsemane festnehmen wollte. Eine der ersten Handlungen, die die Apostel mit ihrer wundertätigen Macht begingen, war, einen armen Mann und sein Weib totzuschlagen, die sie betrogen hatten, indem sie nicht ihr ganzes Geld in den allgemeinen Opferstock gaben. Sie schlugen die Leute mit Blindheit oder Tod, ohne Gewissensbisse, und richteten, weil sie gerichtet worden waren. Sie heilten den Kranken und erweckten den Toten zum Leben anscheinend nur, um zu prahlen und sich zu unterhalten. Ihre Lehre enthielt nicht einen Strahl von jenem Licht, das Jesus als einen der Erlöser der Menschen von Torheit und Irrtum offenbart. Sie strichen ihn aus und kehrten direkt zurück zu Johannes dem Täufer und seiner Formel, sich Ablaß der Sünden durch Reue und den Ritus der Taufe zu sichern (Wiedergeburt durch Wasser und Geist). Petrus' erste Rede besänftigt uns durch den menschlichen Ton ihrer Einleitung, worin er seinen Hörern die seltsame Versicherung seiner Nüchternheit gibt, weil es zu früh am Tage sei, um betrunken zu sein, von Jesus aber hatte er nichts zu sagen, abgesehen davon, daß er der Christus sei, von dem die Propheten geweissagt hätten, er werde aus Davids Stamme kommen; dies müßten sie glauben und sich taufen lassen. Diesen Worten fügten die andern Apostel unaufhörliche Anklagen gegen die Juden hinzu, weil sie ihn gekreuzigt hätten, und Drohungen, daß sie alle vernichtet werden würden, wenn sie nicht Buße täten, das heißt, wenn sie sich nicht der Sekte anschlössen, die die Apostel jetzt

Digitized by Google

bildeten. Ein ganz unerträglicher junger Redner namens Stephanus hielt eine feierliche Rede an den Rat, in der er den Hörern zunächst eine langweilige Skizze von der Geschichte Israels vorsetzte, die sie wahrscheinlich genau so gut kannten wie er, und sie dann in den beleidigendsten Ausdrücken als „halsstarrig und unbeschnitten" schmähte. Schließlich, nachdem er sie in höchstem Maße gelangweilt und geärgert hatte, blickte er aufwärts und erklärte, er sähe den Himmel offen und Christus zur rechten Hand Gottes. Das war zu viel; sie wiesen ihn aus der Stadt und steinigten ihn zu Tode. Es war eine strenge Maßnahme, einen taktlosen und eingebildeten Schwätzer zum Schweigen zu bringen; aber es war verzeihlich und menschlich im Vergleich zu der Ermordung des armen Ananias und der Sapphira.

Paulus

Plötzlich tritt ein Mann von Genie, Paulus, erbittert antichristlich, auf den Schauplatz und hält die Männer, die Stephanum steinigen, an den Kleidern fest. Er verfolgt die Christen mit großem Eifer, eine Beschäftigung, die er mit der Tätigkeit eines Zeltmachers verbindet. Dieser gefühlsmäßige Haß gegen Jesus, den er nie gesehen hat, ist ein pathologisches Symptom jener besonderen Art von Gewissen und Nervenkonstitution, die ihre Opfer unter die Tyrannei von zwei rasenden Schrecken bringt: der Angst vor der Sünde und der Todesfurcht, die man auch die Schrecken des Geschlechts und die Schrecken des Lebens nennen kann. Jesus, mit seinem gesunden Gewissen auf seinem höheren Niveau, war von diesen Schrecken frei. Er verkehrte ungezwungen mit Sündern und kümmerte sich, so viel wir wissen, nicht einen Augenblick darum, ob sein Verhalten sündig sei oder nicht, so daß er uns gezwungen hat, in ihm den Menschen ohne Sünde zu sehen. Auch wenn uns seine letzten Tage als die Tage seines Wahns erscheinen, bot er dennoch das herrlich überzeugende Bild der Erhabenheit über die Todesfurcht. Das muß Paulus, oder Saulus, wie er zuerst genannt wurde, ebenso fasziniert wie entsetzt haben. Das Entsetzen erklärt seine wütende Verfolgung der Christen. Die Faszinierung erklärt den seltsamsten seiner Einfälle: den Einfall, den Namen Jesus Christus mit der großen Idee zu verknüpfen, die ihn auf dem Wege nach Damaskus überkam, mit der Idee, daß er aus seinen beiden Ängsten nicht nur eine Religion machen könne, sondern daß die von Jesus begonnene Bewegung ihm den Kern seiner neuen Kirche biete. Es war eine ungeheuerliche Idee, und die

Digitized by Google

Erregung darüber schlug ihn, wie er später erklärte, tagelang mit Blindheit. Er hörte Jesus ihn aus den Wolken anrufen: „Warum verfolgst du mich?“ Sein natürlicher Haß gegen den Lehrer, für den Sünde und Tod keine Schrecken hatten, verwandelte sich in fanatische persönliche Anbetung, die etwas von der Schaurigkeit einer schönen Sache hat, die man in einem falschen Lichte sieht.

Der Chronist der Apostelgeschichte sieht nichts von der Bedeutung dieser Dinge. Die große Gefahr der Bekehrung ist zu allen Zeiten die gewesen, daß, wenn die Religion von dem hohen Geiste dem niedrigern Geiste geboten wird, dieser niedrigere Geist, der ihren Zauber fühlt, ohne ihn zu verstehen, und unfähig ist, sich dazu zu erheben, sie auf sein Niveau herunterzieht, indem er sie herabwürdigt. Vor Jahren erklärte ich, daß die Bekehrung eines Wilden zum Christentum die Bekehrung des Christentums zur Wildheit sei. Die Bekehrung Paulus' war überhaupt keine Bekehrung: Paulus wandelte die Religion, die einen Mann über Sünde und Tod emporgehoben hatte, in eine Religion um, die Millionen von Menschen so völlig ihrer Herrschaft auslieferte, daß ihre eigene Natur ihnen ein Greuel und das religiöse Leben eine Verleugnung des Lebens wurde. Paulus hatte nicht die Absicht, sein Judentum oder sein römisches Bürgertum der neuen moralischen Welt (wie Robert Owen es nannte) des Kommunismus und Jesuismus aufzuopfern. Genau wie im neunzehnten Jahrhundert Karl Marx, der sich nicht mit der politischen Wirtschaft zufrieden gab, die er vorfand, darauf bestand, sie von Grund auf nach eigener Art neu aufzubauen und dadurch den Irrtümern, über die sie eben hinauswuchs, neues Leben gab, so baute Paulus die alte Heilslehre wieder auf, von der Jesus ihn vergeblich zu erlösen versucht hatte, und schuf eine phantastische Theologie, die noch heute das Erstaunlichste in dieser Art ist, was wir kennen. Da er intellektuell ein hartnäckiger römischer Rationalist war, der stets das irrationale reale Ding um der unrealen aber auf Vernunftschlüssen beruhenden Forderung willen fallen ließ, begann er den Menschen, wie er ist, auszuschalten, und stellte ein Postulat auf, das er Adam nannte. Und wenn er gefragt wurde, wie es sicherlich in einer nicht vollständig verrückten Welt geschehen ist, was aus dem natürlichen Menschen geworden sei, so antwortete er: „Adam ist der natürliche Mensch.“ Das war verwirrend für Einfaltspinsel, weil gemäß der Tradition Adam der Name des natürlichen Menschen war, der im Garten Eden geschaffen wurde. Es war, als hätte ein Prediger

Digitized by Google

unserer eigenen Zeit das Ungeheuer Frankensteins als typisch britisch hingestellt und ihn Smith genannt und wenn jemand fragen würde, was mit dem Mann auf der Straße geworden sei, als würde ihm geantwortet: „Smith ist der Mann auf der Straße." Diese Sache kommt oft genug vor, denn tatsächlich wimmelt die Welt von diesen Adams und Smiths, von diesen Männern auf der Straße, von den durchschnittlich sinnlichen, den ökonomischen Männern, den weiblichen Frauen und allem möglichen, die alle ihrer Einbildung nach Atlasse sind, die eingebildete Welten auf ihren wesenlosen Schultern tragen.

Die Edensage stattete Adam mit einer Sünde aus: mit der Erbsünde, um deretwillen wir alle verdammt werden. Rund heraus gesagt, erscheint das lächerlich; dennoch stimmt es mit irgend etwas tatsächlich nicht nur in Paulus', sondern in unserm eigenen Bewußtsein Vorhandenem überein. Die Ursünde war nicht das Essen der verbotenen Frucht, sondern das Bewußtsein der Sünde, das die Frucht hervorrief. In dem Augenblick, als Adam und Eva den Apfel kosteten, schämten sie sich ihrer sexuellen Beziehung, die ihnen bis dahin ganz unschuldig erschienen war, und man kann über die harte Tatsache nicht wegkommen, daß diese Scham, dies Gefühl von Sünde, sich bis auf diesen Tag erhalten hat und zu unsern stärksten Instinkten gehört. Also war Paulus' Postulat Adams als des natürlichen Menschen von pragmatischer Wahrheit: es wirkte. Aber die Schwäche des Pragmatismus besteht darin, daß die meisten Theorien wirken, wenn man es darauf anlegt, sie wirksam zu machen, vorausgesetzt, daß sie irgendeinen Kontakt mit der menschlichen Natur haben. Hedonismus wird die pragmatische Probe ebensogut bestehen wie Stoizismus. Bis zu einem gewissen Punkt wirkt jedes soziale Prinzip, das nicht absolut idiotisch ist: die Autokratie wirkt in Rußland, die Demokratie in Amerika; der Atheismus ist in Frankreich wirksam, der Polytheismus in Indien, der Monotheismus im ganzen Islam, und der Pragmatismus oder Nicht-ismus in England. Paulus' phantastische Vorstellung von dem verdammten Adam, den Bunyan als einen Pilger mit einer sehr großen Sündenlast auf dem Rücken darstellt, entsprach der fundamentalen Bedingung der Entwickelung, nämlich daß Leben, auch das menschliche Leben, sich dauernd entwickelt und sich daher dauernd seiner selbst und seiner Gegenwart und Vergangenheit schämen muß. Bunyans Pilger möchte sein Sündenbündel los werden; aber er möchte auch in das schimmernde Licht kommen, und als schließlich

Digitized by Google

in der Grabstätte Christi sein Bündel von ihm abfällt, da ist seine Pilgerfahrt noch immer nicht zu Ende und die schwerste Prüfung steht ihm noch bevor. Sein Gewissen bleibt beschwert; noch immer quält ihn die „Ursünde", und sein Abenteuer mit dem Riesen Verzweiflung, der ihn in das Verlies des Schlosses Zweifel wirft, aus dem er mit Hilfe eines Knochenschlüssels entkommt, ist schrecklicher als jedes Abenteuer, das ihm begegnete, solange das Bündel noch auf seinem Rücken lag. So bricht Bunyans Allegorie der menschlichen Natur an hundert Punkten durch die Paulinische Theologie. Seine theologische Allegorie „Der Heilige Krieg", mit seinen Heerscharen von erwählten Zweiflern und den Reitertruppen derjenigen, die „Reformados ritten", ist als Ganzes absurd, unmöglich und, außer an den Stellen, wo der künstlerische alte Adam momentan über den theologischen Anhänger der Heilslehre die Oberhand gewinnt, schwer lesbar.

Paulus' Theorie von der Erbsünde war in gewissem Maße idiosynkratisch. Er sagt uns mit Bestimmtheit, daß er sich sehr wohl imstande fühle, die Sündigkeit des Geschlechts zu vermeiden, indem er Ehelosigkeit übe; aber er gibt ziemlich verachtungsvoll zu, daß er in dieser Hinsicht nicht sei wie andere Menschen und predigt, daß sie lieber heiraten als verbrennen sollten, womit er zugibt, daß, obwohl Ehe dazu führen könne, den Wunsch, der Frau oder dem Gatten zu gefallen, über den Wunsch zu stellen, Gott zu gefallen, doch die Ablenkung durch den unbefriedigten Wunsch ungöttlicher sein können als die Ablenkung durch die häusliche Liebe. Diese Ansicht führt ihn unvermeidlich zu der Behauptung, daß eine Frau lieber eine Sklavin sein sollte als eine Gefährtin, da ihre wirkliche Aufgabe sei, nicht Liebe und Treue eines Gatten für sich zu wollen, sondern im Gegenteil sie für Gott freizumachen, indem sie den Mann von aller Ablenkung durch das Sexuelle erlöst, genau wie sie seine Ablenkung durch den Hunger beseitigt durch das einfache Hilfsmittel, seinen Appetit zu befriedigen. Diese Sklaverei rechtfertigt sich pragmatisch, indem sie tatsächlich wirksam wird; aber durch sie ist Paulus der ewige Feind des Weibes geworden. Nebenbei hat sie zu manchen törichten Mutmaßungen über Paulus' persönlichen Charakter und seine Beziehungen geführt von Leuten, die durch das Sexuelle so versklavt sind, daß ihnen ein Eheloser als eine Art Ungeheuer erscheint. Sie vergessen, daß nicht nur ganze Priesterschaften, offizielle wie inoffizielle, von Paulus bis zu Carlyle und Ruskin, der

Digitized by Google

Tyrannei des Sexuellen Trotz geboten haben, sondern ebenso auch ungeheure Mengen von gewöhnlichen Bürgern beiderlei Geschlechts, die, sei es freiwillig, sei es unter dem Druck leicht überwindbarer Verhältnisse, ihre Energie für weniger primitive Betätigungen aufgespart haben.

Wie dem auch sei: Paulus gelang es, das Bild des gekreuzigten Christus als Galionsfigur für sein Salvationistenschiff zu stehlen, mit seinem Adam, der als der natürliche Mensch posiert, seiner Lehre von der Erbsünde und seiner Verdammung, die nur durch den Glauben an den Opfertod am Kreuz zu vermeiden ist. Der Fall liegt tatsächlich so, daß Jesus kaum den Drachen des Aberglaubens zu Boden geschlagen hatte, als Paulus ihn im Namen Jesu kühn wieder auf die Beine stellte.

Die Verwirrung des Christentums

Es ist unstreitig richtig, daß zwei Religionen, die so entgegengesetzte Wirkungen auf die Menschheit ausüben, nicht, wie es geschehen ist, unter einem gemeinsamen Namen vermischt werden dürften. In den charakteristischen Äußerungen Jesu findet sich kein Wort vom Paulinischen Christentum. Als Saulus die Kleider der Männer bewachte, die Stephanum steinigten, handelte er nicht nach einem Glaubensbekenntnis, das Paulus ablegte. Nirgends findet sich der Bericht, daß Christus jemals zu einem Menschen gesagt habe: „Geh und sündige soviel du willst; du kannst mir alles aufladen!“ Er sagte: „Sündige nicht mehr“, und betonte, daß er das Niveau der Lebensführung hinaufsetze, nicht herabziehe, und daß die Gerechtigkeit der Christen die der Schriftgelehrten und Pharisäer übertreffen müsse. Die Bemerkung, daß er sein Blut vergieße, damit jeder kleine Schwindler und Ehebrecher und Wüstling sich darin wälzen könne und weißer als Schnee daraus hervorgehe, kann ihm nicht zugeschrieben werden. „Ich komme als unfehlbare Medizin für schlechte Gewissen“, gehört nicht zu den Aussprüchen der Evangelien. Hätte man Jesus über Bunyans Allegorie in bezug auf die Sündenlast befragen können, die von des Pilgers Rücken fiel beim Anblick des Kreuzes, müssen wir aus seiner Lehre schließen, daß er Bunyan in heftigen Worten gesagt haben würde, daß er (Bunyan) nie in seinem Leben einen größeren Irrtum begangen habe und es die Aufgabe Christi sei, selbstzufriedene Sünder zur Erkenntnis ihrer Sündenlast zu bringen und sie zu hindern, sie zu begehen, statt ihnen zu versichern, daß sie nichts dagegen tun können, da alles die Schuld Adams sei, es aber auch nicht schade, so

Digitized by Google

lange sie gläubig und ihm freundlich gesinnt seien. Wenn er sich auch selber für einen Gott hielt, sah er sich doch nicht selber als Sündenbock an. Er wollte die Sünde von der Welt nehmen durch gute Regierung, durch Gerechtigkeit und Gnade, indem er das Wohlergehen kleiner Kinder über den Stolz der Fürsten stellte, indem er allen Schwindel und alle Götzenanbetung verwarf, die jetzt die Macht Gottes usurpieren und sie in das ummodeln, was unsere lokalen Autoritäten sonderbarerweise den Vernichter des Staubes nennen, und indem er auf den Wolken des Himmels in Herrlichkeit dahinfuhr statt in einem Auto, das tausend Pfund kostet. Das war ein Wahn, werden Sie sagen, aber es war der Wahn einer freien Seele, nicht einer schamgebundenen wie der des Paulus. Niemals ist ein ungeheuerlicherer Betrug verübt worden als der durch die Übertragung der Grenzen der Seele von Paulus auf die Seele Jesu.

Das Geheimnis von Paulus' Erfolg

Paulus muß bald bemerkt haben, daß seine Nachfolger Seelenfrieden, und Sieg über Tod und Sünde auf Kosten aller moralischen Verantwortlichkeit erlangt hatten, denn er tat sein Bestes, sie wieder einzuführen, indem er gutes Verhalten als Beweis des aufrichtigen Glaubens forderte und behauptete, daß aufrichtiger Glaube für die Erlösung notwendig sei. Da aber sein System in der nackten Tatsache wurzelte, daß das, was er Sünde nannte, auch das Geschlecht einschließt und deshalb ein unausrottbarer Bestandteil der menschlichen Natur ist (warum hätte Christus sonst für die Sünde aller zukünftigen Generationen büßen müssen?) war es für ihn unmöglich, zu erklären, daß Sünde, auch in ihren schlimmsten Auswüchsen, das Seelenheil des Sünders verwirken könne, wenn er bereue und glaube. Und bis auf den heutigen Tag ist das Paulinische Christentum eine Prämie für Sündhaftigkeit und diesem Umstand verdankt es seine ungeheure Beliebtheit. Die Folgen mußten von der weltlichweisen Majorität durch ein heftig antichristliches System von Strafgesetzen und strenger Moralität eingedämmt werden. Aber natürlich liegt die Hauptbehinderung in der menschlichen Natur selbst, die sowohl schlechte als gute Impulse hat und vor Diebstahl, Mord und Grausamkeit zurückschreckt, auch wenn gelehrt wird, daß sie sie alle auf Christi Kosten begehen und hinterher glücklich in den Himmel kommen kann, nur weil sie nicht immer das Verlangen hat, zu morden oder zu rauben und zu martern.

Digitized by Google

Es ist jetzt leicht zu verstehen, warum das Christentum Jesu sich politisch und sozial nicht durchsetzen und durch Polizei und Kirche leicht unterdrückt werden konnte, während der Paulinismus die ganze westliche zivilisierte Welt, zu damaliger Zeit das römische Kaiserreich, überrannte und als der offizielle Glaube von ihm angenommen wurde, da die alten rächenden Götter hilflos vor dem neuen Erlöser in den Staub sanken. Er hat, wie wir in Afrika sehen können, noch immer die Macht, einfachen Menschen eine Botschaft voll Hoffnung und Trost zu bringen, die keine andere Religion bietet. Aber dieser Zauber wird durch seine unechte Verbindung mit dem persönlichen Reiz Jesu hervorgerufen und ist nur für ungeschulte Geister vorhanden. In den Händen eines logischen Franzosen wie Calvin, der den Paulinismus bis in seine äußersten Folgen durchdenkt und „Institute" für dickköpfige erwachsene Schotten und sklavische Schweizer empfiehlt, wird er zum teuflischsten Fatalismus, und das Leben zivilisierter Kinder wird durch seine Logik vernichtet, während Negersprößlinge sich an seinen Legenden erfreuen.

Paulus' Qualitäten

Paulus erlangte jedoch seinen großen Ruf nicht bloß durch Verfälschung und Reaktion. Nur im Vergleich mit Jesus (dem viele ihn vorziehen) erscheint er gewöhnlich und selbstgefällig. Obwohl er in der Apostelgeschichte nur ein gewöhnlicher Erweckungsprediger ist, erscheint er in seinen eigenen Episteln als ein echter Dichter, allerdings nur stellenweise. Er ist nicht mehr ein Christ als Jesus ein Baptist war: er ist ein Schüler Jesu nur wie Jesus ein Schüler des Johannes war. Er tut nichts, was Jesus getan, und sagt nichts, was Jesus gesagt haben würde, obwohl er vieles, wie die berühmte Ode an die christliche Liebe, bewundert hätte. Er ist jüdischer als die Juden, römischer als die Römer, voll Stolz und erstaunlichen Bekenntnissen und Selbstoffenbarungen, die uns nicht überraschen würden, wenn sie bei Nietzsche ständen, gequält von einem intellektuellen Gewissen, das selbst um den Preis der Sophisterei Gründe verlangte, mit allen möglichen guten Eigenschaften und gelegentlichen Erleuchtungen, aber stets hoffnungslos in den Banden von Sünde, Tod und Logik, die keine Macht über Jesus hatten. Wie wir gesehen haben, machte er die christliche Lehre gerade dadurch, daß er seine Bindungen und seine Angst ihr einfügte, für die Kirchen- und Staatensysteme geeignet, die Jesus hinter sich ließ, und machte sie verwend-

Digitized by Google

bar, indem er die spezifisch jesuistische Seite der Lehre zerstörte. Er wäre in jedem modernen protestantischen Staat durchaus an seinem Platz gewesen, und er, nicht Jesus, ist das wahre Haupt und der Gründer unserer reformierten Kirche, wie Petrus der Gründer der römischen Kirche ist. Die Nachfolger des Paulus und des Petrus schufen das Christentum, während die Nazarener ausgerottet wurden.

(Schluß im nächsten Heft)

KURZGEFASSTER LEBENSLAUF

von

HERMANN HESSE

Ich wurde geboren gegen das Ende der Neuzeit, kurz vor der beginnenden Wiederkehr des Mittelalters, im Zeichen des Schützen und von Jupiter freundlich bestrahlt. Meine Geburt geschah in früher Abendstunde an einem warmen Tag im Juli, und die Temperatur jener Stunde ist es, welche ich unbewußt mein Leben lang geliebt und gesucht und, wenn sie fehlte, schmerzlich entbehrt habe. Nie konnte ich in kalten Ländern leben, und alle freiwilligen Reisen meines Lebens waren nach Süden gerichtet. Ich war das Kind frommer Eltern, welche ich zärtlich liebte und noch zärtlicher geliebt hätte, wenn man mich nicht schon frühzeitig mit dem vierten Gebot bekannt gemacht hätte. Gebote aber haben leider stets eine fatale Wirkung auf mich gehabt, mochten sie noch so richtig und noch so gut gemeint sein — ich, der ich von Natur ein Lamm und lenksam bin wie eine Seifenblase, habe mich gegen Gebote jeder Art, zumal während meiner Jugendzeit, stets widerspenstig verhalten. Ich brauchte nur das „Du sollst" zu hören, so wendete sich alles in mir um und ich wurde verstockt. Man kann sich denken, daß diese Eigenheit von großem und nachteiligem Einfluß auf meine Schuljahre geworden ist. Unsre Lehrer lehrten uns zwar in jenem amüsanten Lehrfach, das sie Weltgeschichte nannten, daß stets die Welt von solchen Menschen regiert und gelenkt und verändert worden war, welche sich ihr eigenes Gesetz gaben und mit den überkommenen Geboten brachen, und es wurde uns gesagt, daß diese Menschen verehrungswürdig seien. Allein dies war ebenso gelogen wie der

Digitized by Google

ganze übrige Unterricht, denn wenn einer von uns, sei es nun in guter oder böser Meinung, einmal Mut zeigte und gegen irgendein Gebot, oder auch bloß gegen eine dumme Gewohnheit oder Mode protestierte, dann wurde er weder verehrt noch uns zum Vorbild empfohlen, sondern bestraft, verhöhnt und von der feigen Übermacht der Lehrer erdrückt.

Zum Glück hatte ich das fürs Leben Wichtige und Wertvollste schon vor dem Beginn der Schuljahre gelernt: ich hatte wache, zarte und feine Sinne, auf die ich mich verlassen und aus denen ich viel Genuß ziehen konnte, und wenn ich auch später den Verlockungen der Metaphysik unheilbar erlag und sogar meine Sinne zu Zeiten kasteit und vernachlässigt habe, ist doch die Atmosphäre einer zart ausgebildeten Sinnlichkeit, namentlich was Gesicht und Gehör betrifft, mir stets treu geblieben und spielt in meine Gedankenwelt, auch wo sie abstrakt scheint, lebendig mit hinein. Ich hatte also ein gewisses Rüstzeug fürs Leben, wie gesagt, mir längst schon vor dem Beginn der Schuljahre erworben. Ich wußte Bescheid in unsrer Vaterstadt, in den Hühnerhöfen und in den Wäldern, in den Obstgärten und in den Werkstätten der Handwerker, ich kannte die Bäume, Vögel und Schmetterlinge, konnte Lieder singen und durch die Zähne pfeifen, und sonst noch manches was fürs Leben von Wert ist. Dazu kamen nun also die Schulwissenschaften hinzu, die mir leicht fielen und Spaß machten, namentlich fand ich ein wahres Vergnügen an der lateinischen Sprache und habe beinahe ebenso früh lateinische wie deutsche Verse gemacht. Die Kunst des Lügens und der Diplomatie verdanke ich dem zweiten Schuljahre, wo ein Präzeptor und ein Kollaborator mich in den Besitz dieser Fähigkeiten brachten, nachdem ich vorher in meiner kindlichen Offenheit und Vertrauensseligkeit ein Unglück ums andere über mich gebracht hatte. Im ganzen war ich in den sieben oder acht ersten Schuljahren ein guter Schüler, wenigstens saß ich stets unter den Ersten meiner Klasse. Erst mit dem Beginn jener Kämpfe, welche keinem erspart bleiben, der eine Persönlichkeit werden soll, kam ich mehr und mehr auch mit der Schule in Konflikt. Verstanden habe ich jene Kämpfe erst zwei Jahrzehnte später, damals waren sie einfach da und umgaben mich, wider meinen Willen, als ein furchtbares Unglück.

Die Sache war so: von meinem dreizehnten Jahr an war mir das eine klar, daß ich entweder ein Dichter oder gar nichts werden wolle. Zu dieser Klarheit kam aber allmählich eine andre, peinliche

Digitized by Google

Einsicht. Man konnte Lehrer, Pfarrer, Arzt, Handwerker, Kaufmann, Postbeamter werden, auch Musiker, auch Maler oder Architekt, zu allen Berufen der Welt gab es einen Weg, gab es Vorbedingungen, gab es eine Schule, einen Unterricht für den Anfänger. Bloß für den Dichter gab es das nicht! Es war erlaubt und galt sogar für eine Ehre, ein Dichter zu sein: das heißt als Dichter erfolgreich und bekannt zu sein, meistens war man leider dann schon tot. Ein Dichter zu werden aber, das war unmöglich, es werden zu wollen, war eine Lächerlichkeit und Schande, wie ich sehr bald erfuhr. Rasch hatte ich gelernt, was aus der Situation zu lernen war: Dichter war etwas, was man bloß sein, nicht aber werden durfte. Ferner: Interesse für Dichtung und eigenes dichterisches Talent machte bei den Lehrern verdächtig, man wurde dafür entweder beargwöhnt oder verspottet, oft sogar tödlich beleidigt. Es war mit dem Dichter genau so wie es mit dem Helden war, und mit allen starken oder schönen, hochgemuten und nicht alltäglichen Gestalten und Bestrebungen: in der Vergangenheit waren sie herrlich, alle Schulbücher standen voll ihres Lobes, in der Gegenwart und Wirklichkeit aber waren die Lehrer ihnen feindlich, und vermutlich waren sie gerade dazu angestellt und ausgebildet, um das Heranwachsen von famosen, freien Menschen und das Geschehen von großen, prächtigen Taten nach Möglichkeit zu verhindern.

So sah ich zwischen mir und meinem fernen Ziel nichts als Abgründe liegen, alles wurde mir ungewiß, alles entwertet, nur das eine blieb stehen: daß ich ein Dichter werden wollte, ob es nun leicht oder schwer, lächerlich oder ehrenvoll sein mochte. Die äußern Erfolge dieses Entschlusses — vielmehr dieses Verhängnisses — waren folgende:

Als ich dreizehn Jahre alt war, und jener Konflikt eben begonnen hatte, ließ mein Verhalten sowohl im Elternhause wie in der Schule so viel zu wünschen übrig, daß man mich in die Lateinschule einer andern Stadt in die Verbannung schickte. Ein Jahr später wurde ich Zögling eines theologischen Seminars, lernte das hebräische Alphabet schreiben und war schon nahe daran zu begreifen, was ein Dagesch forte implicitum ist, als plötzlich von innen her Stürme über mich hereinbrachen, welche zu meiner Flucht aus der Klosterschule, zu einer Bestrafung mit schwerem Karzer und zu meinem Abschied aus dem Seminar führten.

Eine Weile bemühte ich mich dann an einem Gymnasium, meine

Digitized by Google

Studien vorwärts zu bringen, allein Karzer und Verabschiedung war auch dort das Ende. Dann war ich drei Tage Kaufmannslehrling, lief wieder fort und war einige Tage und Nächte zur großen Sorge meiner Eltern verschwunden. Ich war ein halbes Jahr lang Gehilfe meines Vaters, ich war anderthalb Jahre lang Schlosser in einer mechanischen Werkstätte und Turmuhrenfabrik.

Kurz, mehr als vier Jahre lang ging alles unweigerlich schief, was man mit mir unternehmen wollte, keine Schule wollte mich behalten, in keiner Lehre hielt ich lange aus. Jeder Versuch, einen brauchbaren Menschen aus mir zu machen, endete mit Mißerfolg, mehrmals mit Schande und Skandal, mit Flucht oder mit Ausweisung, und doch gestand man mir überall eine gute Begabung und sogar ein gewisses Maß von redlichem Willen zu! Auch war ich stets leidlich fleißig – die hohe Tugend des Müßigganges habe ich immer mit Ehrfurcht bewundert, aber ich bin nie ein Meister in ihr geworden. Ich begann mit fünfzehn Jahren, als es mir mit der Schule mißglückt war, bewußt und energisch meine eigene Ausbildung, und es war mein Glück und meine Wonne, daß im Hause meines Vaters die gewaltige großväterliche Bibliothek stand, ein ganzer Saal voll alter Bücher, der unter andrem die ganze deutsche Dichtung und Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts enthielt. Zwischen meinem sechzehnten und zwanzigsten Jahre habe ich nicht bloß eine Menge Papier mit meinen ersten Dichterversuchen voll geschrieben, sondern habe in jenen Jahren auch die halbe Weltliteratur gelesen und mich mit Kunstgeschichte, Sprachen, Philosophie mit einer Zähigkeit bemüht, welche reichlich für ein normales Studium genügt hätten.

Dann wurde ich Buchhändler, um endlich einmal mein Brot selber verdienen zu können, und blieb einige Jahre dabei, bis ich im Alter von sechsundzwanzig Jahren, auf Grund eines ersten dichterischen Erfolges, auch diesen Beruf aufgeben konnte.

Jetzt also war, unter so vielen Stürmen und Opfern, mein Ziel erreicht: ich war, so unmöglich es geschienen hatte, doch ein Dichter geworden und hatte, wie es schien, den langen zähen Kampf mit der Welt gewonnen. Die Bitternis der Schul- und Werdejahre, in der ich oft sehr nah am Untergang gewesen war, wurde nun vergessen und belächelt – auch die Angehörigen und Freunde, die bisher an mir verzweifelt waren, lächelten mir jetzt freundlich zu. Ich hatte gesiegt, und wenn ich nun das Dümmste und Wertloseste tat, fand man es entzückend, wie auch ich selbst sehr von mir entzückt

Digitized by Google

war. Erst jetzt bemerkte ich, in wie schauerlicher Vereinsamung, Askese und Gefahr ich Jahr um Jahr gelebt hatte, die laue Luft der Anerkennung tat mir wohl und ich begann ein zufriedener Mann zu werden.

Mein äußeres Leben verlief nun eine gute Weile ruhig und angenehm. Ich hatte Frau, Kinder, Haus und Garten. Ich schrieb meine Bücher, ich galt für einen liebenswürdigen Dichter und lebte mit der Welt in Frieden. Im Jahr 1905 half ich eine Zeitschrift begründen, welche vor allem gegen das persönliche Regiment Wilhelms des Zweiten gerichtet war, ohne daß ich doch im Grunde diese politischen Ziele ernst genommen hätte. Ich machte schöne Reisen in der Schweiz, in Deutschland, in Österreich, in Italien, in Indien. Alles schien in Ordnung zu sein.

Da kam jener Sommer 1914, und plötzlich sah es innen und außen ganz verwandelt aus. Es zeigte sich, daß unser bisheriges Wohlergehen auf unsicherem Boden gestanden war, und nun begann also das Schlechtgehen, die große Erziehung. Die sogenannte große Zeit war angebrochen, und ich kann nicht sagen, daß sie mich gerüsteter, würdiger und besser angetroffen hätte als alle andern auch. Was mich von den andern damals unterschied, war nur, daß ich jenes einen großen Trostes entbehrte, den so viele andere hatten: der Begeisterung. Dadurch kam ich wieder zu mir selbst und in Konflikt mit der Umwelt, ich wurde nochmals in die Schule genommen, mußte nochmals die Zufriedenheit mit mir selbst und mit der Welt verlernen, und trat erst mit diesem Erlebnis über die Schwelle der Einweihung ins Leben.

Ich habe ein kleines Erlebnis des ersten Kriegsjahres nie vergessen. Ich war zu Besuch in einem großen Lazarett, auf der Suche nach einer Möglichkeit, mich irgendwie als Freiwilliger sinnvoll in die veränderte Welt einzupassen, was mir damals noch möglich schien. In jenem Verwundetenspital lernte ich ein altes Fräulein kennen, das früher in guten Verhältnissen privatisiert hatte und jetzt in diesem Lazarett Pflegerinnendienste tat. Sie erzählte mir in rührender Begeisterung, wie froh und stolz sie sei, daß sie diese große Zeit noch habe erleben dürfen. Ich fand es begreiflich, denn für diese Dame hatte es des Krieges bedurft, um aus ihrem trägen und rein egoistischen Altjungfernleben ein tätiges und wertvolleres Leben zu machen. Aber als sie mir ihr Glück mitteilte, in einem Korridor voll verbundener und krummgeschossener Soldaten, zwischen Sälen, die voll von Amputierten und Sterbenden lagen, da drehte sich mir das Herz um. So

Digitized by Google

sehr ich die Begeisterung dieser Tante begriff, ich konnte sie nicht teilen, ich konnte sie nicht gutheißen. Wenn auf je zehn Verwundete eine solche begeisterte Pflegerin kam, dann war das Glück dieser Damen etwas teuer bezahlt.

Nein, ich konnte die Freude über die große Zeit nicht teilen, und so kam es, daß ich unter dem Kriege von Anfang an jämmerlich litt, und jahrelang mich gegen ein scheinbar von außen und aus heiterm Himmel herein gebrochenes Unglück verzweifelt wehrte, während um mich her alle Welt so tat, als sei sie voll froher Begeisterung über eben dies Unglück. Und wenn ich nun die Zeitungsartikel der Dichter las, worin sie den Segen des Krieges entdeckten, und die Aufrufe der Professoren, und alle die Kriegsgedichte aus den Studierzimmern der berühmten Dichter, dann wurde mir noch elender.

Im Jahr 1915 entschlüpfte mir eines Tages öffentlich das Bekenntnis dieses Elendes, und ein Wort des Bedauerns darüber, daß auch die sogenannten geistigen Menschen nichts anderes zu tun wüßten als Haß zu predigen, Lügen zu verbreiten und das große Unglück hochzupreisen. Die Folge dieser ziemlich schüchtern geäußerten Klage war, daß ich in der Presse meines Vaterlandes für einen Verräter erklärt wurde — für mich ein neues Erlebnis, denn trotz vielen Berührungen mit der Presse hatte ich die Situation des von der Mehrheit Angespienen, die jedem Politiker bekannt ist, noch nie kennen gelernt. Der Artikel mit jener Anklage wurde von zwanzig Zeitungen meiner Heimat abgedruckt, und von allen meinen Freunden, deren ich bei der Presse viele zu haben glaubte, wagten es nur zwei, für mich einzutreten. Alte Freunde teilten mir mit, daß sie eine Schlange an ihrem Busen genährt hätten, und daß dieser Busen künftig nur noch für Kaiser und Reich, nicht aber mehr für mich Entarteten schlage. Schmähbriefe von Unbekannten kamen in Menge, und Buchhändler ließen mich wissen, daß ein Autor von so verwerflichen Gesinnungen für sie nicht mehr existiere. Auf mehreren dieser Briefe lernte ich ein Schmuckstück kennen, das ich damals zum ersten Male sah: einen kleinen runden Stempelaufdruck mit der Inschrift: Gott strafe England.

Man sollte denken, ich hätte über dies Mißverständnis recht sehr gelacht. Aber das gelang mir nicht. Dies an sich so unwichtige Erlebnis brachte mir als Frucht die zweite große Wandlung meines Lebens.

Digitized by Google

Man erinnere sich: die erste Wandlung war eingetreten in dem Augenblick, wo mir der Entschluß bewußt wurde, ein Dichter zu werden. Der vorherige Musterschüler Hesse wurde von da an ein schlechter Schüler, er wurde bestraft, er wurde hinausgeworfen, er tat nirgends gut, machte sich und seinen Eltern Sorge um Sorge — alles nur, weil er zwischen der Welt, wie sie nun einmal ist oder zu sein scheint, und der Stimme seines eigenen Herzens keine Möglichkeit einer Versöhnung sah. Dies wiederholte sich jetzt, in den Kriegsjahren, aufs neue. Wieder sah ich mich im Konflikt mit einer Welt, mit der ich bisher in gutem Frieden gelebt hatte. Wieder mißglückte mir alles, wieder war ich allein und elend, wieder wurde alles, was ich sagte und dachte, von den andern feindlich mißverstanden. Wieder sah ich zwischen der Wirklichkeit und dem, was mir wünschenswert, vernünftig und gut schien, einen hoffnungslosen Abgrund liegen.

Diesmal aber blieb mir die Einkehr nicht erspart. Es dauerte nicht lange, so sah ich mich genötigt, die Schuld an meinen Leiden nicht außer mir, sondern in mir selbst zu suchen. Denn das sah ich wohl ein: der ganzen Welt Wahnsinn und Roheit vorzuwerfen, dazu hatte kein Mensch und kein Gott ein Recht, ich am wenigsten. Es mußte also in mir selbst allerlei Unordnung sein, wenn ich so mit dem ganzen Weltlauf in Konflikt kam. Und siehe, es war in der Tat eine große Unordnung da. Es war kein Vergnügen, diese Unordnung in mir selber anzupacken und ihre Ordnung zu versuchen. Da zeigte sich vor allem eines: der gute Friede, in dem ich mit der Welt gelebt hatte, war nicht nur von mir zu teuer bezahlt worden, er war auch ebenso faul gewesen wie der äußere Friede in der Welt. Ich hatte geglaubt, mir durch die langen schweren Kämpfe der Jugend meinen Platz in der Welt verdient zu haben und nun ein Dichter zu sein. Mittlerweile aber hatte Erfolg und Wohlergehen auf mich den üblichen Einfluß gehabt, ich war zufrieden und bequem geworden, und wenn ich genau zusah, so war der Dichter von einem Unterhaltungsschriftsteller kaum zu unterscheiden. Es war mir zu gut gegangen. Nun, für das Schlechtgehen, das stets eine gute und energische Schule ist, war jetzt reichlich gesorgt, und so lernte ich mehr und mehr die Händel der Welt ihren Gang gehen zu lassen, und konnte mich mit meinem eigenen Anteil an der Verwirrung und Schuld des Ganzen beschäftigen. Diese Beschäftigung aus meinen Schriften herauszulesen, muß ich dem Leser überlassen. Und noch

Digitized by Google

immer habe ich die heimliche Hoffnung, es werde mit der Zeit auch mein Volk, nicht als Ganzes, aber in sehr vielen wachen und verantwortlichen Einzelnen, eine ähnliche Prüfung vollziehen und an die Stelle des Klagens und Schimpfens über den bösen Krieg und die bösen Feinde und die böse Revolution in tausend Herzen die Frage setzen: wie bin ich selber mitschuldig geworden? und wie kann ich wieder unschuldig werden? Denn man kann jederzeit wieder unschuldig werden, wenn man sein Leid und seine Schuld erkennt und zu Ende leidet, statt die Schuld daran bei andern zu suchen.

Als die neue Wandlung sich in meinen Schriften und in meinem Leben zu äußern anfing, schüttelten viele meiner Freunde den Kopf. Viele verließen mich auch. Das gehörte zu dem veränderten Bilde meines Lebens, ebenso wie der Verlust meines Hauses, meiner Familie und andrer Güter und Behaglichkeiten. Es war eine Zeit, da ich täglich Abschied nahm, und täglich darüber erstaunt war, daß ich nun auch dies hatte ertragen können, und noch immer lebte, und noch immer irgend etwas an diesem seltsamen Leben liebte, das mir doch nur Schmerzen, Enttäuschungen und Verluste zu bringen schien.

Übrigens, um dies nachzuholen: auch während der Kriegsjahre hatte ich etwas wie einen guten Stern oder einen Schutzengel. Während ich mich mit meinen Leiden sehr allein fühlte und, bis zum Beginn der Wandlung, mein Schicksal stündlich als ein unseliges empfand und verwünschte, diente eben mein Leiden, mein Besessensein durch Leiden mir als Schutz und Panzer gegen die Außenwelt. Ich brachte nämlich die Kriegsjahre in einer so scheußlichen Umgebung von Politik, Spionagewesen, Bestechungstechnik und Konjunkturkünsten zu, wie sie selbst damals nur an wenigen Orten der Erde so konzentriert beieinander zu finden waren, nämlich in Bern inmitten deutscher, neutraler und feindlicher Diplomatie, in einer Stadt, die über Nacht übervölkert geworden war, und zwar durch lauter Diplomaten, politische Agenten, Spione, Journalisten, Aufkäufer und Schieber. Ich lebte zwischen Diplomaten und Militärs, verkehrte außerdem mit Menschen aus vielen, auch feindlichen Nationen, die Luft um mich her war ein einziges Netz von Spionage und Gegenspionage, von Spitzelei, Intrigen, politischen und persönlichen Geschäftigkeiten — und von alle dem habe ich in all den Jahren gar nichts bemerkt! Ich wurde ausgehorcht, bespitzelt und bespioniert, war bald den Feinden, bald den Neutralen, bald den eigenen Landsleuten verdächtig, und merkte das alles nicht, erst lange nachher erfuhr ich dies und

Digitized by Google

jenes davon, und begriff nicht, wie ich unberührt und ungeschädigt inmitten dieser Atmosphäre hatte leben können. Aber es war gegangen.

Mit dem Ende des Krieges fiel auch die Vollendung meiner Wandlung und die Höhe der Prüfungsleiden zusammen. Diese Leiden hatten mit dem Kriege und dem Weltschicksal nichts mehr zu tun, auch die Niederlage Deutschlands, von uns im Auslande seit zwei Jahren mit Sicherheit erwartet, hatte im Augenblick nichts Erschreckendes mehr. Ich war ganz in mich selbst und ins eigene Schicksal versunken, allerdings zuweilen mit dem Gefühl, es handle sich dabei um alles Menschenlos überhaupt. Ich fand allen Krieg und alle Mordlust der Welt, all ihren Leichtsinn, all ihre rohe Genußsucht, all ihre Feigheit in mir selber wieder, hatte erst die Achtung vor mir selbst, dann die Verachtung meiner selbst zu verlieren, hatte nichts andres zu tun als den Blick ins Chaos zu Ende zu tun, mit der oft aufglühenden, oft erlöschenden Hoffnung, jenseits des Chaos wieder Natur, wieder Unschuld zu finden. Jeder wach gewordne und wirklich zum Bewußtsein gekommene Mensch geht ja einmal, oder mehrmals, diesen schmalen Weg durch die Wüste — den andern davon reden zu wollen wäre vergebliche Mühe.

Wenn Freunde mir untreu wurden, empfand ich manchmal Wehmut, doch kein Unbehagen, ich empfand es mehr als Bestätigung auf meinem Wege. Diese früheren Freunde hatten ja ganz recht, wenn sie sagten, ich sei früher ein so sympathischer Mensch und Dichter gewesen, während meine jetzige Problematik einfach ungenießbar sei. Über Fragen des Geschmacks, oder des Charakters, war ich damals längst hinaus, es war niemand da, dem meine Sprache verständlich gewesen wäre. Die Freunde hatten recht, wenn sie mir vorwarfen, meine Schriften hätten Schönheit und Harmonie verloren. Solche Worte machten mich nur lachen — was ist Schönheit oder Harmonie für den, der zum Tod verurteilt ist, der zwischen einstürzenden Mauern um sein Leben rennt? Vielleicht war ich auch, meinem lebenslangen Glauben entgegen, gar kein Dichter, und der ganze ästhetische Betrieb war bloß ein Irrtum gewesen? Warum nicht, auch das war nicht mehr von Wichtigkeit. Das meiste von dem, was ich auf der Höllenreise durch mich selbst zu Gesicht bekommen hatte, war Schwindel und wertlos gewesen, also vielleicht auch der Wahn von meiner Berufung oder Begabung. Wie wenig wichtig war das doch! Und das, was ich voll Eitelkeit und Kinderfreude einst als meine

Digitized by Google

Aufgabe betrachtet hatte, war auch nicht mehr da. Ich sah meine Aufgabe, vielmehr meinen Weg zur Rettung längst nicht mehr auf dem Gebiet der Lyrik, oder der Philosophie, oder irgend einer solchen Spezialistengeschichte, sondern nur noch darin, das wenige wahrhaft Lebendige und Starke in mir sein Leben leben zu lassen, nur noch in der unbedingten Treue gegen das, was ich in mir noch leben spürte. Das war das Leben, das war Gott. — Nachher, wenn solche Zeiten hoher und lebensgefährlicher Spannung vorüber sind, sieht das alles seltsam anders aus, weil die damaligen Inhalte und ihre Namen jetzt ohne Bedeutung sind, und das Heilige von vorgestern kann beinah komisch klingen.

Als auch für mich der Krieg endlich zu Ende war, im Frühling 1919, zog ich mich in eine entlegene Ecke der Schweiz zurück, und wurde Einsiedler. Weil ich mein Leben lang (dies war eine Erbschaft von Eltern und Großeltern her) sehr viel mit indischer und chinesischer Weisheit beschäftigt war, und auch meine neuen Erlebnisse zum Teil in der östlichen Bildersprache zum Ausdruck brachte, nannte man mich häufig einen „Buddhisten", worüber ich nur lachen konnte, denn im Grunde wußte ich mich von keinem Bekenntnis weiter entfernt als von diesem. Und dennoch war etwas Richtiges, ein Korn Wahrheit darin verborgen, das ich erst etwas später erkannte. Wenn es irgend denkbar wäre, daß ein Mensch sich persönlich eine Religion erwählte, so hätte ich aus innerster Sehnsucht gewiß mich einer konservativen Religion angeschlossen: dem Konfuzius, dem Brahmanismus oder der römischen Kirche. Ich hätte dies aber aus Sehnsucht nach dem Gegenpol getan, nicht aus angeborner Verwandtschaft, denn geboren bin ich nicht nur zufällig als Sohn frommer Protestanten, sondern bin auch dem Gemüt und Wesen nach Protestant (wozu meine tiefe Antipathie gegen die zur Zeit vorhandenen protestantischen Bekenntnisse durchaus keinen Widerspruch bildet). Denn der echte Protestant wehrt sich gegen die eigene Kirche wie gegen jede andere, weil sein Wesen ihn das Werden mehr bejahen heißt als das Sein. Und in diesem Sinne ist wohl auch Buddha ein Protestant gewesen.

Der Glaube an mein Dichtertum und an den Wert meiner literarischen Arbeit war also seit der Wandlung in mir entwurzelt. Das Schreiben machte mir keine rechte Freude mehr. Eine Freude aber muß der Mensch haben, auch ich in all meiner Not machte diesen Anspruch. Ich konnte auf Gerechtigkeit, Vernunft, Sinn im Leben

Digitized by Google

und in der Welt verzichten, ich hatte gesehen, daß die Welt vortrefflich ohne alle diese Abstraktionen auskommt — aber auf ein wenig Freude konnte ich nicht verzichten, und das Verlangen nach diesem bißchen Freude, das war nun eine von jenen kleinen Flammen in mir, an die ich noch glaubte, und aus denen ich mir die Welt wieder neu zu schaffen dachte. Häufig suchte ich meine Freude, meinen Traum, mein Vergessen in einer Flasche Wein, und sehr oft hat sie mir geholfen, sie sei dafür gepriesen. Aber sie genügte nicht. Und siehe da, eines Tages entdeckte ich eine ganz neue Freude. Ich fing, schon vierzig Jahre alt, plötzlich an zu malen. Nicht daß ich mich für einen Maler hielte oder einer werden wollte. Aber das Malen ist wunderschön, es macht einen froher und duldsamer. Man hat nachher nicht wie beim Schreiben schwarze Finger, sondern rote und blaue. Auch über diese Malerei ärgern sich viele meiner Freunde. Darin habe ich wenig Glück — immer, wenn ich etwas recht Notwendiges, Glückliches und Hübsches unternehme, werden die Leute unangenehm. Sie möchten gerne, daß man bleibt, was man war, daß man sein Gesicht nicht ändert. Aber mein Gesicht weigert sich, es will sich häufig ändern, es ist ihm Bedürfnis.

Ein anderer Vorwurf, den man mir macht, scheint mir selber sehr richtig. Man spricht mir den Sinn für die Wirklichkeit ab. Sowohl die Dichtungen, die ich dichte, wie die Bildchen, die ich male, entsprechen nicht der Wirklichkeit. Wenn ich dichte, so vergesse ich häufig alle Anforderungen, welche gebildete Leser an ein richtiges Buch stellen, und vor allem fehlt mir in der Tat die Achtung vor der Wirklichkeit. Ich finde, die Wirklichkeit ist das, worum man sich am allerwenigsten zu kümmern braucht, denn sie ist, lästig genug, ja immerzu vorhanden, während schönere und nötigere Dinge unsre Aufmerksamkeit und Sorge fordern. Die Wirklichkeit ist das, womit man unter gar keinen Umständen zufrieden sein, was man unter gar keinen Umständen anbeten und verehren darf, denn sie ist der Zufall, der Abfall des Lebens. Und sie ist, diese schäbige, stets enttäuschende und öde Wirklichkeit, auf keine andre Weise zu ändern als indem wir sie leugnen, indem wir zeigen, daß wir stärker sind als sie.

In meinen Dichtungen vermißt man häufig die übliche Achtung vor der Wirklichkeit, und wenn ich male, dann haben die Bäume Gesichter, und die Häuser lachen oder tanzen, oder weinen, aber ob der Baum ein Birnbaum oder eine Kastanie ist, das kann man meistens nicht erkennen. Diesen Vorwurf muß ich hinnehmen. Ich

Digitized by Google

gestehe, daß auch mein eigenes Leben mir sehr häufig genau wie ein Märchen vorkommt, oft sehe und fühle ich die Außenwelt mit meinem Innern in einem Zusammenhang und Einklang, den ich magisch nennen muß.

Einigemal sind mir noch Dummheiten passiert, zum Beispiel tat ich einmal eine harmlose Äußerung über den bekannten Dichter Schiller, worauf alsbald sämtliche süddeutschen Kegelklubs mich für einen Schänder der vaterländischen Heiligtümer erklärten. Jetzt aber ist es mir schon seit Jahren gelungen, nichts mehr zu äußern, wodurch Heiligtümer geschändet und Menschen vor Wut rot werden. Ich sehe darin einen Fortschritt.

Weil nun die sogenannte Wirklichkeit für mich keine sehr große Rolle spielt, weil Vergangenes mich oft wie Gegenwart erfüllt und Gegenwärtiges mir unendlich fern erscheint, darum kann ich auch die Zukunft nicht so scharf von der Vergangenheit trennen, wie man es meistens tut. Ich lebe sehr viel in der Zukunft, und so brauche ich denn auch meine Biographie nicht mit dem heutigen Tage zu enden, sondern kann sie ruhig weiter gehen lassen.

In Kürze will ich erzählen, wie mein Leben vollends seinen Bogen beschreibt. In den Jahren bis 1930 schrieb ich noch einige Bücher, um dann aber diesem Gewerbe für immer den Rücken zu kehren. Die Frage, ob ich eigentlich zu den Dichtern zu rechnen sei oder nicht, wurde in zwei Dissertationen von fleißigen jungen Leuten untersucht, aber nicht beantwortet. Es ergab sich nämlich als Resultat einer sorgfältigen Betrachtung der neueren Literatur, daß das Fluidum, welches den Dichter ausmacht, in der neueren Zeit nur noch in so außerordentlicher Verdünnung vorkommt, daß der Unterschied zwischen Dichter und Literat nicht mehr feststellbar ist. Aus diesem objektiven Befund zogen die beiden Doktoranden jedoch entgegengesetzte Schlüsse. Der eine, sympathischere, war der Meinung, eine so lächerlich verdünnte Poesie sei überhaupt keine mehr, und da bloße Literatur nicht lebenswert sei, möge man das, was sich heute noch Dichtung nenne, ruhig seinen stillen Tod sterben lassen. Der andere jedoch war ein unbedingter Verehrer der Poesie, auch in der dünnsten Form, und meinte daher, es sei besser, hundert Undichter aus Vorsicht mitgelten zu lassen als einem Dichter unrecht zu tun, der vielleicht doch einen Tropfen echten parnassischen Blutes in sich habe.

Digitized by Google

Ich war hauptsächlich mit Malen und mit chinesischen Zaubermethoden beschäftigt, ließ mich in den folgenden Jahren aber mehr und mehr auch auf die Musik ein. Es wurde der Ehrgeiz meines späteren Lebens, eine Art von Oper zu schreiben, worin das menschliche Leben in seiner sogenannten Wirklichkeit wenig ernst genommen, sogar verhöhnt wird, dagegen in seinem ewigen Wert als Bild, als flüchtiges Gewand der Gottheit hervorleuchtet. Die magische Auffassung des Lebens war mir stets nahe gelegen, ich war nie ein „moderner Mensch" gewesen, und hatte stets den „Goldenen Topf" von Hoffmann, oder gar den „Heinrich von Ofterdingen", für wertvollere Lehrbücher gehalten als alle Welt- und Naturgeschichten (vielmehr hatte ich auch in diesen, wenn ich solche las, stets entzückende Fabulationen gesehen). Jetzt aber hatte bei mir jene Lebensperiode begonnen, wo es keinen Sinn mehr hat, eine fertige und mehr als genug differenzierte Persönlichkeit immer weiter auszubauen und zu differenzieren, wo statt dessen die Aufgabe sich meldet, das werte Ich wieder in der Welt untergehen zu lassen und sich, angesichts der Vergänglichkeit, den ewigen und außerzeitlichen Ordnungen einzureihen. Diese Gedanken oder Lebensstimmungen auszudrücken, schien mir nur durch das Mittel des Märchens möglich, und als die höchste Form des Märchens sah ich die Oper an, vermutlich weil ich an die Magie des Wortes in unserer mißbrauchten und sterbenden Sprache nicht mehr recht glauben konnte, während die Musik mir immer noch als ein lebendiger Baum erschien, an dessen Ästen auch heute noch Paradiesäpfel wachsen können. Ich wollte in meiner Oper das tun, was mir in meinen Dichtungen nie ganz hatte glücken wollen: dem Menschenleben einen hohen und entzückenden Sinn setzen. Die Unschuld und Unerschöpflichkeit der Natur wollte ich preisen und ihren Gang bis dahin darstellen, wo sie durch das unausbleibliche Leiden gezwungen wird, sich dem Geiste zuzuwenden, dem fernen Gegenpol, und das Schwingen des Lebens zwischen den beiden Polen der Natur und des Geistes sollte sich heiter, spielend und vollendet darstellen wie die Spannung eines Regenbogens.

Allein leider gelang mir die Vollendung dieser Oper nie. Es ging mir damit, wie es mir mit der Dichtung gegangen war. Die Dichtung hatte ich aufgeben müssen, nachdem ich gesehen hatte, daß alles, was zu sagen mir wichtig schien, im „Goldenen Topf" und im „Heinrich von Ofterdingen" schon tausendmal reiner gesagt war als ich es vermocht hätte. Und so ging es mir nun auch mit meiner Oper.

Digitized by Google

Gerade als ich mit den jahrelangen musikalischen Vorstudien und mehreren Textentwürfen fertig war, und mir den eigentlichen Sinn und Gehalt meines Werkes nochmals möglichst eindringlich vorzustellen suchte, da machte ich plötzlich die Wahrnehmung, daß ich mit meiner Oper gar nichts anderes anstrebte, als was in der „Zauberflöte" längst schon herrlich gelöst ist.

Ich legte daher diese Arbeit beiseite und wandte mich nun vollends ganz der praktischen Magie zu. War mein Künstlertraum ein Wahn gewesen, war ich weder zu einem „Goldenen Topf" noch zu einer „Zauberflöte" fähig, so war ich doch zum Zauberer geboren. Auf dem östlichen Wege des Lao Tse und des I Ging war ich längst weit genug vorgedrungen, um die Zufälligkeit und Verwandelbarkeit der sogenannten Wirklichkeit genau zu kennen. Nun zwang ich diese Wirklichkeit durch Magie nach meinem Sinne, und ich muß sagen, ich hatte viel Freude daran. Ich muß jedoch auch bekennen, daß ich nicht immer mich auf jenen holden Garten beschränkt habe, den man die weiße Magie nennt, sondern je und je zog mich die kleine lebendige Flamme in mir auch auf die schwarze Seite hinüber.

Im Alter von mehr als siebzig Jahren wurde ich, nachdem eben erst zwei Universitäten mich durch die Verleihung der Würde eines Ehrendoktors ausgezeichnet hatten, wegen Verführung eines jungen Mädchens durch Zauberei vor die Gerichte gebracht. Im Gefängnis bat ich um die Erlaubnis, mich mit Malerei zu beschäftigen. Es wurde mir bewilligt; Freunde brachten mir Farben und Malzeug, und ich malte an die Wand meiner Zelle eine kleine Landschaft. Noch einmal war ich also zur Kunst zurückgekehrt, und alle Schiffbrüche, die ich als Künstler schon erlebt hatte, konnten mich nicht im geringsten daran hindern, noch einmal diesen holdesten Becher zu leeren, noch einmal wie ein spielendes Kind eine kleine geliebte Spielwelt vor mir aufzubauen und mein Herz daran zu sättigen, noch einmal alle Weisheit und Abstraktion von mir zu werfen und die primitive Lust des Zeugens aufzusuchen. Ich malte also wieder, ich mischte Farben und tauchte Pinsel ein, trank noch einmal mit Entzücken alle diese unendlichen Zauber: den hellen frohen Klang des Zinnober, den vollen reinen Klang des Gelb, den tiefen rührenden des Blau, und die Musik ihrer Vermischungen bis ins fernste, blasseste Grau hinein. Glücklich und kindlich trieb ich mein Schöpfungsspiel, und malte also eine Landschaft an die Wand meiner Zelle. Diese Landschaft enthielt fast alles, woran ich im Leben Freude

Digitized by Google

gehabt hatte, Flüsse und Gebirge, Meer und Wolken, Bauern bei der Ernte, und noch eine Menge schöner Dinge, an denen ich mich vergnügte. In der Mitte des Bildes aber fuhr eine ganz kleine Eisenbahn. Sie fuhr auf einen Berg los, und stak mit dem Kopf schon im Berge drin wie ein Wurm im Apfel, die Lokomotive war schon in einen kleinen Tunnel eingefahren, aus dessen dunkler Ründung flockiger Rauch herauskam.

Noch nie hatte mein Spiel mich so entzückt wie diesesmal. Ich vergaß über dieser Rückkehr zur Kunst nicht bloß, daß ich ein Gefangener und Angeklagter war und wenig Aussicht hatte, mein Leben anderswo als in einem Zuchthause zu enden — ich vergaß oft sogar meine magischen Übungen, und schien mir Zauberer genug, wenn ich mit dünnem Pinsel einen winzigen Baum, eine kleine helle Wolke erschuf.

Indessen gab die sogenannte Wirklichkeit, mit welcher ich in der Tat nun ganz zerfallen war, sich alle Mühe, meinen Traum zu höhnen und immer wieder zu zerstören. Fast jeden Tag holte man mich, führte mich unter Bewachung in äußerst unsympathische Räumlichkeiten, wo inmitten von vielem Papier unsympathische Menschen saßen, die mich ausfragten, mir nicht glauben wollten, mich anschnauzten, mich bald wie ein dreijähriges Kind, bald wie einen abgefeimten Verbrecher behandelten. Man braucht nicht Angeklagter zu sein, um diese merkwürdige und wahrhaft höllische Welt der Kanzleien, des Papiers und der Akten kennen zu lernen. Von allen Höllen, welche der Mensch sich wunderlicherweise hat schaffen müssen, ist diese mir stets als die höllischste erschienen. Du brauchst nur umziehen oder heiraten zu wollen, einen Paß oder Heimatschein zu begehren, so stehst du schon mitten in dieser Hölle, mußt saure Stunden im luftlosen Raum dieser Papierwelt hinbringen, wirst von gelangweilten und dennoch hastigen, unfrohen Menschen ausgefragt, angeschnauzt, findest für die einfachsten und wahrsten Aussagen nichts als Unglauben, wirst bald wie ein Schulkind, bald wie ein Verbrecher behandelt. Nun, jeder kennt dies ja. Längst wäre ich in der Papierhölle erstickt und verdorrt, hätten nicht meine Farben mich immer wieder getröstet und vergnügt, hätte nicht mein Bild, meine kleine schöne Landschaft, mir wieder Luft und Leben gegeben.

Vor diesem Bilde stand ich einst in meinem Gefängnis, als die Wärter wieder mit ihren langweiligen Vorladungen gelaufen kamen und mich meiner glücklichen Arbeit entreißen wollten. Da empfand ich eine Müdigkeit und etwas wie Ekel gegen all den Betrieb und

Digitized by Google

diese ganze, brutale und geistlose Wirklichkeit. Es schien mir jetzt an der Zeit, der Qual ein Ende zu machen. Wenn es mir nicht erlaubt war, ungestört meine unschuldigen Künstlerspiele zu spielen, so mußte ich mich eben jener ernsteren Künste bedienen, welchen ich so manches Jahr meines Lebens gewidmet hatte. Ohne Magie war diese Welt nicht zu ertragen.

Ich erinnerte mich der chinesischen Vorschrift, stand eine Minute lang mit angehaltenem Atem und löste mich vom Wahn der Wirklichkeit. Freundlich bat ich dann die Wärter, sie möchten noch einen Augenblick Geduld haben, da ich in meinem Bilde in den Eisenbahnzug steigen und etwas dort nachsehen müsse. Sie lachten auf die gewohnte Art, denn sie hielten mich für geistig gestört.

Da machte ich mich klein, und ging in mein Bild hinein, stieg in die kleine Eisenbahn und fuhr mit der kleinen Eisenbahn in den schwarzen kleinen Tunnel hinein. Eine Weile sah man noch flockigen Rauch aus dem runden Loche kommen, dann verzog sich der Rauch und verflüchtigte sich, und mit ihm das ganze Bild, und mit ihm Ich.

In großer Verlegenheit blieben die Wärter zurück.

GEDICHTE

von

THEODOR DÄUBLER

Das Herz im Delta

Die Lieder verlieben sich still mit dem Nile.
Dort hockt ein Flamingo auf blutender Glut;
Am Tag meine Lampe; und leuchtet so gut.
Kein Dort, wo es Wortlosen kommend gefiele.

Gedichte ersammelt sich Fortflut wie Spiele.
Der Vogel hat nie bis zu Gott hin geruht:
Auf einziger Stelze entflammt seine Hut:
Flamingo ersichtet vor fließendem Ziele.

Gesegnetes Ebben im Schenkel der Wüste,
Dort wittert das Tier, feuerflügelnd, nach mir:
Einst hab ichs gewahrt, noch Löwin, halb Büste.

Digitized by Google

Oft Ei und dann Vogel, erwarte mich, Tier,
Dich findet Gesang, weil ihn Atem lebendigt:
Beim Herz ward der Hauch unsrer Herkunft umendigt.

Die Tauben

Der Marmor erperle zum kommenden Mond!
So weich schläft dann die Burg — wie weißer Samt.
Ich schleiche hin: die Trümmer sind bewohnt!
Woher die Angst um ein Geheimlein stammt?
Geheimlein hast du gesagt: vielleicht meine Taube?
Ihr Finger, lebendigt mir Silber im Staube.

Wie Pochen von Herzen umwärmt diese Hand:
Ein silbbares Paar, — ein andres — erflügelt aus Licht.
Der Wind ist vom Blut her, sanft mir verwandt.
Ein Schwingenpaar — ein Paar, — erschwingt meine Sicht.
Es gurrt, als ob rotäugige Tauben entschwirrten:
Besucht meinen Mond, wohlgewohnt in den Myrthen.

NIETZSCHE

gestorben am 25. August 1900,

von ANTON KUH

Jeder geniale Mensch, ob Eroberer oder Märtyrer, wird mindestens zweimal ans Kreuz geschlagen:

Einmal durch den Mitwelts-Haß, dann durch die Nachwelts-Liebe; und um wieviel ärger, boshafter und endgültiger ist diese Kreuzigung durch die Legende als jene, die ihr vorherging! Nietzsche, den Rausch der Einsamkeit freilich dem „Epikureismus des Märtyrertums“ (um mit Walter Pater zu sprechen) vorziehend, hat äußerlich nur die andre Hälfte dieses Schicksals auf sich geladen: durch Anbetung gelyncht zu werden; doch um wieviel exemplarischer, unwiderruflicher!

Zweifarbig, aus Dummheit und Intellektualismus gemischt, schimmert um ihn die Legende. Philosoph des Militarismus ist er den einen — Gehirn-Tänzer den anderen, je nachdem, ob die Mißversteher an seine Terminologie anknüpfen oder an seine gegen sich selbst begangenen, Schicksal gewordenen Irrtümer. Den Mann, der das Evangelium

Digitized by Google

vom „Willen zur Macht" verkündete, den Typus des Herren- und Übermenschen verherrlichte, sieht der Nichtdeutsche als Apologeten des deutschen, schwertrasselnden Macht-Ideals. Schuld des professoralen Nationalismus! Ihr aber gesellt sich die nicht mindere Schuld der Literaten bei, denen noch immer das in tausend komplizierten Farben gebrochene Licht des Künstlers und die zehntausend daraus zu destillierenden Essays lieber sind als die einfache und zu einfachem Bekenntnis rufende Flamme des Anarchisten! Wie kommt ihnen doch die Tragik eines Geistes zupaß, die darin lag, daß er sich zwischen der qualvollen Weisheit für alle und dem genußvollen Wissen für sich selbst nicht entscheiden konnte und nicht wußte, was seiner Erkorenheit gemäßer sei: auszusprechen oder bei sich zu behalten. Dem Sioux-Tanz des Wortes, den er zwischen den beiden Brandbündeln dieser Möglichkeiten aufführte, machen ihm die Interpreten nach. Der Tanz wird koketter, der Sinn wird dunkler, das Wort wird subtiler. Immer höher häuft sich der Synthesen-Mist. Nietzsche, der Revolutionsstamm, zum Kleinholz der Dissertation zerschlagen!

Dem Geisteshandwerker ist eine unschädliche Sphinx eben *lieber* als eine gefahrvolle Pythia.

Ich will, um diese doppelte Legende aufzudecken, ein kurzes Entwicklungsbild geben:

Faust und Helena (Gründlichkeit und Griechenland) zeugten Euphorion.

Goethes Auge sah in ihm: Lord Byron.

Aber ist es nicht vielmehr der junge Nietzsche? Er kam aus Faustischen Bezirken, aber es zog ihn zu Helena. Der Humanismus, Kantsches Denkgewissen und Schopenhauers Erziehungsstrenge waren sein Fundament. Hier stand er — er hätte ein berühmter und bejahrter Professor werden können — vom deutschen Erdmagnetismus doppelt stark angezogen, abhold jeder Seichtheit und Verschwommenheit. Aber seine Augen flogen zur Sonne, sein Blut konnte durch Urteilshemmung nicht erkalten, er sah zu lebendig und zeitgenau, zu psychologisch, also politisch, um nicht das bleischwere Rüstzeug lieber für die Wirklichkeit als für die Philosophie zu gebrauchen, ja um, mit solcher Waffe versehen, nunmehr als Kenner diese Waffe zu hassen, wenn sie doch nur ein großes, imposantes und tiefunwirkliches Geistesreich verteidigte gegen die Wirklichkeit.

Digitized by Google

Schon sprang — der Künstler? der Psycholog? nein — der Revolutionär dem jungen Gelehrten auf die Schultern.

In den Systemen der Affektlosigkeit geschult, haßte er nun diese Affektlosigkeit, stürzte sich in den Affekt.

Bin ich, der Tieferzogene, fragt er, philologisch Geschmiedete, nicht zu solchem Protest erkoren? Welcher Mindergegründete dürfte mir es nachmachen?

Andererseits aber: Welcher Philosophenjüngling hat je so hellseherische, fanatische Augen gehabt wie ich? Wer darf sich berühmen, die Gabe, in der Zeit- und Kulturphysiognomie zu lesen, so wenig auf der hohen Schule des Denkens verlernt zu haben?

Weil ich Europa, den Bürger, die Völker sehe, darf und muß ich wider meine Lehrer schlagen. Weil ich von guten Lehrern komme, gilt mein Scharfblick doppelt. Ich will der große Verräter sein, der Eingeweihte, der Geheimnisse preisgibt, das enfant terrible der Philosophie!

Einmal mußte er kommen, dieser ungebärdige Sohn des Humanismus, ein Methodik-Entstammter, der helläugig war für das Wirkliche, einmal, kurz gesagt, mußte dem Hirn eines Philosophen das Herz eines Revolutionärs zugesellt sein.

Im Beginn war dieser lebenslängliche Affekt – erschlagt mich für dieses Wort! – pamphletistisch, ja journalistisch.

(Sofern Ihr Euch einen Journalisten vorstellen könnt, der zufällig auch Primus in der Schopenhauer-Klasse ist!)

Journalismus hier nämlich als Wille zum Unobjektiven gedacht, als bewußte Preisgabe des Gewissens an den Affekt, als Fähigkeit, den Zeitgeist seismographisch mitzufühlen. Und ein Stück dieses Journalismus, der sich manchmal demonstrativ geradezu als Wille zur Seichtheit gab, verblieb Nietzsche sein Leben lang. Ja, ich glaube beinahe, Zeitungen waren ihm grundsätzlich lieber als Folianten.

Der neunundzwanzigjährige, der die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" schrieb, reagierte auf das Nachkriegsdeutschland von 1870 nicht anders, als sich auf ihre Art Heinrich Mann, Harden und andere zum Kriegs-Deutschtum 1914–1918 stellten, nur freilich grundlegender, unverstandener, genialer!

Was ihm damals, gleich wie jedem Pamphletisten, die gereizte Schreibkraft entlockte, das war nicht mehr und nicht weniger als der Anblick einer Visage: der Visage des imperialistischen, bildungsgedunsenen Spießers, des kindisch-martialischen Geschichtsprofessors,

Digitized by Google

des Aufklärers und Fortschrittlers aus Kleinheits-Größenwahn. Er prägt das Wort vom „Bildungsphilister", verbeißt sich mit herrlich unwürdiger Kraftverschwendung in David Friedrich Strauß, ohrfeigt jenen Historizismus, der die Welt mit seinem Willen zum Analogien-Sehen verdirbt und aus dem pathetischen Lügenspiegel die Wirklichkeit lenken möchte – zugleich aber und als Prolog setzt er sich mit dem Besten seiner philosophischen Herkunft auseinander: er preist Schopenhauer, den Erzieher zur Geisteskorrektheit und zum Haß wider Professoren und Nationalisten – er winkt aber sogar ihm, soweit er eben doch auch Moralist, Staatsbejaher und Züchter des metaphysischen Sklavenübermutes ist, den Abschiedsgruß.

Hier, in der journalistischen Nußschale, steckt der ganze spätere Nietzsche. Im Grunde war alles, was folgte, entweder perspektivische Vertiefung dieser Gedankengänge nach rückwärts, das heißt ins Ursächlichere, oder ein Parergon und Paralipomenon. Doch wäre er nur hier stehen geblieben und hätte sich weder verfeinert, noch vertieft und verdunkelt – er wäre heut der Abgott deutscher Linksmenschheit, der deutsche Rechtsmensch würde ihn aus tiefstem Seelengrund hassen.

Er ging weiter, der Aristokrat konnte nicht Demagoge sein.

Wie wurde nun aus dem Pamphletisten ein Philosoph? Das heißt: Zu welchen Ursprüngen gelangte sein forschendes Auge?

Ich will es wie ein Stück biblischer Geschichte nacherzählen, nicht ganz dem Inhalt des Nietzsche-Werkes gemäß, aber dafür bereits um so deutungsbereiter.

Wäre Nietzsche nicht Anarchist, sondern Akademiker, Dichter, Schulen-Philosoph gewesen, er hätte gleich allen Philosophen, Akademikern und Literaten nach der Wahrheit gesucht.

Er suchte aber, und das ist das ganze Geheimnis seines Werkes, nicht nach dem Wesen der Wahrheit, sondern wie ein Revolutionär, ja Politiker – wenngleich mit unrevolutionären uud unpolitischen Mitteln – nach dem Wesen des Glücks.

Er sah um sich die Physiognomie eines unfrohen, glücklosen, aber um so geistig anmaßenderen Deutsch-Mitteleuropas. Er sah im Gegensatz dazu Adlige, Freie, Renaissance-Menschen, Griechen – wie ihn Jakob Burkhardt die Griechen zu sehen gelehrt hatte – Franzosen, Juden. Der Anarchist fragte: was ist die Ursache dieses beklemmend glücklosen und naturzermürbenden Gesichts?

Der Philosoph aber antwortete:

Digitized by Google

Im Anfang war „Kant" — Kant nicht als der genommen, der er war, sondern als der, den Ihr in Euren Tornistern tragt, das Symbol deutsch-christlicher Sittlichkeit, der große grundlegende Kodex der in Gewissen verwandelten Denk-Umwege, der Katechismus des terminologischen Größenwahnsinns. Kant, der Sokrates-Ersatz der Deutschen, Kant als Inbegriff der Sklaven-Präpotenz, als Schutz, Schirm und Ausrede für den Stubenhocker-Heroismus.

Nachdem ihm nun einmal erst diese von alters her Sklaven züchtende Philosophie zuwider war, faßte er die Sklaven ins Auge.

Und er erkannte, worin Philosophie und Sklaverei miteinander verwandt waren: in der Moral. Die Philosophie gibt sie, der Sklave nimmt sie. Nietzsche hatte jetzt deutlich wie kein Revolutionär vor und nach ihm die Quelle aller Glücklosigkeit auf Erden entdeckt, die Betäubung der Menschen mit der Lüge der Moral, aus der die Wellenberg- und -Tal-Wirrköpfe, die a priori- und a posterior-Idioten so gigantischen Gewinn ziehen. Worin besteht ihr Gewerbe? Die Lebenskräfte zu versklaven gegen Verabreichung eines sittlichen Souveränitätsgefühls. So entstand denn auch das Plebejer-Europa mit seiner präpotenten Armseligkeit, bewohnt von Heloten, die aus Goethescher Vogelperspektive blicken. Die Realität war verschüttet, gemordet durch die Terminologie des Umwegs.

Unendlichen Ekels voll sieht Nietzsche diesen europäischen Plebejer vor sich, den Moral-Plebejer, der sich weiß Gott wie humanistisch und martialisch spreizt, dessen Gesicht ein Abglanz künftigen Weltunterganges ist und gestorbener Freude.

Wie er dieses renommierende Mißgewächs haßt! — diese Zwerggeburt mit den Gulliver-Perspektiven! Wie ihm dagegen der letzte lachende Schiffsknecht Italiens, der letzte Bettler der Pariser Gosse als Gentlemen-Europäer erscheinen und würdige Griechen-Epigonen!

Und er hat das Unglück, unter den Metaphysikern, Idealisten und Imperialisten dieser Versklavtheit zu leben — unter den Deutschen!

Hier türmt die Moral der kleinen Stube Nebelgebirge. Hier webt martialische Knechtseligkeit, drakonischer Harmonie-Vorsatz, heroischer Infantilismus und jene Liebe zum „Kosmischen", die, wie ich einst sagte, nichts anderes ist als „eine Fortsetzung des Subordinations-Bedürfnisses ins Jenseitige".

Ich glaube, das sind Dinge, die man nicht mit dem Schleier des haarspaltenden und tänzerischen Essayismus bedecken sollte. Rund heraus gesagt geben sie den tiefsten Aufschluß.

Digitized by Google

So weit der „Potsdam-Deutsche". Hätte er unter Franzosen, Engländern, slawischen Mitteleuropäern gelebt, er hätte sie vielleicht genau so als Protagonisten des moralischen Plebejertums empfunden.

Aber machen wir uns nichts darüber vor, daß ihn der Geburtszufall gerade seine Landsleute als die Rädelsführer sehen ließ.

Aus dem Widerstand gegen sie — gleich Goethe, der mit kalt abgewandtem Rücken Pädagogik auf sie träufelte, oder Friedrich der Große, der sie mittels Rohrstab und Französisch kujonierte — wird er ihr Genie und schenkt es ihnen. Die Deutschen sind ja immer die Stiefsöhne ihrer Großen, von ihnen nach der Maxime behandelt: „Mit Euch muß ich am strengsten sein — Ihr könnt es dereinst am weitesten bringen!"

Er hat jetzt die Moral als Grund des europäischen Übels entdeckt und steht an der kritischen Schwelle. Er kann Anarchist unter den Philosophen oder Philosoph der Anarchisten werden.

Er geht, dem einen so abhold wie dem anderen, weder gewillt, Demagog noch Geheimlehrer zu sein, in Zarathustras Sprachhöhle. Der Haß gegen das sinnverlustige Wort beginnt ihn in Wortrausch zu versetzen. Der neue Anfang — und das Ende.

In der Zarathustra-Höhle bereits zeugt er die beiden viel mißverstandenen Worte vom „Übermenschen" und vom „Willen zur Macht".

Sein Werk, bisher und zu einem Viertelteil auf direktem Grund gewachsen, verdankt er nunmehr und zu dreiviertel Teilen der Isoliertheit. Durch die Zeitplattheit immer tiefer in die Hölle zurückgestoßen, wird er immer tollkühner, betrinkt sich an der tönenden Erkenntnis.

Nachdem er das Wesen der Moral geschaut, begriffen hat, daß sie ein Käfig für das europäische Getier ist — fehlt ihm offenbar ein einfacher Schlüssel, um auf der revolutionären Bahn weiter zu kommen — oder er will ihn nicht haben. In ihm war eben, wie in Shakespeares politischem Gefühl, Brutus und Coriolanus, der Freiheitswillige aus Menschheitsglaube und der Menschenverächter aus Freiheitsliebe, zu einer Künstler-Einheit verschmolzen; er haßte die Tyrannei, aber noch mehr die „schweißigen Nachtmützen", fühlte sich als Macchiavellist des Anarchismus — er mußte den Zwiespalt als eigenes tragisches Sprachschicksal ausleben mit allen Verwirrungen und Verheerungen, die da folgen konnten.

Digitized by Google

So gelangt er, aus der revolutionären Erkenntnistiefe plötzlich als Autokrat (und Aristokrat) auftauchend, zu jenen Macht- und Übermensch-Formulierungen, an die sich der Irrtum der Nietzsche-Jünger so gerne anbaut.

Wäre er ganz der alte geblieben, vielleicht hätte er statt: „Wille zur Macht" gesagt „Wille zur Kraft". Denn wohlverstanden, als Macht konnte er, der Antimoralist und Antiheroiker, der Feind der geharnischten Idole des Sklaventums und des Glanzüberbaues über einer philisteriösen Kümmerlichkeit, jene namens der Moral und des herrschenden Sklavengeistes verliehene äußerliche Machtgeltung des Helden, Soldaten, Strategen nie nehmen; er wußte mit Börne, daß „die Kette, welche bindet, so schwach ist, als das was sie bindet" und weiter, daß „Hammer oder Amboß sein, Sklave sein heißt auf diese oder jene Art". Und bedeutet es denn, Macht zu haben, wenn man in der pyramidenartigen Rangstaffelung des Staates einen guten Platz wegbekommt? Wenn man den verliehenen Harnisch dem Glücke vorzieht, einen gottgegebenen zu tragen?

Oh, Nietzsche wurde jetzt sublim, scheinheilig, doppelzüngig, das goldene macchiavellistische Zeitalter der Pfaffen, das heißt: Erkenntnis-Privilegierten steckte ihn mit Lust und Diplomatie des Wortes an. Da er es sich selbst verwehrte, von der Verdammung der Moral aus weiter zu folgern und eindeutig den Ketten-Sprenger, der Sittlichkeit Spottenden als künftigen Ideal-Typus hinzustellen, so wählte er die erweiterte physiologische Terminologie, beschränkte das Übermenschentum nicht mehr bloß auf die Antimoralisten aus eigener Kraft.

Jedoch ist für den, der Nietzsches Entwicklung im Auge behielt, über den Sinn der Worte kein Zweifel. Wille zur Macht — das heißt: Wille zum Revolutionären in sich; Übermenschentum — das ist Überklassentum. Wie sollte es auch der Mann anders gesehen haben, der den großen, als Inschrift auf einem Tempel der Revolutionen würdigen Leitspruch prägte:

„Frei sein — wovon? — Die Frage schiert mich wenig;
ich frage frei — wozu?"

Wie kommt es, fragt Ihr, daß, was hier ein Nachschreiber für eindeutig und erweislich nimmt, dennoch gesagt werden muß? Wozu denn eigentlich Nietzsches Selbstverdunkelung?

So sprechen, heißt aus der Tragik des Genies Komplikationgewinn ziehen; an seinen Irrtümern eigene Mut-Ersparnisse profitieren.

Digitized by Google

Nietzsche, der Promethide, mußte zwischen dem Tiefblick in die Dinge und dem Höhenrausch der Worte am Felsen geschmiedet bleiben, er konnte statt der „Umwertung der Werte" nur eine „Umwortung der Worte" geben.

Er zahlte den furchtbaren Tribut dafür, weder Märtyrer noch Führer sein, sondern lieber für die „happy few", die zehn Europäer, schreiben zu wollen.

In seine Erkenntnis hatte jetzt sein Schicksal eingegriffen; man muß den Anfangseffekten seines Lebens eben alles wieder zurückerstatten, die Visionen dem Ursprung wiedergeben, dem man sie verdankte. Nietzsches, des Zeitgereizten, von Europas Antlitz Bedrückten Werk ergibt am Ende statt einer Philosophie genialen Pamphletismus grandiose Glossen, Bücher europäischer Vorherahnung.

Er hat Deutschland geschaut, den Krieg, das Judenproblem. (Er liebte an ihnen übrigens, von seiner Heine-Liebe ausgehend, nichts anderes als ihr deutsch-gegensätzliches Talent zur Wirklichkeit, ihre Auserwähltheit durch einen Gott antiheldischer Geistesfreiheit.) Jeder Aschenrest dieser Flamme, die sich selbst verbrannte, hat leuchtendere Gegenwartswahrheit als alles, was der Zeitgenosse schreibt.

Nannte er seinen geliebten Stendhal, geliebt, weil entzückend-souverän, klar und nobel aus angeborener Amoral, mit seinem Falkenblick den „Vorläufer" — um wieviel mehr ist es er selbst, der unentdeckte Patron der Zukunft, die erst noch zur Einsicht kommen muß, daß Zivilisation und Plebejertum dasselbe sind, daß unser Erdteil nicht wegen der Unmoral, sondern wegen der Moral zu wackeln begann, und daß alles scheinbare Vorwärtsschreiten ein Höherbauen auf ihrem brüchigen Grund ist.

Ich spielte einmal mit mir selber ein mystisches Buchstabenspiel: aus meiner spontanen und kontrollfreien Vorstellung die Namen und Worte niederzuschreiben, die sich augenblicklich an einen bestimmten Anfangs-Buchstaben knüpfen würden. Ich kam zu Nietzsche und schrieb unwillkürlich nieder: Nero — Nietzsche — Napoleon, und noch hatte ein viertes Wort Zeit, sich hinter drein zu zeigen: Nacht.

Drei gleiche Gestirne auf nachtschwarzem Himmel. Eroberer, Selbstverbrenner, Menschenverbrenner aus ursprünglicher Empörung gegen Weltermattung und blassen Bestand. Alle drei verdammt, Peitsche und Brandfackel zu schwingen gegen die unverbesserlichen Unfreien; Cäsaren zu sein gegen den Sklavengeist, der sie herbeiruft.

Digitized by Google

Die große Brandnacht, von der Nietzsche-Flamme vorgekündet, wird erst kommen. Vielleicht dann, wenn eines künftigen Tages, nachdem die plebejische Strotzkraft der neuen Welt sich der alten bemächtigt hat, und wir alle Amerikaner geworden sind, Nietzsches Werk Simsongleich die Wolkenkratzer über sich zusammenreißt.

SCHREIBENDE WELT

Heinrich Mann — Martha Berger — Leo Frobenius — Der Leuchter — Hugo Ball — Deutscher Katholizismus — Die Reden Joseph Wirths

von

OTTO FLAKE

I

Heinrich Manns neuer Roman „Der Kopf“ (Paul Zsolnay Verlag) hat stärker als je eines der Werke dieses Autors graphische Vorstellungen in mir hervorgerufen. Mit Musik hat er nichts zu tun, alles mit Graphik. Weder ist Musikalität eines Epikers ohne weiteres ein Vorzug, noch die Umwandlung des Stoffes in eine Folge radierter Blätter ein Nachteil; wohl aber die Wahl der zweiten Technik eine größere Gefahr als die der ersten.

Die Gefahr besteht darin, daß der Leser, statt in das Herz der Gestalten, vor eine Gruppierung momentaner Gesten geführt wird, die er sich erst noch entwirren muß; zwischen dem Sinn der Szenen und dem Verständnis steht hindernd eine Symbolik. Es steht geradezu ein Zuviel von Kunst dazwischen; Kunst kann auch trennen.

Damit habe ich die Fremdheit umschrieben, die für mich wenigstens von dem Roman Manns ausgeht. Seine Zeichnung ist, obwohl persönlich geschlossen, doch so flackernd und spitz, daß sich mir der Ausdruck morbide Gotik förmlich auf die Zunge drängt. Sie hat das Leben der zischenden Flamme, aber ihre Wärme? Es ist die Flamme Mephistos, eine Arabeske. In Mann steckt etwas von Callot.

Merkwürdig bleibt, daß Mann bei diesem auftreibenden Temperament die epische Form gewählt hat; die dramatische läge näher. Im Grunde sind alle diese graphischen Blätter dramatische Impromptus,

Digitized by Google

und um sie zu charakterisieren, stellen sich dieselben Worte ein: Geste, Arabeske, flackernde Zuspitzung. Was ihre Dämonie betrifft, so ist es die der Intrige.

Es scheint immer und immer, auf jedem Blatt nur Leben und Tod zu geben. Für den Autor geht es auch darum, er schreibt in seiner Art mit Herzblut. Der Leser müht sich, der Verwirrung und Entwirrung des momentanen Konflikts zu folgen und versteht auch, wenn er aufmerksam liest, was gemeint ist: bestimmte Personen fassen unter bestimmten äußeren Umständen und bestimmten inneren Stimmungen bestimmte Entschlüsse oder begehen bestimmte Handlungen ... aber die Frage ist dann: sind das alles, Personen, Umstände, Stimmungen, Entschlüsse, Handlungen zwingende Dinge? Wird da nicht auf einen konstruierten Effekt hingearbeitet?

Weil durchgehend sämtliche Menschen in diesem Buch brüchige, unfreie, ungelassene Charaktere sind, Charaktere, die Schicksal nicht formen, sondern erleiden, gehetzte Charaktere, haben jene momentanen Konflikte etwas Gestelltes. Gute Psychologen ihrer eigenen Zweideutigkeit, könnten diese Personen die Situation so drehen, daß der entgegengesetzte Entschluß herauskäme; sie tun auch manchmal fünf Minuten später das Gegenteil, und in Wahrheit bringt keine Szene eine wirkliche Entscheidung, sondern: die Dramatisierung problematischer Seelen setzt sich in unendlichen Variationen fort.

Neu bei Mann ist das Bemühen, diese Existenzen ins Tragische zu heben und die große Saite des Leides schwingen zu lassen. Der Autor der Herzogin von Assy ist gereift, er erlebte den Abgrund der Existenz. Aber er verlor dafür, was seinen früheren Romanen, soweit sie nicht parodistisch waren, Glanz gab, das Antike, die Schönheit des Sinnlichen, das, was ihn d'Annunzio so ähnlich machte — das Romanische. Und soweit seine Figuren parodistisch waren, waren sie die stark gesehenen Symptome einer Morbidheit der deutschen Gesellschaft, die Mann zwanzig Jahre vor dem Zusammenbruch erkannte; es wird immer sein Ruhm bleiben.

Heute ist seine innere Stellung zu diesen Morbiden nicht mehr so klar. Im Bewußtsein verwirft er sie, sie sind das Deutschland, das er bekämpft, sie sind dieses Reich, diese Welt von Machtlüsternen, korrupten Stellenjägern und frevelhaften Industriellen — ja. Aber im Unbewußten stellt er ihnen erstens nicht einen entgegen, der anders, freier, stärker, gesünder wäre, und unterscheidet nur zwischen Wölfen

Digitized by Google

und solchen, die mit ihnen heulen, sich auch ein Fell wachsen lassen. Für die Mitwölfe wirbt er dann (zweitens) um die Anerkennung tragischen Schicksals.

Wären sie nur schwach, aber in ihren Instinkten gut, dann würde man ihr Schicksal gern als tragisch empfinden. Aber so einfach sind sie nicht. Sie sind gar nicht zu fassen, sie sind vom gleichen Stoff wie ihre Gegenspieler, nur noch komplizierter, zum Beispiel dieser Terra, eine Art impotenten Lassalles, der nie die Reichskanzlertochter zu sich herüberreißt.

Warum nicht durchgehend Karikatur oder klare, eindeutige Verteilung der Rollen? Warum nicht die großen Affekte Haß, Liebe, Schmerz, Zorn, warum nicht Atmosphäre und Deutlichkeit, Schatten und Licht? Endlich schreibt zwar ein Republikaner einen großen politischen Roman, aber nicht in der Form, die dem Arbeiter, dem Leser von Zola und Sinclair, vertraut werden könnte.

2

Ein erschütterndes Buch. Auf „Martha Berger" trifft diese mißbrauchte Etikette zu. Ein frisches Salzburger Mädchen, man muß wohl Mädel sagen, lernt im Krieg einen Offizier aus dem Kleinbürgertum kennen, wird seine Geliebte und erzählt die Phasen dieses Verhältnisses bis zu dem Tag, wo sie den Entschluß faßte, durch Niederschrift und Veröffentlichung Vergeltung zu üben.

Sie stellt sich mit dem Manuskript Hermann Bahr in den Weg, der eine ihm fremde, völlig verbrauchte Frau sieht, bis er entsetzt erfährt, daß sie jenes Mädchen ist, das er vor zehn Jahren als die hübschste Salzburgerin aus dem Mittelstand gekannt hatte. Das Leben spielte ihm ein Buch in die Hand, das nicht der Literatur entstammt, gleichwohl in die Literatur übergehen wird.

Bahr sagt, diese Beichte sei eine Anklage gegen den Mann, gegen die laxe Moral, die in Liebesdingen dem Mann zugebilligt wird. Ohne Zweifel; und nur unter diesem Gesichtspunkt gelesen, wird sie viel Gutes bewirken. In einem tieferen Sinn aber, in dem es kaum noch Schuld gibt, ist sie eine Durchleuchtung des entsetzlichen Risikos des Lebens. Irgendeiner von Millionen und irgendeine begegnen sich und rekapitulieren die Tragödie der Triebe.

Das Mädchen fühlt sich am Anfang durch ihren Instinkt gewarnt, und daß sie ihm nicht folgt, ist ihre „Schuld". Der Mann ist zu ungeduldig in seiner Sinnlichkeit; bei dem warmherzigen Mädchen

Digitized by Google

bildet sich eine erotische Hemmung, sie bleibt seinen Vorstellungen von Hingabe etwas schuldig.

Er ist ein Durchschnittsmensch, nicht böser von Natur aus als andere, er läßt sogar an Eifer und Umwerbung nichts zu wünschen. Es folgt die erste Schwangerschaft, die infolge ungünstiger Erwerbs-Aussichten mit einer Abtreibung endet. Bei der zweiten und den vier folgenden pfuscht er der berufsmäßigen „weisen Frau", diesem Gegenstück der berufsmäßigen Kupplerin, selber ins Handwerk, und während er sich zum erstenmal an seiner Geliebten vergreift, bemerkt sie, rasend vor Schmerzen, wie über sein verzerrtes Gesicht der Blutrausch kommt, ein Charakter bildet sich.

Dieser Charakter geht auf Macht aus, er läßt die Seele, die ihm verfallen ist, nicht mehr los, und darin, daß er seine Geliebte immer wieder zur Mutter macht, hat er das Mittel gefunden, zugleich Hörigkeit herzustellen und zu dem physischen Genuß zu gelangen, an dem ihm liegt: er hat entdeckt, daß das Mädchen während der Mutterschaft ungehemmt hingabefähig ist. Er wird zu einen Teufel, der den tiefsten Trieb ausnutzt. Er gibt zuerst Leben, dann zerstört er es eigenhändig.

Der Psychopathia sexualis wird hier ein neues klassisches Beispiel geliefert, Typus Sadist, der heiß liebt, während er heiß martert.

Da sie ihm hörig ist, heiratet er sie nicht; er stellt die Heirat in Aussicht und malt verzückt — neues Element der Lust — die spätere, legitime Vaterschaft aus; das Mädchen, das nur lieben kann, widersteht nicht mehr. Zuletzt, als keine Steigerung mehr denkbar ist, gibt es noch eine Steigerung: er verlangt von ihr das äußerste Opfer — sie soll sich freiwillig töten, um ihm den Weg zu einer wohlhabenden Heirat frei zu machen; er liefert selbst den Trank, und sie nimmt ihn, aber die Natur weigert sich.

Nun endlich wird das Mädchen, eine Ruine, in dem Sinn frei, daß ihre Liebe in Haß umschlägt, genauer gesagt nach einer äußersten Beschmutzung ihrer selbst sucht. Unfähig, physisch Dirne zu werden, will sie es seelisch werden, indem sie ihre Geschichte preisgibt.

Und diese heikle Konstruktion wirkt völlig natürlich, sie rechtfertigt sich im Gefühl des Lesers, und das war gewiß der Grund, daß Bahr dieses Buch, das bürgerlich ein lokaler Skandal ersten Ranges sein muß, veröffentlicht hat, im Rikolaverlag.

Digitized by Google

3

Es ist endlich die Möglichkeit gegeben, über eine umstrittene Persönlichkeit, Leo Frobenius, ein Urteil zu gewinnen. Die Frankfurter Sozietätsdruckerei beginnt die Veröffentlichung seiner gesammelten Schriften. Der Titel lautet: Erlebte Erdteile, die drei ersten Bändchen sind erschienen.

Schriften werden dadurch, daß sie gesammelt erscheinen, noch nicht interessanter, als sie an sich sind. Frobenius aber zeigt, wie man diese Gelegenheit benutzen kann, um das Interesse außerordentlich zu steigern. Zunächst wählte er geschickt ein Format, das dem Leser über die Scheu vor dem hinweghilft, was man einen Wälzer nennt; ein Wälzer über Kulturprobleme ist ein Überangebot von Kultur. Acht Bändchen in Taschenformat sind weniger als ein dicker Oktavband.

Sodann gliederte er sein Material, begleitet als erläuternder Führer und liefert die Einheit, statt sie den Gast mühsam zusammensuchen zu lassen. Arbeiten des Jünglings von 1898 interessieren an sich recht wenig; indem er selbst zeigt, wie sie den Mann von 1925 vorbereiten, wie sie Schritt für Schritt zu einer Universalität hinleiten, zwingt er den Leser, mit seinen Augen zu sehen.

Frobenius ist einer der Männer, die recht eigentlich den Hochmut einer Ära brachen, die an das Leben fremder Völker den Maßstab des europäischen Bürgertums legte, der Ära zwischen 1870 und 1914. Er brach diesen Hochmut in seiner Wissenschaft, der Ethnologie, und wurde ohne Zweifel so der bedeutendste Kulturforscher der Zeit. Langsam vertiefte oder erhöhte er sein Denken zu einem metaphysischen Punkt hin, der bei näherem Zusehen weniger subjektiv ist als er früher erscheinen mochte.

Es handelt sich um eine Metaphysik der Dimension, des Raumes und in letzter Instanz um eine Bedeutsammachung des Lebens. Wie weit die ungeheure Bereicherung, die wir durch die Erkenntnis der archaischen Kulturen und des Zusammenhanges zwischen Kunstgestaltung und Dämonie erfahren haben, auf ihn zurückgeht, ist mir unbekannt. Die Zeit erfüllt sich und der neue Blick wurde allgemein, auch ohne Kulturwissenschaft.

Eine gewisse Neigung, seine Wissenschaft zugleich zum Ausgangspunkt und Zentralpunkt des Erfassens und Denkens überhaupt zu machen, ist das Einzige, was ich an der Darstellung dieses Mannes auszusetzen hätte; damit zusammenhängend eine gewisse Überempfehlung

Digitized by Google

des Begriffes Kultur. Das mögen Auswirkungen eines persönlichen Schicksals sein.

Im übrigen ist der Stil, der ja soviel verrät, bei Frobenius überraschend einfach, offen, freimütig; er wirft sich nicht in eine künstliche Objektivität; er geht auf Abwicklung, nicht auf Starrheit aus.

Der dritte Band führt bis zum Jahre 1915. Während in Europa der Krieg tobt, reist Frobenius, ein Mann in reifem Alter, durch Afrika. Die Situation ist überpersönlich und groß. Dort der Brand, hier der Friede der Natur — dem Gegensatz entspringt „die Umkehr", eine Philosophie des Krieges aus genügendem Abstand, betreffend die Umpflügung des erstarrten Europa und seine Zermahlung „in der Mühle Gottes". Die Kulturen Europas werden ihm armselig, gemessen an den „naturgewachsenen" Kulturen Afrikas.

Es philosophiert hier also eine Erschütterung, und Erschütterung führt leicht, wie jede Sinngebung, zur Konstruktion. Seither haben wir gelernt, an der Umkehr Europas zu zweifeln; die Zermahlung hat den Amerikanismus nicht aufgehalten, und Frobenius erspart uns in den späteren Bändchen hoffentlich die Theorie der Rückbildung in Form einer Aufforderung zur Rückbildung.

Umkehr ist ein gefährliches Wort, es ist ein Schwärmerwort. Warten wir die nächsten Bändchen ab.

4

Man kann der Darmstädter Schule der Weisheit nicht die Anerkennung versagen, daß ihre Tagungen fruchtbar sind, nachdem man ihr neuestes Jahrbuch, den sechsten „Leuchter"band, gelesen hat, der neben einigen freien Aufsätzen die Vorträge der Zusammenkunft vom Herbst 1924 enthält. Keyserling hat in diesen Tagungen mehr dem philosophischen Leben als seiner Schule eine Bühne geschaffen; der „Leuchter" ist das Jahrbuch nicht eines engeren, sondern eines weiteren Kreises, der organisch nichts mit Keyserling zu tun hat.

Es vollzieht sich da eine Akzentverschiebung, die durch die Vor- und Nachworte Keyserlings verschleiert wird. Schließlich sind Vorträge von Gästen wie Driesch, Hattingberg, Dahlke autonome Gebilde, auf deren Inhalt und Form das Darmstädter Institut keinen Einfluß besitzt, daher es sie auch nicht für sich in Anspruch nehmen darf. In seinem Vorwort sagt Keyserling, keiner könne „die wahre Bedeutung irgendeines Einzelvortrags verstehen, der nicht den ganzen Zyklus in der richtigen Reihenfolge von Anfang bis Ende durchlas."

Digitized by Google

Die „wahre Bedeutung" ist jedoch lediglich die Bedeutung, die der Gastgeber als Arrangeur konstruktiv hineinträgt — dank der Elastizität seiner Einrahmungen hineintragen kann.

Und doch enthält der „Leuchter" diesmal einen Aufsatz, der den Keyserlingschen Rahmen sprengt: Paul Dahlkes Vortrag über „Samsara und Nirwana". Keyserling muß ihn in seinem Nachwort künstlich zurückschrauben, denn Dahlke greift das Thema der Tagung („Werden und Vergehen") so original auf, daß es von der Metaphysik Keyserlings, dem Sinneszusammenhang, weit fortführt.

Sinngebung ist im Grunde nur metaphysische Verkleidung eines normenlosen Zustandes, und Keyserling beharrt ebenso im Grunde auf dem vitalistischen Standpunkt, daß Leben sich selbst genügt — er nüanziert: jedes Leben genügt sich selbst; darüber hinaus bleibt allenfalls noch der von den sentimentaleren Rednern der Tagung abgewandelte Trost, daß der Tod des Einzelnen ein Opfer ist, das allgemeineren Zwecken gebracht wird.

Dahlke, der weit unmetaphysischer zu sein scheint, gräbt tiefer. Hier liegt der erste Versuch vor, eine geschlossene Erkenntnistheorie Buddhas herauszuarbeiten, und deshalb sei auf den Vortrag Dahlkes besonders hingewiesen. Es ist ein Vortrag, in dem sozusagen so heiß gegessen, wie gekocht wird; man fühlt, wie jemand sich unerhört anstrengt, die ganze Last europäischer Einstellungen abzuwerfen.

Die Konsequenzen dieses Unternehmens sind die bekannten: der Sinn wird nicht in das Erleben, sondern in das Enden verlegt, eine für die europäische Energie unerträgliche Enthüllung. Indessen, die Opportunität ist kein Gesichtspunkt, wohl aber die Wirklichkeitslehre Buddhas aus der Hand Dahlkes ein Verdienst, das ich hier anzeigen möchte. Denn Dahlke macht Ernst, während Sinngebung Liberalismus mit der Balanzierstange ist.

5

Hugo Ball hat sich vor zwei Jahren durch ein Buch „Byzantinisches Christentum" bekannt gemacht. Als ich Ball gegen Ende des Krieges in der Schweiz zum erstenmal begegnete, war er noch der Politik „verhaftet", wie man wohl neuerdings sagt — einer extremen Politik, die sich schon damals mit einer grundsätzlichen Kritik des preußisch-protestantischen Charakters verband. Es würde überflüssig sein, auf diese Vergangenheit hinzuweisen, wenn nicht das neue Buch Balls

Digitized by Google

auf jene Zeit zurückginge – noch mehr die Überarbeitung einer kurz nach dem Krieg veröffentlichten Urform wäre.

Die Hinwendung Balls zum Katholizismus ist echt, und die Abwendung von der Politik auch – beides ist hier dasselbe, religiöse Opposition gegen das Tun als souveränes Prinzip, gegen die Souveränität überhaupt. Ball war einer der ersten, die erkannten, daß die Bindungslosigkeit, die mit dem Humanismus aufkam, notwendig zur Vergottung des Staates und der übrigen Formen der Diesseitigkeit führt, daß die Freiheit zur Unfreiheit der modernen Tretmühle führt.

Unter diesem großen Gesichtspunkt muß man sein Buch lesen; anderenfalls stößt man sich an Schlußfolgerungen, die vierhundert Jahre deutscher Geschichte und deutschen Charakters verwerfen. Es ist nur konsequent, wenn Ball in Katholizismus den Hort der Freiheit sieht, im Protestantismus dagegen eine Richtung, die im Eifer, historische Übelstände abzuschaffen, kurzsichtig von der unverrückbaren Idee abfiel.

Scharfsinnig weist er nach, wie in dem vollblütigen Luther, der eine kompakte Natur hatte, die Unlust, spiritualistische Erkenntnis reifen zu lassen, am Werke war; ein „unvollendeter Mönch" zerriß die christliche Kultureinheit. Und ebenso scharfsinnig zieht Ball die Charakterzüge nach, die damals in das Stadium der Bestimmtheit traten und zu denen eines Volkes wurden: der philologische Deutsche wurde damals geboren, als Luther sich strikt auf das beschränkte, was in der Bibel zu finden war.

Es folgt eine Kritik des preußisch-protestantischen Pflichtbegriffs; die Medaille hat eine Kehrseite, die Konzeption hat ihre psychologischen Dessous. Kant, Fichte, Schiller, Hegel stolzieren hier nicht auf dem Kothurn der offiziellen Legende, sie werden der Konstruktion und des Notbehelfes überführt, und man versteht, weshalb das von ihnen gelieferte Fundament hundert Jahre später den politisch-militärischen Bau nicht mehr tragen konnte.

Das ist alles sehr lehrreich; bisweilen wird das Kind mit dem Bad ausgeschüttet, die spöttische Analyse des „Faust" zum Beispiel erinnert unangenehm an Pariser Zeitungsartikel aus einer Zeit, wo man im anderen Lager sogar bewies, daß der Deutsche eine schlechtere Ausdünstung als die Vertreter der guten Sache habe. Es sind also bei Ball noch Reste von Ressentiment zu finden.

Und nicht nur sie. Der Keim des Buches zwar ist die Abneigung eines tief spiritualistischen Menschen gegen den Protestantismus erstens

Digitized by Google

als historisches Ereignis, zweitens als Prinzip des Verhaltens überhaupt; aber die Darstellung bewegt sich doch nicht auf dieser hohen Ebene, wo nur noch Idee gegen Idee stände. Die Idee des Protestantismus kommt bei Ball zu kurz.

Er dürfte antworten, daß ihn nicht die Idee, sondern die Wirklichkeit des deutschen Protestantismus interessiere. Aber sein Maßstab ist die katholische Idee, das heißt er misst eine Wirklichkeit an der ihrer Konträridee. Um seine Ergebnisse zu erhalten, muß man entweder zwei Wirklichkeiten vergleichen, oder zwei Ideen.

Ein Protestant kann mit Leichtigkeit den Spieß umkehren und ein ebenso unbarmherziges Buch über die Diskrepanz zwischen katholischer Idee und ihrer kirchlichen Verwirklichung schreiben, daher auch nachweisen, daß die katholische Wirklichkeit die protestantische Reaktion hervorrief, und daß diese Reaktion ihrem Wesen nach tatsächlich auf Freiheit zielte.

Das Argument, das auch Ball benutzt: daß eine Reform ohne Abfall hätte erreicht werden können, hält nicht stand. Die Kirche ist nicht nur spirituell, sie ist Macht, und noch nie wich Macht der bloßen Beschwörung, die Kirche war nicht Opfer in der Tragödie der Spaltung, sondern schuldiges Subjekt.

Damit komme ich zur letzten Aussage, die über dieses Problem gemacht werden kann. Urteile, wie Ball sie zu geben sucht, Urteile des reinen Ja und Nein, sind nur möglich, wenn das Phänomen, von dem sie handeln, keine Gegenwart, sondern nur noch Vergangenheit hat. Urteilt man als Partei, und Ball ist ja Partei, dann bleibt man im Ablauf des Tuns und Geschehens gefangen.

Man ist Katholik oder Protestant, Deutscher oder Nichtdeutscher, und das alles sind Standpunkte, aber nicht der eine Standpunkt, unter dem die Dinge durchsichtig werden. Dieser eine Standpunkt wäre der des völligen Desinteressements, des Schrittes aus der Sphäre, in der sich Religionen und Nationen gegenüberstehen. Solange man den Schritt nicht tut, ist jeder Angriff auf eine historische Institution zugleich notwendige Korrektur und ein Zuviel, genau wie in der Welt des Geschehens jede Ursache zugleich Wirkung ist.

Jeder geistige Mensch sollte einmal diese Verzweiflung angesichts der Unmöglichkeit objektiven Urteils erlebt und eine Zeitlang aus dem dämonischen Ring des Geschehens getreten sein. Er brächte noch immer genug Entschlossenheit zurück. Er würde noch immer die Deutschen weniger philologisch, subaltern, jesuitisch, sentimental usw.

Digitized by Google

wünschen, und nichts würde ihn hindern, sie so zu nennen, ihren Zustand zu züchtigen, auf Mutation zu drängen. Und doch wäre die Grundhaltung eine andere.

Überspitzte Formulierung und heiße Verwerfung können nur Gleichnis und Mittel der Darstellung sein. Von den Ideen muß man wissen, daß sie gekoppelt sind, und von der Wahrheit, daß sie nie Form wird, nur Funke ist, der von einer Phase zur anderen überspringt, und von allem Historischen, daß es vom Gegner, den es bekämpft, lebt, auch der Katholizismus, der sich an der Reformation regenerierte, wie er sich heute in Deutschland an der reaktionären Erstarrung des Protestantismus regeneriert.

6

Während der deutsche Protestantismus heute geradezu geschlossen im alten Lager steht, geistlos, identisch mit den militaristischen Gedankengängen, derart daß ihm Krieg und Christentum vereinbar sind, findet man im deutschen Katholizismus eine große Zahl von Menschen, deren Gewissen durch eben diese Vereinigung einander ausschließender Gegensätze beunruhigt wird. Der deutsche Protestant ist verhärtet; wenn man der religiösen Umkehr begegnen will, muß man in die alte Kirche gehen.

Einen guten, gar nicht pathetischen Überblick über diese Bewegung vermittelt ein Heftchen von K. B. Heinrich innerhalb einer Schriftenreihe des Verlages Franz Pfeiffer. Die Serie führt den Titel „Zur religiösen Lage der Gegenwart", die Broschüre Heinrichs heißt: „Das Gesicht des deutschen Katholizismus".

Während des Kriegs und nach ihm fehlte es nicht an Ansätzen, die katholischen Kirchen in den einzelnen Ländern zu nationalisieren; die Universalität der katholischen Kirche war in Gefahr, oder wie Heinrich sagt, der Oberbegriff drohte in Unterbegriffe auseinanderzufallen. Die übernationale Haltung des Papsttums während des Krieges bannte diese Gefahr, die Idee war nicht nur gerettet, sie wurde zugleich in einem Grad sichtbar, den man seit langem nicht mehr für möglich gehalten hatte.

Wenn die Vorstellungen einer übernationalen Gemeinschaft — Vorstellungen, die überall und immer durch die Welt fluten — sich heute nach einem Kristallisationsort umsehen, findet sie nur den Völkerbund, den Kommunismus und den Katholizismus. Aber der Kommunismus ist eine kriegführende unspiritualistische Macht, und der Völkerbund

Digitized by Google

eine abstrakte Proklamation. Es ist kein Zufall, daß nach dem Krieg Katholiken den politischen Kontakt mit dem Ausland wiederherstellten – weil ihnen das universale Denken, also das Denken in Zusammenhängen, nicht so fremd geworden war wie den deutschen Protestanten, die sich abgesondert, ausgeschlossen, vollkommen isoliert fühlen.

Wenn der Katholizismus die Kraft hätte, den größten Feind des Friedens und der Menschlichkeit, den Kapitalismus, bewußt Feind zu nennen, würde eine Erlösungsidee von unabsehbarer Kraft frei werden. Neben dem Anspruch, das Denken dogmatisch zu binden, ist das vorsichtige Verhältnis der Kirche zum Unternehmertum die wundeste Stelle im katholischen Organismus.

Heinrich sagt: „Das Gesicht des deutschen Katholizismus hat einen starken sozialen Zug". Die Frage ist: bleibt es beim Zug, oder wird er Profil? Jeder Charakter, ob es sich um Menschen oder Institutionen handelt, hat Züge, aber mehr als Zug ist Richtung.

Sehr sympathisch, erfreulich und imponierend ist, was Heinrich von der inneren sozialen Arbeit seiner Konfession erzählt, von selbstlosen Priestern, Pflegern und Pflegerinnen. Kein kirchlich gebundener Protestant würde den Mut haben, gleich ihm von den Industriellen zu schreiben: „Diese kapitalistischen Wirtschaftsfürsten sagen Nation, aber meinen Kattun"; Protestantismus ist heute freiwillige Anbetung jeder Form von Despotie.

Bemerkenswert ist ferner, was Heinrich von der katholischen Jugendbewegung berichtet. Die Auflehnung gegen die autoritäre Erstarrung einerseits, gegen die autoritäre Anmaßung andererseits ist ihr mit allen Jugendbewegungen gemeinsam. Daß der Radikalismus sich weder bis zum Pubertätsanarchismus wie bei gewissen Literaten entwickelte, noch sich von den völkischen Organisationen abfangen ließ, also auch dem Rassenhaß fern blieb, spricht für diese Jugend.

Aber sie entgeht nicht der spezifischen katholischen Situation: die Führer dirigieren, und die Führer atmen in einer Sphäre, wo diplomatische Erwägungen die Stoßkraft lähmen. Selber Macht, wird die Kirche die Mächtigen nicht herausfordern; die Bewegung aus der Tiefe stößt auf die Gegenbewegung aus der Höhe.

Man entnimmt der Heinrichschen Broschüre, daß die Dinge im Fluß sind, daß viele Möglichkeiten entspringen könnten. Die Umsetzung der Möglichkeit in die Tat ist hier wie überall das Problem. Die Kirche wartet und hält hin, der Nationalismus tut desgleichen – wo ist der Unterschied? Das Prinzip der Benutzung steht gegen das

Digitized by Google

der aufgepflanzten Fahne, und an diesem Zwiespalt geht die Welt nicht zugrunde, sie ist an ihm schon lange zugrunde gegangen.

7

Die Aussichten sind nicht gut, die Dinge entwickeln sich auseinander, nicht zueinander. Das Scheitern der Kandidatur des Katholiken Marx zeigt, daß der protestantische Nationalismus sich der Gefahr, die ihm vom Katholizismus droht, bewußt wurde und daß ein Teil der Katholiken selbst um der Machtbehauptung willen dem Nationalismus folgt.

Heinrich spricht von den Seelen, das Leben verweist auf die Interessen; die Guten werden zum Dasein von Ideologen gezwungen – Ideologe ist, wer sich nur mit Möglichkeiten beschäftigen darf.

Und selbst wer an der Macht war und abtreten mußte, wird wieder Ideologe in diesem Sinn. Man mache die Probe und lese Joseph Wirths „Reden während der Kanzlerschaft", die Heinrich Hemmer mit einer ausgezeichneten Einleitung im Verlag der Germania herausgegeben hat.

Die Durchdachtheit, Vernünftigkeit, Gewissenhaftigkeit, der Wirklichkeitssinn, die aus diesen Reden sprechen, haben den katholischen Staatsmann nicht vor dem Schicksal bewahrt, daß in den Augen der nationalen Masse Verständigung Ideologie ist.

TOTE ODER LEBENDIGE SEELEN?

von

SAMUEL SAENGER

1

Berlin und Moskau —: man kann sich schwerlich eine geringere Seelenverwandtschaft der ‚beiderseitigen' Regierer und Regierten vorstellen, selbst wenn man unsere durch die preußische Kaserne und den talmudischen Schliff des Marxismus gegangenen Kommunisten bei diesem Vergleich berücksichtigt. Seit den Frühlingstagen von Rapallo haben wir uns innenpolitisch und wirtschaftspolitisch nun völlig auseinandergelebt, es ist heute gar kein Zweifel, daß unsere heißesten Konsolidierungsabsichten dahin gehen, etwas zu schaffen, was dem

Digitized by Google

ramponierten bürgerlich-kapitalistischen Staat der ‚normalen' Vorkriegszeit ähnlich sieht.

Das wird sich freilich als Irrtum erweisen, jene Welt ist unwiederbringlich versunken — nur merken wir es noch nicht, insbesondere wir deutschen Mitteleuropäer. Darum leben die alten verwest geglaubten Schlagworte lustig wieder auf. Trotz der Enteignung durch die Inflation, die aus den in der hohenzollernschen Schulideologie groß gewordenen Mittelklassen ein riesiges Bildungsproletariat geschaffen hat, sucht der alte Klassenstaat sich wieder aufzurichten, unter vorläufigem Verzicht auf die monarchische Spitze. Man denkt in Freihandel und Schutzzoll, wie wenn jeder einzelne Teil dieses siechen Europas noch in früherer Weise wirtschaftsautonom wäre. Die Bruderschaft von Großagrariern und Industriemagnaten legt, um die hinkümmernde Kaufkraft des blutleeren inneren Marktes zu heben, aber gleichzeitig auch in der Absicht, sich für den inter-europäischen Wettkampf in Waren zu rüsten: sie legt dem lohnempfangenden Verbrauchervolk einen gespickten Zolltarif auf das gekrümmte Rückgrat. So will der bedrängte Kapitalismus eines erschreckend kapitalsarmen Landes mit ungeheurer Vorbelastung durch den verlorenen Krieg nach alten Normen die neue Ordnung aufbauen — als ob nichs gewesen wäre und die drohende Wirtschaftsanarchie mit diesen hölzernen Eisen zu kurieren wäre. Nach diesen Un-Ordnungsparolen wird so ziemlich überall ringsherum regiert, denn die landesüblichen Spezialitäten werden vor dem fernen Blick des Historikers zusammenschrumpfen. Zu unserer Spezialität gehört: man säubert die Verwaltung von schwarz-rot-goldenen Eindringlingen und macht die gute nationale Gesinnung nach den Merkmalen des vormals approbierten Schemas zum Befähigungsnachweis. Von dem revolutionären Anhauch, den man noch ein Jahr nach dem Zusammenbruch zu verspüren meinte, ist keine Spur übrig geblieben: er hat sehr bald der konterrevolutionären Welle Platz gemacht. Doch das ist für diesen Zusammenhang nicht wesentlich. Der Charakter unseres Erlebnisses offenbart sich vielmehr in dem macht- und wirtschaftspolitischen Bankrott des ganzen europäischen Kontinentes, der mit Mitteln der Trennung und des nationalen Sonderdaseins, wie man es früher begriff, die das blanke Leben rettende Einheit erstrebt. In diesem Stadium der Entwicklung befinden wir uns jetzt. Aber wenn wir unsern geschichtlichen und politischen Instinkt befragen, sind wir keinen Augenblick im Zweifel, daß wie der Zusammenbruch so auch die Bemühung um den Neubau

Digitized by Google

nach europäischen Grundsätzen vor sich geht. Unser Gesicht ist durch und durch europäisch, dem Osten ist es nur als möglichem Rohstofflieferanten, Ausbeutungsobjekt und drohendem Machtkomplex zugekehrt. Ja, es wird täglich westeuropäischer, daran wird weder unsere Dostojewski-Bewunderung noch die bleierne Romantik vernebelter Professoren etwas ändern: jener gelehrten Totengräber, die mit rollenden Augen — wie wenn der Wahnsinn des Dichters sie befiele — noch immer vom revolutionären Ludergeruch der Weimarer Verfassung und der durch sie begründeten undeutschen Proletendemokratie faseln und damit dumme Jungen und alte Narren zu verwirren trachten.

2

Die Verwirrung ist aber leider keine bloß ideologische, sie ist auch eine außenpolitische und kann gerade in diesem Augenblick, wo man schon beinahe die Geburtswehen der fabelhaften Vereinigten Staaten von Europa zu spüren glaubt, verhängnisvoll werden. Denn von nichts ist das gesamte Ausland, sind auch viele der dort maßgebenden Politiker und Publizisten so überzeugt, wie von dem Bestande einer deutschrussischen Militärkonvention oder jedenfalls eines sehr weit reichenden und allerhand Möglichkeiten berücksichtigenden Schutz- und Trutzbündnisses, das mit dem Namen Rapallo überklebt ist. Die Schlaumeier drüben, die für ihre imperialistischen Zwecke bedenkenlos alle Mittel verwerten, halten den wach und kritisch gewordenen Spießer der Mittelklassen und der Kleinrentner mit der Mystik von Rapallo unter Druck, aber auch ganz gescheite Menschen mit europäischem Gewissen (beispielsweise der junge Verfasser des mutigen Buches 'La Victoire', Herr Alfred Fabre-Luce) sprechen glattweg vom großen militärischen Block Deutschlands, freilich ohne sagen zu können, ob Moskau von Berlin oder Berlin von Moskau abhängt.

Nun gibt ihnen die Art, wie vielfach unsere Politiker und Journalisten die Paktangelegenheit behandeln, ein gewisses Recht zu dieser Ansicht. Sie sehen, wie die berühmte russische Orientierung (mit ihrem Gipfel Brest Litowsk) eine ziemlich üppige Nachblüte hat, sie hören, wie gerade geaichte nationale Kreise, die jede harmlose westlich-demokratische Gesinnung eines Landsmannes in den Geruch der Undeutschheit bringen und mit dem Vorwurf des Landesverrates bedrohen, von Rapallo mit den Schaudern der Verzückung sprechen,

Digitized by Google

und sie erleben es jetzt wieder, daß sogar nachdenkliche Politiker ihre negative oder zögernde Haltung in Sachen des Eintritts Deutschlands in den Völkerbund mit der Rücksicht auf das in Rapallo begründete Freundschaftsverhältnis zwischen den Sowjets und uns begründen. Tatsächlich geht aber seit jener genuesischen Errungenschaft unsere Entwicklung unzweideutig aus der Pariastellung hinaus . . der Eingliederung in den europäischen Block der führenden Großmächte entgegen, und Moskau war es, das mit allen Mitteln der diplomatischen Vorstellungen, der Druckerschwärze und der Agitation die erste große Etappe in dieser Entwicklung: die Londoner Reparationsregelung, zu sabotieren trachtete. Es ist ihm damals nicht gelungen. Aber jetzt wiederholt es, obgleich die bisher einer Sisyphusarbeit gleichenden Bemühungen um einen deutsch-russischen Handelsvertrag zeigen, wie unvereinbar die beiden Systeme sind — jetzt wiederholt es mit offenbar mehr Aussicht auf Erfolg den Versuch, den deutschen Schritt nach Genf hin zu vereiteln. Denn das deutsche Memorandum vom Februar dieses Jahres, — für jeden, der die Stimmung und den Willen in den großmächtigen westlichen Kanzleien kannte, war das klar — muß mit unserem Eintritt in den Völkerbund enden, die angebotenen Garantiepakte und Schiedsgerichtsverträge haben keinen anderen ‚immanenten' Sinn; ob man sich dessen voll bewußt war oder nicht, war und ist gleichgültig. Die im Kreml zu Moskau waltende Intelligenz reicht, wie niemand bezweifeln wird, aus, um diese simplen Zusammenhänge zu ‚erfassen'. Das wäre, ließ sie drohend mitteilen, ein unfreundlicher Akt gegen die russische Regierung und würde die Vereinbarungen von Rapallo zunichte machen. Nun, der von der Wilhelmstraße getane Schritt verstrickt sich ohnehin schon in ein Netz von Fußangeln. Er setzt, um ins gelobte Land zu führen, nicht einen Berg juristischer Spitzfindigkeiten voraus, die das alte Allianzsystem gegen Deutschland zu verewigen trachten, sondern eine auf ihren Abbau gerichtete Vertrauensstimmung, die eine deutsch-französische Verständigung und damit eine europäische Befriedung allererst möglich macht. Aber von diesem großen Problem, das eben durch die Paragraphen der Briand-Berthelotschen Antwortnote verdunkelt und dessen Lösung damit in Frage gestellt wird, spreche ich weiter unten. Eines aber steht fest: daß nichts gefährlicher wäre, als die Rücksicht auf russische Empfindlichkeiten bei einer mehr als problematischen Gegenleistung — die noch fragwürdiger werden würde in dem Augenblick, wo sich Rußland etwa in westlichem Sinne

Digitized by Google

demokratisieren würde — so weit zu treiben, wie wenn die Motoren der deutschen Außenpolitik in Moskau statt in Berlin ständen. Eine verhängnisvolle Analogie dämmert auf, die ‚vormalige' Abhängigkeit der Wilhelmstraße von dem Ballhausplatz — es ist noch gar nicht so lange her. Wir sollten genug daran haben.

3

Glaubt jemand, daß in absehbarer Zeit ein Fall vorstellbar sei, bei dem das deutsche und das sowjetrussische Interesse an der Korrektur der Grenzen um Polen herum Aussicht auf Verwirklichung hätte, — es sei denn, wir pflanzten unter offizieller Sanktion den Kommunismus moskowitischer Prägung in unser Herz und unser Leben? Deutschland in Pariastellung war für Moskau eine Hoffnung; ein von bürgerlich-kapitalistischem Konsolidierungstrieb besessenes Deutschland, das dahin streben muß, durch Lockerung und tatsächliche (wenn auch nicht juristische) Revision der Versailler Drosselungsbestimmungen seine Stellung im Weltkreditsystem und im Rate der europäischen Großmächte wiederzugewinnen, ist für Moskau die stärkste Ernüchterung seit dem in Rapallo gelungenen Überraschungscoup. Die Verhandlungen auf dem letzten Kongreß der Dritten Internationale lassen darüber so wenig Zweifel, wie die Haltung der sowjetistischen Presse. Darum hat Moskau (übrigens schon seit 1920) die ganze Aktivität seiner Außenpolitik nach Asien und insbesondere nach den Gebieten der englischen Einflußsphären gerichtet, dort will es, getreu den Leninschen auf dem zweiten Kongreß der Dritten Internationale vorgetragenen Thesen, die Vormacht des Kapitalismus und Imperialismus mit napoleonischem Griff (Kautsky spricht vom ‚roten Bonapartismus') an der Gurgel packen: die Erfolge sind eben in China sichtbar. Im europäischen Teil des asiatischen Reiches dagegen denkt es nur an die innere Konsolidierung des Regimes, an die Befriedigung der bäuerlichen Wünsche, an die Konzessionen, die gemacht werden müssen, um westliches, das ist . . . angelsächsisches (!) Kapital ins Land zu ziehen. Ostgalizien, Beßarabien, die baltischen Randstaaten sind spätere Sorgen; und wenn einmal die Zeit für eine Lösung dieser Fragen gekommen sein wird, dann wird Polen, von Frankreich unterstützt, ganz gewiß aus Selbsterhaltungstrieb zu einem Kompromiß mit dem großen slawischen Nachbar gezwungen sein. Dieses Kompromiß herbeizuführen, liegt in der Tendenz des Quai d'Orsay. Frankreich kann die polnische

Digitized by Google

Rüstung neben der eigenen finanziell nicht mehr lange tragen, auch von dieser Seite her erhebt sich die Peitsche: es muß sich der polnischen Belastung zu entbürden suchen. Darum bemüht sich sein Botschafter Herbette in Moskau, der mehr als mancher andere die weltpolitischen Zusammenhänge überblickt, diesem Kompromiß die Wege zu ebnen. Und Warschau beginnt sich an diese bescheidenere Zukunft zu ‚akklimatisieren'. Wo bleibt da ein Tätigkeitsfeld für unsere militaristisch beschwingten Östler? Mit Rußland gegen Europa: der Gedanke ist unsinnig. Dagegen ist Deutschland vorbestimmt, die Brücke zwischen Europa und Rußland zu bilden. Aber um diese Mission erfüllen zu können, muß es immer wieder die Verständigung mit Frankreich suchen. Aus dem Gefühl für diese Zusammenhänge ist das deutsche Februar-Memorandum entstanden, — gleichgültig, mit welchem Grade der Bewußtheit. Ihm wollen wir uns nun zuwenden.

4

Der Erfolg der Londoner Reparationsregelung mußte automatisch den Gedanken wecken, ob es nicht möglich sei, endlich den Ring der gegen Deutschland geschmiedeten Allianzen zu brechen und eine übergeordnete, eine europäische Allianz mit Deutschland als gleichberechtigtem Mitglied und Willensträger zustande zu bringen. Der psychologische Augenblick für einen solchen Schritt schien günstig, nachdem die Sterilität des Poincarismus dem französischen Volke die Augen geöffnet und eine Regierung mit geschärfterem europäischem Gewissen und maßvollem Prestigebedürfnis ans Steuer getreten war. Die Zerstückelung der deutschen Einheit war nicht gelungen; das separatistische Unternehmen der französischen Generale hatte kläglichen Bankrott erlitten; das dummdreiste Pfänderspiel mit der deutschen Wirtschaft hatte damit geendet, die eigenen Finanzen zu zerstören, die Voraussetzungen des Rentnerdaseins aufzuheben und das Land moralisch in der Welt beinahe zu isolieren. Ein weiser und mutiger französischer Staatsmann mußte sich unter solchen Umständen sagen: wie wäre es, wenn ich mich gegen die deutsche Gefahr und eine deutsche Revanche durch ein Bündnis ... mit Deutschland sicherte?

Freilich ein solcher Gedanke warf die ganze überlieferte französische Politik über den Haufen, er setzte den Willen zu gewissen Revisionen zunächst in der Methode des politischen Verkehrs mit dem östlichen Nachbar voraus, von der die Behandlung der unseligen Entwaffnungsfrage und der Räumungsschwierigkeiten am meisten profitieren mußte.

Digitized by Google

Wollte man aber eine Politik der europäischen Befriedung, so lag hier der Ansatzpunkt; nur hier. Das mußte man sich in Deutschland sagen. Man konnte nach den Londoner Erfahrungen hoffen, durch eigene Aktivität den französischen Entschluß zu erleichtern, so zäh und dickflüssig und mit nationalistischen Miasmen überladen auch die Atmosphäre noch war, in der die öffentlichen Meinungen gediehen.

In Deutschland selbst war die nationale Reaktion, deren erfolgreichster Geburtshelfer die französische Nachkriegspolitik gewesen war, dieser Gedankenrichtung feindlich, sie sah der als undeutsch gebrandmarkten sogenannten Erfüllungspolitik verdammt ähnlich. Aber einmal begann auch sie schon zu wittern, daß London eine neue Phase in der europäischen Entwicklung bedeute und weder einen Stillstand noch gar einen Rückschritt dulde, wollte man die Anfänge der Konsolidierung nicht ungeschehen machen. Und dann war ja die Regierungsmannschaft aus Männern zusammengesetzt, die nach Herkunft und Bekenntnis in der alten nationalen Vorstellungswelt wurzelten und sich darum das Wagnis zumuten durften, ihre Gefolgschaft für eine zeitgemäße Verständigungspolitik zu gewinnen und die endgültige deutsche Befreiung nach neuen Methoden vorzubereiten.

Wie diese aussehen mußten, lag auf der Hand. Der alte, durch vis major erzwungene Vertrag war und blieb formales bindendes Recht, diese Tatsache litt keinen Zweifel, aber man konnte versuchen, ihn durch einen freiwilligen Pakt zu überwölben, indem die deutsche Westgrenze, wie sie in Versailles festgesetzt war, als für ewige Zeiten gültig anerkannt, auf alle Gewaltmittel bei der Lösung politischer Konflikte verzichtet und das Schiedsgericht (nach einem noch zu findenden Prozeßverfahren) als Puffer zwischen sie geschoben wurde. War es nicht möglich, diese Brücke zwischen den beiden großen Nachbarn am Rhein so solide auszubauen, daß ein wirklicher Friede in nahe Sicht rückte, ein Friede, der die allgemeine Abrüstung zur Folge haben müßte? Auch das Genfer Protokoll ruhte ja auf der Dreieinigkeit von Entwaffnung, Schiedsgericht und Abrüstung; es scheiterte an der Ablehnung durch das Londoner Kabinett, das das Schicksal des britischen Weltreiches nicht von den Notwendigkeiten eines Vertrages abhängig machen wollte, der auf die Bedürfnisse des engeren europäischen Kontinentes zugespitzt war. Im deutschen Paktangebot aber — oder vielmehr: in der Idee dieses Angebotes lebten die Grundgedanken des Genfer Protokolls weiter,

Digitized by Google

nur in beschränkender Anwendung auf ein geographisch umgrenztes Gebiet.

Die Verwirklichung dieser Idee mußte beiden Teilen unberechenbare Vorteile bringen, freilich unter der Bedingung, daß auch Frankreich sich bereit zeigte, den Preis dafür zu zahlen. Es wäre ja nun das Bedürfnis nach ‚zusätzlicher' Waffenhilfe durch England ledig geworden, Deutschland aber dürfte hoffen, durch Beschleunigung der Räumungsfristen für das besetzte Gebiet und die schnelle Liquidation der interalliierten Kommissionsherrlichkeiten seine Hoheitsrechte im eigenen Lande wiederzuerlangen und dem köstlichsten und zugleich gefährdetsten Teil des Reichsfragmentes die Freiheit wiederzugeben. Das Ziel ist erhaben; und viele Symptome der letzten Entwicklungen würden erlauben, es für kein utopisches zu halten, — wenn nur ein mächtiger, unbeugsamer und gegen die Aufsässigkeiten der Straße oder des blinden Gefühls unbeugsamer Wille sein Schrittmacher würde und die Roßtäuscher zum Teufel jagte, die mit der Idee ‚listen' wollen. Man sieht, welche Ansprüche an die Staatsmannskunst der beiden zumeist betroffenen Länder das deutsche Memorandum stellt. Der Geist soll an die Stelle des Buchstabens, Freiwilligkeit an die des Zwanges treten und so der Antichrist bezwungen werden, der in den Paragraphen des Versailler Vertrages sein Unwesen treibt, ohne daß doch sein äußerer Rahmen zersprengt und legitim erworbene Rechte angetastet würden.

Die englische Teilnahme an ihm wäre ‚im Grunde' gar nicht nötig, wenn nicht gewichtigste Gründe sie einzuschalten zwingen, — wenn nicht das französische Mißtrauen gegen Deutschland die realste aller politischen Tatsachen wäre; wenn die Pariser Regierung sich nicht in Militärbündnissen mit den neu gebildeten Slawenstaaten im Osten und Südosten Deutschlands ein eigenes Allianzsystem gegen den Staat der Mitte geschaffen hätte; und wenn Frankreich nicht durch seine ungeheure Verschuldung an die angelsächsischen Weltmächte trotz seines gewaltigen Rüstungsapparates seine außenpolitische Souveränität ganz wesentlich eingebüßt hätte. Darum steht England als Taufpate, als Garant hinter dem Sicherungspakt; und hinter London steht — Washington. Aus Entstehung, Verlauf und Hinterlassenschaft des Krieges ergibt sich mit zwingender Gewalt bis auf weiteres die angelsächsische Vormundschaft. Die berühmte historische Analogie, die immer wieder hervorgeholt wird, um zu beweisen, daß der in London ausgeheckte Plan des deutschen Angebotes dazu diene, England auf

Digitized by Google

neue dreißig Jahre zum Schiedsrichter Europas zu machen, gilt nicht mehr oder gilt nur noch halb: ein wesentlicher Teil der Schiedsrichterfunktionen ist auf das Weiße Haus in Washington übergegangen.

Für England selbst wäre diese Vormundschaft, dieses Schiedsrichtertum über den europäischen Kontinent bei der heutigen Lage seines Imperiums eher eine Last als ein Gewinn, wenn die dafür im Weltkrieg teuer genug verkauften Opfer nicht ein beruhigtes Europa und die Sicherung gegen einen wirtschaftlich verriegelten Kontinent im Rücken einbrächten. Beträchtliche Erleichterungen könnte ferner ein rheinischer Pakt bringen, der schnelle und wirksame Abrüstung nach sich zöge, wie sie im Völkerbundstatut als Folge der deutschen Entwaffnung verheißen war. Für die öffentliche Meinung in England ist dieser Pakt darum nur unter diesen Voraussetzungen annehmbar. Er würde die Möglichkeiten einer Verpflechtung in kontinentale Konflikte auf ein Minimum reduzieren, die Rüstungen der europäischen Staaten nach einem streng eingehaltenen Schlüssel auf ein erträgliches Maß herabschrauben und allgemein das Schiedsgericht zum Ausgleichsmittel bei europäischen Streitigkeiten machen. Aber noch deckt dichter Nebel das ganze Gelände dieser Aktionen. England schiebt, um den Eintritt des Sanktionsfalls noch mehr zu erschweren, als Puffer vor seine kontinentalen Verpflichtungen den Völkerbund, in den es Deutschland ohne Verzug hineinzumanövrieren trachtet. Bei den Verhandlungen, die im Gange sind, wird es sicher nicht unterlassen, dahin zu wirken, daß die vagen Sanktionsbestimmungen gegen einen willkürlichen Angreifer für die anderen streng und eindeutig definiert werden: sich selbst aber wird es die Freiheit vorbehalten, zu entscheiden, ob der Sanktionsfall vorliege oder nicht. Daß Frankreich versucht, sich die gleiche Freiheit der Entscheidung zu sichern, ist selbstverständlich. Noch immer hat es die Hoffnung nicht aufgegeben, seine besonderen gegen Deutschland gerichteten Allianzen im Westpakt unterzubringen, noch hält es die Schlinge seiner Interpretation der Entwaffnungskontrolle fest in der Hand, noch immer wehrt es jede Erörterung einer beschleunigten Räumung deutschen Landes ab und hält diese Grundvoraussetzung für die moralische Abrüstung auch jetzt nicht für diskutabel, so daß der deutsche Gedanke der Freiwilligkeit bei der Erfüllung der Vertragspflichten sich immer mehr verwässert . . Tote Seelen steigen aus den Grüften und suchen das Leben zu schänden. Europäer, soll es ewig so bleiben?

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Ex Oriente

Unter diesem Titel erscheint in Tokio eine — in den verschiedenen europäischen Sprachen geschriebene — philosophische Zeitschrift. Sie steht in Verbindung mit dem „Institut für vergleichendes Studium der orientalischen und okzidentalen Gedanken" (Daito Bunka Kyokai), dem als deutsches Ehrenmitglied Heinrich Rickert angehört. Herausgeber ist Reikishi Kita, von dem das mir vorliegende Heft einen — deutsch geschriebenen — Aufsatz über den „Geltungsbegriff bei Lotze und der Badischen Schule" bringt. Über die Entwicklung der westlichen Philosophie in Japan schreibt — in französischer Sprache — Shun Takayama.

Da die englische Sprache als erste europäische in Japan einzog, wurde zuerst auch die englische Philosophie verbreitet. Der praktische Charakter des englischen Utilitarismus kam auch dem japanischen Denken jener Zeit entgegen. Man ergriff diese Philosophie hastig und leidenschaftlich, wie man sich auch der europäischen Zivilisation assimilierte. So studierten viele Japaner Philosophie um des Nutzens willen, nur als Mittel zum praktischen Leben. Im Jahre 1884 erstand, als erstes philosophisches Organ, in Tokio die Philosophische Gesellschaft. In dieser Zeit begann auch die neue englische Philosophie der Mill, Spencer und Bentham zu wirken. Man übersetzte Mill und Spencer. Von französischen Büchern las man, bis Comte bekannt wurde, nur Rousseau und Montesquieu. Nach dem Jahre 1871 wurde langsam auch die deutsche Sprache in Japan bekannt. An der Universität Tokio wurden Vorlesungen über Hegel, Kant und Lotze gehalten. Aber der Wunsch erwachte auch, das japanische Denken in Europa bekannt zu machen. So veröffentlichte ein Japaner, Hiroyuki Katô, im Jahre 1893 in deutscher Sprache sein Buch „Der Kampf ums Recht des Stärkeren". Allmählich wurde der deutsche Idealismus bekannt. Aber deutlich wurde bald, daß die japanische Philosophie, die von der Religion herkommt, sich nach einer positiven Grundlage, etwa der Psychologie, sehnt.

„In Japan hat der Staat, um eine Linie gleichmäßiger Führung aufrechtzuhalten, immer versucht, die nationale Moral weniger auf religiösen Glauben, wie das in fremden Ländern geschieht, zu stützen als auf eine allgemeine Ethik, auf eine prinzipielle Moral-Theorie. Daher ist in Japan die ethische Bewegung viel blühender als die religiöse Bewegung, was in den westlichen Ländern völlig anders ist.

Es ist wahr, daß in dieser Epoche im allgemeinen die Denker sich mehr oder weniger für Religion, Erziehung oder Gesellschaft interessieren, aber viel weniger als für ethische Wissenschaft und Moral. Das ‚Teiyû-Rinrikai', das Organ der öffentlichen Konferenzen und die erste ethische Bewegung Japans, wurde im Jahre 1897 durch Hajime Ohnishi und andere gegründet. Es kann als eine der nationalen Schöpfungen betrachtet werden, die glücklicherweise vom besonderen Geist der Epoche gesegnet sind . . .

Indessen war das Ziel, nach dem alle diese ethischen Bewegungen strebten, nur eine reine Konvention, ein sehr mittelmäßiger Traditionalismus. Einige waren unzufrieden mit den von Freiheit entblößten ethischen Ideen. Einige wagten, die Ethik nicht allein als abstrakte Wissenschaft zu verstehen, sondern in einem erweiterteren Sinne. Die Ethik als Wissenschaft betrachtet, die zugleich akademische und klassische Ethik, würde bis zu einem gewissen Punkt noch

Digitized by Google

duldsam sein, aber was würde summarisch die ethische Bewegung dieser Epoche repräsentieren? Es blieben nur veraltete und absurde moralische Ideen. Um sie zu zerstören, eröffnete eine geistige Revolution eine neue Bewegung. Diese ethische Bewegung rief zuerst Skeptizismus und in Folge davon moralische Verwirrungen hervor, ging aber dann in tiefe Selbst-Erkenntnis und in die hohe Idee der Freiheit über. Gerade in dieser Epoche wurde Nietzsches Philosophie angenommen und von der jungen Generation der Meiji-Ära als eine neue ethische Idee angebetet: es war wie eine Oase in der Wüste. Eine ganze Generation, begeistert von diesem berühmten Philosophen, bemühte sich mit Leidenschaft, die alte Tradition zu zerstören. So war das Studium der ethischen Probleme nicht eine den Gelehrten vorbehaltene Spezialität; sie interessierte die literarische Welt (man muß dies Wort in seinem weitesten Sinn verstehen).

Mit der Popularisierung der ethischen Fragen versuchten die Denker, im allgemeinen über ihr eigenes Ich nachzudenken, aber unglücklicherweise blieben ihre Ideen noch ganz fragmentarisch; man benötigte den deutschen Idealismus und besonders die kritische Philosophie, um sie als System zu gruppieren.

Die japanischen Philosophen, die leidenschaftlich gewünscht hatten, die deutsche Philosophie weiterzuführen, konnten, um 1895, das Ergebnis ihrer Übernahme des deutschen Idealismus bemerken. Im Jahre 1895 veranstaltete man in der philosophischen Sektion der Universität Tokio eine große Zahl von Kursen über Kant: es wurde ein wahres Kant-Jahr. Koeber, der im Jahre 1893 nach Japan kam, legte großen Wert auf das Studium der Geschichte der kantischen und besonders nach-kantischen Philosophie. Tekujirô Inoiiye, der über Kultur und besonders Geschichte der orientalischen Philosophie arbeitete, hielt ebenfalls ein Kolleg über Kant . . .

Nach dem russisch-japanischen Krieg (1904—1905) wurde der damals in Amerika und England ganz mächtige Pragmatismus in Japan zum erstenmal eingeführt. Seitdem bot der sehr lebhafte Kampf, der zwischen der neuen pragmatischen und der schon bekannten idealistischen Philosophie begann, für die japanischen Philosophen ein großes Problem. So trat eine neue Tendenz zutage: die beiden entgegengesetzten Theorien zu vereinigen, die die deutsche und die die englische und amerikanische Philosophie repräsentierten...

Unter denen, die heute in Japan Philosophie studieren, gibt es fast niemand, der nicht irgendeinen Einfluß des deutschen Idealismus und besonders der kantischen Philosophie erfahren hat. Man kann auch sagen, daß es sehr wenige gibt, die nicht durch Bergsons Intuitionismus beeinflußt wären. Die bergsonsche Idee wurde sehr stark von den zeitgenössischen Denkern aufgenommen. Nur Bergsonianer zu bleiben, würde nicht genügen; aber selbst die Studierenden der kritischen Philosophie würden die Kälte der reinen Vernunft empfinden, wenn sie nicht irgendeinen Einfluß des Bergsonismus erfahren hätten. —

Unter den repräsentativen Philosophen des jetzigen Japan kann man an der kaiserlichen Universität Tokio Genyoku Kuwaki, einen kantischen Philosophen, nennen und an der kaiserlichen Universität Kioto Ikutorô Nishida, der, nachdem er die kritische und die bergsonsche Idee zur Synthese geführt hat, sich sein eigenes System, die neue Metaphysik, geschaffen hat, und Gen Tanale, der, zum selben System gehörend, sich bemüht, es zu entwickeln, und Leiisli Hatano, Professor der Religions-Philosophie. Sehr verschieden von der Universität Tokio, ein wenig öde durch den Mangel an

Digitized by Google

talentvollen Männern, befindet sich die Universität Kioto jetzt unter glänzenden Bedingungen; sie ist der wahre Herd der zeitgenössischen japanischen Philosophie."

Gespräch mit Gorki

In der *Nation* veröffentlicht Edward Alden Jewell ein Gespräch mit Gorki in St. Agnello. Nach einer Unterhaltung über Maximalismus und Individualismus wird die Frage gestellt, wie Tolstoi sich zum gegenwärtigen Rußland gestellt hätte. Es entwickelt sich folgender Dialog, der mit Gorkis Antwort beginnt:

„Tolstoi? Er würde natürlich eine negative Stellung gegenüber der sozialen Revolution von 1917 eingenommen haben, genau wie er es im Jahre 1905 tat. Aber es ist gleichfalls kein Zweifel, daß diese Stellung nichts im Verlauf der Massen-Revolte geändert hätte. Das Reich der sozialen Dinge hat Überfluß an furchtbaren Verbrechen; aber es erlaubt keine Wunder."

„Gibt es in Rußland noch viele, die auf Tolstois Lehren eingeschworen sind?"

„Es gibt nicht mehr viele Tolstoijaner in Rußland. Sie haben auch nie viel Einfluß ausgeübt."

„Wird aus dieser Empörung der Massen wahrscheinlich eine neue Aristokratie hervorgehen oder ist die Autokratie für immer verschwunden?"

„Die alte Aristokratie", antwortet Gorki, „ist in der Tat gegangen. Ein frischer Typus entwickelt sich nun. Nicht", fügt er schnell hinzu, „eine Aristokratie der Nouveaux Riches, sondern eine des Geistes."

„Welche Rolle spielen in der neuen Kultur die russischen Frauen?"

„Eine sehr große. Und was ihren Anteil am politischen Leben des Landes betrifft, so ist er bezeichnet durch so historische Namen wie Sofia Perorzkaja, Vera Figner und Vera Sassulich Breschko Breschkovskaja, die gegenwärtig in der Tschechoslowakei lebt und an einer in Berlin erscheinenden russischen Zeitung, Dni, mitarbeitet."

„Ist diese neue große Vitalität, von der Sie sprachen, ein direktes Produkt der Revolution?" fragte ich.

„Die Größe und Entwicklung der Individualität ist ein ununterbrochener Prozeß. Die Revolution vermehrt seine Geschwindigkeit und akzentuiert dadurch seine Notwendigkeit. Die Größe der Individualität ist weiterhin bezeugt durch die Dutzende von neuen Namen, welche in den Reichen von Wissenschaft und Literatur aufgetaucht sind."

Ich hatte kürzlich in einer der neapolitanischen Zeitungen einen Beitrag von Gorki über die junge literarische Bewegung in Rußland gesehen. Eine erstaunliche Zahl von glänzenden Novellisten und Dichtern, behauptet er, sind aus der niedrigsten Klasse emporgestiegen, einer Klasse, die vor der Revolution unsichtbar war. Ein Kriegsveteran namens Loschenko hat ein Buch kurzer Erzählungen geschrieben, das Gorki als ein Werk von bestürzender Kraft bezeichnet, voll von Farbe und tiefem psychologischen Blick, „vielsagend auf kleinem Raum". Da ist auch ein Arbeiter namens Vsevolod Ivanow, dessen Buch mit dem Titel „Die blauen Sandufer" den Bürgerkrieg in Sibirien mit „vollendeter Kunst schildert." Ein anderer Arbeiter, Kasin, hat sich selbst als ein wirklich großer Dichter entdeckt, „obgleich er nur unvollkommen lesen und schreiben kann"; während Leo Lenz, der Sohn eines bescheidenen Apothekers, eine „leidenschaftliche Diskussion" mit seinem Drama „Außerhalb des Gesetzes" verursacht hat. Interessanterweise aber sagte mir Gorki, daß die „junge" russische Literatur trotzdem sie hauptsächlich aus der Revolution stammt, bestrebt ist, in die Fußtapfen der älteren russischen Schriftsteller zu treten. „Sie ergreift

Digitized by Google

die Wirklichkeit, immer in Erinnerung an die wahren Traditionen der Rasse; niemals verherrlicht sie die augenblicklichen Lebensbedingungen, sondern sieht sie, wie sie sind, und behandelt sie mit einem zeitweise unmäßig erscheinenden Kritizismus." —

Das Gespräch wandte sich Gorkis eigener literarischen Produktion zu. Ich hatte irgendwo stehen gesehen, daß er an einem Roman arbeite, dessen Schauplatz in England liege. Könnte er mir irgend etwas darüber sagen? Mit einem Zug von Amüsement: „Die Nachricht, fürchte ich, ist falsch. In der Tat schreibe ich überhaupt keinen Roman — der soll noch kommen. Ich habe zuletzt ein Buch kurzer Geschichten vollendet."

„Welches halten Sie für das beste Ihrer Bücher?"

„Mein bestes Buch? Es ist noch nicht geschrieben." —

Amerikanischer Rückblick

The Saturday Review (New York) sagt in einem Rückblick auf die abgelaufene Literatur-Saison:

„Die gerade beendete literarische Saison war kurz gewesen an Taten, aber lang an Ergötzung und Überraschung.

Ein Stück, das in seiner dramatischen Struktur den alten Stil von Shakespeares Historien eifrig nachahmt und beißend ist durch Ideen über Krieg und die Armee der Vereinigten Staaten, die im Jahre 1919 die Autoren ins Gefängnis gebracht hätten, hat einen triumphierenden Weg genommen. Der Erfolg von ‚What Price Glory' war nicht seiner Unheiligkeit zu verdanken noch den Angriffen gegen Über-Patrioten, welche es freigebig austeilt; nicht dem Erfindungsgeist, denn das Stück hat keinen; nicht dem Kriegsinteresse, denn das ist für Autoren und Verleger notorisch eine schlechte Anlage gewesen. ‚What Price Glory' war erfolgreich, weil in ihm das Leben überwallt im kräftigsten Dialog, der je auf der amerikanischen Bühne zu hören war. Die Textbücher sagen, daß der Dialog nie ein Drama auf der Bühne erfolgreich machen kann. Das Sprechen macht es.

Ein anderes Stück Eugene O'Neills, ‚Desire under the Elms', wurde, nachdem es von den Intellektuellen beifällig aufgenommen worden war, durch den Zensor verheert und kam zum Erfolg als eine anständige, aber kühne Darstellung des wirklichen Neu-England der Sünde und des Verbots. ‚Desire under the Elms' ist etwa ebenso repräsentativ für Neu-England wie eine Gasolin-Füll-Station auf der Bostoner Poststraße. Seine Charaktere sind europäische Bauern, außerordentlich ausdrucksvolle, die bemerken, daß der Sonnenuntergang ‚purity' sei, um anzukünden, daß der Puritanismus sie gehemmt habe, und dann jede animalische, geistige, pflanzenhafte Äußerung von sich geben, die ihre ziemlich unangenehmen Seelen belebt. Die besten Teile des Stückes sind die Verführungs-Szenen, für die die Zensur es verdammen würde. Sie sind gearbeitet mit Strenge, Zurückhaltung und Anständigkeit. Der Schluß ist Melodrama; und, der Wunsch, Hauptmann nachzuahmen', könnte für das Ganze ein richtiger Titel sein. Es ist ein bühnenwirksames, interessantes Melodrama, wozu literarischer Ehrgeiz sich gedrängt hat, um Neu-England bloßgestellt und die unverschleierte Wahrheit zu sehen. —

Michel Arlin, der den Erfolg von Alderus Huxley studiert hat, der Sexualität und Intellektualismus mischt, erklärt, daß gewinnreiche Literatur durch Hinzufügung von einigen Bestandteilen noch gangbarer gemacht werden kann. Er behielt den verfälschten Libertinismus, verdoppelte den Witz, beleuchtete dann die Mischung mit einem starken Schuß von sozialem Snobismus. . . .

Andere Zwischenfälle dieser mage

Digitized by Google

ren, aber saftigen Saison sind die ersten matten Zeichen des Wiederauflebens des historischen Romans im ‚Drums' gewesen; der Raub Menckens und seines ‚Mercury' durch seine alten Feinde, die Professoren; der Zusammenbruch des ‚vers libre', als entdeckt wurde, daß viele gute Prosa vernichtet worden war, um schlechte Poesie zu machen; der elende Zustand der Verkäufer von Unanständigkeiten, die in der Vorstellung von Congreves ‚Love for Love' lernten, daß es Kinder im Spiel gäbe und auch gemeine Kinder; und schließlich das lang erwartete Verschwinden der jüngeren Generation, die weise, dogmatisch und konservativ geworden ist. Die Jungen im Jahre 1925 sind alle entweder unter zwanzig oder über vierzig."

Zur Pariser Kunstgewerbe-Ausstellung

Die Nicht-Teilnahme Deutschlands an der „Exposition des Arts Décoratifs" — wie immer sie motiviert sein mag — war sicher ein großer politischer und künstlerischer Fehler. Wie sehr die Ausstellung Zukunftswege eröffnet, besagt die Besprechung der *Nouvelle Revue Française:*

„Eine Tatsache von größter Bedeutung charakterisiert die Ausstellung der dekorativen Künste: das ist auf architektonischem Gebiete die Entdeckung des rechten Winkels. Wenn man bei einem Besuch des Grand Palais, quer durch eine Lücke der neuen Einrichtung sieht, dieser außerordentlichen Anhäufung von eisernen Jochen, Voluten, Schlangenwindungen und Schnörkeln aller Art, ist man gezwungen festzustellen, daß seit einem Vierteljahrhundert die architektonische Sprache sich geläutert hat und man die Schönheit wie in den guten Epochen wieder zu suchen beginnt: mit Hilfe der Proportionen der Maße und nicht durch ornamentale Überladung. In Wahrheit scheint dieser Sinn für Proportionen noch nicht auf einem sehr hohen Grade der Vervollkommnung angelangt und, wenn man das prachtvolle Theater von Perrel und die Botschaft von Mallet-Stevens ausnimmt, scheint keine tiefe Notwendigkeit die Proportionen der meisten Gebäude zu begründen, die, gemäß einem neuen Alltag, sich mit lügnerischer Nacktheit schmücken. Man wohnt übrigens einem plötzlichen Aufblühen der irrationalsten Elemente in einigen Ornamenten bei, wie diese Läden des Pont Alexandre, wo der ganz schlechte Geschmack des ‚modernen Stil' von 1900 überlebt. Ein aufregender Kampf, über dessen Ausgang kein Zweifel besteht, zwischen dem ‚barocken' Geist und dem geometrischen. Schon feiern manche fremde Pavillons, die Schwedens, Polens, Rußlands, die Schönheit der nackten Flächen, erhöht um seltene abstrakte Motive. So stellt die Ausstellung eine wahre Huldigung vor dem Kubismus dar, vom dekorativen Feld der Porte d'Orsay bis zu den Primavera-Tellern. Es ist deshalb bedauerlich, daß man nichts von den Namen der authentischen kubistischen Malern sieht. Nur Léger und Delaunay wurden, dank Mallet-Stevens, in diese offizielle Öffentlichkeit eingeführt. Obgleich man an die Ästhetik denkt, aus der ihre Werke stammen, kann man nicht leugnen, daß ihre Werke sich völlig der umgebenden Architektur eingliedern, daß sie ebenso diskret wie frisch blühen. Man kann das nicht so von den absurden und beleidigenden Malereien der Handwerkskammer sagen."

Frankreich und Deutschland

La Revue Européenne beginnt im letzten Heft eine Umfrage über Deutschland. Der Reigen der Antworten wird durch Alfred Fabre-Luce (dessen Buch über den „Sieg" in unserem letzten Heft besprochen wurde)

Digitized by Google

eröffnet. Er betrachtet die deutsche Situation nach der Hindenburg-Wahl und zwar nicht nur die tatsächliche, sondern auch die ideologische.

„Man muß eine historische Periode nicht nur nach den vollständigen Akten beurteilen, sondern auch nach der Ideologie, die in Umlauf gesetzt wurde und sie umgab. In dieser Hinsicht scheint uns in Frankreich in Richtung der Meinung ein dreifacher Fehler begangen zu sein.

1. Zu gleicher Zeit, als man die Organisation des Völkerbundes zu entwickeln suchte, schien man ihm, im Gegensatz zu seinem eigenen Wesen, einen festen Charakter zu geben, als wäre er nur ein Instrument der Erhaltung des Status quo: das hieß, von ihm diese ‚verirrten Schafe' fernhalten, die zu erobern am nützlichsten wäre, und, von französischer Seite, mit Unrecht glauben lassen, daß der Völkerbund vollständig sowohl sein Werk als Wächter als sein Werk als Vermittler erfüllen könnte.

2. Indem man mit einer Politik internationaler Annäherung köderte, stützte man sie mit einer Propaganda, die sie völlig wieder aufs Spiel setzte durch eine Wette auf die deutschen Wahlen. Die Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland wurde nicht als eine harte Notwendigkeit angesehen, die von beiden Seiten ernste Konzessionen fordert, sondern als Offenbarung politischer Sympathie. Das Freundschafts-Anerbieten richtete sich nur an gewisse deutsche Parteien: das hieß schon, was auch geschehen sollte, es der ungültig machenden Bedingung des ersten Majoritäts-Wechsels unterwerfen. Die Aktion dieser Parteien sollte sich stoßen an den fortlebenden anti-demokratischen Traditionen des alten Deutschlands. Um trotz ihrer ihren Triumph zu sichern, hätte man sie aufrecht erhalten müssen durch das Versprechen wichtiger Belohnungen. Das wäre eine Taktik, geeignet, in Frankreich viele Widerstände hervorzurufen, aber die dennoch die notwendige Bedingung der versprochenen Entspannung wäre. Sie ist nicht angewandt worden. In der Tat hat Herriot nur den Opfern zugestimmt, die nötig waren, um die interalliierte Front zu reformieren. Gewisse Leute werden sagen, daß er sich eine übertriebene Vorstellung von diesen internationalen Notwendigkeiten gemacht hat — aber wir haben hier nur seine Intentionen zu betrachten: es ist gewiß, daß er keine Konzessionen an Deutschland gemacht hat. Nach den Hoffnungen, die durch den Umschwung in der Wahl vom 11. Mai erweckt wurden, war das Kompromiß, das provisorisch die französischen Truppen in der Ruhr behielt, jenseits des Rheins eine erste Enttäuschung, die eine andere, ernstere nach sich gezogen hat. In der Tat hätte die Nicht-Räumung der Kölner Zone, die durch die Vertragsbestimmungen und die Feststellungen der Kontroll-Kommission völlig gerechtfertigt war, ohne Zweifel vermieden werden können durch eine vorhersehende Politik der Zusammenarbeit mit der deutschen Regierung, wenn auch die Besetzung der Ruhr, bei diesem ersten Verfalltag des Vertrags, begrenzt worden wäre. Auf jeden Fall war die französische Entscheidung nicht genügend gerechtfertigt vor der deutschen Meinung, die darin ein Zeichen von Imperialismus gesehen hat. Wie sollte man daraufhin bei der Präsidentenwahl auf eine Niederlage des nationalistischen Kandidaten hoffen? Dennoch wurde von vornherein der französischen Meinung sein Erfolg als Katastrophe dargestellt. Und er wird die Verhandlungen stören, die unklugerweise inmitten dieser Rhetorik sich entsponnen, die sich gegen sie wendet.

3. Weiterhin scheint die französische Regierung geglaubt zu haben, daß die französisch-deutsche Verständigung sich

Digitized by Google

im Rahmen der ‚Politik von Versailles' verwirklichen könnte. Die Ausschweifungen des Poincarismus hatten das Problem verschoben und erschwert. Frankreich hatte gegen den Geist der interalliierten Solidarität des Vertrages verstoßen, indem es allein militärische Sanktionen unternahm, und gegen den Geist der Achtung vor den Nationalitäten, indem es die separatistischen Unternehmungen begünstigte ..."

Indien

In der Wochenausgabe des *Manchester Guardian* veröffentlicht C. F. Andrews, der neben Annie Besant der der indischen Bewegung nächststehende Europäer ist, Aufsätze über die Kaste der sogenannten „Untouchables" (Die Unreinen) und den Kampf der indischen Reformer um Gandhi gegen die Pariastellung dieser Kaste.

„Von Anhängern Gandhis aufgefordert, begab ich mich nach Waikom in Travankur, dem Mittelpunkt des Kampfes gegen die Unberührbarkeit der unreinen Kasten. Die Straße, die durch die Mitte des Dorfes und um den Tempel herumführt, war von den Orthodoxen für die niedersten Kasten gesperrt, so daß sie nur auf einem Umweg das Dorf passieren durften. Es hatte aber eine Schar von Gandhis Leuten, obwohl ihres Zeichens Brahmanen, die Unreinen bis in die Nähe des Sperrbezirks geleitet und versucht, in ihn vorzudringen. Die Polizei war angewiesen worden, die Eindringlinge nicht zu verhaften, sondern ihnen den Eintritt zu verwehren. Monat auf Monat versuchten die Reformer immer wieder, in die Straße vorzustoßen — Brahmanen und Unreine Hand in Hand — aber sie scheiterten am Widerstand der Polizei. Aus dem viereckigen Tempel führen vier Tore in je eine Straße, die sich nach beiden Seiten verzweigt. Etwa zweihundert Meter von jedem Tor entfernt, dort wo der gesperrte Bezirk beginnt, steht ein Posten, je zwei Gandhileute, ein Brahmane und ein Unreiner, nebeneinander und begehren Einlaß; ein dritter sitzt, zur Ablösung, daneben und spinnt an seiner Charka. Den Beiden gegenüber ein wachhabender Schutzmann, und dieselbe Anordnung von Posten und Gegenposten an jedem der vier Tore; nach sechsstündiger Wache erfolgt Ablösung, und eine neue Wache zieht auf. Dieser passive Kampf währte Tag für Tag von Sonnenaufgang bis Abend, in der Nacht aber herrschte Waffenstillstand. Als ich von Tor zu Tor die Runde machte, ging mir der leidenschaftliche Ernst des Kampfes auf, der ein ganzes Jahr gedauert hatte, unterbrochen weder durch Epidemien noch durch Überschwemmungen zur Zeit der Monsune. Zwar waren der Polizei Boote mitgegeben, die sie längs der Straße verankern konnte, so daß sie im Trocknen saß. Gandhis Leute aber, die solche Aushilfen verschmähten, wateten und standen bis zur Brust im Wasser, drei Stunden lang, mit viermal statt zweimal täglicher Ablösung. In ihrem Lager hatten die Freiwilligen ein Asram, das ist eine Stätte geistlicher Exerzitien, errichtet, die sie Satyagraha Asram nennen, was mit ‚Andachtsstätte des passiven Widerstandes' übersetzt werden kann, obwohl vielleicht ‚Seelenkraft' den Begriff Satyagraha besser wiedergibt."

(Seitdem ist Gandhi selber zur Beruhigung seiner Anhänger nach Waikom gegangen und hat ein Kompromiß zustande gebracht, so daß die Polizei zurückgezogen werden konnte, die Freiwilligen aber sich verpflichtet haben, die Grenzlinie nicht zu überschreiten, bis die öffentliche Meinung des Landes auf ihrer Seite sein wird. So ziehn jetzt die Freiwilligen, die Hände wie zum Gebet gefaltet, auf ihren Posten. Vorrücken aber werden sie erst, wenn der Mahatma es gebietet.)

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Holitschers Aufzeichnungen

Zwei Bücher hat Arthur Holitscher im letzten Jahr veröffentlicht, die „Lebensgeschichte eines Rebellen“ und den „Narrenbaedeker“ (beide bei S. Fischer, Berlin); das erste ein Buch der Jugenderinnerungen, das andere ein Buch (mit Bildern von Franz Masereel) des Heute, der Nachkriegswelt, mit dem Paris und London des Jahres 1925. Das Vergangene, lange Verjährte hat nicht aufgehört zu sein, spielt in diesem Schriftsteller weiter, ist noch unentziffert und unabgeschlossen; die Gegenwart aber, das heut Gelebte, geht schon wieder unter, entgleitet und schwindet. Das Vorbei lebt noch, und das Heute ist schon vorbei. Ein Mensch steht inmitten des Lebens mit der Frage „Was war das alles?“ Und versucht es aufzuschreiben. Und was er heute erlebt, schreibt er auf mit der Frage „Was ist dies alles?“ Dahingegangenes Leben ist noch immer halb sein Eigentum, seine Freude und sein Schmerz, und die heutigen Gefühle sind halb schon nicht mehr sein. Es ist, als ob einer Bücher machen müßte, um sich die Echtheit des wirklich Erlebten zu bestätigen, um zu einer Gewißheit zu gelangen, daß die Realität wirklich vorhanden und kein Wahn war. Die Seele sucht jenes Fremde und Unglaubwürdige, das als sogenannte Welt um sie war und ist, zu verstehen und zu lernen, ins reine zu bringen, sucht sich zurechtzufinden. Man mag Holitscher heißen, die Welt durchreisen, Menschen gekannt, Bücher geliebt haben, von Gefühlen und Ideen erschüttert worden sein, man mag gestrebt und gesehen und gelitten, die eigene Melodie in Dichtungen ausgesprochen und deren Schicksal in der literarischen Öffentlichkeit miterlebt haben, — all dies Nächste blieb zugleich fern und fremd, verborgen und geheimnisvoll, in einem schmerzlichen Dämmer, unvollendet, des Erklärers bedürftig; ja von allen Fragen wurde die des eigenen Erlebens und Seins am wenigsten beantwortet, das Greifbare war das Unfaßlichste. Ein Epimethidenlos erzählen diese Schriften.

Das Schicksal der Seele auf Erden gibt die Melodie der Lebensgeschichte. Etwas sonderbar Unirdisches, Verglastes ist in diesem Bericht konkreter Tatsächlichkeiten, ein Erstaunen über das eigene Leben. Wenn der Verfasser berichtet, daß er in St. Emerich an der Theiß geboren wurde, scheint seine Seele unhörbar zu murmeln: „Sonderbar, wie bin ich gerade dahin gekommen?“ Das ganze geschehene Leben zieht noch einmal an der Seele vorbei und versucht Bestimmung und Gestalt zu bekommen. Erinnerungen und Aufzeichnungen, nicht das Werk, aber die Natur und Wahrheit eines Dichters, geben die Schicht des Poetischen, die älter ist, als die könnende Aktivität und Individualität, nämlich die versagende Passivität und Kontemplation, die notwendig unglückliche Liebe zur Welt im allgemeinen vor der glücklichen Liebe zu einem besonderen Werk.

Digitized by Google

Die Lebensgeschichte ist da am tiefsten, wo sie ein offenes Armutszeugnis ist, wo sie das dichterische Schicksal, ein „Ausländer" im Leben, ein unglücklicher Liebhaber zu sein, am wahrhaftigsten gesteht. Die unerwiderte Hingabe an die Erscheinungen, an ihr Leben und ihre Schattenhaftigkeit, bildet hier den Dichter.

Eine epimethidische Seele — und ihr gegenüber die moderne, prosaische Welt mit ihrer Technik und Wissenschaftlichkeit, ihren fachlichen Vereinzelungen, ihrem politischen Betrieb, ihren weltanschaulichen Problemen und ihren zerrissenen Künsten. Das Ende des neunzehnten Jahrhunderts erscheint, Hauptstädte, Kunststädte in einem trüben und hoffnungslosen Vormittagslicht, Bürgerfamilien von Wien und Budapest mit Makartsträußen im Salon und mächtigen Tageszeitungen im Eßzimmer, Paris und München mit großen Künstlern, Hamsun, Wedekind, mit Revolutionären, Originalen, Temperamenten, Verlegern, Anekdoten — ein vielfältiges, vitales, nicht ganz verstehbares Treiben, eine Verschwendung von Kräften und Gesten, lauter einzelne Posten, die sich nicht zu einer Summe addieren lassen. Das Leben, unbewältigt, stiebt nach allen Richtungen auseinander, es ist eine Flucht schattenhafter Ereignisse und Personen, die Holitschers Erinnerung zwingen will, Rede zu stehen und Farbe zu bekennen. Und wie die Lebensgeschichte das Jahrhundertende beschreibt, so sieht der Narrenbaedeker das Jahrtausendende, die unmenschliche Beziehungslosigkeit der modernen europäischen Welteinrichtung zu dem, was eigentlich die Seele wünscht und braucht. Holitscher sieht einen „geilen Totentanz" der kapitalistischen Welt, einen frivolen, verbrecherischen, manchmal schönen Kehraus vor dem Heraufkommen einer menschlicheren Ordnung. Er hält die splitterhaften Eindrücke essayistisch, journalistisch fest; er konfrontiert die Zerrissenheit der Moderne mit der Ganzheit des eigenen Gemüts. Aus dem Grunderlebnis der seelischen Fassungslosigkeit, das die Erinnerung zu so vielfältig schillernden und fragmentarischen Bildern bringt, wird hier der Wille, die Welt besser zusammenzufassen. Das epimethidische Gewissen findet die Kraft, mit der Welt einen neuen Versuch zu machen.

Ernst Blass

Eine amerikanische Vita

Im Verlag Kurt Wolff erschien die deutsche Ausgabe eines amerikanischen Romans, der in seiner englischen Fassung den Titel trägt: „Haunch Paunch and Jowl". Der englische Titel (Schenkel, Wanst und Backe) ist vorzüglich. Er formuliert; er reimt sich auf Substanz und Form des Buchs; er gibt einen Vorbegriff vom Wesen dieses außerordentlichen Buchs — ich wage zu sagen: von seinem Stil; der Titel ist von diesem Stil. Der deutsche Titel („Herr Fettwanst") mag für die Vermittlung notwendig gewesen sein — gut ist er nicht, da er, der Erwartung eines allenfalls verdächtigen Märchens Vorschub leistend, im Verhältnis zum Stil des Buches indifferent bleibt, wiewohl man sich darauf berufen darf, daß im Buche selbst der Held den Spitznamen „Herr Fettwanst" führt. Der amerikanische Titel ist epischer, unpersönlicher, mehr landschaftlich, mehr stillebenhaft. Stilleben. Wohl ein verrückter Begriff gegenüber diesem Buch, in dem das Stille fast überhaupt nicht da ist, es sei denn für einen Seitenblick; in dem das Leben nicht mehr das Leben, sondern nur mehr ein dynamischer Apparat ist; und dennoch hat jener Begriff einen Sinn. Er ist schließlich die höchste Kategorie aller Anschauung; und wenn ich nun, am Ende der Lektüre, über die Erinnerung

Digitized by Google

hinzublicken versuche, so gelingt es mir: das Bild ist da — ein Ganzes, als Bild-Totale gefaßt, der Anschauung im Ganzen dargeboten, darum irgendwie ruhig, so sehr es im Einzelnen aus Tempo und nur aus Tempo zusammengesetzt ist; kurz: in der breiten Festigkeit der Form ruhend wie das Küchenstück, mit dem es aufhört — „gedämpfte Brust und Kartoffeln Lathkes." (Ich denke mir, es sei ein jüdisches Gericht.)

Komme ich bei diesem amerikanischen Buch in die angenehme Verlegenheit, erstlich und zuletzt die Existenz der guten Form feststellen zu müssen, so wird freilich sofort auch die Notwendigkeit dringend, auszusagen, daß diese Form etwa von der zeitgenössischen europäischen angenehm absticht. Nicht nur deshalb, weil sie noch knapper ist als die knappste deutsche, als die expressionistischste aller Verkürzungen, die bei uns beliebt sind (und beispielsweise Sternheim heißen); sondern auch und vor allem deshalb, weil die Form dieses Amerikaners, fern allem Fiktiven, Artistischen, nur Problematisch-Vorgestellten, von einem unerhörten Gedränge primitiver Tatsachen gesättigt, getragen und unmittelbar gefordert wird; derart nämlich, daß eine andere Form überhaupt nicht möglich zu sein scheint. Es handelt sich nicht um das, was wir, von allerlei Ästhetik ausgehend, eine „Kunstform" nennen würden. Der Begriff wäre zu umwegig, zu akademisch und viel zu fakultativ. Hier aber gibt es gar keine Umwege; alles wird, in der Form wie in der Sache, auf dem nächsten Weg erreicht — der, wo er nicht gerade sein kann, mindestens der knappste Zickzack ist. Das Wichtigste aber: die Form dieses Buches ist notwendig; sie ist obligatorisch. In doppeltem Sinne: dies Buch mußte offenbar geschrieben sein; man fühlt, daß da ein Mensch jenseits aller Begriffe wie „Autor", „Schriftsteller", „Literatur" einfach aus sich heraustreten mußte, um sich zu sehen, sich zu zeigen; und wenn dies Buch einmal geschrieben werden mußte, dann mußte es freilich in dieser direktesten aller Formen geschrieben sein. In dieser direktesten aller Formen — die nichts zu sein scheint als kürzeste Reportage; die aber auch nicht mehr zu sein braucht als die Prägnanz der Reportage, um ein Stil zu sein. Ich will nicht sagen, daß diesem Autor das Element fehle, das wir (wo es überhaupt ein Element ist) das Element der Bildung nennen dürfen. Er liest den Plutarch und den Montaigne und den Rousseau, und vielleicht liest er ihn besser als wir — ursprünglicher, direkter. Aber der Stil dieses Buches ist nicht ein Stil der Bildung, sondern ein Äquivalent des Stils der Bildung, das aus dem Spontanen geschöpft ist.

Der Leser wird ungeduldig und will wissen, was denn in diesem so belobten Buche enthalten sei. Enthalten ist darin: die Geschichte eines Menschen, der mit armseligen jüdisch-russischen Eltern in Amerika eingewandert oder von diesen eingewanderten Eltern dort in die kümmerlichste Welt gesetzt ist; dem der Vater an der Schwindsucht des Heimarbeiters stirbt, wie sie alle ringsherum, die Haushörigen des Schwitzsystem der Konfektionsverleger, an der Schwindsucht sterben; der sich in der Schule von Lümmeln bildet, die im Osten von New York die Wildnis des indianischen Hinterlandes auf mindere Art noch einmal hervorbringen — der in Straßenschlachten der Flegeljahre, in Gaunergriffen aller Art, in Kellern und letzten Hurenhäusern die ersten Abhärtungen einer Disziplin empfängt, die ihn nach zwanzig Jahren zum großen Advokaten, zum großen Richter und zum großen Millionär gemacht haben wird; der die eigentliche Karriere im untersten der Variétés be-

Digitized by Google

ginnt, damals, in den Anfängen der synkopischen Musik des Jazz-Band; der den Ehrgeiz nährt, Bürgermeister von New York zu werden; dem aber zuletzt das üppige jüdische Dienstmädchen, das mit ihm sieben Jahre lang demütig geschlafen hat (wie vordem Jakob sieben Jahre um Lea und sieben um Rahel diente), das Genick des Ehrgeizes mit weichen Fingern und Armen bricht, indem es sich ihm als Ehefrau oktroyiert, so daß die Laufbahn mit einem subalternen gesellschaftlichen Ridicule zu Ende ist... Mit einem Ridicule? Gretel erstickt ihn im Fett der guten jüdischen Küche. Übrigens eine prachtvolle Person und, vom Himmel oder von der Hölle aus gesehen, für den ultraamerikanischen Meyer Hirsch eine Rückmündung ins Menschliche, ins Menschlichste, ins Allzumenschliche; eine Blamage, die dem Menschlichen, so kümmerlich es sei, noch einen letzten Schlupfwinkel gegen die Mechanik des Dynamischen sichert. Natürlich gegen den Willen des Meyer Hirsch; und eben darin liegt die quasi-tragische Ironie der Situation.

Ein Buch, das aus dem Gedränge und Geschiebe der Tatsachen gemacht ist. Ein sehr gescheites Buch. Ich füge hinzu: ein Buch, aus dem man etwas lernt. Man lernt die ganze Biologie und Geologie, die ganze Zoologie und Mechanik des New York der Zeit, die bei uns die wilhelminische genannt ist und bei uns nach Dimension und Effekt so unendlich viel weniger gekonnt war. Karriere und Reichtum des Meyer Hirsch sind, wie gesagt, zuletzt auch eine tragische Vernichtung; auch drüben endet es mit einem Bruch; auch drüben reüssiert es nicht — denn der Held arriviert nicht im Milieu der vierhundert deutschen Juden, welche die jüdische Aristokratie von New York ausmachen. Auch er bleibt im Menschlich-Subalternen hängen — oder fällt aus einem irrationalen oder hebräisch-traditionellen Punkt seines Lebens, seiner heimlicheren Verfassung wieder hinein. Aber es sind andere Dimensionen, andere Massen, andere Intensitäten in Bewegung gesetzt, und der Bruch im Effekt ist noch immer ein Überfluß, wo wir nur einfach beim Hunger angekommen sind...

Nebenbei ist dies Buch übrigens eine tolle Epopöe des Judentums. Sine ira et studio. Von einem Juden nur schlechthin in den Tatsachen ausgesagt. Und in der Wahrheit ist hier eine Spanne Zeit von der ägyptischen Gefangenschaft der Kinder Israel bis zum Präsidenten Wilson umfangen — dazu der körperliche Raum, den diese Spanne Zeit überbrückt. Dazu: alle Juden dieses Buches streiten miteinander; sie beuten einander aus, plagen einander; sie dissidieren auf tausend Arten; aber das Ergebnis, der Gesamtaspekt ist die ungeheuerliche Identität des Judentums von A bis Z.

Der Verfasser des Buches wird in der Einleitung des Übersetzers Erich Posselt, der sich an dieser schwierigen Arbeit viel Mühe gemacht hat, mit dem Namen Samuel Ornitz angegeben. Wir tun nur ein Überflüssiges, wenn wir diesem Mann das Prädikat eines Künstlers geben. Das Prädikat versteht sich von selbst, wie sich das ganze Buch auf eine über unsere europäischen Begriffe hinausgehende Weise von selbst versteht. Diese Kürze des Selbstverständlichen ist uns längst fast ganz verloren (und das eben ist das Unglück hierzulande). Aber ich möchte nicht aufhören, von diesem Buch, das ein fürchterliches Buch ist, eine Confessio gleichsam ohne Empfindung, ja überhaupt ohne Ton, nur eben eine Confessio in knappster Deckung mit den Fakten — ich möchte nicht aufhören, von diesem Buch zu reden, ohne auch gesagt zu haben, daß es Schönheiten der Empfindung und des Ausdrucks besitzt, die unserem

Digitized by Google

empfindlichsten europäischsten Gefühl, unserem ach historischsten Gefühl eine Wohltat sind, wie sie uns von uns selbst heute nicht gerade allzuoft erwiesen wird. Vielleicht darum, weil dieser ultraimmediate Amerikaner der älteste der Europäer ist ... Wenn er liebt, wenn er den Mond auf der festen Brust eines Mädchens sieht, das er liebt, ohne, so wie er ist, nämlich amerikanisch, und so wie sie ist, nämlich biblisch im Sinne des Hohenlieds, dies Mädchen auch erreichen zu können: dann erinnert er sich dessen, daß es Griechen und griechischen Marmor gab. Dies nun ist rührend; um so rührender, je weiter der Weg zum Griechischen von diesem Buch her ist — zu einem glaubhaft Griechischen! Daß zwischen „all right" und „nebbich" hier eine Tiefe liegt, die, zwar mechanisch anmutend wie ein Kanal, wie eine Kloake, doch ein menschlicher Abgrund blieb — dies kann noch nicht so aufregen wie jener Streifen Mondlicht auf einer griechischen Metapher in New York Eastside ... Welcher Synkretismus der Welten in einer einzigen Welt: das Alte Testament und Amerika mögen wohl zusammenkommen — aber Griechenland ... Dennoch ist diese amerikanische Welt eins und von zäher Dichtigkeit. Dies hängt zusammen wie ein Bündel Kletten, das sich selbst sticht; aber es hängt zusammen. Die Ausbeutung, der Haß: eine Dialektik des Zusammenhangs ... Vielleicht kann man das Buch auch romantisch nennen; weshalb sollte es nicht auch höchst romantisch sein, da es die Wege weiß und die Notwendigkeit spürt, das Romantische im Banalen auszugleichen, das Phantastisch-Abenteuerliche der Spannungen, welches mit jedem „Urzustand" der Menschheit konkurrieren kann, im Ordinären, ja im endlich Gleichgültigen wieder abzuspannen, das Ghetto in New York und New York im Ghetto zu identifizieren, so nämlich, daß man nicht mehr begreift, was das Romantische und was das Triviale ist ...

Daß ich aber lieber den Grimmelshausen und den Rabelais lese, steht auf einem anderen Blatt.

Wilhelm Hausenstein

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

VON DEN BEIDEN KAMMERN EINES PARLAMENTS

von

ALBRECHT MENDELSSOHN BARTHOLDY

Wir haben nun genug von der Kritik am Parlament; es ist Zeit zu fragen: was dann? Sind die dreihundert Abgeordneten wirklich so schlecht und unfähig, wie es den Anschein hat, wenn man ihre dreißig Millionen Wähler über sie reden hört, so wird es gut sein, daß wir es nicht beim Schimpfen lassen, sondern mit einer am Maß unserer täglichen Empörung über das Parlament gemessenen Eile etwas tun.

Der Leser, der mir bis hierhin, wider mein Erwarten, willig gefolgt wäre, wird nun einhalten und sagen: etwas tun ist schon recht — wir sind ja alle Aktivisten —; tun wir rasch etwas. Aber was?

Darauf ist meine Antwort: das Parlament stärken, wenn es schwach ist; das Parlament gut machen, wenn es schlecht ist; dem Parlament recht viel zu tun geben, wenn es zu viel geschwatzt hat. Das ist alles so wahr und einfach, daß jeder akademisch Gebildete sich schämen wird, es zu glauben. Aber das Merkwürdige ist, daß auch die akademisch Ungebildeten es nicht einsehen wollen. Auch sie sind geneigt, von den Mängeln ihres Parlaments wie von einer Naturerscheinung zu sprechen, über die man klagt ohne zu glauben, daß man sie ändern könne. Auch bei ihnen sind Geduld und Ungeduld an die unrechten Plätze gestellt: Geduld zu dem unnützen Einerlei der jammernden Kritik, und Ungeduld zu der naturnotwendigen Langsamkeit und Schwerfälligkeit der wirklichen Dinge, der sachlichen Welt. Diese Ungeduld, die ich hier schelte, ist nicht die Ungeduld dessen, der eine Staatsverfassung im Gang zu halten und darum auch in ihren Fehlern zu ändern sucht, sondern die Ungeduld dessen, der vom ersten Entwurf der Verfassung Endgültiges, Vollkommenes, Fertiges verlangt und, wenn er es nicht bekommt, am Nachbessern, am

Digitized by Google

Ölen und Feilen sogleich verzweifelt. Gute Verfassungen kommen langsam zum Leben. Die Not, aus der die Weimarer Verfassung entstanden ist, war ein besserer Herr und Meister dieses Werks als man gemeinhin zugibt; aber auch sie hat keine Wunder tun können. Ich tadle die Ungeduld, die sich nicht mit dem Unscheinbaren zufrieden gibt, sondern Spektakulares haben will. Überall in der Welt ist die beste politische Arbeit die unscheinbare, die Arbeit eines englischen Großstadt-Gemeinderats oder die Arbeit der Schweizerischen Bundesdemokratie. Überall in der Welt gibt es ein Unglück, wenn Politik vom Paradepferd herunter getrieben wird, und je lauter der immer wiederkehrende General Boulanger oder sein ziviles Volkstribunen- und Rednertribünen-Gegenstück zuerst akklamiert werden, desto heftiger muß der Aderlaß sein, der dem Fieber folgt. Ich habe keine Geduld mit der Ungeduld, die von oben herunter bauen will, statt von unten hinauf, an der Turmspitze, der schön vergoldeten, anfangend, statt im lehmigen Boden mit den Wasserleitungsrohren.

Ist uns das Fliegen zu Kopf gestiegen? Graben wir uns doch lieber ein wenig tiefer in den Boden ein.

Auf das Problem des Parlamentarismus angewandt: wenn das Parlament nicht gut tut, so ist von den möglichen Gründen dafür der unwahrscheinlichste die Schlechtigkeit der Abgeordneten; wahrscheinlicher wäre schon die Schlechtigkeit der Wählerschaft, die sich im Parlament darstellt; am wahrscheinlichsten aber, daß die gesunde, immerfort lebendige Verbindung zwischen dem Volk und seinen Vertretern fehlt.

Wir besitzen eine sehr stattliche Zahl von Schriften über den staatsrechtlichen Charakter dieser Verbindung. Kürzlich ist wieder ein sehr lesenswerter Band über dieses Thema herausgekommen: Dr. Karl Loewenstein, Volk und Parlament (Nach der Staatstheorie der französischen Nationalversammlung von 1789. Studien zur Dogmengeschichte der unmittelbaren Volksgesetzgebung). Der Verfasser ist in die Protokolle der verfassunggebenden Versammlungen gedrungen; er hat den Einfluß der amerikanischen Vorbilder und der ursprünglich europäischen Ideologie abgeschätzt, hat aus dem Repräsentativprinzip in der Staatslehre des Abbé Siéyès heraus gezeigt, an welchen Widerständen die Anläufe zu plebiszitärer Demokratie in der großen Revolution selbst, in ihrer bewegtesten Zeit, zum Stehen gekommen und wie sie zurückgeworfen worden sind, und wir lernen

Digitized by Google

über die Frage des imperativen Mandats aus diesen hundertjährigen anglo-fränkischen Parlamentserfahrungen so viel, daß auch der Ehrengerichtsentscheid zwischen der deutschnationalen Volkspartei und dem Abgeordneten Best aus dem Monat Mai 1925 uns nichts Neues mehr dazu lehren kann.

Aber wir Staatsrechtler wissen doch, bei unserer größten (und in dem oben erwähnten Buch aufs beste angewandten und verdeutlichten) Gelehrsamkeit, daß alle diese Theorien nicht mehr enthalten können als in dem einfachen Wort Volksvertretung steckt. Man muß dieses Wort nur ehrlich meinen und ihm bis auf seinen Grund nachdenken.

Aber hier sei zuerst noch ein Exkurs erlaubt. Man hört im Parteienzank gerade in Deutschland so oft den Unsinn nachsprechen, den die Entente-Propagandisten im Krieg für ihre Dummen, besonders in der Neuen Welt (mit ihrem schrecklichen Auswanderer-Bild von der Alten) aufgelegt hatten: monarchische und parlamentarische Staatsform ständen sich als die beiden feindlich entgegengesetzten Möglichkeiten der Regierung bis zum Endkampf gegenüber. Nun ist ja England selbst die praktische Widerlegung. Aber Beispiele sollen nichts beweisen; wir werden sofort darüber belehrt, daß England eben eine Republik mit einem durch Erbgang berufenen Präsidenten sei. Gehen wir also ins allgemeinste: Monarchie und Parlamentsregierung sind im Endgedanken die nächstverwandten Staatsformen, und ihr wahrer, gemeinsamer Feind ist das Ständeregiment, ist die Oligarchie. Denn es gibt keine Monarchie, die sich beriefe auf ein demagogisch zur Geltung gebrachtes persönliches Führerrecht des Monarchen; die Monarchie will gerade nicht mit diesem Menschen-Führer leben und sterben; sie will ewig sein. „Le roi est mort, vive le roi" ist wirklich ihr einer Wahlspruch. Und „L'état c'est moi" ist ihr anderer und noch höherer. Der Monarch ist Ganzheit des Volkes, wenn er heute überhaupt irgendeinen Sinn hat. Das weiß das britische Weltreich: wie könnte es mit seinen hundert Zungen und Farben und Gottesdiensten anders ein Ganzes sein als durch „die Krone"? Am Monarchen nimmt jeder im Volk Teil; er ist nicht nur nach außen der Repräsentant der Nation, er stellt sie selbst vor ihren geistigen Augen körperlich dar. Er ist die Volksvertretung in einer Person. Da mag man denn zweifeln, ob dieser eine, in seiner Berufung von den Fehlern menschlichen Urteils und Gefühls unab-

Digitized by Google

hängige Sohn, Enkel, Urenkel königlichen Stammes oder ob das in politischer Wahl gebildete Parlament, ob die Gemeindeversammlung der heute volljährigen Männer des Landes das Volk wahrhafter darstelle — beide wollen es; beiden muß es die höchste Erfüllung ihres Amtes sein. Und darum haben sie beide den gemeinsamen Feind: die Kasten, die Stände, die „Herren". Die wollen das Volk kein Ganzes sein lassen; sie wollen es teilen und scheiden. Die wollen nicht im Zeichen einer großen Einheit sein, sondern sie wollen sie selber sein, und ihre aufrichtigen Freunde sagen zu ihrem Lob dies gerade mit dem besten Recht: daß alles Repräsentieren oder zu deutsch Vertreten, alle bloße Verwaltung und Treuhänderschaft, so wie die Menschen einmal seien, nur falscher Schein, Duckmäuserei und Lüge sei, in Wahrheit aber nur der Mann im Staat gelten und wirken könne, der er selbst ist und sonst nichts.

Das ist der Gegensatz: Volk oder Stände. Nicht: Monarchie oder Republik.

Nun haben wir uns dafür entschieden, daß es das ganze Volk sein soll, ein Volk von Brüdern. Auch sind wir in Deutschland seit altersher der Meinung, daß ein einziger, der absolute König, die Vielfältigkeit unseres Volkes nicht in sich fassen kann. Schon die Bayern haben es schwer — Altbayern, Schwaben, Franken, Pfälzer und zugewanderte Reichsdeutsche — ganz wittelsbachisch zu sein; die Deutschen haben es niemals fertig gebracht, welfisch oder ghibellinisch, habsburgisch oder hohenzollerisch eins zu sein. Das einzusehen sollte für einen Monarchisten noch leichter sein als für einen Republikaner.

Aber wenn dieser eine Erstgeborene das deutsche Volk nicht allein zu vertreten vermag — so daß er sagen könnte: dies Volk bin ich! — so wird es doch vielleicht der Reichstag können, den das Volk sich gewählt hat?

Nicht beim jetzigen Wahlrecht? Nicht im Einkammer-Parlament? Dann ändere man das Wahlrecht und richte das Parlament in zwei Kammern stärker ein als es heute, auf seinem einen Bein, dasteht. Das Volk hat den Reichstag nicht um des Wahlrechts willen, sondern es wählt, um den Reichstag zu haben. Ein „gerechtes" Wahlrecht gibt es nicht. Das Wahlrecht ist gut, wenn es dem Volk zu einer guten Vertretung verhilft; es ist schlecht, wenn es das nicht tut. Darum muß man sich zuerst das Bild dieser guten Vertretung machen, und dann das Wahlrecht und die Parlamentsverfassung suchen, die

Digitized by Google

zu diesem Bild paßt. Wir haben es anders herum versucht und sollten durch Schaden klug geworden sein.

Wie müssen die Männer und Frauen beschaffen sein, die eine Volksvertretung bilden? Wenn mich jemand auf diese Frage empört zurückfragt, ob ich vielleicht Staatsprüfungen für Abgeordnete einführen wolle, so gebe ich ihm in dieser Empörung ganz und gar recht und formuliere sie zu einem ersten und nicht unwichtigen, obgleich nur negativen Merkmal des guten Volksvertreters: er soll kein Fachmann sein, sondern ein Mann aus dem Volk, kein Parlamentarier von Beruf, sondern, im weitesten und besten Sinn des Worts, ein Bürger dieses Landes von Beruf.

Man erzählt uns, in England, im heute noch vorbildlichen Parlamentsregierungsland, sei die Regel, daß der Abgeordnete sich ganz und gar der Politik widme, in ihr die Aufgabe seines Lebens erblicke, zu ihr sich, als zu seinem eigentlichen Beruf, schule und immer weiter übend fortbilde. Und eben aus diesen Berufsparlamentariern, diesen Fachleuten der Volksvertretung, gewinne England die Minister, die dann, politisch rund herum geschult — „all-round men“ —, keine Ressortspezialisten zu sein brauchten. Das ist alles nur halb richtig. Man muß nur einen solchen englischen Abgeordneten im Hauptberuf einmal neben seinen kontinentalen Kollegen gesehen haben, um sicher zu wissen, daß da etwas nicht stimmt. Es steht so, — stand bis vor dem Krieg so und scheint mir heute in der großen konservativen Partei, unter Baldwins bewußter Führung, noch immer so zu stehen —: das Abgeordnetenmandat ist dem Engländer eine Stelle der Selbstverwaltung; der Dienst im local Government und im national Government unterscheiden sich nicht. Dieser Dienst fordert vielfach den ganzen Mann, und in bewundernswerter Einsicht hat die englische Nationalwirtschaft es immer noch fertig gebracht, für die zu diesem Dienst nötigen Männer den Lebensunterhalt bereit zu stellen, der sie von anderem Erwerb während der Jahre dieses Dienstes frei macht. Aber der Abgeordnete ist, in der Regel, so wenig ein Fachmann in unserm Sinn, wie der Friedensrichter oder der Lordleutnant Fachleute sind. Nicht nur die Parteisekretäre werden dem Parlament ferngehalten; auch die Theoretiker der Politik, die Schriftsteller und Journalisten, die Pamphletschreiber sind selten und haben, wenn sie vorkommen, eher eine Art Narrenrecht, als daß man sie bei der wirklichen Arbeit anstellte. Dann ist auch zu bedenken: zum Parla-

Digitized by Google

ment gehört im England der letzten hundert Jahre das Oberhaus so gut wie das Unterhaus. Da sitzen die Bischöfe der Landeskirche und die hohen Richter kraft ihres Amts. Aber die Parlamentsarbeit wird von andern geleistet; nicht der Parteimann und der Berufspolitiker werden geschätzt, sondern, um einen unübersetzbaren englischen Ausdruck im deutschen Fremdwort nachzubilden, der „öffentliche Charakter", der ein Mensch ist. Der eine mag seiner Familie gehören, der andere dem Grund und Boden, auf dem er angesessen ist, der dritte einem großen Handelsgeschäft, der vierte seinem Kameraden vom gleichen Arbeitsplatz; aber sie sind alle von da aus zum Dienst für das Ganze gekommen, von dessen gleichmäßig geordnetem Frieden und Wohlstand ihre Arbeit, ihr Geschäft, ihr Besitz und ihr Ansehen abhängt. Sie geben auch ihre Herkunft nicht auf, wenn sie in das politische Leben hineingehen. Sie sind im Unterhaus und im Oberhaus ein Stück Volk, wie sie es zuvor draußen waren, ein Stück England, wenn man es klingender sagen will. Der pensionierte General, der Anwalt, der Minenarbeiter, der Zeitungsbesitzer, der Mann der Chemikalien und der Mann der Seife, der Rheeder, der Sozialmissionar — man kennt sie alle fast mehr an der Stelle, an der sie mit dem Volkskörper zusammenhängen, als an ihrem Namen oder an ihrem Sitz zur Rechten oder Linken des Sprechers.

Wir wollen also keine Fachleute der Politik im Parlament. Der Reichstag ist keine Detaillistenkammer. Wo die Vertretung zum Geschäft wird, das man lernen, ja in das man sich schließlich gar einkaufen kann, verliert sie ihren besten innern Halt. Der Vertreter muß, mit den andern zusammen, sich selbst vertreten, ohne Scheidelinie zwischen dem eigenen und dem gemeinen Wohl; er muß dabei wirklich seinen Nächsten lieben wie sich selbst. Der Abgeordnete muß, anders ausgedrückt, nicht mehr sein wollen als ein Wähler, einer nicht von dreihundert, sondern einer von dreißig Millionen. Denn immer ist die Unmittelbarkeit, deren Lob wir Juristen im Prozeß zu singen pflegen, das Bessere; je weniger Zwischenhandel es im öffentlichen Leben gibt, desto gesünder wird es sein.

Allen ernstlichen politischen Willen, der im Volk lebendig ist, auch im Parlament zum Ausdruck kommen zu lassen, das muß das Ziel der Wahlordnung sein, sobald ein übergroß gewordener Staatsbezirk die echte Landsgemeinde, die wahre Volksversammlung unmöglich macht. Dafür bieten sich zwei Wahlsysteme an; sie bekämpfen sich

Digitized by Google

in der politischen Theorie, und das Volk glaubte bisher den weltfremden Theoretikern, daß sie sich bekämpfen müßten. Wird nun nicht bald der Bauer kommen, der die beiden starken Tiere zusammen vor seinen Pflug spannt, und von Mehrheitswahl und Verhältniswahl gemeinsam die gerade Furche ziehen läßt, die der einen von ihnen allein so wenig gelingen wollte als der andern?

Mehrheitswahl und Verhältniswahl wollen zueinander, um auf beide Arten dem Volk seine rechten Vertreter suchen zu helfen. Mehrheitswahl und Verhältniswahl wollen in ihrem Doppel den parteibrillenblinden Leuten links und rechts die Lehre geben, daß das Volk zweifach um seinen Willen befragt werden muß; dann kommt, in zwei Kammern gegliedert, aber mit einem Munde Gesetze gebend, die stärkste Volksvertretung zustande.

Too good to be true? Ich kann wenigstens sagen, daß ich mir's dreimal überlegt habe. Zunächst 1912:

„Je mehr in der Praxis der Parlamente sich das Mißverhältnis zwischen der Vertretungstheorie und der Wirklichkeit fühlbar macht, je offenbarer sich zeigt, daß durch die Wahlkreiseinteilung, die absolute Mehrheitswahl oder irgendein Stichwahlsystem einerseits und durch die immer starrere Gestaltung des Parteiwesens andererseits das Spiegelbild des Volkswillens im Parlament verfälscht wird, je kräftiger der Gedanke der proportionalen Vertretung sich durchzusetzen strebt, desto näher wird auch die Wünschbarkeit oder Notwendigkeit einer, der Sicherheit halber, doppelten Befragung des Volkes um seinen Willen gerückt. Wir bekommen zwei Kammern, die von derselben Wählerschaft, aber in verschiedener Organisation des Wahlkörpers, zu verschiedener Zeit oder auf verschiedene Legislaturperioden gewählt sind. Das läßt sich so denken, daß die eine Kammer in allgemeiner und gleicher Wahl, die andere in ständischer Wahl gebildet wird, oder so, daß die eine durch Mehrheitswahlen in Einzelwahlkreisen zustande kommt, die andere aber durch Proportionalwahlen in wenigen großen Wahlkreisen.

Für einen Konflikt zwischen zwei solchen Kammern böte sich dann auch, wo man für das Referendum noch nicht reif ist, als durchaus natürliche Lösung die ‚Durchstimmung', die ja schon für die jetzigen Zweikammerkonflikte teils verfassungsmäßig vorgeschrieben ist, teils von den Reformern empfohlen wird. Man kann ihr jetzt noch mit Recht entgegenhalten, daß sie ein roher und den Zufall anrufender Notbehelf ist, da schlechterdings jeder innere Grund und

Digitized by Google

Maßstab für die Zahl der Mitglieder der einen und der anderen Kammer fehlt. In dem Zukunftsbild der beiden gewählten Kammern ist dagegen solch ein Maßstab von selbst gegeben." (Abhandlung über den Irischen Senat, in der Festschrift für Adolf Wach 1913; über das Zweikammersystem im Handbuch der Politik, 2. Band, in der zweiten Auflage 1913.)

Einiges hat sich geändert zwischen 1912 und 1925. An die ständische Wahl der einen Kammer glaube ich nicht mehr, und statt des Durchstimmens ist beim Konflikt der beiden Kammern heute der Volksentscheid fast selbstverständlich geworden. Aber an den großen Linien des Planes halte ich fest, wie ich sie 1919 noch einmal nachgezogen habe:

„Die doppelte Wahl ist eine ernstliche Probe auf die Beständigkeit des Volkswillens. Bismarck hat im Oberhaus einen Hemmschuh gesehen, der den übermäßig raschen Lauf des Parlamentswagens an abschüssigen Stellen aufhielte. Das ist bei zwei gewählten Kammern nicht mehr richtig; Kühnheit und Bedächtigkeit können beiden gleich zu eigen sein. Aber eine Probe bleibt die Doppelbefragung des Volkes immer, und ein ungeduldiger Demagog mag das schon als Hemmung ansehen, zumal wenn er den Diktator in sich spürt und Lust hätte, kraft seines Mandats alle andern mit ihm Gewählten nach Hause zu schicken. Das geht mit zwei Kammern schwerer als mit einer; auch der mächtigste Tribun kann nur einem der beiden Häuser angehören und dieses eine beherrschen.

Auf der andern Seite indessen: welche Bekräftigung des Volkswillens, wenn die Probe gelingt, die beiden Häuser zusammenstimmen! Keine Gewalt wird ihm widerstehen können, und fast von selbst wird in ihnen sich die Parlamentsregierung verwirklichen, deren Grundstein ist, daß nur der Gewählte Glied der Regierung sein kann. Das weigert man nicht ohne Grund da, wo nur eine Kammer gewählt ist, weigert es, weil durch die Unvollkommenheit jedes Wahlrechts und durch Zufälle der Wahlzeit sich der stärkste und fähigste Regent von dieser Wahl ausgeschlossen sehen kann. Ergänzen sich zwei Parlamentshäuser, zu verschiedener Zeit und in verschiedener Form gewählt, so ist jenes Bedenken entkräftet. Wer in keiner der beiden Kammern einen Sitz finden kann, trete von der Regierung ab. Ihm bleibt das freie politische Wirken im Land, das ihm bei der nächsten Befragung des Volkes den Lohn der Wahl bringen kann . . ." (Der Volkswille, Grundzüge einer Verfassung, 1919.)

Digitized by Google

Heute haben wir, seit fünf Jahren am Verhältniswahlrecht leidend, fast vergessen, wie überdrüssig wir alle, rechts und links, des alten Reichstagswahlrechts mit seinen vielen kleinen Wahlkreisen und seinen Stichwahlen waren. Es gab nichts, was man ihm nicht schuld gab. Kirchturmspolitik; übler Kuhhandel beim Stichentscheid; Mundtotmachen starker, an geistigen Kräften oft überlegener Minderheiten; gewaltsame Verschlechterung der Großstadtstimmen im Vergleich zum flachen Land; unvernünftige Ausschaltung der Kandidaten, die in ihrer engeren Heimat keine Mehrheit finden konnten und anderwärts, wo die politische Mehrheit für sie zu finden war, als Fremde hinter eine Lokalgröße zurücktreten mußten — und wer noch schlimmere Klagen gegen dieses System hören will, der lese, was James Bryce, dieser große Freund der westlichen Demokratien, in seinem letzten Buch über die französischen Wahlen geschrieben hat.

Aber was hat die Verhältniswahl zum Reichstag gebracht? Sie hat für die Dauer eines Parlaments das Volk selbst mundtot gemacht, indem sie die Nachwahlen ausschloß; sie hat in den allmählich nachrückenden Hintermännern der Parteilisten wahre Karikaturen eines frei gewählten Abgeordneten entstehen lassen; sie hat das Parteigeschäft in den Vordergrund der Parlamentsarbeit gestellt. Vielleicht liegt die Enttäuschung, die wir spüren, daran, daß in Deutschland die Verhältniswahl über Nacht und ohne Bedenken über das Gegensystem gesiegt hat. „Je leichter sie gesiegt hat, desto schwerer wird ihr ruhiges Regieren werden. Ihre Fehler werden in kurzem zum Himmel schreien; schon vor der nächsten allgemeinen Wahl wird das Volk nach seinem alten lieben Einzelwahlkreis rufen wie nach dem Erlöser — je politischer das Volk wird, desto lauter; denn da wird offenbar werden, daß bei der Verhältniswahl jene ungeschriebene Verantwortlichkeit des Abgeordneten gegenüber seinen Wählern, die bei der Mehrheitswahl fest in beider Gefühl saß, sich verwandelt hat in eine Verantwortlichkeit des von der Partei ernannten Abgeordneten gegenüber der Parteileitung.“ Das ist ebenfalls 1918 geschrieben und 1919 gedruckt. Es hat ein wenig länger gedauert, als ich damals glaubte, aber heute haben wir es.

Und wenn sich nun ein Mittel bietet, um diese Fehler beider Systeme zu beseitigen und an ihre Stelle die Vorzüge zu setzen, deren Kehrseite ja die Fehler nur sind? Sobald man die beiden Systeme in doppelter Wahl zu zwei Kammern des Parlaments zusammenfaßt, heilt jedes die Fehler des andern; die Vorzüge bleiben.

Digitized by Google

Das ist viel einfacher, als es zuerst scheinen mag. Ein starkes Parlament, stark, weil es eine gute, wahre Volksvertretung ist, braucht Abgeordnete von zweierlei Art. Es braucht auf der einen Seite den Führer der öffentlichen Meinung, den Mann, der weithin über Zeit und Raum auf das dauernde Ganze des Staates denkt, der mit dem Land obenhin vertraut ist, zumeist aber in einer Hauptstadt oder einem Vorort der Industrie lebt, sich übrigens in der Welt umgetan hat, und der dem Volk auch, wie Coriolan unwillig getan, seine Narben zeigen kann, um Stimmen zu werben — Stimmen nach Hunderttausenden. Das ist der Mann der Verhältniswahl mit den großen Wahlkreisen. Aber das Parlament braucht auf der andern Seite den Vertrauensmann eines kleineren Bezirks, den wenige kennen, aber dafür um so besser kennen; der an einem Ort der großen Heimat festgewachsen ist und weiß, was dort „ländlich-sittlich" heißt; der bei den Ausgaben an die Deckung ebensosehr denkt oder vielleicht noch mehr denkt als an den Zweck. Das ist der Mann der Mehrheitswahl im Einzelwahlkreis.

„Das Parlament braucht den großen Mann wie den kleinen. Jede Wahlform für sich allein kann aber nur einen von beiden ins Parlament bringen. Die Verhältniswahl im großen Kreis, mit den hunderttausend und mehr Stimmen, schickt den weitbekannten Parteiführer, den Hauptstädter, den Landessekretär der Gewerkschaft oder Genossenschaft, den „alten Staatsmann" und den jungen Demagogen ins Rathaus des Volks. Die Mehrheitswahl im kleinen Einmann-Kreis gibt den Mann des gesunden Menschenverstandes, den guten Wirtschafter, den Vertrauensmann seiner Nächsten, den Notabeln der Kleinstadt, den Landbürgermeister, den Zunftobmann, den Werkführer der Industrie, den Bauern eines Musterguts, kurzum den zuverlässigen Mann der Truppe her, der ebenso nötig ist wie der Offizier.

Darum müssen die beiden Wahlrechtsformen zusammenwirken und die zwei Kammern, die durch sie gebildet sind, müssen zusammenarbeiten zum gemeinen Besten."

Dann kann man beim Einzelwahlkreissystem die lästigen Stichwahlen entbehren, denn große Minderheiten kommen bei der Verhältniswahl zur andern Kammer zum Wort. Man kann den beiden Kammern lange Dauer ihres Mandats geben; denn die natürlichen Nachwahlen des Einzelwahlkreissystems sorgen dafür, daß neue Strömungen in der politischen Meinung des Volks durchbrechen und jung auftauchende Kräfte Eingang ins Parlament finden können. Man

Digitized by Google

kann auch dem Volksentscheid, der in einem Großstaat so schwer in das ruhige Staatsleben einzufügen ist, hier seinen rechten Platz geben; denn bei einem Konflikt zwischen den beiden vom Volk gewählten Kammern kann und muß das Volk selbst, mit einem einfachen Ja oder Nein zu dem umstrittenen Gesetz, den Ausschlag geben.

James Bryce hat, die englischen Vormachtkämpfe zwischen Unterhaus und Oberhaus im Sinn, vor dem Plan der zwei vom Volk gewählten Kammern gewarnt: im Kampf zwischen ihnen um die erste Stellung werde es keinen Austrag und keine Versöhnung geben. Aber muß es Kampf der beiden Kammern sein? Kann es nicht Arbeitsteilung sein?

Wie es die zweierlei Volksvertreter gibt, so gibt es auch zweierlei Aufgaben für sie, die bald dieser, bald jener Kammer in der Vorhand zufallen werden. Reichs-Aufgaben die einen, der auswärtigen Politik, der Landesverteidigung, der Rechtspflege, der gemeindeutschen Bildung, der großen Verkehrsstraßen; Staats-Aufgaben die andern, der Finanzgesetze, der innern Verwaltung, der Wirtschaft, der Technik. In der einen Kammer werden die Männer sitzen, die die Welt kennen und denen nichts Geistiges fremd ist; in der andern Kammer die nicht minder schätzbaren Kenner der kleinen Nöte und der bescheidenen Kräfte, die Männer und Frauen des sparsamen Haushalts. Sie werden sich so gut ergänzen, daß sie keine Zeit haben sich zu zanken.

In Deutschland aber noch eines: die Wahl der vielen hundert kleinen Kreise kümmert sich um die Länder nicht; sie ist unitarisch. Die Wahl zum andern Haus aber, das ich nun ruhig das Oberhaus nennen will, kann sich in den Grenzen der Länder halten und ihrem gesunden Sondersinn ein klarer und zugleich klärender Spiegel sein.

Digitized by Google

DIE SONNE DER TOTEN

Erzählung von

IWAN SCHMELJOW

Der Morgen

Hinter der Lehmwand höre ich in unruhigem Schlummer einen schweren Tritt und das Knacken dürrer Dornenzweige...

Das ist wieder „Tamarka", die sich gegen meinen Zaun drängt, Tamarka, die weiße rotgefleckte Emmenthaler Schöne, die Stütze der Familie, die über mir auf dem Berge wohnt. Jeden Tag gibt sie drei Flaschen Milch — schaumige, warme, duftende frische Kuhmilch! Wenn die Milch anfängt zu kochen, beginnen goldige Fettflimmerchen darauf zu tanzen, und es bilden sich Schaumbläschen...

Nicht an solche Nichtigkeiten denken — was kommen sie einem in den Sinn!

Also denn, ein neuer Morgen...

Ja richtig, ich habe einen Traum gehabt... einen seltsamen Traum von Dingen, die es im Leben nicht gibt.

Alle diese Monate hindurch habe ich die üppigsten Träume. Woher nur? Meine Wirklichkeit ist so armselig... Paläste, Gärten... Tausende von Zimmern, — nicht Zimmer, sondern Prunksäle aus den Märchen der Scheherazade, — mit Kronleuchtern, die in einem lichtblauen Feuer, das nicht von dieser Welt ist, strahlen, — mit silbernen Tischen, auf denen sich Berge von Blumen, — Blumen, die nicht von dieser Welt sind — häufen. Ich wandre und wandre durch die Säle — ich suche jemanden... Aber wen ich in bittern Qualen suche, weiß ich nicht. In Seelennot und Verstörung schaue ich hinaus durch die gewaltigen Fenster: Gärten mit Wiesen, mit grünenden Rasenflächen dehnen sich vor ihnen wie auf alten Bildern. Es ist, als ob die Sonne schiene, aber es ist nicht unsere Sonne... ein Glanz, der unter Wasser, wie fahles Blech zu leuchten scheint. Und überall — blühen Bäume, die nicht von dieser Welt sind: hohe, hohe Fliederstämme mit bleichen Blumenglocken, verwelkte Rosen... Seltsame Leute sehe ich. Mit leblosen Gesichtern wandern, wandern sie durch die Säle, in weißer Kleidung — gleichsam Heiligenbildern entstiegen, — schauen sie mit mir durch die Fenster. Irgend etwas sagt mir, — ich fühle es mit beklemmendem Weh, — daß sie durch Grauenvolles hindurch-

Digitized by Google

gegangen sind, daß etwas mit ihnen geschehen ist, und daß sie — jenseits vom Leben stehen. Daß sie nicht mehr von dieser Welt sind... Und unerträglicher Harm wandert mit mir durch diese bis zur Beklemmung prunkvollen Säle...

Ich bin froh, daß ich aufwache.

Natürlich, das ist sie — „Tamarka". Wenn die Milch anfängt zu kochen... Nicht an die Milch denken. Unser tägliches Brot? Für einige Tage haben wir noch Mehl... Es ist gut in verschiedenen Ritzen versteckt, — es ist jetzt gefährlich, es offen herumliegen zu lassen: sie kommen des Nachts nachsehen... Im Gemüsegärtchen sind auch Tomaten — freilich, sie sind noch grün, aber bald werden sie sich röten... Etwa ein Dutzend Maiskolben sind da, und ein Kürbis beginnt sich hochzuranken... Genug, nicht denken!...

Wie gering ist die Lust aufzustehen! Alle Glieder schmerzen, aber man muß in die Schluchten steigen, „Kloben" kleinhacken — riesige Eichenwurzeln. Immer das gleiche!

Was treibt „Tamarka" denn da am Zaun?... Ich höre Schnaufen, das Klatschen von Zweigen... Ja so, sie benagt die Mandelbäume! Gleich wird sie zum Tor gehn und versuchen, das Pförtchen einzudrücken. Ich habe doch wohl den Balken dagegen gestemmt?... In der vorigen Woche hat sie das Pförtchen mit solchem Ruck gegen den Balken gestoßen, daß es aus den Angeln gehoben wurde, und während alle schliefen, hat sie den halben Gemüsegarten abgefressen. Freilich, der Hunger... Heu haben die Werbas da oben auf dem Berg nicht, das Gras ist längst verdorrt, — nichts wie Steine und völlig abgenagtes Buchenholz. Bis in die späte Nacht muß „Tamarka" herumstreifen, in tiefen Schluchten und undurchdringlichem Gehölz sich Nahrung suchen. Und sie streift, streift herum...

Immerhin muß man ja aufstehen. Der Wievielte ist wohl heute? Wir sind im Monat August, aber welcher Tag... Die Tage zu wissen ist jetzt zwecklos, und ein Kalender ist unnötig. Für den lebenslänglich Verurteilten ist alles einerlei! Gestern wurden in der kleinen Stadt unten die Glocken geläutet. Ich pflückte eine grüne Kalville — ich erinnerte mich: Fest der Verklärung — das Segnen der ersten Herbstfrüchte! Ich stand mit meinem Apfel in der Schlucht... ich brachte ihn mit heim und legte ihn still in der Veranda nieder. Fest der Verklärung... die Kalville liegt in der Veranda. Danach kann man jetzt die Tage und Wochen zählen...

Man muß den Tag beginnen, sich von den Gedanken losmachen.

Digitized by Google

Man muß sich so in den Kleinkram des Alltags einspinnen, daß man sich gedankenlos sagen kann: wieder ein Tag totgeschlagen!

Wie ein auf Lebenszeit verurteilter Zuchthäusler ziehe ich müde meine Lumpen über — Überreste der trauten Vergangenheit, zerfetzt in Dickicht und Gestrüpp. Jeden Tag muß ich in die Schluchten hinunter, mit dem Beil an den Abhängen herumklettern — für den Winter das Brennholz zurichten. Warum — ich weiß es nicht. Um die Zeit totzuschlagen. Einstmals habe ich davon geträumt, ein Robinson zu werden — ich bin's. Bin schlimmer daran als Robinson. Der hatte eine Zukunft, eine Hoffnung: der Punkt, der plötzlich einmal am Horizont auftauchen würde! Für uns gibt es keinen Punkt, in alle Ewigkeit nicht. Und dennoch muß man für Brennholz sorgen. In den langen Winternächten werden wir vorm Ofenloch sitzen und ins Feuer blicken. Im Feuer hat man zuweilen Gesichte... Die Vergangenheit flammt auf und verlöscht... Ein ganzer Berg von Reisig ist in diesen Wochen langsam angewachsen, dorrt und trocknet. Aber es ist noch mehr nötig, noch mehr. Herrlich wird es sein, das Holz im Winter zu spalten! Es wird nur so splittern und springen! Noch Arbeit für ganze Tage. Man muß das Wetter ausnützen. Jetzt ist es schön und warm — man kann noch barfuß oder auch in Holzsandalen gehen — wenn es aber erst vom Tschatyrdag her bläst und der Regen unaufhörlich schüttet — dann ist es schlecht, in die Schluchten zu steigen.

Ich streife meine Hadern über... Der Lumpenhändler wird darüber spotten, wenn er sie in seinen Sack stopft. Was verstehen die Lumpenhändler! Sie würden einem mit ihrem Haken die Seele bei lebendigem Leibe herausreißen, um ein paar Groschen dafür einzuhandeln. Aus Menschenknochen kochen sie Leim — für die Zukunft, aus Blut bereiten sie „Bouillonwürfel"... Jetzt blüht der Weizen der Lumpenhändler, der Erneuerer des Lebens! Mit ihrem eisernen Haken stöbern sie darin herum.

Meine Lumpen... Die letzten Jahre meines Lebens, die letzten Tage, der letzte liebkosende Blick hängt an ihnen. Sie werden nicht zum Althändler wandern. Sie werden in der Sonne zergehen, in Wind und Regen sich zersetzen, an Dornensträuchern, in den Schluchten, an Vogelnestern verfaulen...

Man muß die Läden öffnen. Laßt sehn, was heute für ein Morgen ist?...

Ja, was kann denn für ein Morgen in der Krim am Meer zu

Digitized by Google

Anfang August sein? Ein sonniger natürlich. So blendend sonnig, prangend, daß es weh tut, aufs Meer zu schauen: es sticht und beißt in den Augen.

Sowie man nur die Tür aufmacht, strömt einem die in Sonne gebadete nächtliche Frische der Gebirgswälder, der Gebirgstäler in die zusammengekniffenen Augen, in das welke zerknitterte Gesicht; eine Frische, durchtränkt mit jener besonderen der Krim eigenen Herbigkeit, die, gesättigt mit dem Harz der waldigen Klüfte, sich von den Matten der Jailahänge loslöst. Das sind die letzten Ausläufer des Nachtwindes: bald wird es vom Meer her wehen.

Du lieber Morgen, sei mir gegrüßt!

In der abschüssigen büttenförmigen Schlucht, in der unser Weinberg liegt, ist es noch schattig, frisch und farblos grau, aber der lehmige Abhang gegenüber leuchtet schon rosenrot wie blankes Kupfer, und die Wipfel der jungen Birnbäume unterhalb des Weinbergs sind mit lichtem Glanz übergossen. Schön sind die kernigen Bäumchen! Sie haben sich geschmückt, mit Gold geputzt und sich mit schweren tropfenden Birnenperlen behängt — der köstlichen „Marie Luise".

Angstvoll suche ich sie mit den Augen ab... Sie sind unversehrt! Wieder eine Nacht glücklich ohne Plünderung vergangen. Das ist nicht Habgier: es ist ja unser Brot, das dort reift, unser tägliches Brot.

Gegrüßt auch ihr, ihr Berge!

Nahe zum Meer erhebt sich der kleine Kastellberg, — eine Feste über Weinbergen mit weithin tönendem Ruhm. Dort wächst goldig schimmernder „Sauterne" — das helle Blut des Berges, — und dickflüssiger „Bordeaux" — das dunkle Blut des Berges, das nach Saffian, nach gedörrten Pflaumen und nach der Sonne der Krim duftet! Der Kastellberg schützt seine Weinberge vor Frost, hüllt sie in Wärme während der Nacht. Eben jetzt hat er eine rosa Haube auf, gürtelabwärts ist er dunkel, ganz bewaldet.

Weiter rechts ragt als eine schroffe Festungsmauer die kahle Wand des Kuschkajaberges — eine alpine Anschlagstafel. Am Morgen rosig — gegen Einbruch der Nacht dunkelblau. Alles nimmt sie in sich auf, alles sieht sie. Eine unbekannte Hand trägt Zeichen auf ihr ein... Wieviele Werst weit ist es bis dahin, aber sie scheint ganz nah. Als ob man nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie zu berühren, nur einen kleinen Anlauf nehmen müßte, das Tal hinunter und jenseits den Abhang wieder hinauf — durch Gärten, Weinberge,

Digitized by Google

Wälder, Schluchten. Staub wirbelt auf der Straße auf, die, nicht sichtbar, an der Bergwand entlang führt: ein Automobil jagt auf Jalta zu.

Noch weiter rechts rundet sich die zottige Kappe des Babugan. Des Morgens leuchtet er golden; für gewöhnlich aber dämmert er urwaldschwarz. Man sieht den borstigen Kamm seiner Nadelwälder, wenn die Sonne hinter den Kiefern gleißt und flimmert. Von dorther kommt der Regen. Und dort geht die Sonne unter.

Mir ist immer, ich weiß nicht warum, als ob vom urwaldschwarzen Babugan die Nacht auf uns herunterkraucht.

Nicht an die Nacht denken, an die trügerischen Träume, wo alles — nicht von dieser Welt ist. Mit der Nacht werden sie wiederkehren. Der Morgen zerreißt die Träume: da ist sie, die nackte Wirklichkeit — da, zu deinen Füßen. Grüße den Morgen mit einem Gebet! Er enthüllt dir die Fernen ...

Nicht in die Ferne blicken: die Ferne ist trügerisch wie die Träume. Sie lockt — und gibt einem nichts. Viel Himmelsbläue ist in ihr, und Grün und Gold. Wir brauchen keine Märchen. Da ist sie, die Wirklichkeit — da, zu deinen Füßen.

Ich weiß, daß es in den Weinbergen am Fuße des Kastells heuer keine Trauben geben wird, daß die weißen Häuschen leer sind, daß an den waldigen Abhängen Menschenleben hier und da verstreut sind ... Ich weiß, daß die Erde sich mit Blut getränkt hat, daß der Wein herbe ausfallen und nicht seliges Vergessen schenken wird ... Grauenvolles hat die weithin sichtbare Wandtafel des Kuschkajaberges aufgezeichnet. Es kommt die Zeit, da man es lesen wird ...

Ich blicke nicht mehr in die Ferne.

Ich schaue über meine Schlucht hinweg. Dort ist meine junge Mandelpflanzung und dahinter Ödland.

Dieses steinige Fleckchen Erde, das erst kürzlich zum Leben erwachte, ist nun tot. Schwarzgehörnt ragen die Reben des Weinbergs, die Kühe haben ihn verwüstet. Die Regengüsse des Winters wühlen Wege, graben Risse und Runzeln in den Boden. Hier und da eine schon verdorrte Brachdistel: wenn erst der Nordwind bläst, wird sie im Sturme auf und nieder tanzen. Ein alter tatarischer Birnbaum, hohl und verwachsen, blüht und welkt jahraus, jahrein, läßt jahraus, jahrein seine honiggelben Früchte um sich fallen, und wartet immer, daß er abgelöst wird. Aber die Ablösung kommt nicht. Doch eigensinnig wartet, wartet er, saugt Säfte, blüht und welkt. Habichte

Digitized by Google

verstecken sich in seiner Krone; die Raben lieben es, im Sturm auf seinen Ästen sich zu schaukeln.

Und dort — ein Starfleck im Auge, ein Krüppel: die Villa einer Erzieherin aus Jekaterinoslaw, einstmals „Villa Hügelhelle" geheißen. Schief, eingesunken steht sie da. Längst haben Diebe sie ausgeplündert, die Fensterscheiben eingeschlagen, und nun ist sie erblindet. Der Putz blättert von den Mauern, das Balkengerippe tritt zutage. Aber immer noch schwanken dort im Winde Lumpen und Lappen hin und her, die einstmals zum Trocknen dort aufgehangen worden sind — schaukeln, baumeln an Nägeln neben der Küche. Wo ist die sorgende Hausfrau jetzt? Irgendwo. Rings um die blinde Veranda sind übelriechende Essigbäume hochgeschossen.

Die Villa ist frei und herrenlos — der Pfau hat sie in Besitz genommen.

Die Vögel

Der Pfau ... Ein strolchender Pfau, den jetzt niemand mehr brauchen kann. Er nächtigt auf dem Geländer der Veranda: da können die Hunde ihm nichts anhaben.

Einstmals war er mein. Jetzt ist er niemandes — wie auch diese Villa. Es gibt Hunde — niemandes Hunde, es gibt auch Menschen — die niemandes sind. So auch der Pfau — er ist niemandes.

Ich kann ihn nicht mehr erhalten, diesen Luxusvogel. Er hat es begriffen und hat sich auf dem verödeten Besitz niedergelassen. Wir sind Nachbarn. Irgendwie bringt er es fertig, zu existieren, er hat den Winter überlebt und sogar einen neuen, wenn auch dem vorigen nicht ganz ebenbürtigen Schweif angesetzt. Hin und wieder besucht er mich. Er stellt sich unter die Zeder, wo er einstmals während der Hitze zu schlummern pflegte, schaut, wartet und forscht:

— Gibst du mir nichts?

— Nichts ... Schau, ich hab nichts, Lieber ...

Er dreht sein gekröntes Köpfchen, schlägt manchmal ein Rad:

— Gibst du mir nichts?

Er steht noch einen Augenblick, dann geht er. Oder er schwingt sich aufs Tor, dreht, wendet sich, tänzelt.

— Guck, wie schön ich bin! Du gibst mir nichts? ...

Und er fliegt hinunter auf die öde Straße, funkelt mit seinem grüngoldenen Schweif. Da und dort schreit er, ruft er in den Schluchten — vielleicht, daß ein Pfauenweibchen ihm Antwort gibt. — Dann streift er wieder um seine einsame Villa herum. Oder er

Digitized by Google

geht auch jenseits des Hügels zur Villa „Ruhehafen", zu den Pribytkos: da sind Kinder, kann sein, daß die ihm etwas geben. Kaum wahrscheinlich: dort steht es auch schlecht. Oder zu den Werbas oben auf dem Berg: da geben ihm die Kleinen zuweilen etwas zum Tausch gegen eine Feder. Oder noch höher, ganz oben auf dem Gipfel zu dem alten Doktor. Aber da steht es schon ganz schlimm.

Unlängst noch lebte er in eitel Wohlstand; er nächtigte auf dem Dach, seine Tage aber verbrachte er unter der Zeder. Wir dachten, eine Gefährtin für ihn zu finden.

Sein Anblick tut mir weh.

... E—ou—aaaaaa! ... gellt wüst und öde der Schrei des Pfaus. Klagt er? Grämt und sehnt er sich?

Der Morgen hat ihn geweckt. Auch für ihn ist der Tag jetzt — ein Arbeitstag. Er erhebt sich, glättet seine silbrigen, maisrosig umsäumten Flügel, reckt stolz das Köpfchen und schaut wie eine schwarzgeäugte Prinzessin drein. Er blickt nach dem alten Birnbaum, und es fällt ihm ein, daß ja die Früchte gestohlen worden sind. Nun, so schreie, schreie doch, daß man auch dich beraubt hat! Er schimmert in der Sonne in bläulich-violettem Glanz, stoliert nachdenklich die Veranda entlang, schleift seinen seidenen Schweif — beginnt sich mit dem Morgen abzufinden ... Und plötzlich fällt er wie der Blitz in den Weinberg ein.

— Ksss ... ksss ... wirst Du gleich, Unglücklicher! ...

Er fürchtet sich vor keinem Anruf mehr: er windet seinen Schweif schlangenhaft um die Rebstöcke, hackt mit dem Schnabel in die reifenden Beeren. Gestern hat er viele aufgepickt. Was tun! Jedermann will essen! und die Sonne hat schon lange alles verbrannt. Er ist ein dreister Dieb geworden, der Schöne mit seinem königlichen Tritt. Ganz unverhohlen bestiehlt er mich, raubt mir mein Brot: denn man kann sich von Weintrauben nähren! Mit Steinwürfen verjage ich ihn, er begreift alles, huscht als ein grünblauer Blitz unter die Reben, schlüpft, schlängelt sich den rosigen Wall entlang und verschwindet hinter seiner Villa. Wüst und öde gelt sein Schrei:

... E—ou—aaaaaa ...

Ja, auch ihm geht es jetzt schlecht. Die Eicheln sind in diesem Jahr nicht geraten; weder die Hagebutten noch die Brombeersträucher werden tragen — alles ist verdorrt. Der Pfau hackt, hackt mit dem Schnabel in die trockene Erde und pickt ein paar wilde Knoblauchzwiebeln heraus — beißender Lauchgeruch geht von ihnen aus.

Digitized by Google

Im Sommer pflegte er in die Talmude zu gehen, wo die Griechen Weizen gesät hatten. Die Truthenne ging mit den Kücken ebenfalls in den Weizen, den die Griechen streng bewachten. Weizen ist heutzutage ein Schatz! Die Griechen übernachteten sogar in der Talmulde, saßen um ein kleines Feuer und horchten auf die Geräusche der Nacht. Der Weizen hat viele Feinde, wenn der Hunger droht.

Meine armen Vögel! Sie magern ab, schwinden hin, aber . . . sie verbinden uns mit der Vergangenheit. Bis zum letzten Körnchen werden wir mit ihnen teilen.

Die Sonne steht schon hoch — es ist Zeit, die Hühnerfamilie herauszulassen. Arme Truthenne! Keinen Artgenossen hat sie gehabt, aber eigensinnig hat sie auf den fremden Eiern gesessen und kein Futter angenommen. Und hat es durchgesetzt: sechs Kücken hat sie ausgebrütet. Der fremden Brut hat sie dann alle ihre Sorge angedeihen lassen: sie lehrte sie, mit einem Auge nach dem Himmel zu blicken, würdevoll die Pfoten streckend einherzutrippeln und sogar die Schlucht zu überfliegen. Sie verschaffte uns eine trostreiche Sorge und Beschäftigung, welche die Zeit totschlagen hilft.

Und so, bei der frühen Morgenröte, kaum daß der Himmel sich weiß zu färben beginnt — lasse ich die ausgemergelte Truthenne ins Freie.

— Nun, lauft!

Sie steht lange, richtet bald das eine, bald das andere kreisrunde Auge auf mich: und das Futter? Ihre zutraulichen weißen Küken aber flattern mir eins nach dem andern auf Arm und Hände: krallen sich in meine Lumpen, blicken mich hartnäckig bettelnd an und versuchen, mir in die Lippen zu picken.

Anfangs rund und plustrig, werden sie von Tag zu Tag weniger, werden so leicht wie ihre Federn. Warum habe ich sie ins Leben gerufen! Um mich über die Leere des Lebens hinwegzutäuschen, es mit Vogelstimmen anzufüllen? . . .

Verzeiht mir, meine Kleinen. Nun, Truthenne, führe sie dorthin! . . .

Sie weiß, was sie zu tun hat. Sie hat selbst die „Weizenmulde" ausfindig gemacht und begreift, daß die Griechen sie von dort verjagen wollen. Durch Buchen — und Eichenunterholz schleicht sie sich beim Morgengrauen, führt sie ihre Kücken zum Futterplatz an den äußersten Rand der Talmulde, wo der Weizen bis an das Gebüsch heranreicht. Da schlüpft sie mit ihrer Brut hinein, führt sie bis zur

Digitized by Google

Mitte vor — und das Schmausen beginnt. Mit ihrem harten Schnabel kappt sie die Ähren und schält die Körner aus. Den ganzen Tag hält sie es dort aus, vor Durst verschmachtend, und erst wenn es zu dunkeln beginnt, führt sie ihre kleine Schar wieder nach Haus. Trinken! Trinken! Wasser habe ich genug. Sie trinken lange, lange, als ob sie Wasser pumpten, und ich muß sie dann an ihren Platz zurückbringen: sie sehen schon nichts mehr.

Ich habe einige Gewissensbisse, aber ich wage es nicht, die Truthenne an ihrem Tun zu hindern. Nicht wir beide haben das Leben so gemacht! Stiehl du nur, Truthenne!

Der Pfau hatte auch den Weg erkundet. Aber — sein Schweif hat aus dem Weizen hervorgewedelt, und er ist von den Griechen ertappt worden. Sie erheben ein großes Geschrei, verjagen die Diebe und kommen vor mein Tor.

— Was zum Teufel läßt du dein Federvieh herumlaufen? Mach' sie auf der Stelle tot!

Ihre hageren Gesichter mit den gebogenen Nasen sind tückisch, ihre hungrigen Zähne unheimlich weiß. Sie wären imstande, zu morden. Heute ist alles möglich.

— Mach' sie tot! Auf der Stelle mach' sie selber tot, das verfluchte Diebespack!

Das sind qualvolle Minuten. Ich habe nicht die Kraft sie zu töten, aber die Griechen haben ja vollkommen recht: Hungersnot. Geflügel halten in solchen Zeiten!

— Freunde, ich werde sie nicht wieder herauslassen . . . Es waren ja nur ein paar Körnerchen . . .

— Hast du sie gesät?! . . . Die letzten Körner reißt du uns vom Mund weg! Den Kopf sollte man dir herunterschlagen! Alle werden wir Hungers sterben! . . .

Sie lärmen und schreien noch lange, hämmern mit ihren Stöcken gegen das Tor — gleich werden sie es eingestoßen haben. Unverständlich, wüst schreien sie durcheinander, an ihren schweißigen Hälsen schwellen die Adern auf, die wutfunkelnden Augen treten ihnen aus dem Kopf, Knoblauchgeruch geht von ihnen aus:

— Mach' die Hühner tot! Jetzt gibt's keine Richter . . . Selbst werden wir uns unser Recht schaffen! . . .

In ihrem Geschrei höre ich das Brüllen des Raubtierdaseins, des uralten Höhlenlebens, das diese Berge gekannt haben und das jetzt wiedergekehrt ist. Sie haben Angst. Von Tag zu Tag wächst das

Digitized by Google

Grauen — und eine Hand Weizenkörner ist jetzt kostbarer als ein Menschenleben.

Längst haben die Griechen den Weizen abgeerntet: in Säcken und Ballen haben sie ihn in die Stadt geschafft. Sie zogen ab — und die „Weizenmulde" begann von Leben zu wimmeln. Tausende von Tauben — die sich irgendwo vor den Menschen versteckt gehalten hatten — schwärmten darin herum, suchten emsig nach verstreuten Körnern; Kinder krochen ganze Tage lang am Erdboden herum, sammelten die verlorenen Ähren auf. Und auch der Pfau und die Truthenne mit ihren Kücken fanden noch ihr Futter; aber die Kinder vertrieben sie. Nicht ein Körnchen ist übriggeblieben — und Stille herrscht wieder in der Talmulde.

Die Wüste

Aber was ist mit „Tamarka"?

Sie hat die Mandelbäume abgenagt, die Zweige zerkäut, die traurig zerfranst über den Zaun herüberhingen; sie werden jetzt vollends in der Sonne verdorren.

Das Tor kracht. „Tamarka" versucht mit ihren Hörnern die Pforte einzustoßen.

— Wohi—in?! . . .

Ich sehe ein spitzes Horn: es ist ihr gelungen, es durch einen Spalt der Pforte zu zwängen, sie strebt nach dem Gemüsegarten. Die grünen saftigen Maisstauden locken sie. Breiter und breiter wird der Spalt, die rosa Trüffellederschnauze drängt sich durch, schnauft lüstern-feucht, Speichel tropft herunter . . .

— Zurück!! . . .

Sie zieht die feuchten Lippen zurück, wendet den Kopf weg. Unbeweglich steht sie hinter der Pforte. Wo könnte sie noch hingehen? Überall öde und leer. — Da liegt es, unser Gemüsegärtchen . . . Wie kläglich! Und wieviel grimmige Arbeit habe ich nicht auf diesen pulvrigen Schieferboden verwandt! Tausende von Steinen habe ich herausgelesen, aus den Talschluchten habe ich in Säcken Erde herbeigeschleppt, mir die Füße an den Steinen wundgestoßen, mich an den steilen Abhängen zerschunden und zerschrammt . . .

Und wozu das alles! Es tötet die Gedanken.

Wenn ich den Berg erklommen habe, den schweren Sack mit Erde abwerfe und die Arme kreuze . . . ah, das Meer! Ich schaue und schaue durch Tropfen Schweißes hindurch, — durch Tränen schaue

Digitized by Google

ich . . . welche blaue, tiefblaue Ferne! Und dort hinter den schwarzen Zypressen ein niedriges bescheidenes stilles Häuschen mit einem roten Dach. Wohne ich wirklich dadrinnen? Im Garten — keine Seele. Ringsum — alles öde und verlassen. Tagelang kommt kein Mensch hier vorüber. Klein wie eine Taube spaziert der Pfau auf seinem Ödland herum, hackt, pickt in die Steine. Welche Stille! An Frühlingsabenden singt eine schwarze Drossel so schön auf einer dürren Eberesche. Sie singt die Berge an — dann wendet sie sich dem Meere zu. Dem Meer singt sie ihr Lied und uns, und meinen blühenden Mandelbäumchen, und unserm Häuschen. Unser einsames Häuschen! . . . Von hier aus sieht man alle seine Schäden. Der Regen hat die hintere Mauer unterwaschen, die Steine ragen aus dem Lehm heraus — vor den Herbstregen muß das ausgebessert werden. Wenn die Regengüsse . . . Nicht daran denken. Man muß sich das Denken abgewöhnen. Mit der Hacke den Schiefer zerkleinern, Erde in Säcken heranschleppen, die Gedanken zerstreuen.

Die Stürme haben das Blechdach losgerissen — man mußte es an den Ecken mit Steinen beschweren. Ein Dachdecker täte not . . . Vielleicht gibt es auch keinen Dachdecker mehr. Doch, der alte Kulesch ist noch da: hinter dem Hügel bei der Schlucht höre ich das Pochen seines Schlägels — aus altem Eisen hämmert er für meinen Nachbarn kleine Öfchen zurecht. Sie bringen sie dann in die Steppe, um dagegen Korn und Kartoffeln einzutauschen . . . Es ist gut, wenn man altes Eisen hat!

Ich stehe, schaue, und ein leichter Wind vom Meer umweht mich. Welche Schönheit!

Tief, tief unten liegt das kleine weiße Städtchen mit seinem alten Genueser Turm. Wie ein schwarzes Kanonenrohr ragt er schräg in den Himmel. Zum Meer hinunter führt — ein vielbeiniges Fußbänkchen — der spielzeugkleine Landungssteg, daneben liegt ein Nußschalenschiffchen. Im Hintergrunde blaut der kahle Tschatyrdag, der Zeltberg . . . Dann eine sattelartige Einbuchtung, und, höher als die andern, guckt der Schopf des Demerdshi hervor. Adler nisten in seinen Klüften. Weiterhin die lichte Kette des kahlen sonnendunstigen Sudakgebirges . . .

Lieblich ist das Städtchen von hier aus mit seinen Gärten, seinen Zypressen, Weinbergen und hohen Pappeln. Trügerische Lieblichkeit. Die Fensterscheiben lachen! Traulich-freundlich die weißen Häuschen — friedreiches Dasein. Und das schneeweiße Gotteshaus schirmt

Digitized by Google

segnend mit seinem Kreuz seine sanfte Herde. Es ist, als müßte gleich der Abendsang: „O heiliges Licht Gottes . . .“ auf zum Himmel steigen . . .

Ich kenne diesen Hohn der Ferne. Tretet nur näher — und ihr werdet sehn . . . Es ist die Sonne, die lacht, einzig nur die Sonne! Sie lacht auch in toten Augen. Diese Stille ist keine segensreiche: es ist die Totenstille des Kirchhofs. Unter jedem Dach lebt nur ein und derselbe Gedanke — Brot!

Und neben der Kirche ist nicht das Haus der Hirten, sondern ein Kerkerverlies. Nicht der Sakristan sitzt dort vor der Tür: ein breitmäuliger Bursche mit dem roten Stern an seiner Mütze sitzt davor, bewacht das Verlies und brüllt:

— Holla, ihr da . . . weitergehn!

Auch auf seinem Bajonett spielt die liebe Sonne.

Weit sieht man von dieser Höhe aus! Hinter dem Städtchen liegt der Kirchhof. Eine ganz durchsichtige Kapelle aus Glas glänzt in seiner Mitte. Welche Pracht! Was sich in der Kapelle befindet, kann man nicht erkennen — die Scheiben flimmern in der Sonne!

Trügerisch lieblich sind die Gärten, trügerisch die Weinberge. Verwahrlost, verlassen sind die Gärten, verwüstet die Weinberge. Die Villen entvölkert. Geflohen die Besitzer, niedergemetzelt, niedergeschlagen, nieder, unter die Erde! — und der neue Herr, sinn- und ahnungslos, hat die Fenster eingeschlagen, die Balken herausgerissen . . . hat die tiefen Keller leer getrunken, auslaufen lassen, ist im Blutwein geschwommen — und jetzt, in müßigem Ekel nach gehabtem Rausch, sitzt er mürrisch am Meer, starrt auf die Steine. Die Berge schauen auf ihn herab . . .

Ich sehe ihr heimliches Lächeln — das Lächeln des Steins.

Am Fuße des Demerdshi liegt graues Lawinengeröll — einstmals ein tatarisches Dorf. Jahrhundertelang blickte der Berg auf diese menschliche Siedelung. Und eines Tages ließ er sein Lächeln sehn — und schleuderte eine Steinlawine. Steinernes Schweigen möge in Zukunft herrschen! Bald nun ist es an dem. —

— Nun, „Tamarka“? Auch du, Arme, bist in die Schlinge geraten . . . Aber du willst dich nicht drein ergeben: eigensinnig stampfst du mit dem Huf, stößt mit dem Kopf gegen das Tor! Mager bist du geworden, armes Tier . . .

Stumpf blickt sie mit ihren Glasaugen, in denen die Bläue des Himmels und des windbewegten Meeres widerschimmert, auf meine

Digitized by Google

erhobene Hand. Ja, wo nur könnte sie noch hingehn? Ihre Flanken sind eingefallen, die Beckenknochen stechen heraus, das spitzige Rückgrat ist von Bremsen und Stechfliegen zerfressen. Wässeriger Eiter sickert aus den Wunden: Wurmkeime jucken schon darin, reifen in der Hitze der Schwären. Das Euter ist geschrumpft und dunkel geworden, die Zitzen eingetrocknet und verrunzelt: die Hände ihrer Herrin werden ihnen heute keinen Tropfen entlocken.

— Geh, geh . . . ich habe nichts! . . .

Sie glaubt es nicht. Sie kennt ja die gewaltige Macht des Menschen: sie vermag es nicht zu begreifen, warum man sie nicht füttert . . .

Auch ich vermag es nicht zu begreifen, „Tamarka" . . . Vermag es nicht zu begreifen, warum, für wen es nötig war, alles in öde Wüste zu verwandeln, in Blut zu tränken! Erinnerst du dich, noch vor kurzer Zeit vermochte ein jeder dir ein Stückchen duftenden Brotes mit Salz zu reichen, jeder wollte gern deine warmen Lippen streicheln, jeder freute sich über dein vollgefülltes Euter. Wer hat es geleert? Jedes Frühjahr warst du sonst trächtig; jetzt aber gehst du unbeschwert herum, hast auch kein neues Ringlein an deinen Hörnern angesetzt.

Ich sehe Tränen in ihren Glasaugen. Stumme, schwere Kuhtränen. Hungerspeichel trieft ihr von den Lippen, hängt an den stachligen Hagebuttenzweigen, die sie kaute. Gewaltsam reißt sie die Augen von den Maisstauden los, wendet sich ab von der Pforte und blickt aufs Meer. Blau und öde. Sie kennt es gut: blau und öde. Wasser und Stein.

Auch ich blicke aufs Meer . . . Blicke soviel du willst, hierhin und dorthin!

Gerad gegenüber liegt das unsichtbare Asien — Trapezunt. Dort führt Kemal-Pascha Krieg mit allen Völkern der Welt: er hat die Griechen, die Engländer, die Franzosen, die Italiener geschlagen — alle hat er sie geschlagen und im ruhmreichen türkischen Meer ertränkt.

Die eingeängstigten Tataren flüstern:

— Tse–tse–tse . . . Kemal-Pascha! Nach Krim kommen . . . Maschinengewehr schießen . . . Bolschiwik fortjagen. Werden wir Brot haben, „Tschurek-tscheburek" . . . werden wir Hammel haben . . . großes Mann, Kemal-Pascha! Wird unser sein . . .

Zur Rechten — der ferne Bosporus, das große Stambul. Da gibt es Berge von Brot und Zucker, von Schafskäse, arabischem Kaffee Hammelfleisch . . .

Digitized by Google

Zur Linken — im Morgendunst — die Heimaterde, getränkt mit heiligem Blut... Kein Rauchwölkchen auf der dunkelblauen Weite, silbern glitzert die Strömung... Blauer Brokat, hingebreitet in der Sonne...

Tot ist hier das Meer: die munteren Dampfschiffe lieben es nicht. Kein Korn, keinen Tabak, keinen Wein, keine Wolle gibt es hier zu laden... Alles ist aufgegessen, ausgetrunken, vernichtet. Alles hin.

Aber die Sonne malt ihre Gemälde!

Der violette Strand, der sich mit Rosenrot überzogen hatte, beginnt jetzt zu verblassen. Weißglühend wird er bald gleißen. Zur Nacht dunkelt er blau in der Kälte. Und weiß-blau wallt und schäumt es vom Spiel der Wellen. Keine Seele auf dem Uferkies, kein lebendiger Farbfleck. Gute Nacht, fröhliche Buntheit!

Kein kupfergesichtiger Tatare mehr mit seinen schwerbeladenen Körben auf den Hüften — Birnen, Pfirsiche, Weintrauben! — Kein marktschreierischer Armenierschelm, Orientale mit kaukasischen Stoffen, Gürteln und Schleiertüchern in verschossenen grellen Farben — der Trost der Frauen; kein Italienerlausbub mit seinem Plunderkram „obon-marché"; keine Photographen, die, schweißtriefend, mit bestaubten Schuhen, einen am Fuß eines Felsens aufnehmen: „bitte recht freund-lich", sich flott ihr schwarzes Tuch überwerfen und einem dann nachlässig-wichtig ein „merci" zu erteilen. Verschwunden auch die „Steine aus dem Ural", verflüchtigt die Brezeln zu einer Kopeke, die Muscheln mit einer „Ansicht von Jalta" in chinesischer Tusche, die tatarischen Führer in blaugestreiften Reithosen, mit schwarzgewichstem Schnurrbärtchen, den Hüften eines Apolls aus Korbek, mit einem Reitstöckchen im lackledernen Stiefelschaft und einem Geruch, ge-mischt aus Knoblauch und Pfeffer. Keine Phaetons, die, mit Sitzen aus purpurrotem Plüsch, mit weißleinenem Verdeck, das, rotlangettiert, glitzernd mit Flittergold besetzt, in flinker Fahrt sich bläht, mit Pferden, aufgeputzt mit Wollebällchen und silbernen Schellen aus der Krim, lässig-kokett an den im Morgenschein erwachenden Villen vorüber-rollen, die eingehegt sind von Glyzinien und Mimosen, von Rosen und Magnolien, von Weinbergen, aus denen, von kundiger Gärtner-hand bewässert, in duftiger Morgenkühle der Dunst der Feuchte kräuselnd aufsteigt. Keine breitschultrigen, starksehnigen Türken, die, angetan mit blauen Pluderhosen, im Gleichtakt den Boden für neue Anlagen rammen und von Mittag an unter einem Felsen auf der Erde schlafen. Keine Damensonnenschirme — die heißen Blüten des

Digitized by Google

Mittags — am Strand, keine menschlichen Bronzestatuen, die sich von der Sonne braten lassen, kein dürrer Tatarengreis, der, eine weiße Binde um den schokoladefarbenen eingeschrumpften kleinen Kopf, sich auf den Knien liegend beugt und neigt — gen Mekka...

Hättest du sie verschlungen, Meer? Es schweigt und wogt.

Wer wohl sollte feilbieten und kaufen, spazierenfahren, träge goldfarbigen Tabak aus Bijuk-Lambat drehen? Wer baden? Alles — ist hin. Unter der Erde — oder dort, jenseits des Meers.

Mit ihren ausgeschlagenen Augen starren die Villen auf den leeren Strand. Kormorane — schwarze Seeraben — streichen schwimmend und tauchend in langer Kette über das Meer.

Nur eines sieht man auf dem Wege längs dem Ufer. —

Ein barfüßiges zerlumptes Weib humpelt daher, in den Händen einen zerrissenen Mattensack, in welchem sich eine leere Flasche und drei Kartoffeln befinden, gedankenloser Stumpfsinn liegt auf dem gespannten, vom Elend verblödeten Gesicht:

— Sie haben doch gesagt — alles würde es geben!...

Hinter einem, mit einem Fuder Holz bepackten Esel schreitet ein angejahrter Tatar her, mürrisch, abgerissen, in einer rostroten Schafsfellmütze; er blickt auf eine erblindete Villa, auf das herausgerissene Gitter, auf ein Pferdegerippe bei einer umgehauenen Zypresse und schnalzt durch die Zähne:

— Tse — tse — tse... ach, die verfluchten Teufel!...

Und er erinnert sich: hier hatte er früher je nach der Jahreszeit junge Hähnchen, Süßkirschen, Birnen oder Weintrauben hergebracht... das war einmal! Und jetzt hatte man nichts, um nur ein Körnchen Salz zu kaufen.

Oder es reitet auch einmal ein halbbetrunkener Rotgardist, der nicht Heimat, nicht Haus und Herd hat, auf einem zottigen, rohrenden Pferd vorüber; auf dem Kopf die Ohrenkappe aus Tuch mit einem zerknitterten rotgezackten Stern, vorm Wanst ein Eimerfäßchen, trägt er seinem Vorgesetzten aus einem fernen, noch nicht ganz ausgeleerten Keller die tröstliche Freude des Rausches hin.

So sieht sie aus, die Wüste!

Die Sonne lacht. Die Berge treiben ihr Schattenspiel. Vor ihnen ist alles gleich: ein rosiger lebendiger Leib oder ein bläulich angelaufener Leichnam mit ausgesogenen Augenhöhlen — Wein oder Blut. Auch vor diesem reitenden Sternträger. Er hält vor einer verwüsteten Villa, schaut, glotzt mit verschlafenen Augen... Was ist das?...

Digitized by Google

Doch nicht etwa eine Scheibe noch heil?!... Er legt an, zielt: — A—a, daß dich der Satan... Scheißdreck!...

Zielt noch einmal...

Wo aber soll „Tamarka" hin?

Sie streckt den Kopf weit vor und brüllt — lang und gedehnt nach dem Meer. Nach dem öden Blau. Sie brüllt noch einmal und noch einmal... Dann geht sie quer über die Straße nach der Schlucht. Vor einem saftigen Wolfsmilchstengel überlegt sie einen Augenblick: ob sie ihn fressen soll?... Sie schnauft, wendet sich und geht: sie wittert mit ihrem Kuhinstinkt die schneidenden Schmerzen, welche die Wolfsmilch hervorruft — das Blut würde ihr davon aus den Eutern sickern.

Nun, was also heute tun? Dasselbe, wie gestern — immer dasselbe: junge Weinblättchen abpflücken, sie ganz fein hacken — das gibt die Suppe. Gut wäre es, etwas Knoblauch daran zu tun, das soll einem Rüstigkeit und frischen Mut verleihen, sagt man; aber der Knoblauch ist aufgebraucht. Nachher... nachher werden wieder Blätter nötig sein, um das einzige Lebendige, das uns geblieben ist, zu täuschen — unsere Vögel. Sie verbinden uns mit der Vergangenheit. Man muß sie schnell herauslassen, vielleicht daß sie, wenn auch nur eine Grille finden. Bis zum Herbst werden sie sich noch halten, aber dann... Nicht denken, es lohnt nicht. Wenn sie nur bei uns, um uns sind! Sie erwidern unsere Liebkosungen, schlummern uns auf dem Schoß ein, indem sie die feinen Lidhäutchen über die Pupillen ziehen. Lärmend kommen sie aus der Schlucht angeflattert, wenn sie das trügerische Klappern eines Blechgefäßes hören — ob's nicht etwa Körner gibt? — Sie unterhalten sich sogar mit uns. Oh, ich begreife Robinson gut.

Und so denn, beginnen wir den Tag.

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Russischen von Käthe Rosenberg)

Digitized by Google

HOLLÄNDISCHE SUITE

von

GEORGES DUHAMEL

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Heinrich Heine

An Nelly Duys

I

Als die ersten Frühlingsdüfte bis in die entferntesten Gestade des Paradieses gedrungen waren, kamen die Engel Uriel und Zophiel, um sich vor Gott zu verneigen.

„Herr," sagten sie, „es ist jetzt unsere Zeit gekommen, einige Tage auf der Erde zuzubringen. Vergeßt nicht Euer Versprechen."

Gott sann nach, und Uriel begann nach einem Augenblick ehrfürchtigen Schweigens:

„Erinnert Euch, Herr, diese Reise wird meine vierte sein. Es ist eine Studienreise, während es für Zophiel, den Cherub hier, das erste Mal sein wird, daß er zu den Menschen hinuntersteigt. Ich könnte ihm als Führer dienen, Herr, wenn Euch das genehm ist."

Gott lächelte, schüttelte den Kopf und verkündete nun seinen Willen.

„Ihr werdet beide diese Nacht gehen, sagte er, Ich will, daß du, Uriel, deine vierte Reise als blinder Bettler vollführst. So wird dich der Anblick meines Werks nicht verwirren; dein Ohr aber wird selbst den leisesten Seufzer der Menschen aufnehmen, selbst die Gedanken ihrer Einsamkeit, die sie sich bemühen, nicht nur ihrem Schöpfer zu verbergen, sondern sogar ihrem eigenen Gewissen. Du, Zophiel, genieße frei diese erste Reise. Der Zufall wird dein Führer sein. Ihr werdet euch am ersten Abend trennen und jeder eures Weges ziehen. Bereitet euch vor. Ich habe gesprochen."

Als die Nacht gekommen war, nahmen sich beide Engel bei der Hand, und der Abstieg durch das Dunkel begann. Er war geschwind, er wurde lang. Der Erzengel Uriel drückte manchmal die Finger seines jungen Gefährten, um ihm Mut zu machen. Endlich fühlten

Digitized by Google

sie an ihrer Wange einen heißen und kühlen, herben und milden, bitteren und süßen Luftzug, der mit Düften und scharfem Rauch, mit Jammern und Singen, mit Schweigen und Lärm, mit Qual und Entzücken beladen war. Uriel sagte: „Wir nähern uns dem Ziel." Einige Augenblicke später standen sie Seite an Seite auf der Erde. Eine lange Viertelstunde verlief. Der Morgen graute. Uriel war nach göttlichem Willen ein alter, blinder Vagabund, Zophiel ein junger Handwerksbursche.

„Wo sind wir?" fragte der Erzengel.

„Wie sollte ich es wissen, Bruder?" antwortete Zophiel. „Es ist das erste Mal, daß ich ins Land der Menschen komme. Ihr, Uriel, der ihr diese herrliche Welt kennt und sie durchschritten habt, warum habt ihr nicht diese Augen, mit denen ich nicht recht weiß, was beginnen."

„Kleiner Bruder," flüsterte der Erzengel, „erkläre mir wenigstens, was du siehst."

„Ich sehe eine Stadt mit unzähligen Häusern, mit Türmen, Domen, Palästen . . ."

„Ja, ja," sagte Uriel, „man sieht das auf der ganzen Erde. Was siehst du noch?"

„Einen Hafen und Tausende von Schiffen, die Dampf ausstoßen und singen."

„Ach, großer Gott! Da sind wir gut vorgeschritten! Fahre fort."

„Auf dieser Seite sehe ich schöne von Kanälen durchschnittene Wiesen, Kühe, die weiden und deren Fell leuchtet."

„Ich habe das früher in allen Teilen der Welt gesehen."

„Hier in der Nähe ist ein kleines Gehöft aus Ziegeln gebaut, das Haus trägt ein seidiges, samtenes Strohdach wie der Biber seinen Pelz, man möchte das Dach aus Freude mit der Hand streicheln — — —"

„Du hältst inne, kleiner Bruder?"

„— — Ich sehe eine schöne junge Frau in dem Hause. Sie ist groß und kräftig, sie hat runde und rosige Arme — — —"

„Nun und was tut sie?"

„Sie reibt die Fensterscheiben mit einem Tuch. Sie hat sie so gut geputzt, daß es seit fünf Minuten aussieht, als riebe sie ins Leere."

„Brüderlein, das erinnert mich an etwas. Und was macht sie jetzt?"

„Sie stellt eine Kristallvase vor das Fenster. Sie ordnet drei Krokus in ihr, zwei gelbe und einen violetten. Sie betrachtet die Blumen mit großer Zärtlichkeit. Aber was habt ihr, Uriel, ihr weint?"

Digitized by Google

„Ach," sagte Uriel, „du rufst mir schöne Erinnerungen wach und ich bin jetzt sicher, daß wir in Holland angekommen sind."

Uriel irrte sich nicht. Die beiden Engel waren im Norden Hollands gelandet. Sie gingen den ganzen Tag spazieren und trennten sich gegen Abend, um den Befehlen Gottes zu gehorchen.

Uriel, der Engel und blinde Bettler, verlebte in den Niederlanden eine lange und geheimnisvolle Zeit, von der wir vielleicht später noch reden werden. Was Zophiel anbelangt, so blieb er einen ganzen Monat in Holland und wanderte von Gehöft zu Gehöft und von Stadt zu Dorf. Als der Monat zu Ende war, rief Gott Zophiel in das Paradies zurück.

Zophiel war noch voller Begeisterung, als er seinen Platz unter den Cherubim wieder aufnahm. Sobald er das himmlische Kleid wieder angelegt hatte, trat er vor Gott.

„Nun, mein Sohn, wie findest du die Welt?" fragte ihn der Schöpfer.

„Wunderbar, Herr! Sauber, wohl geordnet, sinnreich und blühend!"

„Laß gut sein, mein Sohn, und die Menschen?"

„Herr, sie sehen glücklich und vernünftig aus. Sie ziehen sich gut an und essen ihrem Hunger gemäß."

„Gut," lächelte der hohe Meister, „und auf welchen Teil der Welt bist du gekommen?"

„Herr, ich habe Holland gesehen, das ganze Holland, nur Holland."

Bei diesen Worten verfinsterte sich das Gesicht des Herrn.

„Ach! Zophiel," sagte er, „mein Kind, du wirst auf die Erde zurückkehren müssen und andere Länder sehen."

Gott schien nachdenklich, unzufrieden und begann von neuem:

„Du wirst andere Länder sehen müssen, um dir eine bescheidenere und richtigere Vorstellung von der Welt zu machen."

Verwirrt warf sich Zophiel an den Fuß des Thrones. Von dem Wunsch erfüllt, die Freude auf das hohe Antlitz zurückzurufen, murmelte er:

„Herr, Euer Werk ist wunderbar."

Da fing Gott mit viel Gutmütigkeit an zu lachen.

„Stehe auf, Zophiel," sagte er, „und gehe mit den anderen singen. Aber bevor viel Zeit um ist, werde ich dich wieder auf die Erde senden."

Während sich Zophiel entfernte, seufzte Gott und zuckte die Achseln:

„Er spricht über mein Werk! Er hat nur Holland gesehen. Und es ist gerade das einzige Land der Welt, an dem ich fast völlig unschuldig bin."

Digitized by Google

Wer erzählte mir diese Geschichte? Vielleicht war es ein schwarzblauer Kiebitz, der mir auf dem Lande bei Haarlem Gesellschaft leistete, vielleicht auch die Möwen-Prinzessin, die Möwe mit goldenen Füssen, die wie ein Hausgeist die großen Schleusen des Y bewacht. Vielleicht der kleine namenlose Singvogel, der an einem perlgrauen Morgen, in den Dünen von Scheveningen vor mir herhüpfte, während seine zarten Krallen manche Legende in den Sand schrieben.

O Land, das nicht mein Land ist, ich bin — wie die pilgernden Engel — auf deinen Wegen umher geirrt, auf deinen Kais, an deinen Ufern. Wenn ich dich auf meine Weise und in meiner Sprache feiern will, so ist es, weil Freundschaft manchmal Dünkel mit sich bringt, und auch weil heute abend mein Herz, trunken von Trübnis, auf eine Stunde dich um Zuflucht bittet.

3

Das beste Europas, dies reiche Schwemmland, das die raubenden Flüsse dem fettesten Boden entrissen haben, die fruchtbaren Säfte der hoch gelegenen Täler; der Schlamm, den Tausende und Tausende von Bächen auf ihrem Heimatacker aufgesaugt haben; diese ungeheure Beute, die stolz durch die westlichen Länder fuhr, zwischen den Kais der großen Städte hindurch, unter den Brücken, die wie Triumphbogen sind, dieser reiche Raub, das ist die seltsame Heimat, der Stolz der Holländer.

Aus den Sandbänken, die die großen Flüsse unaufhörlich verschoben und in das Meer gestoßen haben und die das Meer dann nahm, wälzte, wendete und endlich in seinen tobenden Launen zurückwarf, aus ihnen haben die Holländer ihre Wälle und ihre Zitadelle gebaut.

Sie setzten alles auf diese Karte: was in seinem Wesen unbeständig, beweglich, flüchtig ist, haben sie zu Treuem, Festem, Beständigem gemacht. Mit einer wunderbaren Geduld haben sie alle Sandkörner aneinander geklebt, und auf diesem lächerlichen Boden ihr Reich aufgebaut. Sie haben die Flucht des Flugsandes aufgehalten. Sie haben mit dem Helmgras ein Bündnis geschlossen, um gegen Wind und Wasser anzukämpfen. Die unzähligen Wurzelfasern dieses Grases vereinigen die Staubkörner, wie ein gemeinsamer Glaube Millionen Seelen zusammenschweißen kann. Die Düne zurückhalten, sie bezaubern, sie fetter machen, sie vielleicht mit der Hilfe der Jahrhunderte in wirklich fruchtbaren Boden umwandeln.

Digitized by Google

Ich habe einen Kai bauen sehen hinter dem Bahnhof von Amsterdam. Die Erde kam auf Schiffen, sie kam weit her, aus Gelderland oder Overijssel, aus diesen Provinzen, deren Hügel die fabelhafte Höhe von fünfzig Metern erreichen. Diese Erde wurde wie ein kostbarer Gegenstand befördert und mit soviel Respekt behandelt wie Tabak aus Sumatra oder der Kaffee von Surinam.

Ich habe die Viehzüchter der Polder ihre Kanäle ausbaggern und unaufhörlich, mit sorgfältiger Schaufel die Umrandung ihrer Weiden wiederherstellen sehen.

Bei Gouda habe ich den Grund zu einem Stück Land legen sehen. Mit einer weisen Berechnung wurde aller Abfall und Schutt einer Stadt auf Flußschiffe gebracht und in die Lagune gesät. Eines Tages wird dieser unförmige Archipel Festland werden; der für Goldes-Wert hergeführte Sand wird den Unrat zusammenkitten; ein industrieller Vorort wird über diesem Schutt emporwachsen, wie ein mächtiger Wald aus seinem eigenen Verfall entsteht, und aus tausendjährigem Humus sprießt.

Immer habe ich dich, Land des friedlichen Sieges, geliebt. Aber es war weit von dir, im schmutzigen und wirren Orient, auf einem Hügel Anatoliens, daß ich die herbe Hymne verstand, die du zum Lobe der Menschen singst.

Dies seltsame, kleine Land ist wie eine Schiffsbrücke an der Küste des fiebrigen Europa befestigt, wie eine Boje an der Mündung großer Flüsse. Es schwimmt, das gut gebaute Floß. Der Sturm möge es verschonen! Wird es sich nicht losreißen und nach der Laune der Meeresströmungen forttreiben, wenn der Wind sich zu gewaltsam erhebt? Alle diese gut geordneten Teile schwimmen wie ein Floßzug auf dem Rhein. Holla! Gerrit, gewitzter Bauer, treibe nicht zu viele Kühe auf deine schöne rechteckige Wiese! Fürchtest du nicht, daß sie einsinkt oder plötzlich kentert, daß sie wie ein grüner Eiszapfen schaukelt?

Ich habe einmal im Zentrum meines Landes Steinkohlen-Bergwerke besucht, die immer von schlagenden Wettern, von Einstürzen und Infiltrationen bedroht sind. Seit mehr als einem Jahrhundert leben sie in einem tragischen Gleichgewicht. Wenn die Pumpen stehen blieben, wenn die saugenden Maschinen einschliefen, wenn die geschickten Arbeiter innehielten, wenn in der Zeitspanne eines Tages die verbündeten Mächte ihre Umgürtung lösten, würde die ganze Grube ins Chaos zurückkehren. Ein strenges Gesetz beugt hier dem mensch-

Digitized by Google

lichen Streit vor. Gegenseitige Übereinstimmung aller, der Herren wie der Sklaven, läßt die Mine von einer Stunde zur anderen dauern, verteidigt sie gegen Boden, Schwere, die unterirdischen Wasser und das hinterlistige Gas.

Während ich in diesem dichten Dunkel umherging, dachte ich noch an dich, paradoxes Holland, Land des eigensinnigen Gleichgewichts und der strengen Disziplin.

Deine Mühlen müssen sich drehen. Ohne Unterlaß muß das Wasser aus der Tiefe gefördert und in die großen oberen Kanäle entleert werden; deine wachsamen Schleusen haben Flüsse und Ozean zu regieren; deine Armee von Ingenieuren muß alle Fugen der großen Maschinerie prüfen, und wie unermüdliche Insekten müssen deine Arbeiter jeden Tag wieder aufbauen, was jede Nacht zerstört hat.

Sie haben auf Sand gebaut und auf Sand gesät, um das Sprichwort Lügen zu strafen und um zu zeigen, daß der Mensch gern gegen Unmögliches ankämpft. Sie haben große Bäume gepflanzt, die zu den schönsten der Welt zählen. Manchmal übt der Seewind eine grausame Rache und reißt einen ganzen Wald um. Am nächsten Tage wird er von neuem gepflanzt.

O Land der Beharrlichkeit, glückliches Land, das etwas zu besiegen hat, ich möchte den Menschen, die dich nicht gesehen haben, sagen, daß sie eine ihrer aufrichtigsten Entschuldigungen nicht kennen und eins der besten Gesichter ihrer Menschlichkeit noch zu entdecken haben.

4

Zum ersten Male begegnete ich Holland vor fünfzehn Jahren auf einem Strome Frankreichs.

Wir hatten den ganzen Tag gerudert und in einem Fischerdorf gefrühstückt. Müde fuhren wir die Oise hinab nach Compiègne zu. Durain und ich gaben von Zeit zu Zeit einen schlaffen Ruderschlag. Blanche und Marguerite bewachten das Steuer. Das reiche Sommerlicht glitt über das Wasser. Plötzlich fuhr ganz in unserer Nähe, von einem kleinen asthmatischen Dampfer geschleppt, ein hoher, schwerer Kahn vorbei, auf dem eine in Sonntagsstaat gekleidete Familie lächelte. Wir fingen an, im Schatten und in den Wellen des schweren Schiffes zu schaukeln, als einer von uns scherzend rief: „Wir sind müde, schleppen Sie uns!“ Man tat etwas Besseres, als uns in Schlepptau zu nehmen: man zog uns an Bord, einen nach dem anderen. Und so setzte ich an einem Sommer-Sonntag, ohne

Digitized by Google

mein Land zu verlassen, zum erstenmal meinen Fuß auf holländischen Boden.

Dort war ein schöner Saal, mit leuchtendem Kupfer, dessen Anblick Appetit weckte. Es gab sanfte Stuben mit Spitzen, Fayencen, duftigen Gardinen, so daß man sich wünschte, dort zu schlafen, zu lieben oder sogar in ihnen einen ganzen Tag lang krank zu sein. Man sah Blumentöpfe auf den Fenstern, einen Dorfplatz, groß wie eine Serviette, mit polierten Bänken, grünen Pflanzen in Kästen. Ein Brunnen aus Zinn lud uns mit bescheidenem Schimmer ein, unsere Hände an ihm zu kühlen. Alles war mit echten und frohen Farben gemalt, in Quadrate und Rauten eingeteilt, in geometrische und naive Figuren in der Art afrikanischer Handarbeiten und kubistischer Malereien. Die vollzählige Familie sah uns erfreut an und schien begeistert von unserer Begeisterung. Man ließ uns alles bewundern, bot uns Tee an, einen Imbiß. Diese arbeitsamen Holländer sprachen ungezwungen ein Französisch, auf das wir stolz waren.

Zwei Stunden dauerte die Reise. In meiner Erinnerung vielleicht zwei Monate. Ach, was sind wir für gute Freunde gewesen während zwei Stunden! Was sind wir noch für gute Freunde, ihr meine ersten Holländer, deren Namen ich in dem Kriegslärm vergessen habe, einen Namen, den ich oft geschrieben habe; denn wir hatten uns Briefe versprochen und von beiden Seiten wurde das Versprechen gehalten.

Ich habe oft an euch gedacht, Freunde vom bunten Kahn, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, euch eines Tages auf einer der holländischen Wasserstraßen wieder zu finden. Immer grüße ich euch ein wenig, wenn ich dort einer Seemannsfamilie begegne; denn in Holland grüßt man sich immer auf dem Wasser, wie es die Bergbewohner auf den Alpenpfaden tun.

5

Scheveninger Frauen, ich bin bereit zu schwören, daß ihr alle schön seid. Euer Nacken ist frisch und stark unter dem leuchtenden Helm, der Eure Zöpfe gefangen hält, unter dem Helm, dessen Glanz gedämpft das feine Gewebe der Haube durchdringt. Der Seewind ruft schnelles und wildes Blut in eure Wangen. Eure Augen blühen fröhlich unter dem Schutz der langen Nadeln, die ihr unweit eurer Schläfen befestigt, um, wie man mir sagte, die Kavaliere fernzuhalten.

Ihr haltet sie nicht immer fern, Mädchen der Küste. Ich habe

Digitized by Google

sie vielleicht beneidet, eure Liebhaber, eure Matrosen mit der warmen Weste aus schwarzem Tuch, wenn euer entwaffneter Blick weich wird unter der kleinen Haube, der bescheidenen Wochentagshaube, wenn ihr vorbei geht und wie Schatten mit langen, ruhigen Schritten in die Wäldchen von Scheveningen gleitet.

Aber wie gefallt ihr mir in euerem Sonntagsschmuck! Unter jedem schwarzen Rock wiegen sich vierzehn Unterröcke wie die Glocken eines Glockenspiels. Eure Pelerinen in ihren ausgesuchten Farben öffnen sich über schönen Brüsten. Euer Schreiten auf flachen Schuhen ist vornehm wie ein alter Tanz. Und alle scheint ihr mir jung.

Scheveninger Frauen, ein Fremder sagt Gebete, auf daß euch nie der Wunsch heimsucht, eure Unterröcke, eure Pelerinen, eure Nadeln aufzugeben und den Helm, den man durch eure Haube schimmern sieht. An dem Tag, an dem ihr diese legendarische Kleidung ablegt, werde ich es nicht mehr wagen zu schwören, daß ihr alle schön seid.

6

Am Ende des Zeils erblickte ich eine einsame Bank, eine Bank, die so merkwürdig glänzte, daß man sie für noch ganz feucht von einem kürzlichen Regenguß hielt. In Wahrheit war es eine gut gemalte Bank, gut lackiert, sehr sauber, die holländischste der Bänke. Ich setzte mich hin, um eine Zigarette zu rauchen und um zu träumen, gegenüber dem Meer, das an diesem Tag mir günstig war.

Nachdem ich meine Zigarette ausgeraucht hatte, warf ich den Stummel zur Erde, wie wir Raucher es ohne weiteres tun, wenn wir auf Feldern oder auf der Straße sind. Dann stand ich auf, um zu gehen, um meinen Spaziergang in dieser natürlichen und freien Art fortzusetzen, zu der die Welt mich berechtigt hat.

Ich machte einen, zwei, vielleicht drei Schritte. Sicher machte ich nicht vier. Was mich zurückhielt, war, wie soll ich sagen, eine gewisse Scheu, ohne Zweifel, oder besser eine gewisse Scham. Der mit Ziegeln gepflasterte Weg lief bis zum Horizont, der in einem feinen, blauen Nebel verschwand. Auf dem Zeil und an den Fenstern der fernen Häuser war niemand, und kein Boot war auf dem Meer zu sehen. Aber ich fühlte sehr gut, daß mich ganz Holland mit einem zärtlichen Vorwurf ansah. Alle Augen Hollands blieben eine Minute lang an dem Zigarettenstummel geheftet, den ich auf den so

Digitized by Google

vollkommen sauberen Weg geworfen hatte. Ich hatte die innere Gewißheit, daß man dies Stückchen Zigarette von Nimwegen, von Groningen, von Hilversum und von Dordrecht aus sah. Und da ich ein zartfühlender Gast bin, kam ich zurück, hob den Stummel auf, unauffällig natürlich, und verbarg ihn in meiner Tasche.

7

Jenseits der Gebäude auf den Docks, jenseits des Auswanderer-Hotels, das dem Palast-Hotel eines Badeorts gleicht, jenseits des Waldes von Schornsteinen, Kabeln, Masten, sieht man eiserne Türme sich gen Himmel aufrichten, unförmige, riesenhafte Bauten, monströse Gerippe, denen der ockergelbe Rauch einen vorgetäuschten fleischigen Körper verleiht. Und all dies scheint unbeweglich, verlassen für den Rest der Ewigkeit.

Lassen Sie Ihren Blick eine Minute lang abschweifen und wieder zurückkehren: das Chaos ist in Bewegung. Die Ungeheuer haben sich belebt, die Türme haben einen Anstoß bekommen, die Gerippe haben Platz und Gestalt verändert; sie lassen ihre Gelenke ächzen und haben die Arme erhoben. — — Dies alles lebt, arbeitet, schwimmt.

Jener pfeifende, erbitterte Krahn spielt wie toll mit den Loren. Dieser paralytische Frachtdampfer, von dem man glauben könnte, er sei auf ewig gelähmt, ist heulend davongeflohen; er sät Bote und schüttelt sie ab wie ein Eber die Hunde einer Meute. Diese Petroleumschiffe, aneinander gedrängt wie die Zweige eines Reisigbundes, haben ihr Konzil beendet. Sie trennen sich plötzlich, von den Schleppdampfern auseinander getrieben.

Wunder des Wassers! Riesenmassen Holz, Eisen, Leinen, Menschenfleisch; Gewicht, Volumen und die Menge einer Unterpräfektur; ein Stück Landschaft mit Horizonten, Menschenmengen, Einsamkeiten — alles das gleitet, fährt, wogt und kehrt zurück mit dieser harmonischen Leichtigkeit, die nur das Fluidum erlaubt und regiert. Das wilde Durcheinander der Wagen auf dem Boulevard einer Hauptstadt? Es ist ein unordentliches Gewimmel von Zwergen. Auf dem Wasser aber ist alles majestätisch und rhythmisch. Beseelte Berge von Dingen ziehen mit großer Grazie dahin. Alles scheint leicht, übernatürlich. Eine Dampfpinasse bringt einen transatlantischen Dampfer zum Wenden wie eine Fliege den Stier. Strömen der Maas und des Y! Immerwährendes Ballett der Schelde und der Merwede. Welcher Pakt hat wohl dem erfinderischen Menschen die Gewalten der flüssigen Welt unterworfen?

Digitized by Google

Im Hafen von Rotterdam habe ich gesehen, wie schwere, kornbeladene Schiffe keuchend und todesmüde Anker warfen. Plötzlich lagen sie still da wie Leichen. Dann näherten sich ihnen die Brücken der Getreidekrähne, mit ihren pneumatischen Maschinen und schwarzen Rüsseln. Sie verteilten sich rings um das große Schiff wie gefräßige Tiere um einen Kadaver. Sie drangen mit ihren Fühlern in seinen Bauch und nahmen ihm mit grunzenden Schreien und Seufzern, mit Röcheln der Gier, mit rasendem Lecken all sein Blut, reinigten es bis auf das letzte Korn, saugten es wie Vampire aus.

8

Du Reisender im Zimmer, der du nach strengem, vergessenem, hinter dich geworfenem Arbeitstag dich in deinen alten Sessel verbirgst, um deine liebsten Träume wieder zu finden; du, der du auf der Landkarte so viele abenteuerliche Expeditionen unternimmst, du, den die Ansicht der Erdkugel im Atlas in Entzücken bringt und auf eine Stunde den angeborenen Traurigkeiten entreißt — ich bitte dich, wirf einen Blick auf die Karten von Holland. Sieh dir besonders die Pläne der Städte an: die Zeichnung ist fest und frei, die Kurven gefällig. Man möchte sagen, daß die meisten von ihnen sich auf die gleiche Weise gebildet haben. Sie haben einen Familienzug, wie die Blumen eines selben Baumes, wie die Kinder einer selben Liebe. Sie erinnern uns auf dem Papier an feine Stickereien oder besser noch an jene Strahlenfiguren, die uns das Mikroskop in den feinen Querschnitten der Organe zeigt. Überall hat das Wasser die dekorativen Themen geliefert. Middelburg sieht wie ein Stern aus Haarlem wie eine schmuckvolle Letter, Leyden erinnert recht gut an das Sternbild des Wagens, Groningen ist eine gestickte Rose.

Aber Amsterdam zeigt unbestritten das frappanteste Gesicht. Diese Stadt hat sich wie der Stamm eines Baumes in aufeinanderfolgenden konzentrischen Ringen gebildet. Man erkennt das Herz, das Holz und endlich die Rinde. Der ganze alte Teil ist von vollkommen gleichmäßiger Struktur, ein Kanal, die Breite eines Hauses, ein anderer Kanal, eine andere Breite und so fort. So sehr, daß Amsterdam an einen aufgeschnittenen dicken, ehrwürdigen Holzkloben erinnert.

Alle diese Städte haben seit langem ihre Umgrenzungs-Kanäle überschritten, ihre Grenzen überströmt. Sie schlagen an ihren Rändern mit methodischer Eile aus. Von einer Jahreszeit zur anderen sieht man an der Achse der großen Wasserwege die Trauben der Ort-

Digitized by Google

schaften wachsen. Über die Weiden hinweg suchen die Städte sich zu vereinigen. Eines Tages werden sie zusammenfließen. Von Alkmar bis Dordrecht hat der Reisende den Eindruck, eine verstreute Stadt zu durchqueren, deren wichtigste Teile durch Gärten und Wiesen getrennt sind. Der Genius der Architektur erhitzt sich inmitten dieses Festes. Er vollbringt Wunder. Während eines Frühlings sah ich Industriestädte und große Arbeitervororte entstehen. In einem Tannenwald habe ich in einem Monat ein Villendörfchen errichten sehen. Die Häuser wachsen wie jene geheimnisvollen Pflanzen, die die Derwische zum Blühen und Frucht treiben bringen, indem sie sie mit ihren Blicken ausbrüten. Ganz fertige Treppen brachte man herbei, die nur aufgestellt zu werden brauchen. Sie wanden sich auf dem Rasen wie gefangene Schlangen.

An einem kommenden Tag wird Holland eine einzige, wundervolle Stadt sein. Eine Hauptstadt, ich meine ein Kopf, dessen Körper bei den Antipoden liegt, dort unten im Indischen Ozean.

9

Fische sind stumm nur für hastende Menschen. Hier ist die Geschichte, die alle Aale Hollands dem schweigsamen Spaziergänger erzählen, der manchmal Freude daran findet, sich ins Gras zu legen und das schwarze Wasser zu betrachten.

In alten Zeiten zogen die zwei großen Ströme, die Maas und der Rhein, getrennt voneinander ihren Weg. Eine breite Strecke Landes lag zwischen ihnen, sie hatten verschiedene Mündungen und herrschten ruhmreich, jeder in seinem Tal. Sie kannten sich kaum, vertrugen sich gut und sandten sich während der günstigen Jahreszeit Botschaften durch Enten, Stare und Krickenten zu.

Dies Einvernehmen reizte den Dämon des Sandes, der leicht, unbeständig und immer auf der Suche nach Zänkereien und bösen Scherzen ist.

Zu jenen Zeiten liebten beide Flüsse, wie alle Monarchen, das Lob sehr und verschmähten es nicht, sich selbst zu schmeicheln, denn sie meinten mit gutem Grunde, daß der geschickteste Höfling im Loben noch geizig sei; so hatten sie, jeder für sich, eine Hymne erfunden, die ihre Schönheit feierte, den Reichtum und die Macht ihrer Wellen.

Der Dämon des Sandes gab boshafterweise den Vögeln des Himmels und sogar den Insekten, den Libellen und den Eintagsfliegen ein, daß

Digitized by Google

sie der Maas alle Prahlereien des Rheins überbringen und den Rhein von den Anmaßungen der Maas unterhalten sollen.

Das verletzte die Flüsse, und sie wurden schließlich zornig. Die Maas sagte: „Er soll nur kommen." Und der Rhein: „Sie soll sich nur sehen lassen." Als die Mißstimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte, unterhandelte der Dämon des Sandes auf die scheinheiligste Art zwischen ihnen. „Nähert euch doch einander, wenn ihr den Streit zu schlichten wünscht, legt euch recht nah aneinander, damit man euch vergleichen kann. Ich werde alle Götter und Göttinnen der Welt zusammenrufen. Ihr braucht die Probe nicht zu fürchten."

Mit diesen Worten flog er von einem zum andern und vergoß hier und dort Galle und Gift.

Die eitlen Flüsse gingen auf das Schiedsgericht ein. Sie machten heftige Anstrengungen, um sich neue Betten zu graben, und kamen so ganz nah nebeneinander zu liegen. „Noch näher!" sagte der Dämon. „Noch näher, wir können uns nicht entscheiden."

Die beiden Flüsse kamen immer näher, beide sagen: „Seht meine Fluten, sie sind mächtig und fischreich. Sie spiegeln den ganzen Himmel. Sie haben Städte durchquert, haben Weinberge, Ernten und Berge gesehen, sie haben große Länder fruchtbar gemacht, Rassen getrennt, Kriege verursacht, Helden getragen."

Die Flüsse näherten sich so sehr, daß sie plötzlich, immer singend, sich ineinander warfen.

Es war ein grausiges Durcheinander. Die vermengten Fluten strömten, wie der Zufall es wollte, nach allen Seiten und brachten das Land in Aufruhr, erregten den Ozean. Sie riefen Hunderte von Inseln hervor und zerstörten sie dann wieder, ertränkten Herden und rissen Wälder mit sich. Unruhe und Verzweiflung herrschten. Jahrhunderte über Jahrhunderte dauerte der Triumph des Sanddämons. Die miteinander vermengten Flüsse zankten sich unaufhörlich; sie wechselten unaufhörlich Bett, Gebiet und Herrschaft. Die Schelde, die sich in die Nähe begeben hatte, wurde mit in den Streit gezogen. Und beinah wäre auch die Ems hinein geraten. So standen die Dinge, als die Menschen eingriffen.

Von dem Tage an verging dem Dämon des Sandes das Lachen. Überall errichteten die Menschen große Mauern. Die Flüsse wurden zur Knechtschaft gezwungen, in Dämme gezwängt, von Brücken überbaut, von Schleusen bewacht und durch Kanäle reguliert. Trotzdem verzichteten sie nicht auf ihren Groll, und des Abends, wenn sie sie

Digitized by Google

brüllen hörten, sagten die batavischen Hirten: „Der Rhein sucht seine Tropfen“ oder „Die Maas hat ihren Weg verloren, sie weint den vergangenen Zeiten nach.“

Um sie ganz zu demütigen, zwangen dann die Menschen allen diesen besiegten Wasserläufen Namen auf, eine Menge von Namen. Es gab die Yssel, den Lek, den Waal, die Merwelde, den Noord, den Ril. Und von diesem Tage an begriffen die Flüsse, daß sie nicht mehr ihre eigenen Herren waren.

Sie gehorchen grollend. Im Lande Utrecht wird ein ziemlich spärlicher Fluß gezeigt, den man noch Rhein nennt. Im Herzen von Rotterdam fließt ein tiefes Wasser und trägt den Namen Maas. Aber die Fluten sind so gut miteinander vermengt, daß Gott selber, wenn es ihm einfiele, unter der Brücke von Doordt einen Schluck zu trinken, nicht sagen könnte, ob es der Regen Lothringens oder der Schnee von Graubünden sei.

10

Oft wurden die heimtückischen Gewässer aufständisch. In einer Nacht in vergangenen Zeiten überstiegen die Flüsse ihre Dämme und stürzten sich auf unsere reiche Stadt Doordt.

In dieser Nacht schlief der kleine Cornelius, oder — wie man ihn gewöhnlich nannte — der kleine Kees, schön warm zugedeckt in seiner hölzernen Wiege. Es war eine sehr schöne und fest gebaute Wiege. Piet Vogel, der Papa von Kees, ein geschickter Kalfaterer, hatte sie aus Eichenholz gebaut und gut geteert. Er hatte sie sogar mit einem kleinen Betthimmel geschmückt, auf dem jeden Abend die Katze Poes sich schlafen legte, der getigerte gute Geist, Kees' Lieblingsfreund.

Mientje Vogel, die Mama von Kees, hatte für die Wiege ihres Kleinen eine dicke Decke gestrickt und Matratze und Kissen mit Federn gestopft.

So schlief Kees unter dem Schutz von Poes. Plötzlich stürzte sich die Flut, nachdem sie die Deiche besiegt hatte, auf die friedlichen Häuser von Doordt. Sie entwurzelte die Bäume, riß hie und da zerbrechliche Mauern ein und trieb die losgerissenen Boote wie Schafe gegen die schönen Besitzungen der Reeder und Kaufleute.

Die armselige Hütte von Piet Vogel wurde als eine der ersten vom Wasser ergriffen und sofort aufgerissen und zerstört. Mit einem einzigen Schlage riß eine große Welle Türen und Fenster fort, löschte das Feuer, stieß den Backtrog und den Tisch um. Als Piet und

Digitized by Google

Mientje empor geworfen und verstört, halb ertrunken nach Hilfe riefen und die schöne Wiege suchten, war sie bereits abgetrieben und hatte ihre beiden Passagiere mitgenommen.

Wirklich, diese Wiege des kleinen Kees war wie ein gut gebauter Kahn. Sie schwamm dahin und drehte und wand sich, von einer Strömung getrieben, von einer anderen zurückgeworfen. Aber das vom Wind geneckte Wasser fing an, die große Sarabande zu tanzen, und die Wiege schaukelte und stampfte nun wie ein Schiff auf hoher See.

In diesem Augenblick zeigte Poes, das getigerte Genie, der sanfte Wächter, der bepelzte Freund, daß holländische Katzen, sobald sie es wollen und der Himmel es verlangt, gute Seeleute sind. Er stand in gespannter Haltung auf seinen, im Himmelbett gut verankerten Pfoten, und jedesmal, wenn eine Welle das Schiffchen auf die eine Seite neigte, beugte sich die seefahrende Katze auf die andere, um das Gleichgewicht wiederherzustellen.

Kees war zuerst aufgewacht. Er schrie in den Sturm hinein, doch niemand konnte es hören. Aber er merkte, daß man ihn geschickt schaukelte, und so schlief er ohne weiteres wieder ein.

Zum Glück blies der Westwind; der Betthimmel diente als Segel, und die Wiege trieb auf dem Wasser umher und widerstand der Strömung, ohne sich fortreißen zu lassen.

Als es Tag wurde, gab es keinen Noord, keine Merwede, keine alte Maas, keinen Ril mehr. Nichts gab es unter dem Himmel, als eine Art Schlamm-Meer, auf dem Strandgut umherschwamm. Die Leute von Doordt waren auf Boote geflüchtet oder hielten sich an den Dächern der Gebäude fest, betrachteten das Unglück und riefen sich jammernd zu. Piet Vogel und seine Frau Mientje sahen von dem Giebel einer Mühle mit Entsetzen dieser wütenden Flut zu, die ihnen ihr geliebtes Baby entrissen hatte. Plötzlich entrang sich ihrer Brust ein lauter Schrei der Überraschung und der Freude. Bald erhoben sich tausend andere Schreie von allen Seiten.

Wie einst die Wiege des Moses erschien das Schiffchen des kleinen Kees auf den Wellen. Auf dem Himmelbett stand der Kater Poes mit steifen Pfoten, den Rücken gewölbt, den Schwanz ganz gerade ausgestreckt, den Schnurrbart kampfesstrotzend und beugte sich nach rechts, nach links, nach vorn oder nach hinten. Er steuerte sein zerbrechliches Schiff ebensogut wie ein alter Steuermann, brach die Kraft der schlingernden Bewegung und wich den Stößen aus. Und

Digitized by Google

während dessen schlief der kleine Cornelius unter seiner dicken, gestrickten Decke und lutschte am Daumen.

Sie können sich vorstellen, wie die beiden Segler aufgenommen und gefeiert wurden. Poes führte nun, im wieder aufgebauten Doordt, ein von Ehren und Liebe verschöntes Leben, das begehrenswerteste Dasein, das eine Katze auf dieser Welt sich wünschen kann. Kees wurde ein kühner Seemann. Und ihre wunderbare Geschichte ist auf einer Fensterscheibe der Kirche von Doordt dargestellt worden, so wie die vom gastfreien Julian auf den Glasgemälden von Rouen und von Caudebec-en-Caux wiedergegeben ist.

II

Blanche, erinnere dich an das, was ich dir beim Anblick von El Djem und der römischen Zisternen sagte, diesen zerstörten Zisternen, neben denen jetzt das arabische Dorf durstet. „Die Größe eines Volkes läßt sich daran messen, was es für das Wasser tut."

Wenn wir in Holland leben würden, müßten wir dies Gesetz umkehren. An dem, was es gegen das Wasser tut, werden wir dies Volk beurteilen. Aber gegen das Wasser arbeiten heißt auch für das Wasser arbeiten, heißt es unterwerfen, es an unserem Triumph teilnehmen lassen.

Wir wechseln Klima, Seele, Genie, vielleicht unsere Freude und sicher unsere Trauer.

Über diese majestätische Brücke, die einen breiten Meeresarm auf vierzehn stählernen Bogen überquert, werden wir in Holland einziehen.

Wir werden unser Haus entweder in einer toten Stadt am Ufer des Zuydersee wählen, oder in einem dieser kleinen Operettendörfer, die wie sauberes, bemaltes, neues Spielzeug sind. Vielleicht werden wir auch irgendeine wilde große Stadt bewohnen, eins dieser Geschäftsviertel, wo die Handelsbestien im Hinterhalt ihrer Schreibtische den ganzen Tag ins Telephon Befehle und Drohungen speien.

Willst du, daß unser Haus schwarz gemalt sei und leicht mit grünen Algen bepudert? Hast du Ziegeln lieber und blutrote Fensterläden? Willst du es lieber aus Holz? Soll es sich nach hinten neigen, die Augen gen Himmel gerichtet, oder soll es sich im Gegenteil nach vorne neigen, wie die Häuser von Doordt und Amsterdam, um seine Fassade vor dem Rieseln des Regens zu schützen?

Ob aus Holz oder aus Ziegeln, was macht es! Es wird viele breite

Digitized by Google

Fenster haben. Vielleicht werden wir für die Fenster unserer Stube solche alten, rosa Scheiben finden, die dem grauen Himmel die Farbe des Bedauerns geben. Und in unserem Wohnzimmer werden wir goldene Fenster einsetzen lassen, die an verdrießlichen Tagen ein märchenhaftes Sonnenlicht hervorrufen.

Wir werden alte, schwere Möbel haben, Delfter Fayencen, Stoffe aus Sumatra. Verräucherte Bilder werden an den Wänden köstliche Speisen, Blumen, die Ordnung der Städte und die Allmacht des Herrn verherrlichen.

Wir werden schwere Tücher haben und Kleider aus festem Stoff. Wir werden uns in einer sorgfältigen und etwas kühlen Behaglichkeit – Enthaltsamkeit und Sinnenfreude – gefallen; denn Holland hat keine Steinkohle, und Bäume sind schöne, ehrbare Geschöpfe, geschaffen, den Blick zu erfreuen.

Wir werden Schotensuppe essen, seeländische Austern, Fische mit festem Fleisch, Kiebitz-Eier und – was weiß ich – tausend andere gute Dinge: Milchgerichte mit schwerem Duft, fette und nahrhafte Käse, und jene geräucherten Aale, die die Engländer uns vorwerfen; denn jedes Volk hat für die Lieblingsgerichte der anderen Völker nur Verachtung.

Du wirst uns bei Tisch bedienen. In nächster Nähe summen auf Kohlenbeken alle Arten heißer Getränke. Die Butter wird durch einen besonderen Apparat weich gehalten werden. Für alles ist gesorgt, alle Probleme sind gelöst. Und die glitzernde Küche wird in dieser wunderbaren blauen Farbe gebadet sein, auf die keine Fliege sich zu setzen wagt.

Jeden Morgen wirst du, wie manche andere große Dame, das Frühstücksgeschirr mit deinen Mägden spülen. Man spricht einfacher zu ihnen, wenn man ihre Arbeit teilt.

Dann werden wir spazieren gehen. Wir werden die Frau Baronin und die Frau des Bürgermeisters treffen, die zu Rade zum Besuch der Schwestern des Kammerherrn fahren.

Die Wagenführer werden voll Würde Zeichen machen, um klar den Weg anzuzeigen, den sie einschlagen wollen. Die Polizisten, die wie Standbilder der Logik an den Straßenkreuzungen stehen, geben ihre Anordnungen mit weiß behandschuhter Hand, deren elektrische Manschette im Dunkel zu leuchten beginnt.

Wir werden die Anschlagssäulen ansehen, auf denen die Plakate der Christian Science neben denen der Musikcafés angebracht sind.

Digitized by Google

Wir fahren in prächtigen und pünktlichen Straßenbahnen, in denen — o Vorsicht — Verbandzeugpakete aufgehängt sind, in denen du aber nie einen Kontrolleur siehst. Sind wir nicht alle ehrliche Leute?

Wir sprechen wie jedermann sorgfältig drei oder vier Sprachen, denn dies Rendezvous der Flüsse ist auch eins der Rassen und Geister.

Abends nach dem Essen werden wir, nach Ingwer duftend, zum Plaudern und Rauchen zu unserem Nachbar gehen, der so bescheiden und bedächtig aussieht, aber elfmal die Reise nach Ost-Indien gemacht hat.

Und dann werden wir wie jede Nacht, umgeben von Ordnung und Sicherheit, einschlafen. Aber ich wage kaum zu gestehen, daß mein undankares, unverbesserliches Herz manchmal, in verschleierten Minuten, die dem Schlaf vorangehen, für dieses ein wenig unsaubere, unordentliche, launenhafte Frankreich ein zärtliches Gewissen nährt, für dieses Frankreich, in dem alles nur ungefähr funktioniert, wo die Schalterbeamten unfreundlich, die Züge ungenau sind, der Verkehr behindert ist, die Straßen voller Landstreicher, wo das ganze Leben dem Zufall, dem Abenteuer, der Phantasie überlassen ist.

12

Das Haus des reichen Kaufmann Bos ist ein prachtvolles Gebäude. Der ganze Giebel ist mit wertvollen, fein getönten Fayencen geschmückt, mit Kugeln, Vasen, mit aus Stein gehauenen Figuren.

Aber, sagen Sie mir, wer hat Freude an diesem Schmuck? Die alte Straße ist eng und wie erdrosselt. Das Tageslicht zögert, sie zu besuchen. Herr Bos lebt zurückgezogen, er ist von Gicht und Erinnerungen geplagt. Mehr als zehn Jahre ist es her, daß er seine schönen Fayencen gesehen hat. Die Passanten kennen diese Herrlichkeiten nicht! nur wenn sie sich den Hals ausrenken, können sie etwas von ihnen sehen.

Auf der anderen Seite der Straße wohnen die Schwestern Groot. Sie sehen nie zum Himmel, sondern bessern die vertragene Wäsche aus und bewachen, durch ihren „Spion", dem an den Fenstern befestigten Spiegel, die Bewegung der Passanten auf dem schmalen Bürgersteig.

Ein trostloser Regen rieselt über die Skulpturen und läßt die schönen, glasierten Ziegeln vergebens leuchten.

Ein einziger Mensch auf der Welt könnte die Pracht von Herrn Bos bewundern. Das ist die arme Aaltje, das Hausmädchen, dessen

Digitized by Google

Stube durch ein Ochsenaugen-Fenster genau gegenüber dem herrlichen Giebel Licht bekommt.

Aber Aaltje ist so müde, wenn sie wieder in ihre Stube tritt. Die Beine von Aaltje schmerzen so sehr und ihr Rückgrat ist so schwach, daß sie sich zu Bett legt, ohne aus dem Fenster zu sehen. Außerdem hat sich schon lange die Nacht auf die Erde gesenkt, die Nacht, die die Reichtümer des Herrn Bos recht billig macht.

Aaltje schläft gleich ein; die letzte Seele der Straße sinkt in Schlaf. Eilige Schritte ertönen noch. Ein Mann durchquert den Lichtschein der Laterne, in Uniform mit glänzenden Knöpfen. Es ist kein General der Armee, es ist ein Angestellter der Straßenbahn. Er eilt, was er kann. Er verschwindet in Dunkel und Schweigen. Aaltje schläft unter dem Dach des Hauses. Die Straße ist öde. Der Regen fällt immer stärker.

Und doch wacht noch ein Schatten, sitzt auf den Stufen des Hauses. Ein Mann? Vielleicht. Man kann nicht sagen, ob es ein Jüngling oder ein Greis ist. Er hält seinen Kopf in beiden Händen, bewegt sich kaum, und doch errät man, daß er die Ohren spitzt. Manchmal richtet er sich auf und wirft einen ängstlichen Blick zum Himmel. Manchmal steht er auf und geht bis zur Ecke der Straße; er sieht lange den Kai entlang, als warte er auf jemand .. Aber nur der von Windstößen getriebene Regen läuft über den Kai. Dann kommt der Schatten wieder und setzt sich auf die Hausstufen. Eine Stunde vergeht. Diesmal bewegt sich nichts mehr: das Gesicht in seinen Handflächen vergraben ist der Engel der Langeweile eingeschlafen.

13

Jeden Sonnabend geht Annie in die öffentliche Bibliothek. Sie arbeitet da mit stillem Eifer, denn sie will gut die Sprachen der fremden Länder sprechen, die sie besuchen wird, wenn sie erst viele schöne Gulden gespart hat. Um die Zeit des Abendbrotes sucht sich Annie einige Bücher aus, die sie mit nach Hause nimmt, zum Vergnügen, um den Abend, der den Bureaustunden folgt, zu genießen.

Die öffentliche Bibliothek hat viele Hilfsquellen; trotzdem findet Annie nicht immer das Buch, das sie lesen möchte. Sorgfältig schreibt sie den Titel auf, läßt den anonymen Zettel in einen Briefumschlag gleiten, den sie zuklebt und den sie vor dem Fortgehen in den Briefkasten des Bibliothekars wirft.

Was bestellt Annie? Welches Buch lockt sie? Es wäre indiskret,

Digitized by Google

das herausbekommen zu wollen. Eine Liebesgeschichte, eine geometrische Abhandlung? Vielleicht eine englische Grammatik? Eine Reisebeschreibung — Wer weiß? Glauben Sie mir, bestehen Sie nicht darauf, es zu wissen: es ist Annies Geheimnis und geht niemanden etwas an.

Wir können uns nur wundern, wir umweglosen Franzosen, die in unseren Bibliotheken in eine Liste, die allen Blicken zugänglich ist, die Titel der Werke einschreiben, die unser Herz oder unser Verstand benötigt; die wir ganz einfach unseren Namen auf den Rand unseres Wunsches setzen.

14

Es ist mitten in der Nacht. Die Landschaft ist ruhig.

In der Tiefe seines Alkovens erwacht Mathys, Mathys Thys, der Käse-Meister.

Thys ist nicht krank. Sein kräftiger Magen kennt keine Launen.

Thys ist aber trotzdem aufgewacht und will nicht wieder einschlafen. Er sinnt und lauscht.

Er lauscht weder auf den breiten gleichmäßigen Atem seiner Frau, die in den Federn schläft, noch auf das Atmen der beiden unter die Decken gekauerten Kinder, noch auf das Ticken der großen friesischen Uhr. Ein tiefer, breiter, vielfältiger Atem scheint aus der Erde zu kommen und die Nacht anzufüllen.

Mathys streckt den Arm aus, tastet mit den Fingern längs der Wand und zieht eine kleine Klappe auf. Er setzt sich, drückt sein Gesicht an eine Scheibe, die zweimal so groß wie eine Hand ist und dreht einen Kontakt an.

Nicht im Zimmer brennt das Licht, sondern nebenan im Stall. Und Thys sieht durch das Fensterchen den ganzen Kuhstall, ohne sich aus dem Bett zu rühren.

Die achtzehn Kühe sind da. Das plötzliche Licht läßt ihre Augen zwinkern. Die weißen riesigen Kühe liegen auf der frischen Streu wie abgestürzte Ungeheuer. Mit dem Lärm eines Platzregens käuen sie alle wieder. Sie sind sauber, seidig. Wie sollten sie sich auch beschmutzen? Ihre Schwänze sind in die Höhe gezogen, von Schnüren gehalten, die sich auf Kupferrollen an der Decke abspiegeln und die leichte Gewichte in ständiger Spannung halten.

Ein gepflasterter Steig führt an den Boxen entlang, ein Steig, auf dem selbst der peinlichste Besen kein Hälmchen fände.

Mit den Augen zählt Thys immer wieder seine Tiere. Dann dreht

Digitized by Google

er das Licht aus, ruft die Nacht zurück, schließt die Klappe und legt sich auf sein Kopfkissen zurück.

Er schläft nicht gleich ein. Er rechnet. Er träumt. Er sieht die zwei japanischen Ingenieure vor sich mit ihrem trockenen, runzeligen Gesicht, die im vorigen Jahr kamen, ihm seinen jungen Stier abkaufen wollten, ein herrliches Tier, für das sie auch ohne Murren achtzehntausend Gulden zahlten.

In Gedanken inspiziert Thys seinen ganzen, schönen Besitz, die Kanäle, den großen Polder, dessen Gras voller Milch ist. Er hört von seinem Alkoven aus die Schweine in ihrem Stall grunzen und sich bewegen. Er lächelt.

Grunzt, ihr rosa Schweine, ungeheure Berge von beweglichem Speck. Bei Morgengrauen werdet ihr auf die Wiese gelassen, deren Boden ihr mit der Schnauze umwühlt. Eure Erde ist so schwarz und fett und ihr Geruch so würzig; sie ist so mit Dünger genährt, so mit Wurzeln gespickt, daß ihr große Lust haben müßt, sie abzuknappern, sie zu schlucken, sie ganz zu verzehren und euch den Wanst mit ihr zu füllen.

15

Betye-vom-Ende-der-Straße geht ganz allein auf dem Deich. Sie strickt, ihre Hände sind aufgesprungen und verbrannt vom Wind. Sie hat Trauer-Kleider an. Wenn sie zufällig die Stirn heben würde, könnte man in ihren Zügen quälende Melancholie sehen; aber sie hält ihre Augen auf ihre Stricknadeln gerichtet.

Unter ihrer schwarzen Haube sieht man die kurzgeschnittenen Haare, und die Flügel ihres Kopfputzes beschatten ihre Wangen. Sie geht vorüber, ohne den Scherzen der anderen Frauen zu lauschen. Wenn sie von ihrem Wege abweicht, so ist es, um den Gruppen alter Fischer aus dem Wege zu gehen, die, an den Mauern von Volendam kauernd, stumme Versammlungen abhalten und in langem Strahl braunen Speichel ausspucken.

Betye geht mit gesenktem Haupt; aber wer sie mit dem Blick begleitet, könnte sehen, daß sie jeden Augenblick angstvoll nach der Mauer sieht. Doch das Meer ist still und der Himmel gutmütig.

Plötzlich bleibt sie stehen, die Betye-vom-Ende-der-Straße. Man möchte sagen, daß ihre Finger Nadeln und Strickzeug fallen lassen. Sie bleibt stehen. Sie ist rot geworden. Die Barke von Dries kommt in den Hafen.

Es ist ein starkes, bauchiges Boot mit Flossen an den Seiten, die

Digitized by Google

Masten sind breiter als der Rumpf eines Mannes. Sein gebäumter Vordersteven erinnert an den Bug einer Galeere. Dries steht vorn, unbeweglich wie ein Götterbild. Sein Gesicht ist rasiert, hart, sehr stolz unter der Pelzmütze. Eine Weste von rotem Tuch umschließt seine Brust. Aber ist das wirklich Dries? Ist es nicht eher Sankt Michael? Woher kommen diese silbernen Stiefel, die ihm bis zur halben Hüfte reichen?

Erröte von Stolz und Liebe, Betye-vom-Ende-der-Straße. Dries hatte guten Fischfang. Sein Boot ist voll Beute. Und die Schuppen der Bäuche von zehntausend Fischen geben deinem Helden diese glänzenden Stiefel.

16

Wie der Engel Zophiel konnte ich selbst einmal glauben, daß Holland das Land des harmonischen Friedens, des ruhigen Wohlstandes sei. Aber ich habe die Bassins und die Docks von Rotterdam gesehen, das Ghetto von Amsterdam, ich habe den Zeedyk und den Jordaan gesehen. Der Cherub wird noch einmal auf die Erde und nach Holland zurückkehren müssen.

Zeedyk, das alte Judenviertel, ein entzündetes, schmerzhaftes Geschwür im Fleisch der souveränen Stadt. Schmutz und Unrat werden dort bewahrt wie die Merkwürdigkeiten in einem zoologischen Garten. Es sind Insel-Stadtteile. Man könnte glauben, daß man sie duldet, um ein Zeichen der Schmach zu zeigen, um sie dem Abscheu des übrigen Volkes preiszugeben.

Dort wohnte Rembrandt, im Herzen dieses Fegefeuers, im Wirrwarr der Völker, der Sprachen und der Religionen. Er ließ seine zerlumpten Nachbarn, die Juden von Joden-Breestraat, zu sich hereinkommen. Er warf ihnen ein Stück Brokat oder Purpur um die Schultern, verdeckte das verdächtige wirre Haar unter Turban und Schnallen. Dann griff er nach seinen Pinseln, und sogleich erstand ein märchenhafter Orient aus dem Hintergrund der Geschichte. Ischariot gibt die Silberlinge wieder, Susanne flieht vor den Greisen, Jakob segnet Josephs Söhne, David singt und begleitete sich auf der Harfe und der erschütterte Saul zieht den Vorhang vor sich, um seine beränten Wangen zu trocknen.

Die alten Stadtteile sind immer wie eine Mahnung an das allgemeine Elend. Das Wasser der Kanäle sieht wie ein Püree aus schlechten Erbsen aus. Der Geruch ist lästig. Man errät den fünf Fuß dicken,

Digitized by Google

grünen, seit mehreren Jahrhunderten aufgesammelten Schlamm aus verfaulten Fischen.

An den Pfosten mancher Türen entdeckt das aufmerksame Auge unter Bemalung und Schmutz das winzige, schräg hängende Röhrchen, in dem ein Blatt Pergament liegt, das einen Bibelvers trägt. Und das heißt Mesusa, wie in Prag, in Tunis oder in Konstantinopel.

Das Volk in solchem Pfuhl gibt sich leidenschaftlich tausend kleinen Geschäften hin. Eßwaren und Getränke gehen von Tür zu Tür. Manchmal hält ein monumentaler, auf einer Karre stehender, vergoldeter, bunter, scheußlicher Leierkasten am Rande des Fußsteigs. Er läßt einen Strom schäumender Musik in den Rinnstein fließen. Paare bilden sich und beginnen sich zu drehen.

Am Abend treiben sich Matrosen aller Erdteile von Kneipe zu Kneipe, ihnen folgt irgendeine Unglückliche, die sie für die ganze Nacht gemietet haben und die beim Spielen des Orchestrions in Schlaf fällt.

Es kommt jedoch vor, daß dem Vorübergehenden mitten in dieser Liederlichkeit ein sauberes, gepflegtes Häuschen mit klaren Fenstern und reinlicher Schwelle auffällt. Das ist ein Frauenhaus. Die fetten, ruhigen Prostituierten sitzen hinter den Scheiben; sie häkeln Spitzen oder polieren — einer alten Gewohnheit gemäß — Kupfergegenstände, während sie auf Kundschaft warten.

Eines Tages sah ich aus einem solchen Hause eine kleine Chinesin kommen. Sie hatte einen müden Blick und kurzen Atem. Sie sprach mich in unbekannter Sprache an. Da ich nicht verstehen konnte, wiederholte sie dieselben Silben, denselben Satz, erhob eigensinnig und verzweifelt die Stimme, als ob es genügte zu schreien, damit ich sie verstehe.

17

Zwanzig Meilen wohlgepflegter Wiesen, um die verdächtigen Viertel vergessen zu lassen. Hundert keusche und geschmückte Städte. Gärten, groß wie Provinzen, in denen man rechtzeitig die Knollen der Tulpen und Hyazinthen mästen kann, dieser legendarischen Hyazinthen, die bis ans Ende der Welt den blühenden Ruhm Hollands tragen.

Als ich einmal aus Afrika zurückkam, besuchte ich Holland und gleich bot man mir an, eine jener Haushaltungsschulen zu besichtigen, eine dieser merkwürdigen Anstalten, die man noch „Ecole de ménage“ nennt — ach Balzac, keine Verwechslungen!

Digitized by Google

Noch hatte ich vor mir den Anblick der arabischen Gurbi und in der Nase den Geruch gebrannten Öls, gebratener Eingeweide und schmutzigen Viehs. Ich trat in die Schule, und da begriff ich sogleich, daß ich in einer anderen Welt war.

Hundert junge Mädchen: runde Backen, frische Farben, weiße Mützen, gestickte Schürzen, kurze Röcke, stramme Waden. Und was taten sie, mein Freund? Sie lernten verschiedene Dinge. Und welche? Diese: waschen, putzen, polieren, bürsten, firnissen, plätten, flechten, anrichten, zubereiten, kochen, aufbrühen, einzuckern, spicken, räuchern, salzen, einkochen, reiben, schmoren. Und ohne Zweifel auch dies: am Rost und im Ofen braten, etwas in Mehl wickeln, in siedendes Fett werfen, mit Kraftbrühe zubereiten, auf der Pfanne backen. Und was lernten sie noch? Herr im Himmel — Französisch, Englisch, Rechnen, Geographie, ein Bett machen, ein Baby in die Windeln wickeln, Gäste empfangen, eine Wohnung herrichten. — Ist das alles? — Nein, gewiß nicht. Sie lernten noch tausend Dinge, an die ich mich nicht erinnere, denn sie gehen einen Mann nichts an.

Es macht nichts, ich war verführt worden. Holland, Holland, meine Freundin, wenn du nicht glücklich bist, sehe ich ein, daß es nicht deine Schuld ist.

Die Dame, die uns von Saal zu Saal, von Überraschung zu Überraschung führte, sagte mit naivem Stolz: „Ich habe Ihre Haushaltungsschulen besucht. Sie taugen nichts.“ Ich gab mir Mühe zu erröten, und vielleicht gelang es mir. Aber ich mußte zugeben, daß ich gar nicht wußte, daß wir in Frankreich auch solche Schulen haben.

Ausgezeichnete Lehrdame! Sie war weder schön noch jung, doch leuchteten ihre Backen so rosig, so gut geseift, daß man Lust hatte, einen Kuß auf sie zu drücken — oh, einen sehr vernünftigen und sehr runden Kuß.

In Utrecht habe ich das Museum besucht. Zwei schöne junge Mädchen führten mich, die — warum nicht — gelehrte Konservatorinnen waren.

Daß unser Herr Kultusminister nicht gleich lache: Ein Museum ist nur ein reicheres und besser als die anderen Häuser geschmücktes Haus. Und wer möchte sein Haus der Pflege eines kultivierten alten Herrn anvertrauen, der weder einen Seidenstoff drapieren noch Blumen in eine Vase stellen noch seinen eigenen Hut sich bürsten kann?

Digitized by Google

18

Es war ein schmerzlicher, unseliger Tag. Die Valuta war so in die Höhe gegangen, daß ich kaum wagte zu atmen, daß ich kaum wagte, meine Augen sich an dem Schauspiel satt sehen zu lassen und daß ich mich, vor Furcht einer zu großen Ausgabe, scheute, frei zu denken.

Eine Stunde lang wurde Holland von Multiplikationen, Additionen und anderen rechnerischen Mysterien heimgesucht, denen meine Seele feindlich ist. Ich fühlte große Ehrfurcht vor diesen Kühen, deren Milch in Gulden getrunken wird, vor diesen Hühnern, deren Eier in „dubbelt jes" gegessen werden, und vor den Autos, bei denen jeder Sprung „ryksdaalder" kostet.

Noch einmal fast hätte ich die Dummheit unserer alten Welt verdammt, als mich zum Glück das Lächeln meiner Freunde daran erinnerte, daß ich ein sehr reicher Mann sei.

19

Schüler der Niederlande, es ist kein großes Verdienst von euch, gelehrte Männer zu werden: eure Schulen sind so angenehm, ich glaube sogar, man könnte sagen, so schmackhaft, so vollkommen appetitlich, daß man eine recht schwarze Seele haben müßte, um so viel redlicher Verführung zu widerstehen.

Zuvorkommende Bänke, gefällige Tische, kluges und wohltuendes Spiel der Malereien, Fenster, die auf eine geschickte Mischung von Himmel und Grün geöffnet sind. Gesteht doch, junge Leute, daß die Suppe der Wissenschaft nie in einer hübscher geschmückten Schale angeboten wurde! Gesteht, kleine Patienten, daß man die Arznei gut gezuckert hat! Ihr bleibt mürrisch, ihr mault? Ach, ich verstehe eure Verlegenheit. Es gibt zu viel Schulen. Wie wählen?

Die kleine Stadt Wageningen, die auf einem Hügel steht — jawohl! — am Ufer des Rheins, hat ungefähr zehntausend Einwohner. Sie zählt — Staunen Sie! — drei Gemeinde-Schulen, zwei protestantische Schulen, eine katholische Schule, eine neutrale Privatschule, eine Handelsschule, eine gewerbliche Mittelschule, ein modernes Lyzeum, eine Landwirtschaftliche Hochschule . . . Uff, ich glaube, das ist alles. Doch ganz sicher bin ich nicht.

Ihr werdet doch wählen, Schüler des diszipliniertesten Landes der Welt; ihr werdet wählen, Kinder des individualistischsten der Völker!

Unter zehn Schulen wählen, das ist nur das Vorspiel zu schwieri-

Digitized by Google

geren Qualen. Eines Tages werdet ihr unter den fünfzig religiösen Sekten wählen müssen, die von der Regierung anerkannt sind. Werdet ihr Mennoniten, Methodisten, Remonstranten? Werdet ihr zum neuen Jerusalem oder zur Adventisten-Union gehören? Zur wallonischen Kirche oder zur apostolischen Mission? Zur „Erbauung" oder zur „Unter dem Kreuze reformierten Gemeinschaft"? Zu den alten Lutheranern oder zur Vereinigung der nach Matthäus Gläubigen?

Vielleicht werdet ihr es sogar vorziehen, die fünfzig anerkannten Sekten bei Seite zu lassen und eine ganz neue zu gründen, die mehr eurem Geschmack entspricht.

Ihr müßt dann noch zwischen den siebenundvierzig politischen Parteien wählen, die miteinander um ihre Meinungen streiten.

Aber müßt ihr nicht auch zehnmal am Tage unter den zweihundertdreizehn Autobus-Gesellschaften wählen, die sich die Ehre teilen, die Bürger zu befördern, und von denen die unbedeutendsten als ganzes Material einen einzigen Wagen besitzen, in dem sechs Personen mit etwas gutem Willen Platz finden können.

Wählen! Das Volk Hollands hat, wohlverstanden, für seine Freiheiten lange gekämpft, um das Recht zu haben, sich freiwillig seine Ketten zu wählen.

20

Im Haarlemer Museum ist ein Bild eines kleinen, unbekannten Meisters zu sehen, ein bescheidenes Stilleben, das mich oft träumen ließ. Das Frühstück ist auf dem Tisch angerichtet. Es ist seit drei Jahrhunderten angerichtet. Wenn Sie wollen, werden wir es morgen früh verspeisen, nichts fehlt daran, nichts ist verändert. Es sind die gleichen Gerichte, die gleichen Brödchen, die gleichen Leckerbissen. Man muß sich an diese guten Dinge halten, wenn man einmal ihr Rezept und ihren Gebrauch herausgefunden hat.

Ich sehe diesen alten Maler: er hatte es nicht eilig. Er mischte weise die Farben und verteilte sie mit Sorgfalt. Er hat sich stets Zeit genommen. Inzwischen wuchs auf dem Schinken etwas Schimmel, und der gewissenhafte Künstler hat ihn zum Schluß mitgemalt.

Nicht weit davon triumphiert Franz Hals.

Franz Hals hat zu glücklich gelebt, zu zufrieden mit der Welt und sich selber. Niemand ließ er im Schatten; er verstand, alle seine Kunden zufrieden zu stellen. Er ließ keine Eifersucht zu: er verteilte das Licht gleichmäßig auf alle Gesichter. Er beugte seine glänzende Begabung nach den Wünschen seiner Modelle. Aber das

Digitized by Google

Alter kam und mit ihm die Not und ich weiß nicht welche wilde Hellsichtigkeit. Damals hat der arme Mensch seine beiden größten Werke geschaffen: „Die Regenten" und „Die Regentinnen des Altersheims". Im Augenblick des Sterbens wollte er, ein einziges Mal wenigstens, ehrlich sein. Es war furchtbar!

Drei Jahre später starb Rembrandt und ließ als einziges Vermögen seine Pinsel, seine Palette und seine Lumpen zurück. Rembrandt, der es nicht verstand, den Schützen von Amsterdam zu gefallen, der die verabredeten sechshundert Gulden nicht verdienen konnte, Rembrandt starb elend und groß. Rembrandt, diese glorreiche Sünde der Niederlande!

Bis an das Ende der Welt wird er die Qual der Ideologen und Doktrinäre sein. Er sprengt alle Systeme. Er durchbricht nach allen Seiten die Rahmen der Ästhetik. Er hat Taine geniert und viele geistreiche Gedanken verwirrt. In seinem Schatten verschwindet eine unvergleichliche Legion von Meistern, von denen viele große Maler waren und zu anderen Zeiten für den Ruhm eines Volkes ausgereicht hätten. Nur der geheimnisvolle Vermer leuchtet abseits in einem magischen Licht.

Gibt es einen Ort der Welt, wo das Licht nicht seine Tugenden, seine Überraschungen und Freigebigkeiten hätte? Wenn Holland uns so viele Maler gab, ist es wohl nicht, wie man gesagt und wiederholt hat, durch sein Wasser, seinen Dunst und sein wanderndes Licht, sondern weil dieses Land fast ausschließlich das Werk des Menschen ist und in allen seinen Teilen dem Maßstab des Menschen entspricht. Es entmutigt nicht das Genie, wie die Alpen oder die Wüste. Es ist zugänglich, bescheiden, begrenzt. Die Maler konnten sich ihm mit Vertrauen nähern und es in vielen ihrer Werke mit Stolz übertreffen.

21

Rembrandts Ungestüm wirft ein merkwürdiges, flammendes Licht auf das unerschütterliche Antlitz, das man Holland zu leihen pflegt.

Die Kaltblütigkeit der alten Seeleute, die beflissene Ruhe der Geldmenschen, die Zurückhaltung der Frömmler, die Abgeklärtheit der Philosophen, die Indolenz des Bauern. Man muß gestehen, daß der Legende weiter Spielraum gelassen ist.

Wie Helden und Götter hat jedes Volk auch seine Fabel, die durch die Welt reist, die es nicht zurückkaufen und nicht zerstören kann. Das Phlegma der Holländer ist mehr als tatsächlich; denn es ist sprichwörtlich.

Digitized by Google

Es ist wahr, sie hören gut zu, sie lassen das letzte Wort herankommen; sie antworten nicht zu schnell; sie machen vom Schweigen einen unmäßigen Gebrauch. Sie überlassen sich nicht dem Zufall, und nach ihrem eigenem Geständnis „schreiten sie nicht über das Eis einer einzigen Nacht". Die Legende triumphiert.

Aber ich habe Erinnerungen. Eine Dame, eine große Dame, der ich zur guten Ordnung ihres Lebens und ihres Hauses gratulieren wollte, antwortete mir eines Tages mit scharfem Blick: „Ich habe mich noch nicht festgelegt, weiß nicht, ob ich als Nonne im Kloster oder als Prostituierte in Konstantinopel enden werde."

Und Sie, dessen kluges Glück ich lobte, und der mir dann plötzlich ganz leise sagte: „Ich möchte mein Glück ohrfeigen."

Und Sie, liebe, alte Freundin mit den herben, feinen Zügen. Ich habe Ihnen das Leben und die Qualen der Männer im Kriege geschildert. Sie hörten mit aufmerksamem Blick und unbeweglichen Händen zu, aber ich merkte plötzlich, daß Ihre Lippen ganz weiß wurden und daß sie zitterten. Wut und Mitleid!

Und Sie, alter grauhaariger Dichter, leidenschaftliche Seele, aufrührerisches Herz, Sie, der Sie das Aufsteigen der Gefühle nicht unterdrücken wollen und, wenn das Fieber Sie packt, nie weniger als sechs Sätze auf einmal beginnen.

Und ihr alle — verzeiht es meiner Sympathie — deren ängstlichen Blick ich manchmal überrascht habe, deren Stimme ich versagen hörte, deren Stirn ich in Falten sich legen und deren Finger ich sich zusammenkrampfen sah. Nein! ich liebe keine Legenden mehr. Wahrheit! Die grausame, die ergreifende, die tröstende Wahrheit! Nur sie kann in den entscheidenden Stunden die verschiedensten Menschen aneinander binden, wie ein gefährliches Geheimnis die Verschworenen aneinander kettet.

In ganz Holland sind gute, gepflasterte Landstraßen ohne Steigungen uud beinah ohne Umwege. Von weitem scheinen sie wunderbar eben und ihre Oberfläche leuchtend. Unter den Ziegeln aber folgt der sandige Boden seiner Laune und seiner Phantasie. Der Wagen des Fremden darf nicht hoffen, sehr schnell zu fahren: er wird grausames Rütteln kennen lernen.

22

Wenn der Winter streng ist und alle Kanäle zufrieren, werden die tausend Inselchen, aus denen Holland besteht, durch den Frost

Digitized by Google

plötzlich zusammengeschweißt. Alle Stücke des Patience-Spiels kleben aneinander.

Das wird große Freude geben. Holland wird toll. Die Schulen und die Bureaux werden ihre Türen schließen und die Dienstboten Urlaub bekommen. Ein Fieber ergreift das ruhigste der Völker. Stündlich werden die Zeitungen der Menge die Fortschritte des Frostes melden. Millionen Schlittschuhe werden aus den Schränken herauskommen. Der schwerfälligste Krämer wird wie durch ein Wunder behender als der Gott Merkur. Eine Ruhepause wird verkündet, alle Streitereien werden aufgehoben. Die Klassen der Gesellschaft vermischen sich im Jubel.

Die Frau des Bürgermeisters wird keine Bedenken haben, in Gesellschaft ihres Chauffeurs Schlittschuh zu laufen. Und vor den fliegenden Buden, die Kuchen- und Getränke-Händler auf dem Eis errichtet haben, wird man den armen Timmers sehen können, den Angestellten der Gaswerke, der sich vertraulich mit dem Herrn Generaldirektor der Niederländischen Bank unterhält.

Liebespaare mit frostroten Backen bleiben keuchend zu vertraulichen Unterhaltungen unter bereiften Büschen stehen.

Die Schlittschuh-Künstler werden vom Haag bis Gouda laufen; sie werden sich irdene Pfeifen kaufen und ihre Mützen damit schmücken. Eine gute Art, um bei der Rückkehr durch die unversehrten Pfeifenrohre zu beweisen, daß man die ganze Fahrt ohne zu fallen zurückgelegt hat.

Ein heiliger Rausch ergreift für einige Tage dieses so ernste Volk. Und die Fremden werden denken, daß man tatsächlich wundersam ernst sein muß, um sich mit so viel Überzeugungskraft zu belustigen.

Die alten, unbeweglichen Leute, die sich zu ihrem großen Bedauern keine Flügel mehr an die Füße schnallen können, werden Ihnen kopfnickend sagen, daß das heutige Eis nicht mehr so gut wie das ehemalige ist, daß es seltener, weniger glatt, weniger rein ist.

Reif, Pelz, Schlittschuhläufer, Schlidderbahnen, alle kleinen Meister der Niederlande haben diese Szenen dargestellt. Beim Anblick ihrer Bilder glaubt der Fremde, daß Holland die Hälfte jeden Jahres auf dem Eise verbringt.

Aber die Holländer, die zu lächeln wissen, bemerken fein: „Leider nein! Eis ist eine Seltenheit. Wenn unsere Maler Bilder vom Schlittschuhlaufen schaffen, so ist es gerade, weil dies Schauspiel sehr selten ist, und uns daran liegt, treue Bilder davon zu bewahren."

Digitized by Google

23

Noch einmal sinkt die Nacht in mein Herz, sinkt auf meine Erinnerungen. Alle Kanäle im Westen sind voll Milch und Honig. Ich weiß nicht, welch bittere, dunkle Flüssigkeit dagegen die des Ostens füllt. Ich sammle mich, unbeweglich, an der Grenze des Schattens und der Helligkeiten.

Wie die wandernden Engel habe ich meine Mission erfüllt. Die Stunde ist gekommen, wo ich wieder in meine Heimat zurückkehre.

Noch einmal laß mich dich betrachten, vom Himmel gesättigtes Wasser, Spiegel der Unruhe, melancholisches Kristall, das am Morgen ganz aus Opal und am Abend finsterer als ein Schmuck aus Gagat ist.

Ein großes Schiff kommt über die Wiesen. Es zieht in der Luft dahin wie ein Theaterschiff. Es trägt schlafende Götter, Seelen von Kriegern, leere Rüstungen, tote Feen, Tische, die einst zu einem Fest gedeckt wurden und jetzt von Schatten umgeben sind.

Unten am Ende des Polder kriecht ein flaches, lahmes Boot zwischen zwei rußigen Wolken in den Abend. Ein alter Matrose, die Bootsstange an der Schulter, geht am Rande des Schiffes entlang. So tief ist er in seine Arbeit versenkt, daß er, wie ein lächerlicher Narzissus, sein Bild im Schweiß, der ihm von der Stirne tropft, zu suchen scheint.

Und neben mir gleiten drei in Seide gekleidete Enten leise, ohne irgendeinen Schrei, dahin. Wohin gehen sie? Wenn man sie so stolz und eilig sieht, könnte man meinen, sie wüßten es. Und doch errate ich, daß die erste schwimmt, weil sie schwimmen kann, und die beiden anderen, um ihr zu folgen. Aber sie sind wie viele Menschen; scheinbar haben sie ein Ziel und wählen den Wind, der sie vorwärts treibt und den Strom, der sie mit sich reißt.

24

In meinem Garten auf der Ile-de-France habe ich den holländischen Tulpen einen Ehrenplatz eingeräumt.

Sie blühen in jedem Frühling, diese stolzen und eleganten Blumen, die alles der Pracht ihres Kleides geopfert haben. Ich erweise ihnen gerne Ehren und gebe ihnen, wenn ich es kann, auch Nachrichten von ihrem Lande. Sie werden gut getränkt, gut beleuchtet, gut genährt. Und doch weiß ich nicht, welches Unbehagen, welche Niedergeschlagenheit, welches Heimweh ihren Korb belastet. Jedes

Digitized by Google

Jahr werden diese verbannten Blumen matter, ihr Laub trauriger, ihre Stengel mutloser.

Fürchtet nichts, meine schönen Freundinnen, ich lasse euch bald wieder die Heimatluft atmen. Ich weiß, daß eure Knollen, um kräftig zu bleiben, von Zeit zu Zeit „den Turm von Haarlem wiedersehen müssen".

Nun denn, wir wollen ihn zusammen wiedersehen. Auch mein Herz hat es oft nötig, diesen wachsamen Frieden zu atmen, den sich Holland gegen die verschworenen Kräfte der feindlichen Natur erworben hat.

Ich werde die klaren, reinen Horizonte wiedersehen, den erhabenen Himmel, der die ganze Weite füllt, den Himmel, der die Übergriffe des Bodens nicht fürchtet.

Ich werde in die Dünen zurückkehren, deren dürre Einsamkeit manchmal die ergreifende Ruhe der Wüste heraufbeschwört.

Ich werde auf dem Ij fahren, dessen Welle eine Tochter der Flüsse und des Meeres, halb süß halb salzig ist.

Hafen mit vielen Schlupfwinkeln! Bewohntes Meer! Behaglicher Sumpf! Riesige Wasserblume, die von Schiffen aus hundert Ländern wie geschäftigen Bienen besucht wird! Grünender Schwamm, der am Rande des Festlandes hängt! Treffpunkt der Völker! Kreuzweg der Bekanntschaften, Ort der Vereinigung der Kulturen!

Ich werde dich wiedersehen, treues Land. Ich werde dich noch einmal überschreiten, gastfreundliche Schwelle.

Und jetzt mögen deine Dichter mir verzeihen. Das so wohlbekannte, so fromm geliebte, so oft geküßte mütterliche Gesicht, dieses Antlitz kann dem neuen Auge des Fremden doch noch irgendein Geheimnis aufbewahrt haben.

Du weißt wohl, daß ich kein Passant bin wie die anderen.

Ich habe zwanzig Leben in zwanzig Häusern Hollands gelebt, in zwanzig Häusern, in denen Freundschaft mich aufgenommen hatte. Ich habe dort stets meinen geheimen Zufluchtsort. Dort steht mein Lieblingssessel, in dem ich, im Traum, mich am Abend ausruhe. Ich unsichtbarer und zutraulicher Gast, ich Pilger, der einer freundlichen Aufnahme sicher ist.

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Elly von Schneider-Glend)

Digitized by Google

AUS DEM TAGEBUCH

von

ALEXANDER BLOCK

Nachstehende Aufzeichnungen aus dem Tagebuch des Dichters beziehen sich auf das Jahr 1918, die Zeit des revolutionären Aufschwunges und der Spaltung des geistigen Rußlands in die „alte" und die „neue" Welt. Für Block ist diese Zeit geistige Katharsis und stellt ihn hoch über jene „Verkünder der Revolution", die angesichts der unaufhaltsamen Massenbewegung sich eines Besseren besonnen und Rußland verlassen haben. Die Revolution überwältigte Block — er fühlte darin die Kraft „ihrer Musik", er harrte der weiteren Entfaltung der revolutionären Tat; allein er vermochte nicht, dem historischen Rhythmus der Bewegung zu folgen und an die Revolution auch im Augenblick ihrer scheinbaren Passivität zu glauben. Und so findet das revolutionäre Schaffen des Dichters, der mit seinen „Zwölf" der „Erhabenheit des Oktober" gehört, dem aber die Führer der Bewegung wesensfremd waren, in dieser Ballade auch seinen Ausklang. Was in seinem Tagebuch zum Ausdruck kam, spiegelte sich in der Ballade „Die Zwölf" und dem politischen Gedicht „Die Skythen" wieder und ist ein Material von bleibendem Wert zum Verständnis des Dichters und der geistigen Umschichtung Rußlands unmittelbar nach dem Siege der Revolution. D. U.

5. Januar

Die Lieblingsbeschäftigung der Intellektuellen ist zu protestieren. Wird ein Theater geschlossen, eine Zeitung beschlagnahmt, eine Kirche zerstört: immer gibt es Proteste. Ein treffender Beweis für die Blutleere der Intellektuellen; früher hatte man weder für die Zeitung noch für die Kirche Vorliebe.

Gegen die Macht der Gewalt zu protestieren ist nur eine Geste (Bleichsucht).

Den Internationalismus hassen heißt kein Gefühl für die Kraft des nationalen Bewußtseins haben.

Zu allem muß man sich irgendwie anders, besser, reiner stellen. Oh, Gesindel! Heimisches Gesindel!

Weshalb „Konstituante"? Nur deshalb weil ich sie wie alle wähle? Blind wählen wir, ohne zu verstehen. Und wie kann ich mich durch einen andern vertreten lassen? Ich allein trete für mich

Digitized by Google

ein! Wahllüge! (von den Bestechungen abgesehen, durch die sich Amerikaner und Franzosen bekannt gemacht haben.)

Was braucht man? Ein kleines Dorf, das seine Versammlung, seine Kirche (nur eine — klein, weiß), seinen Friedhof hat! Hingegen meint Oldenburg*: „Eine große Kultur kann es nur in einem großen Staate geben!" So war es immer. Oh, es war, war! verfluchte historische Indolenz! Und muß es denn immer so bleiben?

Die Kultur muß sich umschichten. Der intensive Haß gegen das Parlament, Konstituante usw. Denn früher oder später wird irgendein Miljukow** sagen: „Der Gesetzentwurf wurde in der dritten Lesung von der Majorität abgelehnt."

Alles — schmutziger Schnee, Watercloset, die Alte im Auto, Mereschkowskij, ein Hund hebt im Taurischen Garten*** seinen Fuß gegen einen Pfosten, M-lle W... klimpert auf dem Klavier (eine Bourgeoishure), und ihre Kultur ist zu Ende.

Herr X. (so sagte mir seine Tochter) und Frau Z. „sind von unserem Volke enttäuscht."

„Deutsche Provokationen." — Ein Bär sitzt auf ihren Ohren. Wo habt ihr eure Musik, ihr verfluchten Gauner?

Wenn es zumindest Bankiers, Beamte, Bourgeois wären! Aber es sind doch Intellektuelle!

Oder sind denn Geistesschätze auch — Bourgeoisgut?

Ihre — ja!

Aber „der Staat" (eure Konstituante) ist noch nicht alles. Es gibt noch Luft.

> Oh, neuer Welten Feuerschein,
> Laß rasend mich in deiner Glut vergehen,
> Oh, Rußland, Rußland, Rußland, du wirst sein
> Der Heiland derer, die nach uns erstehen.****

Das Gefühl des Übelstandes, (das musikalische Gefühl, das „ethische" in eurer Sprache) — wo habt ihr es?

Wie Bourgeois zittert ihr für eure Taschen.

Aus der Stimme des Fräuleins hinter meiner Wand klingt Stumpf-

---

* Berühmter Orientforscher, Generalsekretär der Russischen Akademie der Wissenschaften.

** Hervorragendes Mitglied der Konstitutionell-demokratischen Partei; damals Außenminister der Provisorischen Regierung.

*** Garten am Parlamentsplatz.

**** Aus einem Gedicht von Alexander Block.

Digitized by Google

heit, Langeweile: Wird ein Hausgeist begraben? Hält eine Hexe Hochzeit? Wann endlich wird sie schwanger? Es geht doch irgendein Kornett zu ihr!

Wird diese eine schwanger, so kommt an ihre Stelle ein anderes Aas und wird ebenso, in Erwartung eines Ulanenhengstes, weiterheulen.

Zum Teufel mit dem allem, zum Teufel! Vergessen, sich eines anderen erinnern.

7. Januar

Einem Künstler kann die Idee der Volksvertretung, wie alles „Abstrakte", nur einer plötzlichen Laune zufolge interessant scheinen, im Grunde aber bleibt sie ihm verhaßt.

11. Januar

„Das Resultat" der Brester Friedensverhandlungen (das heißt, es gibt gar keines, wie „Neues Leben",* das über die Bolschewiken empört ist, meint).

Gar keins — nun gut!

Aber die Schmach der dreieinhalb Jahre („Krieg, Patriotismus") muß man doch abwaschen.

Zeig, zeig auf die Karte, deutscher Haderlump, niederträchtiger Bourgeois! England, Frankreich, stellt euch auf die Hinterbeine! Unsere historische Mission werden wir trotzdem erfüllen!

Wenn ihr auch durch den „demokratischen Frieden" die Schande eures Kriegspatriotismus nicht abwaschen könnt — unsere Revolution vernichten, dann seid ihr keine Arier mehr. Und wir öffnen weit das Tor gen Osten. Wir sahen euch mit euren Augen, solange ihr ein Gesicht hattet. Eure Fratze aber werden wir mit unserem schielenden, schlauen, durchdringenden Blick sehen: wir werden Asiaten, und der Osten ergießt sich über euch.

Aus euren Häuten werden Chinesentamburine. Wer sich selbst so schändet, — wer so verlogen ist, — der ist kein Arier mehr!

Wir sind Barbaren? Auch gut! Dann sollt ihr erkennen, was Barbaren sind. Unsere grausame, furchtbare Antwort wird einzig eines Menschen würdig sein.

---

* Eine von den Sozialdemokraten, Internationalisten, herausgegebene Petersburger Tageszeitung, an der unter andern Martow und Maxim Gorki mitwirkten.

Digitized by Google

Evolution, Fortschritt, Konstituante — lauter veraltetes Zeug. Das Gift, das ihr uns bietet, haben wir stärker als ihr empfunden (Renan).

Das Leben ist analphabetisch. Leben ist Wahrheit („Prawda"). Verlogen wie sie ist — ist sie doch die Wahrheit — und sticht in die Augen, wie die Zeitung „Prawda"* an allen Straßenecken.

Man kann das Leben nicht übertünchen. Was Europa übertüncht, — macht es fein, zart (Renan, der Geist der Wissenschaft; Geistesbildung, ésprit gaulois, englische Komödie), wir aber (russische Professoren, Belletristen, Sozialtätige) können es nur grau und schmutzig verschmieren, roh durchkneten. Mit den Händen unserer Intellektuellen (solange sie noch unmusikalisch sind, bleiben sie Kanonenfutter, Barbarenwaffe) erfüllen wir unsere historische Mission (die Intellektuellen sind dabei Schwerarbeiter, die die grobe Arbeit leisten), die Wahrheit zu entblößen. Wir sind die letzten Arier. Wahrheit ist nur Narren zugänglich. Um zu seinem Selbst zu kommen, müßte man lernen (einer Legende zufolge), aus einem Dummkopf klug zu werden. Ich glaube, es ist eine verderbte Legende (irgendeine spätere, erdichtete).

... Worin besteht Renans Geheimnis? Warum sind seine „Banalitäten" nicht banal? Das liegt in der Kunst: in der Sprache und in der Musik. Europa (sein Thema) ist Kunst und Tod. Rußland — das Leben!

14. Januar

Es gehen ganz besondere Dinge vor:

„Intelligente" Leute, die Revolution predigten, „Propheten der Revolution" waren, erwiesen sich als ihre Verräter. Sie waren Feiglinge, Hetzer, Ausgehaltene, Bourgeoisgesindel.

Lange (allzulange) sah ich Schriftsteller als besonders Auserwählte an. Das ist mein Abstraktum. Nun, der Verfasser des „Julian" und des „Tolstoj und Dostojewskij"** unterscheidet sich jetzt doch durch nichts von der „Petersburger Zeitung".

Das kann man sich nicht gerade als Folge einer Ermüdung erklären. In der Tat war ihre ganze Revolution, der zaristischen Regierung gegenüber, nur geballte Faust in der Tasche.

... Das war es also, warum sie die „Verfinsterungswut" fürchteten.

---

* Das Organ der russischen kommunistischen Partei.

** D. S. Mereschkowskij.

Digitized by Google

Jetzt stellt sich aber heraus, daß sie von einer Gründung der eigenen Verfinsterungswut, erbaut auf unbeweglichen Postamenten ihrer Feigheit und ihrer Patriotismen schwärmen.

Sie werden das unglückliche Rußland noch verkaufen.

18. Januar

... Wieder Ekel, den ich nach dem Besuch des Winterpalais empfinde (wenn auch die Zimmer dort aufgeräumt und die Möbel in Ordnung sind).* Tragik der Lage (unserer sind zu wenig). Mich überkommt eine Wehmut — vielleicht infolge der Unfähigkeit, vielleicht wegen der „Intellektuellen", vielleicht wegen der verschiedenen Sprachen, die gesprochen werden. Und dabei etwas Gutes (Gütiges).

Uns steht ein großes und verantwortungsvolles Werk bevor. Die Herren Über-Intellektuellen wollen eben an dem Werk nicht teilnehmen.

Was ich noch erfaßt habe: die werktätige Seite des Bolschewismus, — die seiner fliegenden, beflügelten folgt. Hier eben wäre die Hilfe der Intellektuellen notwendig. Das Volk hat wohl seine Flügel, aber im Können und Wissen muß man ihm helfen. Das wird einem nur langsam begreiflich. Und werden wirklich viele „Könnende" nicht herkommen? ...

20. Februar

Es wurde verlautbart: der Rat der Volkskommissare erkläre sich bereit, den Frieden mit Deutschland zu unterschreiben. Die Kadetten** regen sich und erheben ihre Köpfe.

Ljuba*** schluchzte beim Abschied von Rodgers in dem Schauspiel „Elevation" (Patriotismus et ma femme), weil sie die alte Welt beweinte. Sie sagte: Ich nehme die neue Welt an, vielleicht gewinne ich sie lieb. Sie sagte sich aber von der alten Welt noch nicht los, und so zeigte die Aufführung Spuren von allem, was die neunzehn Jahrhunderte angehäuft haben.

Ja.

Patriotismus ist Schmutz (Elsaß-Lothringen — Frankreichs Magen, Kohle).

---

* Im Winterpalais wurden einige Staatsämter untergebracht.
** Mitglieder der Konstitutionell-demokratischen Partei.
*** Blocks Frau, eine Schauspielerin.

Digitized by Google

Religion ist Schmutz (Popen und dergleichen). Der schreckliche Gedanke dieser Tage ist: es handelt sich nicht darum, daß die Rotgardisten Christi „unwürdig" sind, der jetzt mit ihnen geht; sondern darum, daß eben Er mit ihnen geht, während an seiner Stelle ein anderer sein müßte.

Romantik ist Schmutz. Alles, was sich in Dogmen als zarter Staub festgesetzt hat, märchenhaft wurde, — ist nun Schmutz. Es blieb nur ein élan übrig.

Nur Aufflug und Schwung; flieg dahin, reiß dich hinaus, sonst erwartet dich auf allen Wegen Verderben!

Vielleicht wird die ganze (europäische) Welt darüber wüten, erschrecken und sich in ihrer Verlogenheit noch tiefer festsetzen. Das dauert aber nicht lange. Es ist schwer, die russische „Krankheit" zu bekämpfen, da Rußland bereits die ganze Menschheit mit seiner Gesundheit infiziert hat. Alle Dogmen sind ins Wanken gebracht, ewig dauern sie nicht mehr. Jede Bewegung steckt an.

Nur wer so wie ich liebte, hat das Recht, jetzt zu hassen. Und ich darf mich in mich selbst vertiefen.

Meine Tiefe ist ein leuchtender, im leeren blauen Äther treibender Stern.

21. Februar

Die deutschen Truppen setzen ihren Vormarsch fort.

Das Fräulein hinter meiner Wand singt. Irgendein Gesindel singt mit. Alles — nur ein schwacher Schatten, der letzte Ausklang der Bourgeoisie.

Wenn man im Leben so viel Greuel angestiftet hat, muß man wenigstens ehrlich und würdig sterben.

Fünfzehntausend Mann mit roten Fahnen gehen den Deutschen entgegen.

Kisten mit Bomben und Gewehren.

X. trat der Kampfarmee bei.

Weiter gibt es keine „Realpolitik" mehr. Es bleibt nur: dahinfliegen. Meine Stimmung ist besser als in manchen Augenblicken der Vergangenheit . . . Ljuba telephoniert dem „Irrenden Hund" (Komödianten-Stätte) und bietet dort meine „Zwölf" zur Aufführung an.

Digitized by Google

Lundberg*: „Die Skythen“** entsprechen „An Rußlands Verleumder“***. Weltgeschichtliche Geschehnisse wiederholen sich eben.

26. Februar-Nacht

In meiner Wohnung, hinter der dünnen Holzwand befindet sich eine andere Wohnung, wo ein Bourgeois samt seiner Familie haust (es ist überflüssig, seinen Namen, Beruf usw. zu nennen).

Er ist bürstenartig geschoren, gewandt, war sein ganzes Leben lang hoher Beamter, hat Säckchen unter den Augen, Falten unter dem Bäuchlein; er riecht nach frischer Herrenwäsche; seine Tochter spielt Klavier, und seine Tenorstimme erklingt hinter der Wand, auf der Treppe, im Hofe, beim Klosett, wo er herumbefiehlt, denn er ist überall. Allmächtiger! Gib mir Kraft, mich von dem Haß gegen ihn, der mein Leben in der Wohnung stört, mir die Kehle zusammenschnürt, die Gedanken unterbindet, loszureißen. Er ist doch nur dasselbe zweibeinige Geschlechtstier wie ich. Er hat mir persönlich nichts Böses zugefügt. Aber ich ersticke vor Haß, der geradezu an pathologisch-hysterischen Ekel grenzt und mein Leben vernichtet.

Weg von mir, du Satan, weg von mir, Bourgeois, so weit von mir, daß wir uns nicht berühren, einander nicht sehen noch hören. Ich weiß nicht, ob ich besser oder schlechter bin als er; er ist mir aber entsetzlich zuwider, gleichsam ein Brechmittel, weg von mir, du Satan!

1. März (16. Februar)

Das Wichtigste bleibt, die Geistesgegenwart nicht zu verlieren.

Ich wünsche mir leidenschaftlich eine friedliche Arbeit: jedoch eine beflügelte, fluchbefreite Arbeit. Ich bin „mehr denn je“ Fatalist (oder nur wie immer).

Rote Armee? Herrichten von Schützengraben? „Literatur“?

Immer neue und neue Pläne.

Ja, ich besitze Schätze, die ich mit dem Volke teilen könnte.

Tschaadajew**** sagte: man muß auch durch diese Versuchung gehen.

---

* Russischer Kritiker.
** Blocks Gedicht.
*** Ein berühmtes politisches Gedicht von Alexander Puschkin.
**** Bedeutender Denker und Politiker des neunzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

Revolution — ist nicht ich, nicht ich allein — sondern wir alle. Reaktion — ist Einsamkeit, Unbegabtheit, ist Lehmkneten.

4. März (19. Februar)

— — — zwischen Abend und Nacht, nach dem Tee, erwachte ich aus einem schweren Traum — ich schlief drei Stunden.

Etwas geht vor. Man muß bereit sein. Außer Musik wird uns nichts retten. Europa hat unausgesetzt fast vier Jahre lang offenkundige Schandtaten verübt (sündigte wider den Geist der Musik . . .), es lohnt sich nicht, sich darüber weiter zu äußern, weil der Zorn über den „Krieg" wichtigere Erwägungen beiseite schiebt.

Neun Zehntel Rußlands (eines Etwas, dem wir diesen Namen gaben) existieren tatsächlich nicht mehr. Das war ein längst faulender Kranker: jetzt ist er krepiert, aber noch nicht begraben, er stinkt. Dickbäuchige Kleinbürger ehren wütend das teure Angedenken des Leichnams.

China und Japan (den deutschen und englischen Zeitungen zufolge) stehen angeblich vor der Türe. Somit — rächt sich die Beschimpfung der Musik noch.

Der Friedensvertrag mit Deutschland ist unterzeichnet (gestern oder heute). (Ich bin mir der Bedeutung dieses Ereignisses nicht bewußt und weiß nicht, wie es sich auf die „Kriegsoperationen" auswirken wird, das heißt ob diese wenigstens vorübergehend eingestellt werden oder nicht; hier scheint niemand darüber im klaren zu sein. Darin liegt aber nicht das Wesentliche.)

„Sich erheben", nicht aber „kämpfen" (die linken Sozial-Revolutionäre) ist rührend. Ich fürchte nur, daß es sich auch nicht einmal darum handelt: denn die Philosophie davon ist: Moral mit Musik zu versöhnen. Die Musik wird sich aber mit der Moral nicht versöhnen. Es besteht ein Verlangen nach antimoralischen Dingen (zum Beispiel daß „die Bolschewiken verraten haben"), man muß das Vaterland, Ehre, Sittlichkeit, Recht, Patriotismus und andere Tote tatsächlich begraben, damit die Musik bereit ist, sich mit der Welt zu versöhnen.

Es scheint sich etwas abzuspielen, das heißt eine Erschütterung zwischen dem bestehenden Augenblick (Unentschlossenheit) und dem künftigen Ergießen des gelben Blutes in das weiße (zur Vernichtung alles Aufgezählten). Europa krankt an Sklerose, ist nicht geschmeidig

Digitized by Google

und wird sich noch hysterisch aufführen (wird stolz sein und den Gelben sein weißes arisches Blut unter die Nase reiben voll Angst vor Gewalttätigkeit usw.; das heißt, wird alles aufschieben wollen, das heißt es immer wieder auf die Musik absehen, die sich unvermeidlich doch behaupten muß).

Meine Wohnung liegt gegen Westen, aus ihr sieht man vieles.

10. März (25. Februar)

Alles Alltägliche, Irdische, Tag für Tag dasselbe ist abscheulich. Was ist Kunst?

Dem Leben, dem Irdischen das Fremde zu entreißen, das, was ihnen nicht gehört, was sie zusammengeraubt haben (Lenin hat freilich nicht darüber gesprochen).

Die Marxisten sind die gescheitesten Kritiker, und die Bolchewiken haben recht, wenn sie wegen der „Zwölf" Angst haben. Doch ... die Tragödie des Künstlers bleibt seine Tragödie. Außerdem: wenn es in Rußland tatsächlich eine Geistlichkeit und nicht nur eine Schicht moralisch stumpfer Menschen vom geistlichen Beruf gäbe, so hätte sie längst den Umstand wahrgenommen, daß „Christus mit den Rotgardisten sei". Es ist kaum möglich, diese Wahrheit zu bestreiten, die jenen, die das Evangelium gelesen und darüber nachgedacht haben, klar sein muß. Bei uns hingegen pflegt man gläubige Christen „aus der Kirche zu verstoßen", und dieser Sturm im Wasserglas trübt die ohnehin trübe (ungeheuer trübe) Erkenntnis der Groß- und Kleinbourgeoisie und der Intellektuellen.

„Rote Garde" — das ist „Wasser" auf der Mühle der christlichen Kirche (wie auch das Sektierertum und alles übrige, das verfolgt wurde. So wie das reiche Judentum stets Wasser auf die Mühle des Absolutismus war, was nur keinem Monarchen rechtzeitig eingefallen ist).

Darin liegt das Schreckliche (wenn man es nur verstehen würde). Darin liegt auch die Schwachheit der Roten Garde: Kinder des Eisenjahrhunderts: verwaiste hölzerne Kirche inmitten eines widerlichen Jahrmarktes, auf dem Betrunkene herumtorkeln.

Habe ich denn Christus „gepriesen"? Ich habe lediglich die Tatsache konstatiert: wenn man auf diesem Wege in die Säulen des Schneegestöbers hineinschaut, so erblickt man „Jesus Christus" — Aber ich selbst hasse mitunter diese feminine Vision.

Digitized by Google

31. Mai

Nach dem Empfang des Büchleins der Hippius* wollte ich ihr antworten. Ich beschloß, es aber in Versen zu tun.**

„Ihnen antworte ich in Prosa, weil ich Ihnen mehr sagen will, als Sie mir; es ist mehr als lyrisch.

Ich appelliere an Ihre Menschlichkeit, Ihren Verstand, Ihre Noblesse, Ihre Feinfühligkeit, weil ich weder ironisieren noch beleidigen möchte, wie Sie es taten. Ich appelliere deshalb nicht an die ‚tote Unschuld', an der es Ihnen nicht mehr mangelt als mir.

‚Die verhängnisvolle Leere' wohnt mir und Ihnen inne. Entweder ist das etwas furchtbar Großes, und dann dürfen wir es einander nicht vorwerfen; darüber werden eben nicht wir entscheiden; oder ist es etwas sehr Kleines, etwas ‚privates' von uns, — dann lohnt es sich nicht angesichts der heranreifenden Ereignisse darüber zu sprechen.

Ich möchte Sie nur in aller Kürze an Persönliches erinnern: uns trennt nicht allein das Jahr 1917 voneinander, sondern schon das Jahr 1905, als ich im Leben noch wenig gesehen und erkannt hatte. Am besten verstanden wir uns zur Zeit der dumpfesten Reaktion, als das Wichtigste schlummerte und nur Nebensächliches wach war. In mir veränderte sich nichts (das ist eben meine und Ihre Tragödie), aber neben dem Nebensächlichen wachte auch das Wichtigste auf.

Wir pflegten einander stets etwas zu verschweigen; der Knoten dieses Verschweigens zog sich immer fester zu, was aber nur natürlich war und sich schwer auf uns legte, wie eben alles ringsum schwer zu ertragen war und alle Knoten fest zusammenschnürten, — man mußte sie durchschlagen.

Der große Oktober hieb sie alle entzwei. Das heißt etwa nicht, daß das Leben nicht sofort wieder andere Knoten geschlungen hat — es schlingt sie bereits. Nur werden es nicht mehr die alten Knoten sein — sondern andere.

Ich weiß nicht (oder weiß ich es?) warum Sie die Grüße des Oktober hinter den Oktobergrimassen, deren es nur sehr wenig gab und mehr hätte geben können, nicht sahen.

Wissen Sie denn nicht, daß das (‚alte') Rußland nicht mehr bestehen wird, so wie Rom zu bestehen aufgehört hat nicht erst im fünften

---

* Zinaide Hippius, Lyrikerin, mit der Block seinerzeit befreundet war und die gegen den Oktoberumsturz scharfe Stellung nahm.

** Gemeint ist hier das Gedicht: „O, Weib, Du wütend Stolze . . ." Den nachstehenden Brief hat Block in das Tagebuch eingeklebt.

Digitized by Google

Jahrhundert nach Christi, sondern schon im ersten Jahre des ersten Jahrhunderts? Ebenso wird es kein England, Deutschland, Frankreich geben. Wissen Sie nicht, daß die Welt sich bereits umgebaut hat? Daß die ‚alte Welt' eingeschmolzen ist?"

(Übertragung aus dem Russischen von Dmitrij Umanskij)

ERINNERUNG AN LEKTÜRE

von

HERMANN HESSE

Wer viel liest, der bekommt allmählich zu den Büchern ein ähnliches Verhältnis wie es etwa ein alter und sehr erfahrener Mann zu den Menschen haben mag. Man blickt in die Bücherwelt mit dem Wissen und der Skepsis, mit der Gläubigkeit und Teilnahme, mit dem Vertrauen und dem Zweifel, mit dem man auch das übrige Menschentum, den übrigen Ablauf des Lebens auf der trüben Ebene der Erfahrung verfolgt. Man lernt alles und nichts ernstnehmen, und zu nichts und zu allem nicken. Es begegnet mir zuweilen, daß ich das edelste Buch des größten Dichters oder Denkers weglege mit dem Gefühl: „Wozu eigentlich? Vielleicht wirst du das nie mehr in die Hand nehmen." Und ein andermal lese ich das unbeholfene Buch eines literarischen Anfängers liebevoll und mit dem Gedanken: „Vielleicht bist du der Einzige, der diesem armen Gestöpsel, das schließlich doch auch ein Dichtungsversuch ist wie deine eigenen — vielleicht bist du der einzige Mensch, der dies rührende Zeug ernsthaft und gutwillig durchliest, und wenn du nachher auch das Buch in den Papierkorb legst und die Lektüre bald wieder vergißt, so bist doch du es, auf den es in diesem Augenblick ankommt, daß diesem Versuch ein Ohr geliehen, daß diesem schwachen und einsamen Ton ein Zuhörer werde." Ich habe auch sehr oft in meinem Leben über Bücher geschrieben, sie rezensiert, und noch immer gibt es im Nebenraum meines Studierzimmers jene unheimliche Ecke, wo in hohen Stößen die von den Verlegern oder Autoren zugesandten Bücher liegen. Es ist hübsch, über Bücher zu schreiben, und je und je tue ich es sogar heute noch,

Digitized by Google

obwohl ich längst weiß, daß es nichts nützt, oder doch nicht mehr als jede andere freundliche Gebärde, mit der unsereiner sich am Jahrmarkt des Geistes beteiligt. Allmählich aber habe ich doch eine Methode der Auswahl gefunden, die einiges für sich hat: ich warte ein halbes Jahr und besinne mich dann, welche paar Bücher aus den vielen, die ich während dieser Zeit in Händen gehabt, mir eine Spur hinterlassen haben.

Wenn ich mich jetzt meiner Lektüre während dieses Winters zu erinnern suche, so sehe ich mit Erstaunen und Freude, daß ich fast alles Gelesene wieder vergessen habe. Ich könnte natürlich das Gedächtnis aufkratzen und die vergessenen Titel doch noch feststellen, aber gerade das will ich nicht, ich nehme die automatisch in mir vollzogene Siebung als Schicksal und nenne bloß die paar Bücher, die mir ohne Mühe wieder einfallen:

Da fällt mir ein: ich las kürzlich einige Predigten von Martin Luther, in einem neuen Band der schönen Lutherausgabe bei Georg Müller in München, und war wieder gepackt und betroffen von der Wucht dieser Natur, von Luthers Tapferkeit, von seiner Angriffslust, von seiner dampfend frischen Lebenskraft. Und war auch wieder angeweht vom Gegenteil, von der Erinnerung an Luthers Politik, an seine Verleugnung gegenüber starken und innigen Regungen seiner Jugend, an das fatale Erbe, dessen Liquidierung den heutigen protestantischen Kirchen nicht gelingen will, und da erschien mir Luther, in seiner Stärke und seiner Schwäche, in seinem Guten und Bösen, recht als ein Urbild deutschen Wesens, deutscher Genialität, deutscher Zerrissenheit, deutscher Hemmungen. Und dabei fällt mir ein sehr lesenswertes kleines Buch von Hugo Ball ein: „Die Folgen der Reformation". Dieses Buch, schon während des Krieges geschrieben und viel älter als Balls „Byzantinisches Christentum", hat das Schicksal gehabt, daß es nicht etwa bloß von der protestantischen Kritik, sondern gerade von der katholischen fast einstimmig und mit großer Ängstlichkeit abgelehnt wird. Das Buch ist einseitig und nicht ganz ohne Fanatismus, es hätte mit dieser Schärfe eigentlich nur von einem Protestanten geschrieben werden dürfen — aber es entstand aus tiefer Not, in einer wilden Zeit, und ist nicht das schlechteste Denkmal dieser Zeit. Es macht für die neuere deutsche Geschichte und für die von der Welt am schärfsten getadelten Unarten deutschen Wesens, namentlich deutscher Politik, Luther und die Reformation verantwortlich. Natürlich ist das eine Übertreibung, und hat Luther die Zwie-

Digitized by Google

spältigkeit im deutschen Charakter nicht erfunden und eingeführt, sondern ist nur ein besonders deutliches Beispiel dafür. Aber, die Übertreibung zugegeben, zu welcher ein während der Kriegszeit tief an Deutschlands schiefer und verfahrener Weltstellung leidender deutscher Geist immerhin ein gewisses Recht hatte — ist dies scharfe und ernste Buch einer der ehrlichsten und gründlichsten Versuche deutscher Selbstkritik, die ich aus der neuern Zeit kenne, und verdient sehr beachtet und diskutiert zu werden, mit der feigen Ablehnung ist es nicht getan.

Mit Freude erinnere ich mich eines anderen Buches, das ebenfalls ein deutsches Grundproblem in ungewöhnlich geordneter und geistvoller Weise methodisch durchspricht: das Buch „Deutsche Klassik und Romantik" von Fritz Strich. Reinlicher kann auf diesem Gebiet zur Zeit wohl keiner definieren und abgrenzen. Bleibt nur zu beachten, daß Klassik und Romantik zwar reine Begriffe, aber eben auch wieder nur Begriffe sind, keine Realitäten, und daß die schönsten Früchte deutscher Dichtung doch wohl eben jene sind, in denen romantische und klassische Herkünfte sich die Wage halten, man denke an Hölderlin oder an den zweiten Teil des „Faust".

Von den Schriften Sigmund Freuds sah ich eine große, schöne Gesamtausgabe, ein würdiges und verdienstvolles Werk wird da unter Dach gebracht. Auch auf den Titelblättern dieser sehr schönen Ausgabe wird Freuds Vorname, wie auf allen seinen früheren Büchern, in der häßlichen Abkürzung „Sigm." gedruckt, und es wäre hübsch von Freud, wenn er die Entstehung dieser Schrulle in einer späteren Auflage der „Psychopathologie des Alltags" erzählen wollte. Aber Spaß beiseite, es sei diese Ausgabe des Gesamtwerkes herzlich begrüßt. In der deutschen Wissenschaft der letzten Jahrzehnte finden sich sehr wenige Gestalten, die sich an Umfang wie an Tiefe der Wirkung mit Freud vergleichen könnten. Und in der allmählich groß gewordenen Literatur der Psychoanalytiker ist er, außer Jung in Zürich, eigentlich noch immer der einzige, dessen Werk auch außerhalb der Gilde durch ganz hohe menschliche sowohl wie literarische Qualitäten überzeugt. Das Schöne und merkwürdig Reizvolle an den Schriften Freuds ist dies Hingezogensein eines ungewöhnlich starken Intellekts zu Fragen, die alle ins Überrationale führen, der immer erneute, geduldige, dabei kühne Versuch eines disziplinierten Geistes, mit dem doch stets zu groben Netz reiner Wissenschaftlichkeit das Leben selbst einzufangen. Der sorgfältige Forscher und klare Logiker

Digitized by Google

Freud hat sich ein vorzügliches Instrument in seiner ganz intellektualistischen, aber prachtvoll scharfen, genau definierenden, gelegentlich auch kampf- und spottlustigen Sprache geschaffen — von wie vielen unserer Gelehrten kann man das sagen?

Freude gemacht hat mir der Plan einer neuen Hausbibliothek der klassischen Romane aller Sprachen, die E. A. Rheinhardt unter dem Titel „Epikon" herausgibt. Die Anlage dieser Bücherei ist imponierend, die Auswahl wurde vom höchsten Standpunkt aus getroffen, die bisher erschienenen Bände erfüllen alle Versprechungen. Die ausländischen Romane erscheinen in dieser Sammlung alle in neuer, sorgfältiger Übersetzung, auch bei den deutschen Bänden ist der Text aufs Sorgfältigste behandelt. Jedem Band gibt ein heutiger deutscher Autor ein Geleitwort mit. Ich habe das Geleitwort zum „Siebenkäs" in dieser Sammlung geschrieben, und wenn ich auch nicht glaube, daß durch unsere Geleitworte und durch alle diese hübschen Neudrucke die Abneigung des Volkes gegen seine großen Dichter kuriert werden kann, so dringt doch vielleicht der Ruf solcher Stimmen wie „Siebenkäs", oder Immermanns „Münchhausen", zu der kleinen Schaar derer, welche in der Verlegenheit des heutigen deutschen Chaos sich nicht schämen, zu den Vätern zurück zu blicken und den großen Stimmen unserer Vergangenheit das Ohr zu öffnen. Gewiß, wir haben alle etwas dagegen, an unsere große Vergangenheit erinnert zu werden, und man kann als Deutscher heute die „Wahlverwandtschaften" oder die „Flegeljahre" nicht ohne Beschämung lesen. Aber es hilft nichts, wir müssen diese Beschämung auf uns nehmen, auch wir heutigen Dichter, und müssen uns lieber weh tun und versäumte Entwicklungen nachzuholen suchen, als vor jenen Gestaltungen nur darum uns zu verschließen, weil wir zu bequem sind und weil sie für uns verflachte Heutige alle eine Dimension zu viel haben.

Von heutigen Dichtern las ich wenig. Ein neuer Roman von Hamsun, „Das letzte Kapitel", war weitaus das Schönste, ein hartes und kühles Buch, ohne die holden lyrischen Töne des früheren Hamsun, aber in Feuer gehärtet und verdichtet. Es gibt, irgendwo auf der Welt, noch einige Elefanten und Nashörner, und irgendwo noch ein paar Flüsse mit Schilfufern und wilden Vögeln drin, und so gibt es, noch vor dem Aussterben und dem künstlichen Weiterzüchten in Naturschutzparken, auch auf der Erde noch immer den einen oder anderen wirklichen Dichter. Einer von ihnen, der beste, ist Hamsun.

Digitized by Google

Ich las auch einen Roman „Der Stein der Weisen“ von Anker Larsen, habe die Erinnerung an etwas Schönes, sehr Kluges, habe aber fast alles wieder vergessen. Ich könnte mich ein wenig bemühen, dann käme ich schon wieder darauf, aber das ist gegen die Verabredung, und so ist also auch dies schöne und kluge Buch mir rasch wieder untergesunken. Bis auf eines: ein kleiner Knabe verliert im Garten seinen Kinderspaten, und sein Bruder sucht ihn, findet ihn aber erst zwanzig Jahre später, und das Brüderchen ist längst gestorben. Zwischen diesen beiden kleinen Brüdern spielt etwas, das ist höchstes Erlebnis und echter Zauber.

In zwei Romanen von Otto Flake, die ich hintereinander las, fand ich von der Magie des Dichterischen wenig, aber ich fand dennoch etwas sehr Schönes. Ich fand da einen Menschentypus aufgestellt, halb Sehnsuchtsbild halb schon existierend, ein Mensch des heutigen Europa, klug, beherrscht, unromantisch, aber zur Tiefe neigend und ebenso frei vom Konventionellen wie vom Sentimentalen. Dieser neue Typ hat weder die Schönheit des klassischen noch die Tiefe des romantischen Menschenbildes, aber es scheint mit ihm eine helle, eine nicht warm genug zu hegende Möglichkeit gezeigt, aus dem Chaos der Stunde dennoch etwas wie ein Ideal, etwas wie eine Formung, etwas wie eine Orientierung zu retten.

Der englische Dichter Stevenson, der anno 1894 auf einer Insel in der Südsee gestorben ist, war mir durch seine „Schatzinsel“ bekannt, ein Abenteuerbuch für Jünglinge. Erst neuerdings lernte ich auch andre Werke von ihm kennen, in einer deutschen mehrbändigen Ausgabe seiner Werke, die bei Buchenau und Reichert in München erscheint und noch fortgesetzt wird. Ich fand hier eine farbige, heimlich melancholische Romantik, und habe einige gute Lese-Abende in seiner Welt zugebracht. Die zwei Bände mit Schilderungen aus den Südseeinseln sind voll von zarter, todesnaher Schönheit.

Eine Beschämung erlebte ich, als ich vor einiger Zeit, nach sehr langer Pause, wieder einmal Lust bekam, französische Prosa zu lesen. Ich machte die Entdeckung, daß ich die Sprache nicht mehr konnte, und so geht dem abseits Lebenden allmählich Stück um Stück vom Alphabet der Welt verloren. Ich sehe die Zeit kommen, da werde ich auch alle deutschen Bücher unsrer Zeit, um sie verstehen zu können, mir erst übersetzen müssen, in die Sprache, die in meinem kleinen Reiche gilt. Nun, ich griff also zu Übersetzungen, hatte ursprünglich an Rousseau gedacht, an „die neue Heloise“, fand mich aber für dies

Digitized by Google

mal in diese Welt nicht hinein und gab es auf, fühlte mich sehr zu Flaubert hingezogen, dessen Melancholie ich aber fürchte, und überließ mich, einem Anreiz von außen folgend, dem bewährten Balzac, dessen Werke bei E. Rowohlt in einer guten und handlichen Ausgabe herausgekommen sind. Mit wahrem Vergnügen atmete ich nach Jahren wieder diese heftige Luft, wo es so warm und streng nach Paris, nach Geld, nach Frauen riecht, und wo es immer so seltsam und ergreifend ist, hinter der farbigen Fassade den Autor einsam und in ein fast mönchisches Spintisieren verloren zu finden. Absichtlich, um das Experiment zu machen, nahm ich zwischenein einen Band von Zola, es gelang mir aber nicht, ihn zu lesen, es wirkte neben Balzac alles zugleich roh und weich, zwar gesehen aber nicht gestaltet, zwar beseelt aber nicht vergeistigt, und so kehrte ich schnell wieder zu Balzac zurück, wieder wie bei früheren Malen bezaubert von der Fülle und Vitalität dieses Mikrokosmos, und zugleich von der Einsicht oder Hellsicht, mit der diese schweren saftigen Massen in Ordnung gebracht und aufgeteilt sind. Wir haben ja keine Ästhetik des Romans, man kann auf viele Arten gute Romane schreiben, aber irgendwie muß eben Maß und Proportion da sein, irgendwie muß jede Einzelschilderung, sei sie nun breit oder spitz gemalt, zum Ganzen im Verhältnis stehen. Daß dies auch bei den am meisten ins bloße Malen verlorenen Werken Balzacs doch immer der Fall sei, könnte ich nicht nachweisen, konnte es aber fühlen.

Als ich jene kühne Erzählung vom Abenteuer des Soldaten mit dem Panter in der Wüste gelesen hatte, fiel mir plötzlich der Meister der französichen Novelle, Mérimée, ein, dessen „Venus von Ille" ich seit den Jugendjahren wohl alle fünf Jahre einmal wieder gelesen habe, bald französisch bald deutsch (ich entsinne mich einer sehr schönen Übertragung von Richard Schaukal). Ich hatte die beiden ersten Bände der neuen deutschen Mérimée-Ausgabe, von Arthur Schurig, daliegen (Verlag Buchenau und Reichert), und las in dieser schönen Ausgabe zwei Novellen, und auf Balzac hin war das ein ganz auserlesener Genuß. Ich hatte es nicht erwartet; es war sehr möglich, daß nach den glühenden und überfüllten Seiten Balzacs der strenge und etwas steife Mérimée kühl und nüchtern wirken würde. Das Gegenteil trat ein, ich habe nie die Sachlichkeit und Überlegenheit des großen Novellisten so bewundert, nie die Proportionen seiner Erzählungen so klar und überzeugend gefühlt wie diesmal. Was für ein Meister! — Die beiden Novellenbände der Schurigschen Ausgabe sind übrigens der Anfang

Digitized by Google

einer deutschen Gesamtausgabe, die allmählich erscheinen und fünf Bände umfassen soll.

Als ich damals den Mérimée aus der Hand legte, mit jenem Bedauern, mit dem man sich von einem Buche trennt, dessen Duft und Art man nun wieder einmal in sich aufgenommen hat und von dem man für eine Weile Abschied nimmt, da war ich voll Verlangen, diesem französischen Klassiker der reinen Linie sofort einen deutschen Meister der Zeichnung folgen zu lassen, und las an den folgenden paar Abenden eines meiner Lieblingsstücke von Adalbert Stifter, die „Mappe meines Urgroßvaters". Als Erzählung natürlich kann sich das nicht mit dem Franzosen messen, aber als Zeichnung ist es ihm ebenbürtig, und weit überlegen in der Frische und quellenden Unverbrauchtheit der Mittel. Stifters „Studien" samt dem „Nachsommer" und den „Bunten Steinen" — dazu haben die Literaturen andrer Sprachen kein Gegenstück. Wer sich das für eine Sommerreise in den Koffer tut, ist gesichert. Endlich ist ja auch der Mangel an anständigen Ausgaben behoben, der lange Zeit eine Schande für die deutschen Verleger war. Es sind jetzt in den schönen, so nett und klug gemachten Taschenbänden des Inselverlags außer den „Studien" und dem „Witiko" auch der „Nachsommer" und die „Bunten Steine" zu haben, mit ihrem herrlichen Vorwort.

Ich stellte den Stifter und den Mérimée wieder in den Schrank. Wir haben von den älteren Franzosen einige recht anständige Übersetzungen. Es ist ja sehr schwer, aus dem Französischen ins Deutsche zu übersetzen, und doppelt undankbar, da doch schließlich sehr viele Deutsche soviel Französisch verstehen, um ein wenig kontrollieren zu können. Immerhin: da wo Konkurrenz herrscht, gibt es auch erträgliche Übersetzungen. Da wo keine herrscht, bei den modernen, vom Urheberrecht geschützten Autoren, sieht es viel übler aus. Einige der besten französischen Schriftwerke unsrer Zeit sind wahrhaft liederlich ins Deutsche übersetzt werden — und Ersatz ist nicht möglich, da das einmal erworbene, autorisierte Übersetzungsrecht ein Monopol bedeutet. Es ist scheußlich. Und langweilig ist es, wie gewisse Autoren und Werke, auch wenn schon gute deutsche Ausgaben vorliegen, immer wieder neu übersetzt worden. Noch langweiliger, daß gewisse Autoren ersten Ranges, Gott weiß warum, uns überhaupt vorenthalten werden. Wann beginnen z. B. die Werke von Marcel Proust bei uns zu erscheinen?

Ich las auch ein Büchlein „Die Rose", Aufsätze und Spielereien von

Digitized by Google

Robert Walser, es erschien bei Rowohlt. Wieder diese lieben Tändeleien, die wir seit bald zwanzig Jahren gern haben, diese kurzen scherzenden Melodien, diese kleinen naiven Dummheiten, diese holden schwebenden Miniaturgedichte. Beim Lesen denke ich an Walsers schönste Prosabücher, an den „Gehilfen", an die „Geschwister Tanner", möchte er doch wieder so eines schreiben! Er denkt es auch selbst, denn eine seiner kleinen Skizzen hört auf: „Hier hab ich wieder einmal nur skizziert: eigentlich wär ich zu mehr verpflichtet."

Wie viele Bücher habe ich da wieder gelesen, und hinter den paaren, von denen ich sprach, stehen die Reihen der rasch oder halbgelesenen, der sofort wieder vergessenen! Und doch sind das noch nicht alle. Es gibt noch einige andere Bücher, einige wenige, fünf oder sechs, welche zu nennen wären, da ich sie ständig lese, ich will aber nur das eine nennen, das mich in den letzten Monaten begleitet hat.

Es gibt Bücher, die man nicht lesen kann, Bücher des Heiligen und der Weisheit, in deren Begleitung und Atmosphäre man Jahre lang leben kann, ohne sie je so zu lesen wie man andre Bücher liest. Teile der Bibel gehören zu diesen Büchern, und das Tao Te King. Aus diesen Büchern genügt ein Satz, um sich für lange zu füllen, für lange zu beschäftigen, für lange zu durchdringen. Diese Bücher hat man leicht erreichbar liegen, oder trägt sie in der Tasche mit, wenn man in den Wald geht, und liest niemals halbe oder ganze Stunden lang darin, sondern nimmt nur jedesmal einen Spruch, eine Zeile heraus, um darüber zu meditieren, um neben all dem Kram des Tages, auch dem der übrigen Lektüre, immer wieder den Maßstab des Großen und Heiligen aufzurichten.

Daß nun zu diesen paar Büchern für mich ein neues gekommen ist, betrachte ich als ein Glück. Es ist, selbstverständlich, gleich den wenigen andern ein Buch von hohem Alter, es ist Jahrtausende alt, aber den Versuch einer deutschen Übersetzung gab es bisher nicht. Es heißt „I Ging", das Buch der Wandlungen, und ist ein uraltes Weisheits- und Zauberbuch der Chinesen. Man kann es als Orakelbuch benutzen, um in schwierigen Lebenslagen Rat zu bekommen. Man kann es auch „nur" der Weisheit wegen lieben und benutzen. Es ist in diesem Buch, das ich niemals mehr als ahnungsweise und für Augenblicke werde verstehen können, ein System von Gleichnissen für die ganze Welt aufgebaut, welchem acht Eigenschaften oder Bilder zu grunde liegen, deren zwei erste der Himmel

Digitized by Google

und die Erde, der Vater und die Mutter, das Starke und das Hingebende sind. Diese acht Eigenschaften sind je durch ein einfaches Zeichen ausgedrückt, sie treten in Kombinationen zu einander und ergeben dann 64 Möglichkeiten, auf diesen beruht das Orakel. Du fragst das Orakel, und bekommst etwa den Spruch: „Innere Wahrheit: Schweine und Fische. Heil! Fördernd ist es, das große Wasser zu durchqueren. Fördernd ist Beharrlichkeit". Darüber kannst du nun meditieren, außerdem sind Kommentare vorhanden.

Dieses Buch der Wandlungen liegt seit einem halben Jahre in meinem Schlafzimmer, und nie habe ich auf einmal mehr als eine Seite gelesen. Wenn man eine der Zeichen-Kombinationen anblickt, sich in Kian, das Schöpferische, in Sun, das Sanfte, vertieft, so ist das kein Lesen, und ist auch kein Denken, sondern es ist wie das Blicken in fließendes Wasser oder in ziehende Wolken. Dort steht alles geschrieben, was gedacht und was gelebt werden kann.

ÜBER DIE AUSSICHTEN DES CHRISTENTUMS

von

BERNARD SHAW

(Schluß)

Die Apostelgeschichte

Hier müssen wir zu der Erzählung zurückkehren, die als Apostelgeschichte bezeichnet wird und die wir an der Stelle verließen, wo auf die Steinigung des Stephanus die Einführung des Paulus folgte. Der Verfasser der Apostelgeschichte, obwohl wie Lukas ein guter Geschichtenerzähler, war (hierin auch wie Lukas) an Gedankenkraft viel schwächer als an phantasievoller literarischer Kunst. Daher wird Lukas für den Verfasser der Apostelgeschichte gehalten von Leuten, die gern Geschichten hören und kein Verständnis für Theologie haben, während das Buch selber von paulinischen Theologen als unecht bezeichnet wird, weil Paulus und auch alle andern Apostel darin als sehr alltägliche Erweckungsprediger dargestellt werden, die uns durch ihre Abenteuer mehr interessieren als durch irgendwelche Eigenschaften des Geistes und Charakters. Hätten wir die Episteln nicht, so würden wir eine recht klägliche Meinung von den Aposteln

Digitized by Google

haben. Paulus besonders wird geschildert, als habe er eine Mode eingeführt, die bis auf diesen Tag noch in ständiger Geltung ist. Wenn er sich an eine Hörerschaft wendet, verweilt er mit großem Behagen bei seinen Missetaten vor seiner Pseudobekehrung, um seinen gegenwärtigen Zustand des Heils in desto stärkeres Licht zu setzen, und er erzählt die Geschichte dieser Bekehrung wieder und immer wieder, und schließt mit Ermahnungen an die Hörer, zu kommen und sich retten zu lassen, und mit Androhungen des Zorns, der über sie kommen wird, wenn sie sich weigern. Bei jeder Erweckungsversammlung kann man heutzutage dasselbe hören und die gleichen Bekehrungen erleben. Das ist ganz natürlich, aber es ist völlig verschieden von Jesu Predigten, der niemals über seine persönliche Geschichte sprach und niemals eine Zuhörerschaft in Hysterie hineinhetzte. Es läuft auf eine rein nervöse Wirkung hinaus und bringt keine Erleuchtung; der unwissendste Mensch braucht sich nur an seiner eigenen Eitelkeit zu berauschen und seine Selbstbefriedigung für den Heiligen Geist zu halten, so ist er zum Apostel qualifiziert, und das hat absolut nichts mit den charakteristischen Lehren Jesu zu tun. Der Heilige Geist mag überall am Werke sein und Wunder der Kunst und Wissenschaft vollbringen und die Menschen stärken, alle Arten von Martyrien zu ertragen für die Erweiterung des Wissens und die Bereicherung und Verinnerlichung des Lebens (daß euer Leben reicher werde), aber die Apostel, wie sie in der Apostelgeschichte beschrieben werden, nehmen nur als Verfolger und Schmäher an dem Kampfe teil. Bis auf den heutigen Tag wird, wenn ihre Nachfolger die Oberhand bekommen wie in Genf (Anox's „Vollkommene Stadt Christi") und in Schottland und Ulster, jede geistige Betätigung außer Geldmachen und Kirchenbesuch ausgerottet. Ketzer werden grausam verfolgt, und alle Vergnügungen, die mit Geld zu erkaufen sind, werden unterdrückt, so daß die Besitzer des Geldes gezwungen sind, weiter Geld zu machen, weil nichts anderes zu tun ist. Und die Entschädigung für alle diese Entbehrung ist teils ein irrer Wahn, Auserwählte Gottes zu sein und einen besonderen Platz im Himmel zu haben, teils auch, da selbst der verblendetste Idiot sein Leben nicht mit Selbstbewunderung verbringen kann, die weniger unschuldige Erregung, andere Leute zu strafen, weil sie ihn nicht bewundern, und die Sünden der Menschen aufzuspüren, die versuchen, da sie intelligent genug sind, einer bloßen stumpfsinnigen Selbstgerechtigkeit unfähig und für die Schönheit und das Interesse der wirklichen Taten des Heiligen Geistes

Digitized by Google

höchst empfänglich zu sein, ein vernünftigeres und reicheres Leben zu führen. Das abscheuliche Vergnügen, Kinder mit Androhungen der Hölle zu strafen, ist eine von diesen Zerstreuungen und vielleicht die schändlichste und unheilvollste. Das einfache Resultat ist, daß die Nachahmer der Apostel, ob man sie spottend heilige Willies oder Stigginse, oder bewundernd Puritaner oder Heilige nennt, außerhalb und in beträchtlichem Maße auch innerhalb ihrer eigenen Gemeinden von Herzen verabscheut werden. Niemand aber verabscheut Jesus, obwohl viele, die in ihrer Kindheit in seinem Namen gequält worden sind, ihn in ihre allgemeine Verwünschung alles dessen einschließen, was mit dem Worte Religion verknüpft ist, während andere, die ihn infolge falscher Darstellung nur als einen sentimentalen Pazifisten und Asketen kennen, ihn in ihre allgemeine Abneigung gegen diesen Charaktertyp einbeziehen. In derselben Weise kann ein Student, der als Examensaufgabe Shakespeare zu behandeln hat, Shakespeare hassen, und Leute, die Abneigung gegen das Theater haben, können Molière in diese Abneigung einschließen, ohne je eine Zeile von ihm gelesen oder eines seiner Stücke gesehen zu haben, aber niemand, der Shakespeare oder Molière irgendwie kennt, kann sie verabscheuen oder ohne Mitleid und Entsetzen eine Schilderung darüber lesen, wie sie geschmäht, gemartert und getötet wurden. Ebenso ist es mit Jesus. Aber es bedarf der eifrigsten Anstrengung des Bewußtseins, den Ruf zu unterdrücken: „Es geschieht ihm recht!", wenn wir von der Steinigung des Stephanus lesen, und kein Mensch hat sich jemals einen Deut um das Martyrium des Petrus bekümmert; viele bessere Männer sind eines schlimmeren Todes gestorben, zum Beispiel war der ehrenhafte Hugh Latimer, der von uns verbrannt wurde, soviel wert wie fünfzig Stephanusse und ein Dutzend Petrussse. Man hat schließlich das Gefühl, daß Jesus, als er Petrus von seinem Boote fortrief, einen ehrbaren Fischer verdarb und aus dem armen Kerl nichts Besseres machte als einen Heilskrämer.

Die Dispute über Taufe und Transsubstantiation

Die unvermeidliche Wirkung des Vorgehens, die eigentlichen Lehren Jesu fallen zu lassen und zu Johannes dem Täufer zurückzukehren, aber war, daß es viel leichter wurde, Heiden zu bekehren als Juden, und da Paulus der Linie des geringsten Widerstandes folgte, wurde er der Apostel der Heiden. Die Juden hatten ihren eigenen Ritus der Weihe: den Ritus der Beschneidung, und sie

Digitized by Google

hüteten ihn eifersüchtig, weil sie durch ihn als das erwählte Volk Gottes bezeichnet und von den Heiden abgesondert wurden, die einfach die Unbeschnittenen waren. Als Paulus merkte, daß die Taufe unter den Heiden sich schneller durchsetzte als unter den Juden, da sie den Heiden ermöglichte, zu behaupten, daß auch sie durch einen Ritus neuerer und höherer Bedeutung als den mosaischen Ritus geheiligt seien, mußte er die Behauptung aufstellen, daß Beschneidung belanglos sei, was den Juden als eine unerträgliche Gotteslästerung erschien. Heiden unseresgleichen ist ein großer Teil der Epistel an die Römer heute langweilig bis zur Unlesbarkeit, weil sie aus einem hoffnungslosen Versuch des Paulus besteht, die Schlußfolgerung zu umgehen, daß, wenn ein Mann getauft wäre, es ganz einerlei sei, ob er beschnitten sei oder nicht. Paulus stellt die Beschneidung als eine in ihrer Art für einen Juden ausgezeichnete Sache hin, aber wenn sie für das Seelenheil ohne Wirkung, und das Seelenheil das einzige ist, was not tut — und Paulus mußte sich zu diesen beiden Ideen bekennen — so befestigten seine besänftigenden Ausreden in den Juden nur den Entschluß, ihn zu steinigen.

Von Anfang an wurde also das apostolische Christentum durch einen Streit in Verwirrung gebracht, ob die ewige Seligkeit durch eine chirurgische Operation oder durch Besprengen mit Wasser erlangt werden könne, durch bloße Riten also, an die Jesus keine zwanzig Worte verschwendet hätte. Später, als die neue Sekte das heidnische Abendland eroberte, wo der Streit keine praktische Bedeutung hatte, rief die andere Zeremonie — die des Abendmahls — einen noch verhängnisvolleren Streit hervor, bei dem ein Unterschied des Glaubens, nicht in bezug auf die Verpflichtung, die Zeremonie zu vollziehen, sondern in bezug darauf, ob es sich um eine symbolische oder eine reale Einführung göttlicher Substanz handle, in ungeheuerlichem Ausmaß Verfolgung, Kriege, Haß und alles, was Jesus verwarf, zur Folge hatte.

Lange vorher aber richtete der Aberglaube, der sich dem neuen Glauben angeheftet hatte, Verwirrung an. Die parthenogenetische Geburt Christi, die anfangs als volkstümliches Wunder ganz einfach war, wurde von den Theologen nicht bei dieser Einfachheit belassen. Sie begannen zu fragen, aus welcher Substanz Christus im Schoße der Jungfrau gemacht worden sei. Als die Dreieinigkeit dem Glauben hinzugefügt wurde, erhob sich die Frage, ob die Jungfrau die Mutter Gottes oder nur die Mutter Jesu sei. Die Kirche spaltete sich dieser

Digitized by Google

Frage wegen in Arianer und Nestorianer, und die Führer der daraus sich ergebenden Bewegungen setzten sich gegenseitig voll Erbitterung ab und taten sich in Bann, je nach ihrem Talent, die Kaiser auf ihre Seite zu ziehen. Im vierten Jahrhundert begannen sie einander um Meinungsverschiedenheiten in solchen Dingen zu verbrennen. Im achten Jahrhundert machte Karl der Große das Christentum zum Zwang, indem er alle tötete, die sich weigerten, es anzunehmen, und obwohl dies dem freiwilligen Charakter der Bekehrung ein Ende machte, kann Karl der Große von sich sagen, daß er der erste Christ war, der Männer wegen eines Punktes der Lehre tötete, auf den es wirklich ankam. Von dieser Zeit an ist die Geschichte der Bekehrung zum Christentum in Blut und Feuer, in Marter und Krieg getaucht. Die Kreuzzüge, die Verfolgungen in Albi und anderswo, die Inquisition, die „Religionskriege", die auf die Reformation folgten, stellten sich sämtlich als christliche Erscheinungen hin; aber wer kann zweifeln, daß sie von Jesus mit Abscheu verworfen worden wären? Unsere eigene Auffassung, daß das Blutbad der Bartholomäusnacht ein Schandfleck für das Christentum war, während die Feldzüge Gustav Adolfs und sogar Friedrichs des Großen eine Verteidigung des Christentums bedeuteten, ist ebenso absurd wie die entgegengesetzte Meinung, daß Friedrich der Antichrist war und Torquemada und Ignatius Loyola Männer nach dem Herzen Jesu. Weder sie noch ihre Taten hatten irgend etwas mit ihm zu tun. Es ist wahrscheinlich, daß Erzbischof Laud und John Wesley in der gleichen Überzeugung starben, daß er, in dessen Namen sie sich auf Erden berühmt gemacht hatten, sie im Himmel mit offenen Armen aufnehmen werde. Der arme Quäker Fox hätte zehnmal soviel Aussicht darauf gehabt wie sie, und doch hatte Fox ein ziemlich klägliches Leben geführt.

Aber all diese Verkehrungen der Lehre Jesu leiteten ihre moralische Kraft von seinem Ansehen her und mußten daher sein Evangelium lebendig erhalten. Als die Protestanten die Bibel in die Landessprache übersetzten und sie dem Volke aushändigten, taten sie etwas sehr Gefährliches, wie das darauffolgende Unheil beweist; aber sie ließen stellenweise die Aussprüche Jesu in offenen Wettbewerb mit den Aussprüchen Paulus', Koheleths und Davids, Salomos und der Verfasser des Buches Hiob und des Pentateuch treten, und Jesus scheint, wie wir gesehen haben, der Sieger gewesen zu sein. Der verblüffende Unterschied zwischen seiner Lehre und der Praxis aller

Digitized by Google

Staaten und aller Kirchen ist nicht mehr verborgen. Und es kann sein, daß, obwohl neunzehn Jahrhunderte seit Jesu Geburt vergangen sind (das Datum seiner Geburt wird jetzt sonderbarerweise als 7 vor Christi angegeben, obwohl einige für 100 vor Christi eintreten), und obwohl seine Kirche noch nicht gegründet und sein politisches System nicht erprobt ist, der Bankrott aller andern Systeme, wenn sie von unsern Statistiken geprüft werden, die uns ein Schlußurteil über alle politischen Systeme geben, uns zwingt, ihn nicht als einen Sündenbock anzusehen, sondern als einen Mann, der in praktischen Angelegenheiten viel weniger von einem Narren hatte, als wir bisher alle von ihm angenommen haben.

Die alternativen Christen

Wir wollen jetzt die Lage etwas aufklären. Das Neue Testament erzählt zwei Geschichten für zwei verschiedene Arten von Lesern. Die eine ist die alte Geschichte von der Gewinnung der ewigen Seligkeit durch Opfer und Buße einer göttlichen Persönlichkeit, die grausam hingemordet wurde und am dritten Tage wieder auferstand, die Geschichte, wie sie von den Aposteln aufgenommen wurde. In dieser Geschichte haben die politischen, wirtschaftlichen und moralischen Ansichten Christi, keine Bedeutung, die Sühne ist alles, und wir werden erlöst durch unsern Glauben daran, nicht durch Werke oder Meinungen (außer der einen besonderen Meinung) über praktische Dinge.

Die andere ist die Geschichte eines Propheten, der, nachdem er mehrere sehr interessante Meinungen über praktische Lebensführung, in persönlicher wie politischer Beziehung, die heute von höchster Bedeutung sind, zum Ausdruck gebracht und seine Schüler gelehrt hatte, sie in ihrem täglichen Leben durchzuführen, den Kopf verlor, sich selber für eine primitive, legendäre Form Gottes hielt und in diesem Wahn eine grausame Hinrichtung auf sich nahm, in dem Glauben, daß er von den Toten auferstehen und in Herrlichkeit über eine erneute Welt herrschen werde. In dieser Form sind die politischen, wirtschaftlichen und moralischen Ansichten Jesu als Wegweiser der Lebensführung interessant und wichtig, alles übrige ist nur Psychopathie und Aberglaube. Die Berichte über die Auferstehung, die parthenogenetische Geburt und die unglaublicheren Wunder werden als Erfindungen verworfen, Episoden, wie die Unterhaltung mit dem Teufel, auf eine Stufe gestellt mit ähnlichen Gesprächen, die

Digitized by Google

von Dunstan, Luther, Bunyan, Swedenborg und Blake berichtet werden.

Glaubwürdigkeit kein Prüfstein

Diese willkürliche Annahme und Verwerfung von Teilen des Evangeliums ist nicht nur für die säkularistische Anschauung eigentümlich. Wir haben gesehen, daß Lukas und Johannes Matthäus die Geschichte von dem Blutbad unter den Unschuldigen und die Flucht nach Ägypten ohne Umschweife verwerfen. Die Behauptung, daß Matthäus' Manuskript ein buchstäblicher und unfehlbarer Bericht der Tatsachen sei, den Irrtümern, die allen irdischen Chronisten anhaften, nicht unterworfen, hätte Johannes in Erstaunen gesetzt, da dies eine verhältnismäßig moderne Einbildung intellektuell ungeschulter Leute ist, die die Bibel in eine Reihe mit Napoleons Schicksalsbuch, dem Almanach des alten Moore und den Handbüchern der therapeutischen Kräuterkunde stellen. Man kann ein fanatischer Anhänger der Heilslehre sein und mehr Wundergeschichten verwerfen, als Hugley verwarf, und man mag Jesus als Heiland durchaus ablehnen und ihn doch zitieren als einen historischen Beweis dessen, daß Menschen die wunderbarsten Zauberkräfte besitzen. Der „Christliche Wissenschaftler" und Jesus der Mahatma werden von Leuten gepredigt, die Petrus als schlimmere Ungläubige als Simon Magus getötet hätte, und die Sühne wird von Baptisten und Sektenführern gepredigt, deren Ansichten über die Wunder wie die Ingersolls und Bradlaughs sind. Luther, der reinen Tisch machte mit allen Heiligen und ihren Millionen von Wundern und die Heilige Jungfrau selber zu dem Zustand eines Götzenbildes zurückführt, konzentrierte die Heilslehre so weit, daß selbst der verruchteste Mörder, der daran glaubt, wenn die Schlinge schon um seinen Hals gelegt ist, direkt in Jesu Arme fliegt, während Tom Paine und Shelley in den bodenlosen Abgrund stürzen, um dort bis in alle Ewigkeit zu brennen. Und skeptische Physiker wie William Crookes demonstrieren durch Laboratoriumsexperimente, daß ein „Medium" wie Dunglas Home den Zeiger einer Federwage in Bewegung setzen kann, ohne das daran hängende Gewicht zu berühren.

Der Glaube an persönliche Unsterblichkeit kein Kriterium

Auch der Glaube an individuelle Unsterblichkeit ist kein Kriterium. Theosophen, die eine stellvertretende Sühne so streng verwerfen, daß

Digitized by Google

sie behaupten, die kleinste unserer Sünden bringe ihr Karma mit, halten auch an individueller Unsterblichkeit und an der Seelenwanderung fest, um ein unbegrenztes Feld für das Karma zu schaffen, das von dem unerlösten Sünder bearbeitet werden kann. Der Glaube an die Verlängerung des individuellen Lebens über das Grab hinaus ist viel realer und lebhafter unter tischklopfenden Spiritisten als unter konventionellen Christen. Die Ansicht, daß diejenigen, die das christliche (oder irgendein anderes) Schema der Erlösung durch die Sühne verwerfen, auch den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit und an Wunder verwerfen müssen, ist ebenso unbegründet wie die Ansicht, daß ein Mann, der ein Atheist ist, einem die Taschenuhr stehlen wird.

Ich könnte diese Beispiele ins Endlose vervielfachen. Der hauptsächliche Unterschied, der Gladstone und Huxley gegeneinander hetzte, ist nicht ein Unterschied zwischen Glauben an übernatürliche Personen oder wunderbare Ereignisse und der strengsten Ansicht, daß solch ein Glaube ein Mangel an intellektueller Kraft sei: Es ist der Unterschied zwischen dem Glauben an die Wirksamkeit der Kreuzigung als unfehlbare Sühne für Schuld und einer angeborenen Unfähigkeit, dies zu glauben oder (was dasselbe ist) es glauben zu wollen.

Die profane Ansicht natürlich, nicht vernunftgemäß, daher unvermeidlich

Es muß daher, ob wir damit einverstanden sind oder nicht, als einfache fundamentale moderne Tatsache hingenommen werden, daß, während viele von uns nicht glauben können, daß Jesus seine seltsame Herrschaft über unsere Seelen durch bloße Sentimentalität erlangte, wir doch auch nicht glauben können, daß er John Barleycorn war. Je mehr unser Verstand und unser Wissen uns zu der Annahme führen, daß Jesus in höchstem Maße vernünftig sprach, wenn er den Kommunismus predigte, wenn er erklärte, daß die Wirklichkeit hinter dem volkstümlichen Glauben an Gott ein schöpferischer Geist in uns selber sei, der von ihm Himmlischer Vater und von uns Evolution, Lebensfeuer, Lebenskraft oder ähnlich genannt wird; wenn er gegen den Anspruch von Ehe und Familie, den hohen Teil unserer Kraft zu beschlagnahmen, der für den Dienst seines Vaters bestimmt sei, protestierte, um so unmöglicher wird es uns, zu glauben, daß er ebenso vernünftig sprach, wenn er plötzlich verkündete, er sei selber ein sichtbarer, konkreter Gott, sein Fleisch und Blut seien wunder-

Digitized by Google

kräftige Nahrung für uns, er müsse der Überlieferung gemäß gemartert und getötet werden und nach drei Tagen wiederauferstehen von den Toten; bei seiner zweiten Wiederkehr würden die Sterne vom Himmel fallen und er der König eines irdischen Paradieses werden. Aber es ist leicht und vernünftig zu glauben, daß ein überarbeiteter Prediger schließlich krank wurde, wie Swift und Ruskin und Nietzsche krank wurden. Jedes Irrenhaus birgt einen Patienten, der an dem Wahn leidet, ein Gott zu sein, der aber sonst ganz gesund ist. Diese Patienten erklären heutzutage nicht, daß sie grausam getötet werden müssen und von den Toten wieder auferstehen werden, weil sie diese Tradition des Schicksals der Gottheit verloren haben, aber sie maßen sich sonst alles an, was ihres Wissens zur Göttlichkeit gehört.

So sind die Evangelien als Memoiren und gedankenreiche Aufzeichnungen soziologischer und biologischer Lehren, die für die moderne Zivilisation höchst wichtig sind, obwohl sie in der Geschichte eines psychopathischen Wahns enden, für moderne Denker völlig glaubwürdig, verständlich und interessant. In jeder andern Beleuchtung sind sie weder glaubwürdig, noch verständlich oder interessant außer für Menschen, denen der Wahn Eindruck macht.

„Der höhere Kritizismus"

Historische Forschung und paläographische Kritik werden zweifellos an ihrer Beweisführung festhalten, daß das Neue Testament, gleich dem Alten, selten eine einzelne Geschichte erzählt oder eine einzelne Lehre auslegt, und uns häufig ein Gemisch und ein Konglomerat sehr verschiedener und sogar unzusammenhängender Traditionen und Lehren gibt. Aber diese Zerlegungen haben, obwohl sie technisch für Gelehrte interessant sind, und je nach der Sachlage befriedigend oder aufreizend auf Leute wirken, die lediglich die papierenen Festungen der Unfehlbarkeit der Bibel verteidigen oder angreifen, schwerlich irgend etwas mit dem Zweck dieser Blätter zu tun. Ich habe den Umstand erwähnt, daß die meisten Autoritäten jetzt (für den Augenblick) darin übereinstimmen, daß das Datum von Jesu Geburt etwa um das Jahr 7 vor Christi festgelegt werden müßte, aber sie datieren deswegen ihre Briefe nicht 1923 und erwarten, nehme ich an, wohl auch von mir nicht, daß ich es tue. Was mich beschäftigt, ist eine Kritik (in kantischem Sinne) eines feststehenden Glaubenskörpers, der ein tatsächlicher Teil der geistigen Struktur

Digitized by Google

meiner Leser geworden ist, und ich wäre der aufreizendste aller Nörgler und Pedanten, wollte ich zu einer Kritik eines andern Glaubens oder Nichtglaubens abschweifen, den meine Leser begreiflicherweise bekennen würden, wenn sie gelehrte Bibelforscher und Historiker wären, in welchem Falle sie übrigens ihre Ansichten so häufig ändern müßten, daß das Evangelium, das sie in ihrer Kindheit hörten, sie allmählich durch seine überlegene Beständigkeit beherrschen würde. Das Chaos bloßer Tatsachen, wobei die Bergpredigt und die Ode an die christliche Liebe nichts hervorrufen als Dispute, ob sie nur Einschiebungen sind oder nicht, wo Jesus nichts ist als ein Name, der angeblich zehn verschiedenen Propheten oder hingerichteten Personen zukommt, wo Paulus nur der Mann ist, der aller Wahrscheinlichkeit nach die ihm zugeschriebenen Episteln nicht geschrieben hat, wo chinesische Weise, griechische Philosophen, römische Schriftsteller und die Verfasser alter anonymer Inschriften uns an den Kopf geworfen werden als Quellen dieses oder jenes Brockens der Bibel, dieses Chaos ist weder eine Religion, noch eine Kritik der Religion: man stellt die Tatsache, daß ein gut Teil des mittelalterlichen Bauwerks der Kathedrale von Peterborough als offenkundiger Kitschbau festgestellt wurde, nicht als eine Kritik der Predigten des Geistlichen hin. Wohl oder übel haben wir aus der Literatur, die wir die Bibel nennen, eine Synthese gemacht, und obwohl die Entdeckung, daß ein gut Teil wertloses Zeug in der Bibel steht, in ihrer Art interessant ist, weil alles was die Bibel betrifft, interessant ist, verändert dies die Synthese selbst für die Sprachforscher materiell nicht sonderlich und verändert sie auch nicht für alle diejenigen, die über moderne Paläographie nicht mehr wissen als Erzbischof Ussher. Ich habe deshalb wenig mehr von den Entdeckungen angedeutet, als Erzbischof Ussher selber erraten haben würde, wenn er die Bibel ohne Vorurteil gelesen hätte.

Im übrigen habe ich die Synthese genommen, wie sie wirklich in den Menschen lebt und wirkt. Schließlich ist eine Synthese das, was man braucht: die Sache, über die man urteilen soll, ist in eine faßliche Form gebracht. Auch wenn man vor synthetischer Biographie wenig mehr Achtung hat als vor synthetischem Gummi, synthetischer Milch und dem noch unentdeckten synthetischen Protoplasma, das uns in den Stand setzen soll, verschiedene Arten von Menschen zu machen, wie ein Konditor verschiedene Arten Torten macht, liegt die verwendbare Form doch so deutlich vor einem wie vor den gläubigsten Anhängern dessen, was sich als höherer Kritizismus breit macht.

Digitized by Google

Die Gefahren der Heilslehre

Die weltliche Ansicht von Jesus ist ungeheuer gestärkt durch die Vermehrung der Anzahl von Menschen, in unsern Tagen, die die Mittel hatten, sich so zu erziehen und zu trainieren, daß sie sich nicht scheuen, Tatsachen ins Auge zu sehen, auch so beängstigenden Tatsachen wie Sünde und Tod. Das Ergebnis ist größere Härte des modernen Gedankens. Es gewinnt die Überzeugung an Boden, daß, wenn man einen Mann zu dem Glauben ermutigt, er könne, wenn durch die leichte Methode einer Selbsttäuschung auch seine Sünden scharlachrot wären, dennoch weißer als Schnee werden, man ihn damit gleichzeitig ermutige, ein Schuft zu werden. Das war nicht so verhängnisvoll, als man ihm auch versichern konnte, daß, wenn er sich in der Sache des Glaubens unversehens vom Tode überraschen ließe, eine rotglühende Hölle ihn lebendig bis in alle Ewigkeit rösten würde. In jenen Tagen wurde ein plötzlicher Tod — die beneidenswerteste von allen Todesarten — als das schlimmste Unglück angesehen. Er wurde mit Seuchen, Pestilenzen, Hungersnot, Schlacht und Mord in unsern Gebeten auf eine Stufe gestellt. Aber der Glaube an diese Hölle schwindet. Alle geistigen Führer haben ihn verloren; und auch für die Mannschaften ist er in jene Teile von Irland und Schottland zurückgewichen, die sich noch im siebzehnten Jahrhundert befinden. Aber auch dort ist er stillschweigend dem lieben Nächsten vorbehalten.

Die Bedeutung der Hölle im Heilsschema

Wie bedenklich es ist, die Hölle abzutun, solange man noch an der Sühne festhält, ist einleuchtend. Wenn es keine Strafe für die Sünde gibt, kann es auch keine Selbstvergebung dafür geben. Wenn Christus unsere Schuld bezahlt hat, und wenn es keine Hölle gibt und daher auch keine Möglichkeit, daß wir ins Elend kommen, wenn wir pflichtvergessen sind, so können wir so böse sein wie wir wollen, ungestraft von den weltlichen Gesetzen, ja sogar von Selbstvorwürfen, was zu bloßer Undankbarkeit gegen den Heiland führt. Wenn andererseits Christus unsere Schuld nicht bezahlt hat, steht sie noch immer gegen uns da, und eine solche Schuld verursacht uns großes Unbehagen. Der Auftrieb der Evolution, den wir Gewissen und Ehre nennen, greift solche Fehler auf und wir möchten in die Erde sinken vor Scham, auf so tiefem Niveau zu stehen, daß wir ihrer fähig sind. Der erlöste Dieb empfindet ein ekstatisches Glück,

Digitized by Google

das der ehrenhafte Atheist niemals empfinden kann; er fühlt sich versucht, wieder zu stehlen, um diese wunderbare Empfindung noch einmal zu erleben. Aber wenn der Atheist stiehlt, erlebt er ein solches Glück nicht. Er ist ein Dieb und weiß, daß er ein Dieb ist. Nichts kann ihm das abwaschen. Er mag versuchen, seine Scham zu lindern durch irgendeine Wiedergutmachung oder eine wohltätige Handlung, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß er gestohlen hat, und sein Gewissen wird sich nicht beruhigen, bis er seinen Willen, zu stehlen, besiegt und sich in einen ehrenhaften Menschen verwandelt hat, indem er den göttlichen Funken in seinem Innern entwickelt, auf den Jesus verwies als auf die alltägliche Wirklichkeit dessen, was der Atheist leugnet.

Obwohl nun der Zustand der Anhänger der Sühnelehre glücklicher sein mag, ist er vom Standpunkt der Allgemeinheit sicherlich nicht wünschenswerter. Die Tatsache, daß ein gläubiger Mensch glücklicher ist als ein Skeptiker, kommt nicht mehr in Betracht als die Tatsache, daß ein Betrunkener glücklicher ist als ein nüchterner. Das Glück der Gläubigkeit ist eine billige und gefährliche Art von Glück und keineswegs eine Lebensnotwendigkeit. Ob Sokrates so viel Glück aus dem Leben gewann wie Wesley, ist eine unbeantwortete Frage; aber eine Nation von Sokratessen würde viel glücklicher und sicherer sein als eine Nation von Wesleys, und ihre Einzelwesen würden auf der Stufenleiter der Entwicklung höher stehen. Auf alle Fälle liegen jetzt unsere Hoffnungen bei dem sokratischen Menschen, nicht bei dem Wesleyischen.

Das Recht, die Sühne abzulehnen

Folglich müßten wir, auch wenn es uns allen geistig möglich wäre, an die Sühne zu glauben, uns dagegen wehren, wozu wir unverkennbar ein Recht haben. Jeder Mensch, dem das Seelenheil angeboten wird, hat das unveräußerliche natürliche Recht zu sagen: Nein, ich danke Ihnen, ich möchte lieber meine volle moralische Verantwortlichkeit behalten: es ist nicht gut für mich, einem Sündenbock meine Sünden aufladen zu können: ich würde mich weniger darum kümmern, wie ich sie begehe, wenn ich wüßte, daß sie mich nichts kosten. Das ist auch die Stellung Ibsens, dieses stählernen Moralisten, dem das ganze Heilsschema nur ein unedler Versuch ist, Gott zu betrügen, in den Himmel zu kommen, ohne den Preis dafür zu bezahlen. Freigelassen zu werden, das ewige Leben zu erbitten und als Geschenk

Digitized by Google

hinzunehmen, statt es zu verdienen, wäre niedrig genug, auch wenn wir die Verachtung der Macht hinnähmen, auf deren Mitleid wir fußten, aber um einen Glorienschein zu feilschen: das war zu viel für Ibsen: das reizte ihn zu dem Ausruf: „Euer Gott ist ein alter Mann, den ihr betrügt!“ und dazu das abgestorbene Gewissen des neunzehnten Jahrhunderts mit einer Skorpionenpeitsche wieder ins Leben zu peitschen.

Die Lehre des Christentums

Und hier muß ich die Sache der Natur jedes einzelnen überlassen. Der ehrenhafte Leser, der einen Neuling über das Christentum orientieren will, kann im wesentlichen, glaube ich, die Tatsachen nicht anders hinstellen, als ich sie hingestellt habe. Wenn Kinder von dem bekehrungswütigen Atheisten einerseits und der bekehrungswütigen Nonne in der Klosterschule anderseits nebst allen andern Bekehrern, die dazwischen stehen, befreit werden sollen, dürfen sie nicht mit müßigen Streitfragen belastet werden, ob es jemals eine Persönlichkeit wie Jesus gegeben habe oder nicht. Als Hume sagte, daß Josuas Feldzüge unmöglich wären, stritt Whately nicht darüber: er bewies mit den gleichen Mitteln, daß Napoleons Feldzüge unmöglich wären. Nur fiktive Charaktere werden Humes Untersuchungsmethode standhalten: durch nichts werden Eduard der Bekenner und Sankt Louis uns so wirklich werden wie Don Quixote und Pickwick. Wir müssen den Disput unterbinden, indem wir erklären, daß für die Existenz Jesu ebenso viel Wahrscheinlichkeit besteht wie für die Existenz irgendeiner andern Persönlichkeit seiner Zeit, und die Tatsache, daß man nicht alles glauben kann, was Matthäus uns erzählt, ist ebensowenig ein Gegenbeweis gegen die Existenz Jesu, wie der Umstand, daß man nicht alles glaubt, was Macaulay uns erzählt, die Existenz Williams des Dritten in Zweifel zieht. Die Evangelien geben in der Hauptsache eine Biographie, die ganz glaubwürdig und zuverlässig ist, wenn man alles abgetrennt hat, was Hume oder Grimm oder Rousseau oder Huxley oder irgendein moderner Bischof als phantastisch verwerfen könnte. Ohne in diesem Punkte weiterzugehen, kann man ein Nachfolger Jesu werden, wie man ein Nachfolger des Konfuzius oder Lao Tses werden kann und sich deshalb einen Jesuisten oder auch einen Christen nennen mag, wenn man, gleich den strengsten Säkularisten, daran festhält, daß alle Propheten inspiriert, und alle Menschen mit einer Mission, Christen sind.

Digitized by Google

Der Lehrer des Christentums hat dann das Kind das Lied von John Barleycorn zu lehren und Felder und Jahreszeiten als Zeugnis seiner ewigen Wahrheit anzurufen. Wenn dann der Geist des Kindes reifer wird, kann es als historische und psychologische Phänomene die Überlieferung vom Sündenbock, vom Erlöser, von Sühne, Auferstehung, zweiter Wiederkehr lernen und wie in einer Welt, die mit diesen Traditionen gesättigt war, Jesus als der lang erwartete und oft prophezeite Erlöser, der Messias, der Christ aufgenommen wurde. Es steht dem Kinde frei, ihn auch so aufzunehmen. Wenn das Kind wie Gladstone geartet ist, wird es Jesus als seinen Heiland annehmen und Petrus und Johannes den Täufer als die Offenbarer beziehungsweise Vorläufer des Heilands. Wenn es wie Huxley geartet ist, wird es sich zu der weltlichen Ansicht bekennen, trotz allem, was eine fromme Familie tun kann, es daran zu hindern. Das Wichtige ist nur, daß die Gladstones und Huxleys nicht länger ihre Zeit belanglos verschwenden und lächerlich über das Gadaren Schwein streiten, sondern daß sie der Gesundheit der weltlichen Lehren Jesu ihr Herz auftun, denn dafür werden sie vielleicht in unserer eigenen Zeit kämpfen müssen.

Das Christentum und das Kaiserreich

Schließlich wollen wir fragen, wie es kommt, daß der alte Aberglaube so plötzlich in Ungnade gefallen ist, daß, obwohl zur höchsten Mißbilligung der Führer und Lenker der Nation, die Gesetze, durch ihre Verfolger alle Freiheit des Gedankens und der Rede in diesen Dingen zerstören oder mundtot machen können, noch unerschüttert sind und unsern Frömmlern und Fanatikern zur Verfügung stehen (ganz kürzlich wurde ein angesehener Kaufmann wegen Gotteslästerung verurteilt, weil er gesagt hatte, daß, wenn ein modernes Mädchen eine illegitime Schwangerschaft damit erkläre, daß sie von dem Heiligen Geist geschwängert worden sei, wir wüßten, was wir zu denken hätten, eine Bemerkung, die ihm nie in den Sinn gekommen wäre, wenn man ihn richtig gelehrt hätte, wie die Geschichte dem Evangelium aufgepfropft wurde), aber irgendwie nur gegen arme Leute und auch nur in sehr matter Weise angewandt werden. Wenn wir bedenken, daß von der Zeit, da der erste Gelehrte als Berufsgeheimnis flüsternd zu sagen wagte, daß der Pentateuch unmöglich von Moses geschrieben sein könne, bis zu der Zeit, an die ich mich noch selber erinnere, als Bischof Colenso, weil er dasselbe öffentlich sagte, seines

Digitized by Google

Predigeramtes entsetzt und tatsächlich aus der Kirche ausgestoßen wurde, acht Jahrhunderte vergangen sind (die Sache an sich, obwohl sie für Sprachforscher und Historiker technisch interessant ist, hat für das menschlische Wohlergehen nicht mehr Belang als der Streit darum, ob Unzialbuchstaben oder Kursiv die ältere Form des Schreibens sind); jetzt aber, fünfzig Jahre nach Colensos Ketzerei, es keinen Kirchenmann von irgendwelcher Bedeutung, keinen gebildeten Laien gibt, der, ohne sich lächerlich zu machen, erklären könnte, daß Moses den Pentateuch geschrieben habe, wie Pascal seine „Gedanken" oder d'Aubigny seine „Geschichte der Reformation" oder Hieronymus die Stelle über die drei Zeugen in der Vulgata schrieb, oder daß weniger als drei verschiedene Berichte über die Schöpfung in dem Buch der Genesis zusammengemischt sind, so wird auch der tollste Fortschrittler schwerlich behaupten, daß unser Wachstum an Weisheit und Liberalität im letzten halben Jahrhundert größer gewesen sei als in den sechzehn vorangehenden halben Jahrhunderten: es wäre in der Tat leichter, die These zu verfechten, daß die letzten fünfzig Jahre eine ausgesprochene Reaktion vom Viktorianischen Liberalismus zum Kollektivismus gebracht haben, der die staatlichen Kirchen merklich befestigt hat. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß, während Byrons „Cain", der vor einem Jahrhundert veröffentlicht wurde, ein führendes Beispiel für den Umstand ist, daß es für ein gotteslästerliches Buch kein Verlagsrecht gibt, die Heilsarmee dieses Buch jetzt ihren Publikationen einreihen könnte, ohne einen Menschen aufzuregen.

Ich vermute, daß die Ursachen, die die plötzliche Klärung der Luft herbeigeführt haben, in der Umbildung vieler moderner Staaten bestehen, zum Beispiel der alten, auf sich selbst gestellten französischen Republik und der kräftigen kleinen britischen Insel in Reiche, die die Grenzen aller Kirchen überschwemmen. In Indien zum Beispiel sind weniger als vier Millionen Christen in einer Bevölkerung von dreihundertsechzehneinhalb Millionen Menschen. Der König von England ist der Verteidiger des Glaubens; aber welcher Glaube ist hier der Glaube? Die Bewohner dieser Insel würden, in Erinnerung an alle noch lebenden Personen, behauptet haben, daß ihr Glaube wirklich der Glaube Gottes sei und daß alle anderen Heiden seien. Aber wir Inselbewohner sind nur fünfundvierzig Millionen, und wenn wir uns alle als Christen betrachten, sind noch fünfundsiebzig und eine viertel Million Mohammedaner im ganzen Reich. Wenn man diesen die Hindus und Buddhisten hinzurechnet,

Digitized by Google

die Sikhs und Jains, von denen mir in meiner Kindheit im Religionsunterricht gesagt wurde, daß ich sie als unreine Götzendiener anzusehen habe, die ewiger Verdammnis verfallen seien, während ich jetzt dafür bestraft werden kann, wenn ich ihren Glauben durch ein einziges aufreizendes Wort verunglimpfe, — so habe ich eine Gesamtheit von über 342 und eine viertel Million Ketzern, um unsere fünfundvierzig Millionen Briten zu grunde zu richten, von denen übrigens nur sechstausend sich ausdrücklich „Jünger Christi" nennen, während die übrigen der Kirche von England angehören und andern Sekten, deren Jüngerschaft weniger nachdrücklich betont wird. Kurz der Engländer von heute, statt wie seine Vorfahren, an deren Ideen er festhält, ein Untertan eines praktisch völlig christlichen Staates zu sein, ist jetzt in eine Ecke des Reiches gedrängt und tatsächlich beträchtlich eingeengt, wo die Christen nur elf Prozent der Bevölkerung ausmachen, so daß der Dissident, der lieber seinen Regenschirm verkaufen läßt als daß er Steuern zahlt für die Unterstützung einer Schule der englischen Kirche, in die Lage kommt, Steuern zu zahlen, nicht nur um die römische Kirche in Malta auszustatten, sondern auch um Christen ins Gefängnis zu schicken wegen der Gotteslästerung, in den Straßen von Khartum Bibeln zum Verkauf feilzubieten.

Wenden wir uns Frankreich zu, einem Lande, das in seiner Versenkung in die eigene Sprache, die eigene Geschichte, den eigenen Charakter, zehnmal insularer ist als wir, die immer Forscher und Kolonisatoren und Unzufriedene waren. Diese einst im eigenen Mittelpunkte ruhende Nation ist vierzig Millionen stark. Die Gesamtbevölkerung der französischen Republik beträgt einhundertvierzehn Millionen. Die Franzosen befinden sich nicht in unserer hoffnungslosen christlichen Minderheit von elf Prozent, aber sie befinden sich in einer Minderheit von fünfunddreißig Prozent, was sehr entscheidend ist. Und da sie ein logischer denkendes Volk sind als wir, haben sie offiziell dem Christentum entsagt und erklärt, daß der fransösische Staat keine besondere Religion habe.

Auch der britische Staat hat keine, obwohl er es nicht ausspricht. Sicherlich gibt es viele harmlose Leute in England, die Karls des Großen Standpunkt einnehmen und unsern neunundachtzig Prozent Heiden, als etwas ganz Selbstverständliches Tod oder Christentum zur Wahl stellen würden, hätten sie nicht den unbestimmten Eindruck, daß diese Verlorenen alle allmählich von den Missionaren

Digitized by Google

bekehrt werden. Aber kein Staatsmann kann einen so spaßhaft parochialen Wahn nähren. Kein englischer König, kein französischer Präsident kann unter der Voraussetzung regieren, daß die Theologie Petrus' und Paulus', Luthers und Calvins irgendeine gegenständliche Gültigkeit habe oder daß Christus mehr sei als Buddha oder Jehovah mehr als Krishna, oder Jesus mehr oder weniger menschlich als Mohammed oder Zoroaster oder Konfuzius. Er ist tatsächlich gezwungen, insofern er überhaupt Gesetze gegen Gotteslästerung aufstellt, alle Religionen, einschließlich des Christentums, als gotteslästerlich zu behandeln, wenn sie vor Leuten zur Schau gestellt werden, die nicht an sie gewöhnt sind und nichts von ihr wissen wollen. Und selbst das ist eine Konzession an eine unheilvolle Intoleranz, die auszurotten ein Kaiserreich seine Erziehungskontrolle anwenden sollte.

Anderseits können Regierungen sich nicht der Religion oder sogar des Dogmas berauben. Als Jesus sagte, die Menschen sollten nicht nur leben, sondern ein reicheres Leben führen, dogmatisierte er; und viele pessimistische Weise, einschließlich Shakespeare, dessen Held seinen Freund, sich des Selbstmords zu enthalten mit den Worten bat: „Entferne dich von der Glückseligkeit eine Weile" dogmatisieren in sehr schädlicher Art. Tatsächlich erklären viele Prediger und Heilige, einige von ihnen im Namen Jesu, daß diese Welt ein Tränental sei und daß wir unser Leben in Kummer und sogar in Martern verbringen sollten als Vorbereitung auf ein besseres zukünftiges Leben. Wenn man diese traurigen Menschen tröstet, verspotten sie einen, indem sie härene Gewänder anlegen. Dennoch müssen die Regierungen an dogmatischen Voraussetzungen festhalten, einerlei ob sie sie Dogmen nennen oder nicht; und diese Voraussetzungen müssen allgemein genug sein, um diejenigen, die sie als Launen oder Wahnsinn verwerfen, auszurotten. Und je größer und verschiedenartiger die Bevölkerung ist, desto allgemeiner müssen die Voraussetzungen sein. Ein Trappistenkloster kann nach Gesetzen geleitet werden, die in vierundzwanzig Stunden das Dorf vor seinen Toren in Aufruhr bringen würden. Das liegt daran, daß das Kloster seine Leute auswählt, und wenn es einem Trappisten dort nicht gefällt, er es verlassen kann. Aber ein Untertan des britischen Reiches oder der französischen Republik ist nicht ausgewählt, und wenn es ihm nicht gefällt, muß er sich darein finden; denn Auswanderung ist nur in engen Grenzen möglich und stellt selten ein wirksames Heilmittel dar, da alle Zivilisationen jetzt einander sehr ähnlich sind.

Digitized by Google

Jedem, der imstande ist, eine Regierung überhaupt zu verstehen, muß es ohne Beweisführung einleuchten, daß die Gruppe von fundamentalen Voraussetzungen, die in den neununddreißig Artikeln oder in der Konfession von Westminister zusammengestellt ist, als politische Verfassung eines modernen Reiches völlig unmöglich sei. Das persönliche Bekenntnis zu ihnen seitens irgendeines Menschen, der geneigt ist, solche Bekenntnisse ernst zu nehmen, würde ihn praktisch für ein hohes Staatsamt disqualifizieren. Ein calvinistischer Vicekönig von Indien und ein baptistischer Staatssekretär des Äußern würden das Reich vernichten. Die Stuarts vernichteten sogar durch ihr schottisches logisches und theologisches Dogma die geschlossene kleine Insel, die der Kern des Reiches war, und es kann sehr einleuchtend behauptet werden, daß die angebliche Befähigung der Engländer zur Selbstregierung, die durch jedes Kapitel ihrer Geschichte widerlegt wird, in der Tat nur eine unheilbare Unfähigkeit für Theologie darstellt, ebenso auch für koordinates Denken in irgendeiner Richtung, das sie gleich zornig über systematischen Despotismus wie über systematisch gute Regierung macht: da ihre Geschichte die eines schlecht regierten und zufällig (verhältnismäßig) freien Volkes ist. Zum Beispiel ist unser Erfolg bei der Kolonisierung, sofern er nicht durch Vertilgung der Eingeborenen erzielt wird, zurückzuführen auf unsere Gleichgültigkeit in bezug auf das Seelenheil unserer Untertanen. Irland ist die Ausnahme, die die Regel bestätigt, denn Irland, das dauernde Beispiel für die Unfähigkeit der Engländer, ohne Ausrottung der Eingeborenen zu kolonisieren, ist auch das einzige Land unter britischer Herrschaft, in dem die Eroberer und Kolonisten so vorgingen, als sei es ihre Aufgabe, den Protestantismus zu verbreiten und daneben Geld zu machen und dadurch wenigstens das Leben der unglücklichen Einwohner zu sichern, aus deren Arbeit es gewonnen werden konnte. In diesem Augenblick weigert sich Ulster, mit den andern irischen Provinzen zusammen die Bürgerschaft anzunehmen, weil der Süden an Petrus und Bossuet und der Norden an Paulus und Calvin glaubt. Man stelle sich die Wirkung vor, wenn man versuchen wollte, Indien oder Ägypten von Belfast oder vom Vatikan aus zu regieren!

Die Lage ist für Frankreich vielleicht ernster als für England, weil die fünfundsechzig Prozent französischer Untertanen, die weder Franzosen noch Christen noch Modernisten sind, einige dreißig Millionen Neger einschließen, die — und zwar in hohem Grade — empfänglich sind für die Heilsarmeeformen des Pseudochristentums, die alle Ver-

Digitized by Google

folgungen und religiösen Kriege der letzten fünfzehnhundert Jahre hervorgerufen haben. Als der verstorbene Forscher Henry Stanley mir von dem seelischen Einfluß erzählte, den das Christentum auf die Baganda-Stämme habe, und mir ihre Briefe vorlas, die in ihrem Buchstabenglauben und der allgegenwärtigen Gottesfurcht genau wie mittelalterliche Briefe waren, sagte ich: „Können diese Männer mit einer Flinte umgehen?“ Worauf Stanley etwas spöttisch erwiderte: „Natürlich können sie das, so gut wie jeder Weiße.“ In diesem Augenblick (1915) wird ein ungeheurer europäischer Krieg geführt, in dem die Franzosen Senegalsoldaten verwenden. Ich frage die französische Regierung, die, gleich unserer eigenen Regierung, klugerweise die religiöse Belehrung dieser Neger den Missionen Petrinischer Katholiken und Paulinischer Calvinisten überläßt, ob sie die Möglichkeit einer neuen Reihe von Kreuzzügen fanatischer afrikanischer Heilspropheten erwogen habe, die Paris aus den Händen der modernen wissenschaftlichen Ungläubigen befreien wollen und den Ruf anstimmen: „Zurück zu den Aposteln! Zurück zu Karl dem Großen!“

Wir sind insofern glücklicher, als die überwältigende Mehrheit unserer Untertanen aus Hindus, Mohammedanern und Buddhisten besteht, die als Vorbeugemittel gegen das alleinseligmachende Christentum selber hochzivilisierte Religionen haben. Der Mohammedanismus, den Napoleon am Ende seiner Laufbahn als vielleicht die beste volkstümliche Religion für modernen politischen Gebrauch bezeichnete, könnte in gewisser Hinsicht sich als ein reformiertes Christentum gebildet haben, wenn Mohammed mit einer Bevölkerung von Christen des siebzehnten Jahrhunderts zu tun gehabt hätte statt mit Arabern, die Steine anbeteten. Wie die Sache liegt, verwerfen die Menschen Mohammed nicht um Calvins willen, und einem Hindu eine so primitive Theologie wie die unsere zum Austausch für die seine oder unsere jüdische kanonische Literatur als Verbesserung der Hinduschriften anzubieten, hieße alte Lampen für ältere anbieten auf einem Markt, wo die ältesten Lampen, wie in England alte Möbel, die höchstgeschätzten sind.

Aber ich wiederhole: Regierung ist unmöglich ohne eine Religion, das heißt ohne einen Komplex von allgemeinen Voraussetzungen. Die Empfänglichkeit tut es nicht: wenn wir unser Äußerstes getan haben, zu einem vernünftigen Schluß zu kommen, müssen wir doch, wenn wir nicht mehr begründen und forschen können, für den Augenblick unser Gemüt verschließen und dogmatisch nach unsern Folgerungen

Digitized by Google

handeln. Der Mann, der darauf wartet, einen vollkommen vernünftigen letzten Willen aufzusetzen, stirbt ohne Testament. Ein Mann, der so vernünftig ist, daß er in bezug auf Diebstahl und Mord oder in bezug auf Nahrungsversorgung und Fortpflanzung offene Augen hat, könnte ebensowohl ein Narr und ein Schuft sein wie ein Gesetzgeber oder ein Staatsbeamter. Der moderne pseudo-demokratische Staatsmann, der den Ausspruch tut, daß er nur dazu da sei, den Willen des Volkes auszuführen, und der sich nur in Katzensprüngen bewegt, ist unverkennbar ein politischer und intellektueller Brigant. Die Rechtsgrundsätze des negativen Menschen, der keine Überzeugungen hat, sind in der Praxis die Rechtsgrundsätze des Mobs. Gewissensfreiheit, wie Cromwell sagte, ist eine ausgezeichnete Sache, wenn aber irgendein Mensch den Vorschlag gemacht hätte, Gewissensfreiheit in bezug auf das Kanibalentum in England zu geben, so würde Cromwell ihn ins Gefängnis geworfen haben, so sicher, wie er einen römischen Katholiken hineingeworfen hätte, obwohl er in Fidji im selben Augenblick mutig die Gewissensfreiheit eines Vegetariers ertragen haben würde, der die geheiligte Diät Long Pigs geschmäht hätte.

Hier ist Jesu Verwerfung des Bekehrungseifers wichtig. Seine Regel: „Reißt das Unkraut nicht aus: sät den Weizen: wenn ihr versucht, das Unkraut auszureißen, werdet ihr zugleich auch den Weizen ausreißen", ist die einzig mögliche Regel für einen Staatsmann, der ein modernes Reich regiert oder für einen Wähler, der einen solchen Staatsmann unterstützt. In Jesu Lehre ist nichts, was nicht bei einem Brahmanen, einem Mohammedaner, einem Buddhisten oder einem Juden Zustimmung finden könnte, ohne daß von einer Bekehrung zum Christentum die Rede sein müßte. In gewisser Weise ist es leichter, einen Mohammedaner mit Jesus auszusöhnen als mit einem britischen Geistlichen, weil die Idee eines Berufsgeistlichen einem Mohammedaner ungewohnt und sogar widerwärtig ist (der Tourist, der sich auf die Frage versteift, wer der Geistliche der Sophienmoschee ist, setzt den Sakristan, der ihm ein Paar ungeheure Pantoffel reicht, über die Maßen in Erstaunen), und Jesus war niemals auf den Gedanken gekommen, daß seine Jünger aus dem Laienstande ausscheiden würden: er las sie am Wege auf, wo jeder Mann und jede Frau ihm folgen konnten. Für Geistliche hatte er nicht ein höfliches Wort und sie zeigten ihre Feindseligkeit, indem sie ihn so bald wie möglich töten ließen. Jesus war mit einem Wort

Digitized by Google

durch und durch antiklerikal. Und obwohl, wie wir gesehen haben, nur durch politische Mittel seine Lehre in die Praxis übertragen werden kann, dachte er nicht nur mit keinem Gedanken an eine Sektentheorie als Regierungsform und hätte sicherlich den Sturz des verstorbenen Präsidenten Krüger vorausgesagt, wenn er zu dieser Zeit noch gelebt hätte, sondern weigerte sich, als er herausgefordert wurde, seine Schüler zu lehren, dem Kaiser den Tribut nicht zu zahlen, indem er zugab, daß der Kaiser, der mutmaßlich ebensosehr wie jeder Jünger das Himmelreich in sich hatte, seinen Platz in dem ganzen System der Dinge habe. Tatsächlich diente dies den Aposteln als Vorwand, die Unterwürfigkeit gegen den Staat zu einem Grade der Götzenanbetung zu treiben, die in der Theorie von dem göttlichen Recht der Könige endete und die Menschen aufreizte, Königen die Köpfe abzuschlagen, um doch wieder ein vernünftiges Verhältnis in die Dinge zu bringen. Jesus hat sicherlich nicht die Unterwerfung des römischen Kaiserreiches oder die Verdrängung der jüdischen Kirche und der Priesterschaft der römischen Götter durch eine neue kirchliche Organisation als Teil seines Programms in Betracht gezogen. Er sagte, Gott sei besser als der Mammon, aber er hat niemals gesagt, daß der eine Hanswurst besser sei als ein anderer, deshalb ist es jetzt für britische Bürger und Staatsmänner möglich, Jesu zu folgen, obwohl sie unmöglich den Hanswürsten folgen können, ohne daß das Reich über ihnen zusammenstürzte. Und dabei muß ich es bewenden lassen.

(Berechtigte Übertragung
von Siegfried Trebitsch)

EX ORIENTE LUX..

von

SAMUEL SAENGER

Die soziale Befreiung Sowjet-Rußlands ist schon ein großer, saugender, geistiger Prozeß geworden. Das Hirn des Proletariers entdunstet sich. Das Kapital beginnt in Rußland eine Irrealität zu werden. Es wird schon eine Last, eine noch lebende Vergangenheit. Der Bürger ist in Moskau nicht mehr in den Hirnen. Er ächzt, er versteckt sich, er kämpft nicht einmal mehr, er duldet auch nicht mehr, er führt das Dasein des geduldeten Verschlichenen, während

Digitized by Google

der Proletarier, der kein Sozialproletarier mehr ist, eine neue Welt lernt. Er lernt eine neue Technik, eine neue Chemie, eine neue Jurisprudenz, eine neue Wirtschaftswissenschaft. Er geht in die Universität, nicht um zu steigen, sondern um das Rüstzeug zur bewußten Einfügung zu erwerben. Die geistige Konstruktivität der Masse wird sichtbar. Es lichtet sich das Auge für Horizonte. Zunächst wird Rußland begriffen, aber schon Rußland als Teil des sozialen und ökonomischen Gesamtorganismus Erde. Es bildet sich der großorganische Geist, der nur aus neuer Empfänglichkeit und aus der Arbeitsfruchtbarkeit sich bilden kann. Arbeitsfruchtbarkeit ist Zusammenhang. Konsumierende Unfruchtbarkeit dagegen ist Trennung!"

Man wird vom Schwindel befallen, wenn man dies liest. Seit Jahren stellt man sich vor alle Wissenden, die über die rätselhafte Heimat der Weltrevolution Auskunft spenden, aber die Aufklärung bleibt erbärmliches Stückwerk. Die Struktur der neuen Gesellschaft wird zwar mit einer gewissen Übereinstimmung festgestellt, und man weiß so ungefähr, wie die Ordensform der Kommunistischen Partei aussieht und wie ihr bürokratischer Apparat gehandhabt wird. Die neue Ökonomie wird bewußt als taktisches Manöver plausibel gemacht, das darauf ausgeht, neue kapitalistische Parasiten zu züchten, um sie nach getaner Arbeit wie Geschmeiß zu zertreten. Das dornige Problem des verselbständigten Bauern auf freier Scholle wird von allen Seiten beklopft, — aber das Gesamtbild von Menschen und Einrichtungen, von Gegenwart und Zukunft ist nach wie vor trübe und wirrsälig. Bücher, Memoiren, polemische Artikel, Studien über die Räteverfassung (zum Beispiel die von Michael Elliaschoff; bei Karl Winter in Heidelberg) werden verschlungen; doch alles zusammen genommen steht vielfach noch unverbunden nebeneinander und wird von Gefühl und Anschauung nicht vereinheitlicht. Die Schrift, der die an den Anfang gestellten Worte entnommen sind, verspricht endlich dem ‚Material' Leben einzuhauchen: ‚Wie ich Moskau wiederfand' von Alfons Goldschmidt (Ernst Rowohlt Verlag). Der Verfasser war im Jahre 1920 in Moskau gewesen und hat in einem kleinen Buche als Gläubiger der Weltrevolution und Anhänger ihres Ideengehaltes Bericht erstattet, oder besser: die Dinge photographiert, dabei freilich zum Unterschiede von den Zweiflern mit ‚der Farbe der Zuversicht überpinselt'. Nun ist sein damaliger Rauschzustand, zum Teil wenigstens, verflogen, was begreiflich genug ist, denn die Revolution organisiert sich, sie arbeitet nach seinem Bekenntnis ihren Willen, ihr Gesicht immer schärfer

Digitized by Google

heraus; aber er stellt doch fest, daß in dem Moskau von 1925 das Moskau von 1920 weiterlebt. Nur die Intensitäten und die Dimensionen hätten sich geändert. Sehr schön, —

aber was erfahren wir in Wahrheit Neues? Ein großer Teil der Schrift ist mit den heftigsten Entladungen gegen wirkliche und vermeintliche Widersacher der Weltrevolution gestopft, ein wildes mit Ressentiments überfüttertes Temperament tobt sich da gegen die bürgerlich-kapitalistische Welt und die Psychologie der sie beherrschenden ‚muffigen' Bourgeoisgehirne aus, als ob bergehoch gehäufte Invektiven gegen Kapitalismus, Imperialismus und Konterrevolution über den im Rätereich neu entstandenen Gesellschaftsbau wesentliche Aufklärung geben könnten. Abgesehen davon, daß es heute wirklich schon spät am Tage ist, den Bourgeoistypus in seiner Enge und längst überholten Unzulänglichkeit wieder einmal kleinzumachen und zu beschmutzen, wäre ja seine Aufgabe vielmehr, die ungezählten Millionen von tausend Nöten gewürgter Existenzen in der westlich organisierten Welt endlich durch einen ruhigen und sachlich gehaltenen Bericht von der Zukunftsträchtigkeit des Leninismus zu überzeugen. Warum büßt er von Tag zu Tag seine Anziehungskraft auf sie ein? Wo ist die Grenze für die Wirksamkeit des russischen Vorbildes? Und welche ganz radikalen Veränderungen erleidet es und muß es erleiden, wenn es, was mir unvermeidlich scheint, in die westliche Proletarierwelt eindringt? Solche Fragen liegen Herrn Goldschmidt ganz fern, vielleicht weil er die umgeheure und ungelöste Problematik, die in der russischen Revolution steckt, nur allzu genau kennt. So geistvoll und witzig viele Einzelheiten des Schriftchens auch sind, so reich an amüsanten Bosheiten, so tief enttäuschend scheint mir die Behandlung des Grundproblems, das ja die These zu beweisen unternimmt: daß die russische Revolution der Aufstand der Produktivität sei und darum international werden muß. Die Formel dieser These ist, wie man sieht, dem marxistischen Schema entsprungen. Moralische und politische Ursachen der Revolution werden nicht einmal als Nebenmotive zugelassen, wie man sie aus dem Vorspiel des Jahres 1905 und dem damaligen Verwestlichungsversuch kannte, offenbar, weil das alles zum Arsenal der bürgerlichen Revolutionen gerechnet und in der vom Leninismus beherrschten russischen Bewegung der revolutionäre Schlußstein überhaupt, die Errichtung der klassenlosen Gesellschaft, erkannt wird.

Nun zur These. Die russische Revolution, hören wir, hat sich aus dem Gegensatz von Stadt und Land, von Industrie und Acker

Digitized by Google

entwickelt. Dieser Gegensatz ist die Ursache aller sozialökonomischen Revolutionen seit Entstehung der Städte. Der Acker will sich entlasten, daher ist die russische Revolution eine typische Entlastungsbewegung. Von dieser Erkenntnis dämmert in Europa kaum eine Spur, aber auch in Rußland selbst ist sie in ihrer Tiefe von wenigen begriffen, im Grunde nur von einem einzigen. Der Kapitalismus sucht zwischen Acker und Industrie zu ‚vermitteln', indem er aus beiden zu ‚verdienen' trachtet: er kann also die Aussöhnung nicht schaffen, weil sie der produktiven Arbeit die Vermittlungsgebühr, den Verdienst wegschnappen würde. Aufgabe der Entlastungsbewegung alias Revolution ist daher die Gleichstellung zwischen Acker und Industrie, die doch nur verschiedene Intensitäten von der gleichen Wertquelle, nämlich des Bodens, darstellen ... Der Leser schalte hier ein, was er von den Physiokraten, die die Stadt als Schmarotzer am Acker verunglimpften, den Klassikern der Ökonomie und Marxens Ausgangspunkt weiß. Die Enteignung des Bodens und die Gleichsetzung aller Werte schaffenden Arbeit werden schließlich die Voraussetzungen für eine soziale Organisation der Gesellschaft, die den ausbeuterischen Charakter des Wirtschaftsgutes aufhebt, die Profitseite der Austauschware zerstört und vom Zirkulationsprozeß der Güter nur das technische Verteilungsproblem übrig läßt: die Klassenschichtung soll theoretisch dann aufhören, obwohl die Verschiedenheit des Leistungswillens und der Leistungsbegabung bleibt. Ohne sie keine gegliederte Gesellschaft; mit ihr bleibt die Gefahr neuer Schichtungen und neuer politischer Hierarchie. Wird sie auf das ‚politische' Mittel der Gewalt verzichten, um sich zur Geltung zu bringen, oder wird nicht das alte Problem in neuer Form sich wieder aufrollen? Mit der Beseitigung der erblichen Kaste und des Familienerbgutes ist, wie man sieht, das Problem nicht ganz gelöst, wenn auch eine Aristokratie, die rein auf persönliche Leistung und Geltung gestellt ist, keine Aristokratie im überlieferten Sinne des Wortes mehr ist. Aber unser Evangelist umschifft verächtlich diesen Wald von Fragen, er diskutiert die durch die Ritzen des Zwangskommunismus lugenden Tendenzen zu neuen Differenzierungen der Geltung und der abgestuften Besoldung mit Sophismen weg, er betrachtet den zwischen Stadt und Acker wieder emsig hin und her pendelnden Vermittlertyp als unvermeidlichen Schönheitsfehler des Übergangs und schließt vor der bedrohlichen Tatsache des neu geschaffenen bäuerlichen Privateigentums die Augen. Doch wir eilen voraus, wir wollen ihn nicht weiter unterbrechen und ihn zunächst in Geduld anhören:

Digitized by Google

Die steigende Last also, die sich auf den Acker legt, macht die Wirtschaft unproduktiv, doch gleichzeitig ist sie es, die steigende Last, die Unproduktivität, die die Wirtschaft antreibt. Dieser Prozeß bedeutet eine fortwährende Auslaugung des Ackers, die erst aufhört, wenn die Last verschwindet. Kann sie verschwinden? Wird sie verschwinden? Ja; die im russischen Beispiel sich offenbarenden Tendenzen beweisen es.

Goldschmidt verspricht eine vollständige Theorie dieser Wirtschaftsentwicklung, warten wir also ab, bis sie den ersten Eindruck seiner bisherigen Schriften ergänzt und berichtigt. Sie benutzen, mit dem Anspruch auf unbedingte Originalität, Erkenntnisse, die längst zu den Banalitäten der Überlieferung gehören und in allen möglichen und unmöglichen Varianten in die Parteiprogramme hineinspaziert sind. Wie kann ein so kenntnisreicher und gescheiter Kopf, der die ökonomische Literatur von ihren Anfängen her kennt, dem die Geschichte der Agrarrevolutionen alter und neuer Zeit geläufig ist, und in dem alle irgend wichtigen im Umlauf begriffenen Anschauungen über Wert und Arbeit und Produktivität von Smith und Ricardo bis auf Marx und Oppenheimer sich ein Stelldichein geben, — wie kann er es wagen, mit so unbeherrschter Prätension aufzutreten? Sehr putzig ist die Bemerkung, daß in Rußland vielleicht nur einer das von ihm, Alfons Goldschmidt, entdeckte Gesetz der Entlastungsbewegung erkannt habe: sollte dieser Einzige etwa Lenin sein, von dem es feststeht, daß er bei seiner Rückkehr aus der Verbannung überhaupt kein Agrarprogramm gehabt habe, es sei denn, daß er den Bauern zugerufen hat: ‚Nehmt euch den Boden, er gehört euch'? Die Agrarsozialisten, die Sozialrevolutionäre waren entsetzt; und von der unerschütterlichen Orthodoxie her hat Rosa Luxenburg dem Mann, der die Fahne des Propheten nach Rußland trug, in das zermorschte Zarenreich hinein, mit Recht die Sünde wider den Marxismus vorgeworfen. Reizend sind darum die Bemerkungen des Verfassers, die Diktatur des Proletariats in Rußland sei eine Diktatur zum Zwecke des Lastenabbaues, es betreibe also eine systematische Versöhnungsarbeit mit dem Dorfe; daher der Ruf Rykows: Vergeßt das Dorf nicht, werbt um das Dorf, versöhnt euch mit dem Dorfe! Nachdem das Proletariat die Bourgeoisie erschlagen und den ganzen kapitalistischen Apparat so gut wie vollständig eingebettet hatte, suchte es einmal, ein parasitenhaftes Kapital mit Hilfe der Neuen Ökonomie großzuziehen, um, zweitens, in der Lage zu sein, das Dorf zu ‚versöhnen'. Die proletarisch beherrschte, bourgeoisfreie Stadt, die angeblich doch entstanden ist, um den Acker von der schmarotzerhaften Auslaugung durch

Digitized by Google

den Industriekapitalismus zu befreien, befindet sich nun paradoxerweise dem Lande gegenüber in einer offenbar noch schlechteren Lage als vordem die bürgerlich-kapitalistische Stadt — die sich ja auch, wie wir wissen, seit Jahrhunderten von dem zaristischen Sumpfgewächs zu befreien trachtete und seit dem Japanerkrieg in offener Rebellion gegen die verfaulte Herrenschicht und seinen Korruptionsapparat lebte.. Nun gut; die Diktatur des Proletariats ist eben da, und der Landhunger des Muschik ist gestillt; er sitzt als Herr auf seiner Scholle. Leider fehlen ihm Ackergerätschaften, Gespanne, Aussaat, und die Schonung, die der Fiskus ihm angedeihen läßt, kann den Mangel nicht ersetzen, dazu ist ... Kapital nötig, das eben durch die berühmte ‚neue' Ökonomie künstlich geschaffen werden muß. Bedarf es noch eines Beweises, wie systemlos das System der Bauernbefreiung vor sich gegangen ist? Unser Verfasser kann sich vor Begeisterung über diese ‚dialektische' Leistung nicht fassen, in dem üblichen, gelehrt tuenden Jargon ruft er aus: ‚Jetzt tut not, daß die sowjet-russische Regierung die Aussöhnungstendenz mit Hilfe des Kapitals fördert, daß sie klug die dialektischen Gegensätze ausnützt, um sie zu beseitigen.' Ich sollte meinen, daß in dieser Zwangslage die Diktatur immer mehr Wirtschaftsdiktatur wird, denn sie kann sich nur halten, wenn sie den Acker mit Industriekapital (oder wie man das nennen will, was er von der ‚Stadt' fordert) versieht, auch wenn es sich nur mit Hilfe des dialektisch verdächtigen Nep bewerkstelligen ließe. Auch unser Gewährsmann fühlt, wie andere vor ihm und neben ihm, daß er da stark ins Gedränge gerät, aber er gibt sich Mühe, nicht zu wissen, wie kindsgläubig man sein muß, um solche Beschwichtigungen und Verdunkelungen als Aufklärung zu schlucken: ‚Es ist selbstverständlich, daß das Tempo der Aussöhnungspolitik und des Aussöhnungserfolges von dem Weiterwellen der sozialen Revolution abhängt. Je weniger faule Last, je weniger Last ohne Reproduktion auf die Weltwirtschaft drückt, um so leichter wird auch der Ausgleich innerhalb der nationalen Grenzen, bis diese Grenzen verschwinden können.'

In einfachen Worten ausgedrückt, war der historische Vorgang dieser: die bloße Tatsache der Bolschewikenrevolution hat Stadt und Land nicht vereint und nicht versöhnt, und die Kluft, die zwischen ihnen blieb, wurde durch eine mit Gewalt primitivisierte Privatwirtschaft bisher kümmmerlich überbrückt. Aber indem man den Bauern ‚losließ' (Goldschmidt), hat man eine neue Klassenscheidung auf dem Lande begünstigt, nämlich die Scheidung: Kleinbauer und Mittelbauer. Aus

Digitized by Google

vielen Quellen wissen wir, wie stark diese Tendenz ist, und unser Lobredner gibt selbst zu, daß eine starke kapitalistische Klasse von Mittelbauern dem proletarischen Staat den Tod bringen kann. Auch das wissen wir längst, daß die Zentrale im Kreml mit all ihren Gewaltmitteln den schwachen Bauern durch Kreditgewährung und Werkzeugbelieferung gegen den Bauernkapitalisten, der sich wieder aufrichten will, zu unterstützen sucht. Durch den Schutz des Zwergbauern trachtet der proletarische Staat also auch den Acker mehr und mehr kollektivistisch zu organisieren. Dem vom Staate verwalteten Industrietrust sollen schließlich am Ende der Entwicklung die Ackerkooperative und die Verteilungskooperative entsprechen.

Über die Schrift wäre noch vielerlei zu sagen, gerade weil sie dem starken Hirn eines Gläubigen entsprossen ist, dem Rußland ein so unerhörtes Erlebnis war. Er hatte, als er die Grenze überschritt, das Gefühl eines neuen Epochenbewußtseins. Es geschaffen und in Gegensatz zu der ‚sterbenden' Epoche des Westens gestellt zu haben, das nennt er die große geistige Tat der russischen Revolution. Wenn die französische Revolution das nationale Bewußtsein gebar, so hat nach ihm die russische Revolution ein neues Weltbewußtsein geschaffen, das Gefühl neuer Aufgänge nach unvermeidlichen Untergängen. Aller Schutt, der auf dem Lande liegt, all die grauenhaften Unfertigkeiten und Unzulänglichkeiten des Systems, all das hält den Verfasser nicht ab, der westlichen Welt die Totenglocke zu läuten und, vorauseilenden Geistes, der Evangelist einer neuern, größern, menschlicheren Epoche zu sein. Diese gläubige Besessenheit würde uns die Schrift, mit ihrem sengenden Tempo, mit der Inbrunst ihres Hasses gegen westliche Kulturfäulnis und Glaubenslüge, von ihrem sonstigen Inhalt abgesehen, besonders sympathisch machen, wenn ihr Verfasser es unterließe, aus den vielen Sinnlosigkeiten des russischen Vorgangs einen süßen marxistischen Sinn herauszupressen und die irrationalen Begleiterscheinungen noch jeder Revolution hinterher mit der Asphaltwalze seiner ‚Wissenschaft' zu rationalisieren. Das wirkt abstoßend. Zwischendurch freilich wird immer wieder die verzerrende Talmilogik durch ein Stück fabelhaft geschauten Lebens überschattet — ich denke an den Bericht über ein jüdisches Hans-Sachs-Spiel im Moskauer Jüdischen Theater: ‚Eine Nacht auf dem alten Markt' von Perez. Sein Inhalt: sterbendes gotisches, das heißt mittelhochdeutsches Judentum. ‚Es ist der süßliche Geruch einer faulenden Epoche, deren Gott nur noch aus dem Widderhorn tönt,

Digitized by Google

aber auf Erden und im Himmel nichts mehr zu sagen hat.' Besonders lesenswert ist, was über Lenin gesagt und wie die Art seines Genius zergliedert wird. Ein großer Vater, ein großer Pädagog, ein bis zum Verhauchen seiner Seele immerfort schöpferisch tätiges, nur in Beispielen sich äußerndes großes Kind, in dem Idealist und Praktiker unauflöslich verschmolzen sind und in dessen Vision die dialektischen Gegensätze als Einheit leben. Nur wird das dunkle Kapitel seiner ‚objektiven' Grausamkeiten leichtfüßig übergangen. Darüber noch ein Wort.

In diesem ‚asiatischen Mysterium' (wie anders Benjamin Disraeli, dem dieses Beiwort zuerst angeklebt wurde) wirkte sich zunächst, nach seiner Rückkehr aus der Verbannung, ein wahrhaft dämonischer Sansculottismus aus. Der Hebel zu diesem Teil von Lenins Werk war ein Terror von asiatischer Wildheit, — sie ist ein wesentlicher Charakterzug des revolutionären Fanatikers. Seine Genossen, Kamenieff, Trotzki selbst, wollten die Todesstrafe abschaffen, Lenin aber bäumte sich entrüstet dagegen auf. ‚Genossen! Wie soll denn die Revolution ohne Erschießungen vor sich gehen? . . . Gefängnisstrafe? Wer achtet darauf im Bürgerkrieg, da jede Partei zu siegen hofft? Irrtum! Unzulässige Schwäche! Pazifistische Illusion! . . .' Lenin hämmerte, wie Trotzki mitteilt, bei jedem Anlaß den Gedanken von der Notwendigkeit des Terrors in die Köpfe der Partei. Gorki bestätigt das in seinem Nekrolog auf das Phänomen Lenin. Der Schriftsteller macht ihm Vorwürfe wegen der Exzesse der Tscheka. Darauf antwortet der Diktator: ‚Haben sie denn ein Maß, um den notwendigen von dem überflüssigen Terror zu unterscheiden? Ich für meinen Teil besitze ein solches Maß nicht!' Freilich, um das eigene Leben bangte der Mann so wenig wie um das fremde, solange es um das Werk ging. Denn er glaubte an seine Mission und an die geschichtliche Notwendigkeit seiner Mission, nie stiegen ihm Zweifel auf. Grausamkeit war also ein Mittel zum Werk . . Er schaute darum gläubig in die Zukunft. Zu Gorki sagte er, auf eine Schar Kinder hinweisend: ‚Die werden es schon besser haben als wir; vieles von dem, was wir erlebten, werden sie nicht an sich erfahren. Ihr Leben wird weniger grausam sein . . . und doch beneide ich sie nicht. Denn unserer Generation ist es gelungen, eine Arbeit zu leisten, die in ihrer geschichtlichen Bedeutsamkeit erstaunlich ist . . .'

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Balzac, Deutschland und die Kritik

Im letzten Heft der *Nouvelle Revue Française* spricht Albert Thibaudet ausführlich über die Balzac-Monographie von E. R. Curtius und führt seine Gedanken zum Problem der französischen und deutschen Kritik hin. Zu gleicher Zeit nämlich wie Curtius' Buch in Deutschland erschien auch in Frankreich ein erfolgreiches Werk über Balzac: von André Bellessort. Thibaudets Gegenüberstellung beider Bücher ist sehr fruchtbar:

„Bellessorts Kritik ist eine Professorenkritik, vor einem Publikum und für ein Publikum vorgetragen. Die Kritik von Curtius, obgleich auch Curtius Professor ist, ähnelt mehr einer Reflexion, die man für sich selber macht, um seine eigenen Ideen zu klären und zu ordnen, und auch für solche Leser, die Andeutungen verstehen und Nachsicht gegenüber der Disposition des Autors haben. Werden wir daher von der ausgesprochen französischen Kritik sagen, was Nisard von der französischen Sprache sagt? ‚Es genügt nachzusehen, unter welchen Bedingungen man in Frankreich Schriftsteller ist, um sich zu überzeugen, daß das Französische ganz und gar eine Sprache der Zweckmäßigkeit und Mitteilung ist. In der Hand der Schriftsteller ist sie nur das Instrument von allem, dessen er sich bedient, um Ideen zu übermitteln, die jedermann angehen, und nicht um einsiedlerisch seinen Geist zu genießen und auf Andeutungen zu hören.' Es ist kaum nötig, hier aufzuzeigen, in welchem Maße eine Sprache, eine Literatur, eine Kritik, die auf dies Ideal beschränkt ist, verstümmelt erscheinen müßte und besonders von Poesie, Licht, Fluidum beraubt. Aber es ist doch ausgezeichnet, daß dies Ideal verwirklicht wird. Es wird es nirgends mehr als in Frankreich, und die Kritik muß sich besonders daran entzünden. Bemerken wir übrigens, daß es sich am meisten für einen Nisard schickt, ein Sainte-Beuve überschreitet es und läßt es von allen Seiten krachen.

Auf jeden Fall verführt es keineswegs einen deutschen Schriftsteller und Künstler. Gundolfs ‚Goethe', Bertrams ‚Nietzsche', Curtius' ‚Balzac' würden uns, trotz ihrer Verschiedenheiten, gestatten, in großen Zügen ein Bild der zeitgenössischen deutschen Kritik zu zeichnen und es ein wenig der unsrigen gegenüberzustellen. Diese Kritik strebt danach, die Themen eines Werks herauszulösen, eine Musik der Geister zu suchen, wie etwa Sainte-Beuve eine Naturgeschichte der Geister suchte." —

Curtius erklärt Balzac, mehr sogar noch als Stendhal, für einen europäischen Besitz. Thibaudet meint hierzu:

„Zunächst müssen wir beachten, daß man das von allen großen Romanciers des neunzehnten Jahrhunderts sagen kann. Im Gegensatz zur deutschen Seele, die sich seit 1830 in Europa nur durch ihre Philosophen von Hegel und Schopenhauer bis Keyserling verbreitet hat, sind Frankreich, England und Rußland in den literarischen europäischen Kreislauf besonders durch ihre Roman-Schriftsteller getreten. Es war notwendig, daß auf diesem Boden Balzac, der reine Romancier, viel mehr gewann als ein Dichter wie Hugo oder ein Moralist wie Stendhal. Man lernt durch Balzac Frankreich kennen wie England durch Eliot oder Rußland durch Dostojewski.

Aber lernt man so Europa kennen? Augenscheinlich nicht. Balzac hat mit einer großen, in der Literaturgeschichte einzigartigen Intuition das Frankreich seiner Zeit, seinen Elan, seinen Marsch auf das Leben gepackt. Man muß

Digitized by Google

feststellen, daß trotz seiner Reisen, seiner Verbindungen mit Ausländerinnen, die Rubrik, die man Szenen aus dem kosmopolitischen Leben nennen könnte, in seinem Werke fehlt. Sie gehört zu Stendhal, Mérimée, Gobineau. Wenn Balzac Europäer ist, so im Sinne ‚über', aber nicht ‚aus'. Sein menschlicher Block, sein französischer Block — er hat ihn aus einem Europa geholt, dessen Leben wir fortsetzen. Wie Dostojewski der große Romancier des Orient ist, ist Balzac der große Romancier des Okzidents. Die ‚Comédie Humaine' ist, wie Curtius es gesehen hat, der Legion gewordene Faust.

Die Zeitschrift ‚Philosophies' kündigt an, daß eine Übersetzung des ‚Balzac' in Vorbereitung ist und hat daraus einige Bruchstücke veröffentlicht. Wir freuen uns darüber. Diese ausgezeichnete Probe deutscher zeitgenössischer Kritik, die französischen Augen vorgesetzt wird und mit den Büchern von Brunetière und Bellessort zu vergleichen ist, wird jedem, bei einem französischen Thema, erlauben, die Parallele zwischen den beiden Arten von Kritik, deren ungefähres Schema ich skizzierte, zu verlängern. Ich wage es nicht, auf gleiche Weise den ‚Nietzsche' von Bertram und den von Andler gegenüberzustellen, da der letztere sogar vielmehr die Eigenschaften und Fehler der deutschen als die der französischen Kritik aufweist. Und daß es keinen großen französischen ‚Goethe' gibt, den man in Parallele mit dem Gundolfschen setzen könnte, das ist eine Lücke unserer Kritik, die schleunigst ausgefüllt werden muß. Eine schöne Gelegenheit für die modernen Arten von Humanität sich zu offenbaren und Bewegung durch Marschieren zu beweisen."

Léon Deubel

Im Juni waren es zwölf Jahre her, daß man seinen Leichnam in der Marne auffand. Eine kleine Gemeinde, die seine Gedichte einst in Zeitschriften las, ist auch seinen Büchern treu geblieben. Aber das große Publikum und auch die Jugend weiß nichts von ihm. Er ruht auf dem Friedhof von Bagneux. Die Kosten des Grabsteins wurden durch eine Subskription auf seine Werke beschafft. Man hat ihn „le dernier poète maudit" genannt.

In *Les Nouvelles Littéraires* erweckt Michel Puy die Erinnerung an diesen Léon Deubel. „Er gehört zu jenen Dichtern, von denen man so wenig spricht, da man sie für immer verschwunden hält, deren Gedächtnis aber weiter lebt und deren Werk denen, die es kennen, teuer bleibt. Es bedarf nur eines glücklichen Umstands, damit die Verse von Deubel ihren Flug wieder aufnehmen. Vielleicht ist Deubel eher als irgendein anderer Dichter seiner Generation fähig zu fesseln, im Gedächtnis zu bleiben, weil er nicht mit flüchtigen Impressionen gespielt hat, weil er ganz mit seiner Liebe in seinen Gedichten ist, mit seinem Stolz, mit seinem Leid und weil er tief und schmerzlich menschlich ist.

Gewisse Namen tönen mit soviel Schmerz, wenn man sie mit einer Nuance von Rücksicht oder Sympathie ausspricht. Als wir in unserer Jugend Verlaine sagten, schien es uns, daß wir den undefinierbaren, unerklärbaren Charme einer Dichtung beschworen hätten, einer Dichtung mit neuen Modulationen, deren Rhythmen launenhaft aufwallen. Mit welcher Bewegung wiederholten wir den Vers von Mallarmé:

Verlaine il est caché parmi l'herbe,
Verlaine!

... Deubel hat immer die Aufmerksamkeit derer erweckt, die sich ihm näherten, weil sie bei ihm ihre schönste Sehnsucht in reinstem Zustande antrafen. Seine Schulkameraden, seine

Digitized by Google

Jugendfreunde bewahrten ihm eine wahrhaft brüderliche Neigung. Selbst die, die ihn erst später gekannt haben und seine Launen-Anfälle, seine Schroffheiten vergaßen, hatten Mitleid mit diesem aller irdischen Güter entblößten Dichter, bei welchem sie trotz seiner rauhen Freimütigkeit mitunter ein Bedürfnis sich auszuschütten bemerkten, einen Elan des Herzens zu jenen Personen, die ihm aufrichtige Sympathie bezeugten. —

Sein erster Meister war Verlaine gewesen. Dann war sein Vers weniger flüssig und gehämmerter geworden. Er näherte sich der Handschrift der Parnassiens, aber er sah den Parnaß mit den Augen Mallarmés, dessen Einfluß er dann erfuhr. Als er im Jahre 1906 seine ‚Poésies' veröffentlichte, die später den ersten Teil von ‚Regner' bilden sollten, schuf er diese Veröffentlichung genau dem Buche Mallarmés nach, das einige Jahre vorher bei Deman erschienen war und von dem er den Titel entlieh und Einband, Format und Schrift nachahmte.

In der Distanz erscheint der Einfluß Mallarmés bei ihm weit schwächer, als man geglaubt hatte. Deubel liebt vielleicht maßlos den schönen Vers, und der Meister des schönen Verses ist Malherbe. Er ist mit allen Dichtern verbunden, die in der französischen Literatur dieselbe Leidenschaft gehabt haben. Leconte de Lisle, Herédia haben Alexandriner von stolzer Prägung geschaffen. Man begegnet davon mehr als einem bei Mallarmé. Ihn nahm Deubel zum Vorbild besonders wegen seiner Liebe zur Form, der Festigkeit seines Verses, aus dem Cliché und Füllwort verbannt sind.

Er nimmt seinen Platz unter den Dichtern seiner Generation ein, die von Verlaine und Mallarmé ausgegangen sind, gut die Arbeit der Erneuerung und Reinigung des dichterischen Stoffes kennen, die von den Symbolisten vorgenommen worden war, und nun einfacher, direkter ihren Gedanken übertragen wollen und in reiner Frische ihre Bewegung vor der Natur. Für einen Augenblick hat er, mit ‚La Lumière Natale', die natürliche Auffassung angenommen. Dann, als er sich um Kürze bemühte und das farbige Wort und das prächtige Bild suchte, wollte er in seine Verse die kühne Leidenschaft seiner nach Ideal und Liebe hungrigen Seele einziehen lassen. Und das ist der Zug, der ihn auszeichnet und, besonders, ihn vom Parnaß trennt: er ist niemals unpersönlich. Seit Verlaine gibt es keinen Dichter, der sich in gleichem Maße ausgeliefert hat und der von ebenso ergreifenden Tönen getrieben wäre."

Zum Tode Camille Flammarions

Zum Tode des großen Astronomen schreibt Emile Borel in der *Revue du Mois:*

„Der Tod von Camille Flammarion ist nicht allein von allen Freunden der Astronomie schmerzlich empfunden worden, sondern von allen Freunden der Intelligenz.

Seine prachtvolle Laufbahn als Gelehrter und Denker ist völlig von dem edlen Ideal geleitet, das er sich gestellt hatte. In einem Leben von einer wundervollen Einheit hat er nur an Wissenschaft und Menschlichkeit gedacht. Als Gründer der Französischen Astronomischen Gesellschaft hat er es verstanden, aus ihr eine der wichtigsten, blühendsten, lebendigsten wissenschaftlichen Gesellschaften zu machen. Er hat es verstanden, die Neigung zur Beobachtung und wissenschaftlichen Untersuchung einer großen Zahl von Männern und Frauen zu geben, die über Frankreich und zahlreiche andere Länder verbreitet sind. Diese bescheidenen Helfer der Wissenschaft, die man manchmal ein wenig verächtlich als Amateure behandelt, haben eine bedeutende Rolle, die man sehr loben könnte.

Digitized by Google

Einerseits kann es bei gewissen Erscheinungen der Astronomie vorkommen, daß so gemachte Beobachtungen, über verschiedene Punkte, zu wichtigen Entdeckungen führen. Aber besonders gibt es keine bessere Erziehung als diese Gewohnheit der persönlichen Beobachtung, die durch einige Zeilen der Berichterstattung im ‚Bulletin de la Société Astronomique' veröffentlicht wird. Nichts trägt mehr dazu bei, einen wahrhaft wissenschaftlichen Geist zu bilden; die notwendige Bedingung für jedes rationelle, ernste und fruchtbare Studium.

So spielt die Astronomie weiter ihre Rolle der Erziehung der Menschheit, die ihr seit Jahrhunderten gebührt. Wie Camille Flammarion es oft in seinen Werken betonte, hat die menschliche Vernunft durch das Studium der Astronomie allmählich das Bewußtsein ihrer Macht gewonnen. Man hat sich Rechenschaft darüber gegeben, daß der Mensch das Universum erklären und verstehen kann, daß die Bewegungen der Sterne nicht von blinden Gewalten oder mysteriösen Göttern regiert werden, sondern Gesetzen gehorchen, deren Kenntnis es erlaubt, alle Einzelheiten vorherzusehen. —

Durch seine ‚Populäre Astronomie' und durch andere Veröffentlichungen hat Camille Flammarion mehr als irgendein anderer Zeitgenosse dazu beigetragen, den jungen Menschen Geschmack an der Astronomie und folglich auch an der Wissenschaft zu machen. Für einen, den diese Lektüre in seiner Jugend mit Begeisterung erfüllt hat, ist es Pflicht, heute Zeugnis abzulegen für das, was er Camille Flammarion schuldet. Unzählbar sind diejenigen, die die Lektüre der ‚Populären Astronomie' und anderer Werke von Camille Flammarion über die Richtung wissenschaftlicher Forschung unterrichtet hat.

Der große Schriftsteller, der große Denker, der Camille Flammarion war, ruht jetzt nahe dem Observatorium von Juvisy, das sein Werk war und dem er einen großen Teil seiner Tätigkeit widmete. Sein Gedächtnis wird unter allen Freunden der Wissenschaft, der Wahrheit und des Fortschritts fortleben."

Vom chinesischen Geist und vom Christentum

Die aktuellen Probleme Chinas haben eine weit größere Bedeutung als die einer zufälligen politischen Situation. Chinesisches Wesen ringt um Existenz und um Recht. In welchen Beziehungen zum Westen es lebt, erhellt aus einem Aufsatz über die chinesischen und christlichen Lebensauffassungen, den T. Z. Koo in der *Revue de Genève* veröffentlicht.

Er unterscheidet vier große Systeme in der chinesischen Lebensphilosophie: Konfuzianismus, Taoismus, Maltilismus und Die gesetzliche Schule, die alle zwischen 530 und 230 vor Christi ihre Blütezeit hatten. Damals bestand China aus kleinen Feudalstaaten. Materialistische Ideen herrschten, als diese Systeme sich bildeten und den chinesischen Geist formten. Vor dem modernen Leben versagen die alten Gedanken; so daß der junge Chinese von heute Ausschau hält nach einer modernen Lebensphilosophie. Koo stellt drei Arten der Lebensauffassung auf: die des Hindu, des Chinesen und des Europäers. Die beiden ersten führen den Chinesen nicht aus seiner Enge heraus; die Zeit aber, wo er sich der westlichen Philosophie blind hingab, sind vorbei. So bleibt ihm — nach der Auffassung des Verfassers — nur das Christentum.

Koo verweilt einige Augenblicke bei diesen drei Lebensphilosophien. „Nehmen wir den Hindu zuerst. Er hat sein Leben so innig der Gottheit geweiht, daß er sich kaum mit der äußeren Welt beschäftigen kann. Es ist ganz gleichgültig, wenn irgendein

Digitized by Google

authentischer Hindu Ihnen sagt, daß Europäer und Chinesen nicht wissen, was Religion sei. Was den Chinesen betrifft, so sieht er besonders im Leben das Einwirken von Mensch auf Mensch. Wenn man sich mit einem Chinesen von heute unterhält, wird er ohne Zweifel nicht zögern zu sagen, daß die Europäer niemals verstanden haben, in Frieden miteinander zu leben. Was die Vorstellungen der Okzidentalen selbst betrifft, so sind sie von der riesigen Macht beherrscht, die der Mensch sich über die Materie erobert hat. Ich habe oft europäische oder amerikanische Reisende mit überlegener Miene sich über die schwache materielle Entwicklung des äußersten Ostens erstaunen sehen. Ohne Zweifel ist diese Kritik begründet in Hinsicht auf die wundervollen Resultate der technischen Entdeckungen seit einem Jahrhundert. Wir stimmen also gerne zu, daß keine der drei Lebensauffassungen weder vollkommen noch befriedigend ist. Orient und Okzident beruhigen sich damit keineswegs, sondern suchen anderes. Wir werden keine Erlösung finden und nicht aufhören zu suchen, wenn wir nicht zu der Lebensauffassung zurückkehren, die uns Jesus vermacht hat.

In seinem Leben sind die drei Auffassungen zu einer einzigen vereinigt. In Jesus mischen sich menschliches und göttliches Leben. In ihm sehen wir Menschlichkeit der Materie durch das Gebet gebieten. Jeder großen Offenbarung der Macht Jesu über die Materie geht eine starke geistige Dazwischenkunft voran. Dank seiner beginnen wir zu verstehen, daß das Lebensgesetz nicht heißt, unseren Willen, sondern den Gottes zu tun; wir beginnen zu verstehen, daß die Beziehungen von Mensch zu Mensch weder Aggressives noch Unterdrückung noch sogar allzu sentimental Sanftes an sich haben sollen, sondern in einem hilfreichen Suchen der Seelen unserer Brüder bestehen müssen, weil wir alle Kinder derselben großen Vaterseele sind.

Nach dem christlichen Leben sehnt sich heute die Welt. Und der Orient verlangt vom Okzident, daß man mit Imperialismus, Egoismus, den Sünden, die uns veruneinigen, aufhöre und sich mit uns, Hand in Hand, vereinige, damit dies christliche Leben nicht nur das Privilegium der Heiligen und Anachoreten sei, sondern der gemeinsame Teil aller Männer und Frauen."

Bryan in Dayton

Über das Auftreten Bryans (der dann so plötzlich starb) im „Affen-Prozeß" berichtet Joseph Wood Krutch in *The Nation:*

„Zum Schluß kam der Augenblick und Bryan stand auf, um seine Klage auf Ausschluß aller Gutachten, sowohl der wissenschaftlichen wie theologischen zu erheben. Er begann mit den jetzt berühmten Berufungen auf seine lange Liste von Ehrengraden, aber er mußte im Unterbewußtsein gewahr geworden sein, daß, obgleich irgendeine Universität Ehrengrade gewähren kann, es doch jenseits der menschlichen Kraft ist, auch das Wissen honoris causa zu verleihen; denn er begann bald seine Haupt-Klage zu entwickeln: eine Klage für die Unwissenheit, die möglichst durch kein Wissen verdorben sei. Es gibt, sagt er, nichts ähnliches wie Bibelkunde; Wissenschaft ist nutzlos, und allein der Glaube ist wertvoll. Die Meinung eines gerade getauften Buschmanns ist ebenso gut wie die des Gelehrten, der sein ganzes Leben dem Textstudium gewidmet hat. Ich glaube, daß selbst der ungebildetste Mann in dieser großen Menge sich etwas schämte, und alle Augen wandten sich auf Dudley Malone, der auserwählt war, ihm mit silberner Zunge zu antworten.

Ich habe keinen Raum, um von Malones Rede zu sprechen, aber sie

Digitized by Google

war zweifellos groß ebenso wie die Rede von Darrow, wenn man sie als Teil des Dramas betrachtet, das die Verteidigung spielte. Mit all der sprachlichen Kunst und echten Leidenschaft, die die Gelegenheit verlangte, plädierte sie für ‚fair play', legt sie den einfachen Fall des Lichts gegen die Finsternis dar und verspottete auf ihrem Höhepunkt mit scharfen Worten Bryan und seine Feigheit, der vor der Welt erst erklärte, daß der Prozeß in Dayton ein tödliches Duell zwischen Wissenschaft und Religion sei und dann sich weigerte, den Streit, den er selbst so laut proklamiert hatte, auszufechten. Für den Augenblick war auch nicht der leiseste Zweifel darüber, wer gewonnen habe ... Es schien fast wahr, was Mencken, der hinter mir saß, leidenschaftlich ausrief: ‚Tenessee braucht nur fünfzehn Minuten freie Rede, um zivilisiert zu werden.'

Für einen Augenblick war man über den großen Führer, der so tief gefallen war, fast traurig. Von Politik und Journalismus wegen sichtbarer intellektueller Unfähigkeit getrieben ... und zur Religion als dem allein quasi-intellektuellen Gebiet gezwungen, in welchem geistige Reaktion und völlige Gefühllosigkeit für Ideen als Vorteil benutzt werden kann, weiß er schon, daß er gezwungen ist, in den entlegensten ländlichen Gebieten nach dem für seine Befriedigung so notwendigen Beifall zu suchen. Selbst in Dayton, das als Bollwerk der Unwissenheit und Bigotterie auserlesen ist, wie man es kaum zu finden hoffen kann, wird er besiegt, in dem einzigen Streit, in dem er seinen Gegnern von Angesicht zu Angesicht gegenüber stand. Für einen Augenblick, wie ich schon sagte, hat man Mitleid mit ihm, aber solches Mitleid ist natürlich nicht wirklich berechtigt. So wie er verliert, gewinnt er ...

Niemand weiß, was das letzte Ergebnis sein wird. In einem höheren Gerichtshof kann das Gesetz verfassungswidrig genannt werden oder der gegenwärtige Prozeß als falsch geführt erklärt werden, aber was immer geschehen mag, die Affäre von Dayton hat uns mehrere wertvolle Lehren gegeben. Sie hat bündig gezeigt, daß die von den Liberalen oft aufgezeigte Gefahr von Gesetzen, die die Vereinigten Staaten zu einer größeren Unfreiheit als die des dunkelsten puritanischen Dorfs des kolonialen Neu-England herabzwingen werden, keine phantastische, sondern wirkliche und gegenwärtige Gefahr ist; und es ist auch gezeigt, daß der einzig mögliche Weg, auf dem jene Gefahr bekämpft werden kann, voll Bitterkeit und Kraft ist, ähnlich dem derjenigen, die ihn provozieren. Der Mob ist oben auf; er hat Blut geschmeckt und Rauch gerochen. Schöne Worte sind nutzlos; denn mit jeder Konzession wächst er an Kraft und Entschluß; und er will nicht ruhig hinter der Verfassung bleiben; denn die Verfassung ist keine unüberwindliche Mauer."

MacDonalds Weg zum Frieden

Die New Yorker *Nation* feierte vor kurzem ihren sechzigsten Geburtstag. Unter Leitung von Oswald Garrison Villard ist sie Amerikas unabhängigste politische und kritische Wochenschrift. In der Festnummer finden wir Beiträge von Sinclair Lewis, Bernard Shaw, H. L. Mencken, Edouard Herriot, Ramsay MacDonald und andere mehr. Aus MacDonalds Beitrag seien diese Sätze wiederholt:

„Das Beste, was für den europäischen Frieden geschah, war die Weigerung Amerikas, dem in Versailles verabredeten Garantie-Pakt beizutreten; das Schlimmste, was jetzt geschieht, ist die Wiederbelebung dieses Pakts. Gute Soldaten studieren Taktik und Strategie früher gekämpfter Schlachten; nur Staatsmänner scheinen nichts zu

Digitized by Google

studieren, außer wie mit den augenblicklichen Problemen fertig werden — irgendwie und ohne Rücksicht auf die Folgen. Wie wenig ist in Wirklichkeit vom Verlauf der Ereignisse seit 1900 gelernt worden!

Dafür gibt es verschiedene Gründe. Einer ist die Sage, daß Deutschland allein für den Krieg verantwortlich sei. Das bringt eine Politik in Hinsicht Deutschlands mit sich, die sich anmaßt, daß Deutschland für alle Zeit in einer Art von Abhängigkeit gehalten werden kann und von bewaffneten Aufsehern bewacht. Diese Auffassung von abgeschmackter Unmöglichkeit steckt hinter vielem in der Politik, die zurzeit Europa beherrscht. Wenn wir alle verzagen, dann ist die wörtliche Erfüllung des Gebets: ‚Gib Frieden in unserer Zeit, Herr', daß die Politik diese Generation wirklich in den Gräbern sehen muß. Aber ein anderer und stärker verwurzelter Grund ist unsere Psychologie. Man will Europa noch lehren, den Waffen zu trauen und einer Diplomatie, die von einem solchen Vertrauen abstammt. Es hat die besten Absichten, und die, welche es unterstützen, lassen es an Aufrichtigkeit oder gutem Willen nicht fehlen. Die einfache Tatsache ist die, daß Europa furchtsam genug nur ist, zu den Waffen zu rennen und nicht furchtsam genug, um von ihnen fortzurennen. Die Allgemeinheit lebt seltsamerweise noch in dem geistigen Höhlenstaatszustand, wo die Furcht sie besessen hält, und nur Menschen, die in dunklen Ecken schauern und das Kommende fürchten und nur durch Aufwallungen bewegt werden, machen militärische Bündnisse und Verträge, um sich zu erhalten.

Vor vielem hiervon hat der Atlantik Amerika bewahrt, wie in der Tat uns der Kanal davor bewahrt hat. Aber da nationale Verantwortlichkeit und Interesse sich erweitern und, umgekehrt, da die Welt durch tausend neue Erfindungen, sich einschließt, zusammenschrumpft, und, noch mehr, da der Fortschritt des moralischen Gewissens langsam ist, muß die geographische Situation eine geringere Rolle in der nationalen Politik spielen. Dies Jahrhundert muß ein Jahrhundert der Weltpolitik sein, die längs und vor allem mit der nationalen Selbstbestimmung entwickelt werden muß. Der Staat, der beides miteinander vereinigen kann, wird die Führung im Rat der Welt übernehmen. Ein solcher Staat wird vorläufig durch mehrere allgemeine Regeln geleitet:

1. Er wird weder Schutz noch Hilfe irgendeiner militärischen Allianz geben, wie immer sie bemäntelt und genannt sein mag.

2. Er wird keine finanzielle oder diplomatische Unterstützung irgendeiner der heutigen militaristischen Entwicklungen leisten in der Form der Vorsorge für die nationale Sicherheit.

3. Er wird jede mögliche Unterstützung jedem Versuch geben, allgemeine Übereinkünfte zur Bewahrung des Friedens zu erreichen.

4. Er wird keinem Staat erlauben, über Anleihen zu verhandeln, als wenn er — auch wenn sie Schenkungen, auch wenn sie einer General-Liquidation helfen — einige Garantie hat, daß, besonders in militärischen Ausgaben, ökonomisch verfahren wird.

5. Er wird scharf gegen Waffenhandel vorgehen.

6. Er wird nicht nach der Annahme handeln, daß noch Krieg sei, sondern den Zustand Europas objektiver betrachten; besonders wird er den Irrtum vermeiden anzunehmen, daß übliche militärische Bündnisse Freundschaften anzeigen, bei denen aber man darauf rechnen kann, daß Problem über Problem aufmerken lassen werden. Wenn er tief in die europäische Situation hineinblickt, wird er sehen, daß das Ziel, das man anstreben muß, weil eher die Begründung einer Freund-

Digitized by Google

schaft ist, welche denken und dulden wird, als eine Allianz gegen irgendein drohendes Ereignis, das von selbst nicht eintrifft.

Die Nation, die eine solche Politik verfolgt und sie ausbaut in Beziehung zu aktuellen Problemen, und nicht bloß in Gefühl oder auf dem Papier, ist die Nation, die Ehre und Autorität in der zukünftigen Welt gewinnen wird."

Fielding-Renaissance

Henry Fielding beginnt, nicht nur eine literarhistorische, sondern eine sehr lebendige aktuelle Bedeutung zu gewinnen. Auch in Deutschland, wie die ausgezeichnete neue Ausgabe des „Tom Jones" in der Sammlung „Epikon" (Paul List Verlag) beweist. Über diese neue Schätzung des Dichters schreibt Wilbur L. Cross in *The Saturday Review of Literature*:

„Nichts Außerordentlicheres hat sich in der jüngsten Literaturgeschichte ereignet als die neue Ansicht über Fielding — den Mann und seine Bücher — die die gegenwärtige Generation besitzt. Nach der traditionellen Ansicht war Fielding ein armer Trunkenbold, der wegen eines Mittagessens oder einer Guinee vor seinen Freunden niedersank. Er schrieb eine Anzahl von ‚Theaterstücken', die ‚unglaublich unmoralisch' sind und ‚nicht bemerkenswert an Witz' und drei oder vier Erzählungen, von denen ‚Tom Jones' ein Meisterwerk ist, obgleich es fast ebenso unmoralisch ist wie die Stücke. Ich wiederhole hiermit Thackeray. In Frankreich war es die mächtige Stimme Taines, des glänzenden Historikers der englischen Literatur, die den Satz aufstellte, daß Fielding und seine Charaktere nichts mehr als Tiere seien, getrieben von körperlichen Leidenschaften allein — alle ebenso dickhäutig wie Büffel. Warnungen vor einem andern Fielding kamen durch die kritischen Studien Dolzows und Lovells gesunden Menschenverstand, der in seinen Büchern den wirklichen Mann entdeckte. Und dann war Lounsbury da, der immer wieder bemerkte, daß die Veröffentlichung einer vollständigen Liste von Fieldings Büchern von selbst beweisen würde, daß der Fielding der Tradition unmöglich sei. Fieldings geringere Schriften, pflegte er zu sagen, die von Leuten verurteilt werden, die sie nie gelesen haben, würden zeigen, was Fielding wirklich tat, als er angeblich über das Pflaster von Covent Garden von Kneipe zu Kneipe taumelte.

In den letzten zehn oder zwanzig Jahren ist eine sorgfältige Untersuchung von Fieldings Laufbahn als Dramatiker, Journalist, Romancier und Beamter gemacht worden, mit dem Ergebnis, daß die albernen Geschichten über ihn — ursprünglich sehr politische — nacheinander durch die Forschung fallen gelassen wurden. Man sieht ein, daß Fieldings Leben in keiner besonderen Hinsicht von dem anderer Gentlemen in jener Zeit abweicht. Wie alle Leute seiner Klasse trank er reichlich Wein; aber sein Abscheu vor Likören wie etwa Gin würde dem leidenschaftlichsten Anti-Alkoholiker der Gegenwart genügt haben . . .

Es gibt eine Klasse von Lesern, die unfähig sind, einen Autor von seinen Werken zu trennen. Sie möchten kein Stück von Oscar Wilde in ihrem Hause haben. Obgleich ‚Tom Jones' immer als eine große Erzählung betrachtet worden war, haben viele gezögert, ihm ihre volle Anerkennung zu geben aus dem Grunde, daß er die fragwürdige Moral des Mannes, der ihn schrieb, ausstrahlt. Als der wahre Charakter Fieldings besser bekannt wurde, sind nicht nur ‚Tom Jones', sondern auch alle seine anderen Werke in der Achtung gestiegen. Was einst verdammt wurde, wird jetzt gepriesen. Die Mädchen in der Schule

Digitized by Google

lesen jetzt ‚Tom Jones' in ihren englischen Literatur-Kursen."

Rumänische Literatur

Die *Kulturnachrichten aus Rumänien* (Bukarest) berichten über die rumänische Dichtung der Gegenwart:

„Die großen Nationalpreise, die das rumänische Ministerium der Künste alljährlich für die Krönung literarischer Laufbahnen zur Verfügung stellt, wurden vor kurzem Ion A. Bratescu-Voinesti für seine Prosa, M. Codreanu für seine Lyrik und G. Bogdan-Duica für Arbeiten auf dem Gebiete der Kritik zuerkannt. Die den Preis verteilende Kommission bestand aus den bisherigen beiden Preisträgern M. Sadoveanu und Octavian Goga, sowie aus Vertretern des rumänischen Schriftstellervereins, der Rumänischen Akademie und des Ministeriums der Künste. Die mit diesem höchsten rumänischen Literaturpreis ausgezeichneten Schriftsteller sind in Rumänien allgemein anerkannte Persönlichkeiten.

M. Codreanu ist ein kühler und bedachter Lyriker, dessen klassizistische Gedichte stets ein allgemeines Gefühl umfassen, Individuellstes umgehend. Es sind Gedichte, die aus einem besonders verfeinerten Empfinden für das Gleichgewicht der Sprache entstanden, so daß die Musikalität der Verse, die Farbe der Worte oft Selbstzweck wurde. Außer einem sehr bekannt gewordenen Gedichtband ‚Statui' — (‚Statuen') der ihn zu einem Herédia der rumänischen Dichtung machte, wurde seine Cyrano-Übertragung sehr berühmt, die ihn als Verskünstler würdig neben dem Virtuosen Rostand stehen läßt.

I. Alexandru Bratescu-Voinesti ist einer der weitaus bedeutendsten rumänischen Prosaschriftsteller. Einer älteren Generation gehört er an, und die einfache, sehr ruhige Auffassung seiner Stoffe, die stets das Kleine in ein heiteres und mildes Licht heben, macht ihn sicherlich zu einem Klassiker. Seine Novellen umfassen immer wieder das Leben der Besiegten und Gedemütigten, die unter dem rauhen Stoß des Lebens zusammenbrachen. Dabei ist Bratescu-Voinesti ein überlegener Psychologe, der in wenigen Zügen einen ganzen lebendigen Menschen hinzustellen vermag. Außer einem sehr geschätzten Band soziologischer und philosophischer Versuche, schenkte Bratescu-Voinesti dem rumänischen Schrifttum zwei starke Novellenbände, die er, sein innerstes Wesen umschreibend, ‚Intuneric si lumina — ‚Dunkel und Licht' — und ‚In lumea dreptatii' — ‚In der Welt der Gerechtigkeit' — genannt hat.

Der dritte Preisträger G. Bogdan-Duica ist ein unermüdlicher Forscher auf dem Gebiete des rumänischen Schrifttums, Verfasser vieler Bände, Universitätsprofessor und Mitglied der Rumänischen Akademie. Er ist eine sehr vielseitige Persönlichkeit, auf allen Gebieten des geistigen Lebens zu Hause, ein Mann strenger Methoden weit von jedem Impressionismus, kantig, oft rauh. Und eben deshalb sehr notwendig in unserer Zeit.

Auch der ‚Verein Rumänischer Schriftsteller' hat, wie alljährlich, seine Preise verteilt, die für die stärksten Begabungen des rumänischen Schrifttums stets ein Ansporn und eine schon volkstümlich gewordene Auszeichnung waren. Die drei bedeutendsten Preise (Roman, Prosa und Lyrik) wurden den Bänden ‚Conservator & Cie. von N. Davidescu, ‚Schite Vesele' — ‚Fröhliche Skizzen' — von G. Braescu und ‚Langa Pamant' — ‚Neben der Erde' — von Adrian Maniu zuerkannt."

Rudolf Kayser

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

DEUTSCHLAND UND DIE SLAWEN*

von

LOUIS EISENMANN

I

Zwischen Deutschen und Slawen bestand bis zum Weltkrieg das Verhältnis von Herrschenden zu Beherrschten. Die germanische Rückflut gegen Osten, die unter Karl dem Großen einsetzte, um zwischen dem zehnten und dem fünfzehnten Jahrhundert in beinahe stürmischem Vordringen die Deutschen bis dicht vor die Tore der künftigen Petersburg, bis nach Krakau und Kaschau zu bringen, gab der Geschichte der slawischen Länder und Völker eine Wendung, die deren Geschick bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bestimmte. Tatsächlich stand noch vor zehn, meinetwegen fünfzehn Jahren die ganze slawische Welt unter deutschem Einfluß. In der alten Machtsphäre des Heiligen Römischen Reiches — die sich dank Prinz Eugens Überlieferung sehr weit zog, bis nach Serbien und noch darüber hinaus — stützte sich dieser Einfluß auf den Bund der zwei Mächte, die nach der großen Auseinandersetzung von 1848 bis 1866 sich in die Erbschaft des mittelalterlichen Kaisertums geteilt hatten: das neue Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie. In den slawischen Ländern des byzantinischen Kulturkreises (das heißt, konkret-politisch gesprochen, in Rußland) verdankte er seine Stellung der Reform Peters des Großen, der Eingliederung des Baltikums in das russische Reich und der Teilung Polens. Geopolitische und historische Momente wirkten somit zusammen, um die slawische Rasse den übrigen großen europäischen

* Vorbemerkung: Diesen Aufsatz eines besonders guten Kenners der slawischen Welt veröffentlichen wir mit besonderem Vergnügen, gerade weil er für uns lebenswichtige geschichtliche Vorgänge unter Gesichtspunkten behandelt, die uns meist fern und fremd sind. Seine Ansichten über Probleme der praktischen Politik sind oft einseitig und befangen. Aber es bleibt des Aufklärenden genug übrig. S. S.

Digitized by Google

Rassen gegenüber in den Hintergrund zu drängen, sie als rückständig, als nicht ebenbürtig erscheinen zu lassen.

Diese Behauptung mag befremden. Wie reimt sich damit die Rolle, die Rußland in der europäischen und überhaupt in der Weltpolitik seit Mitte oder Ende des siebzehnten Jahrhunderts gespielt, insbesondere der ungeheure Einfluß, man möchte sagen: die Hegemonie, die es zeitweise — so unter Nikolaus dem Ersten — nach der achtundvierziger Revolution, oder während einiger Jahre der Regierung Alexanders des Dritten und sogar noch Nikolaus des Zweiten, ausgeübt hat. War aber dieses zarische Rußland der Verfechter slawischer Interessen? War es überhaupt eine slawische Macht? Nur die bedrängte, beengte, erniedrigte Lage des gesamten außerrussischen Slawentums hat es ihm ermöglicht, als Vorkämpfer der slawischen Sache, als Protektor aller Slawen aufzutreten. Während der sechs Jahrhunderte seines Bestandes, von den Anfängen des Moskauer Fürstentums bis zum Zusammenbruch von 1917, hat dieses alte Rußland in seiner ganzen politischen Verfassung und Richtung beinahe keinen slawischen Zug aufzuweisen gehabt; in seinem innersten Wesen war es byzantinisch: die ältesten Elemente von Wladimir an bis in die Zeit Iwan des Schrecklichen entwickelnd und steigernd; asiatisch: die tatarischen Einflüsse vom Beginn des vierzehnten bis zum Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts; deutsch: seit Peter dem Großen. Nur dem allmählichen Verschwinden aller selbständigen slawischen Nationalstaaten, der Unterordnung aller außerrussischen Slawen unter fremde Eroberer und Beherrscher östlichen oder westlichen Ursprungs, hatte es Rußland, das mächtige grenzenlose märchenhafte slawische Reich, zu verdanken, daß es in den Ruf und in die Stellung kam, die es in der Vorstellung der Südslawen seit etwa dem fünfzehnten Jahrhundert, der Tschechen eigentlich erst seit den Revolutionskriegen genoß, und die es solange besaß, bis eben mit der Katastrophe von 1917 im Rhythmus und in der Richtung der Geschichte der Slawen eine anscheinend plötzliche, in Wahrheit logisch und historisch ganz gesetzmäßige Wendung eintrat.

Durch diese Katastrophe schloß sich nämlich ein Kreis, dessen Linie den Lauf einer tausendjährigen politischen Entwicklung des Slawentums zeichnet. Innerhalb der übrigens hin und her wogenden Grenzen der slawischen Welt hat in diesen zehn Jahrhunderten eine stetige Verschiebung des politischen Schwergewichts stattgefunden, von einer Regelmäßigkeit, die bei anderen Hauptrassen Europas nicht

Digitized by Google

entfernt zu bemerken ist. Zuerst lag nämlich das Zentrum der slawischen Macht in den bulgarischen Kaiserreichen. Nach deren Zusammenbruch oder Niedergang wurden das Böhmen Karls des Vierten und das mit ihm in enger Freundschaft stehende Serbien Stefan Dusans die slawischen Vormächte und die Stätten aufblühender — übrigens durch die Einflüsse des Westens und Deutschlands im Norden, Italiens und auch Frankreichs im Süden befruchteter — slawischer Kultur. Dieser frühreifen Blüte machten einerseits das Vordringen der Türken, anderseits die Folgen des westlichen Schismas ein rasches Ende, so daß sich, nicht ohne heftige Erschütterungen und längeres Schwanken, der Schwerpunkt nach Norden verlegte. Nachdem durch die Union Polens mit Litauen der Grund zu einer Großmachtstellung gelegt und durch die Schlacht bei Tannenberg der Gefahr einer deutschen Eroberung oder Oberhoheit vorgebeugt worden war, entstand im sechzehnten Jahrhundert das große Polen, das den ganzen europäischen Isthmus zwischen Ostsee und Schwarzem Meer beherrschte. Mag auch die innere Zersetzung im selben Augenblick einsetzen und hinter der blendenden Fassade das Innere des Gebäudes schon morsch gewesen sein: bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts steht Polen als der mächtigste der beiden übriggebliebenen slawischen Staaten da. Vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts an wird es aber von Rußland verdrängt, das sich beinahe plötzlich auf diese Stelle schwingt und nach den Teilungen die einzige selbständige politische Organisation slawischer Rasse bleibt. Diese Stellung hat es ein volles Jahrhundert hindurch behauptet. In den letzten zehn Jahren drängte sich denkenden Menschen öfters die Frage auf, welches die Aussichten des Slawentums gewesen wären, hätte Rußland bei Kriegsende noch als das mächtige und imponierende Reich von 1914 dagestanden. Durch den Zusammenbruch Altrußlands sind wahrscheinlich dem gesamten Slawentum und ganz Europa große Gefahren und Erschütterungen erspart worden. Statt unter russischem Protektorat oder eifersüchtiger russischer Kontrolle um ihre nationale Selbständigkeit ringen zu müssen, besitzen jetzt alle außerrussischen slawischen Nationen politische Selbständigkeit; und so gewagt auch jedes Weissagen über Rußland ist, eins scheint doch festzustehen: zu einer russischen allslawischen Monarchie nach dem Traum der Panslawisten von damals kommt es nicht mehr. Davor bewahren Europa und die Slawen sowohl die nationale Kraft der west- und südslawischen Völker und Staaten wie die große Um-

Digitized by Google

wälzung, die Rußland naturnotwendig in die Bahnen der Autonomie oder des Föderalismus lenkt, indem sie den Lebensnerv der alten russischen Expansionspolitik, die straffe zaristische Zentralisation, auf immer zerschneidet.

Die slawische Welt besitzt also nunmehr das Gleichgewicht, die harmonische Verteilung der Kräfte, die ihr bisher immer gefehlt hatten. Nachdem sie dadurch und zugleich durch die Befreiung Rußlands vom zarischen Joch ihre innere Freiheit wiedererlangt hat, hat sie die stärksten Hindernisse überwunden, die ihrem Streben nach Ebenbürtigkeit mit den führenden Völkergruppen Europas im Wege standen. Die Folgen dieser hochwichtigen Umwälzung werden sich erst allmählich in ihrer vollen Tragweite enthüllen; schon jetzt aber muß man versuchen, sie auszudenken. Zu oft wurde und wird noch die Tatsache übersehen, daß die Slawen bald ein Drittel der Bevölkerung Europas ausmachen werden und die größere Hälfte seiner Fläche bewohnen. Zu wenig bedenkt man, daß das politische Gewicht des Slawentums, bis zum Kriegsbeginn einzig und allein durch Rußland ausgedrückt, sich im neuen Europa sehr stark vermehrt hat. Polen ist, was territoriale Ausdehnung und Bevölkerungszahl betrifft, fast an der Grenze, wo der Großstaat beginnt; dabei scheint es immer mehr geneigt, in wichtigen politischen Fragen mit der kleinen Entente auf einer Linie zu marschieren. In der kleinen Entente aufeinander gestützt, verdoppeln Tschechoslowakei und Jugoslawien ihre politische Kraft. Bulgarien scheint sich allmählich mit seiner neuen Lage abfinden zu wollen und seine Zukunft mehr auf slawische Annäherung als auf desperate Revanchepläne zu setzen. Rußland ist noch in den Wirren einer zweiten Smuta begriffen; es arbeitet sich langsam heraus aus einer Krise, die der der Zeit der Wirren am Ausgang des sechzehnten und zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts auffallend ähnlich sieht. Wahrscheinlich bleibt es auf Jahrzehnte, vielleicht auf ein halbes Jahrhundert, oder noch mehr, an der vollen Entfaltung seiner Kräfte verhindert. Es steht aber im Hintergrund, als die größte Reserve der europäischen oder wohl auch eurasischen Zukunft, schon allseitig, mehr oder weniger verschämt, als Großmacht betrachtet, behandelt, umschmeichelt, umlistet oder gefürchtet; aus der großen Krisis, in welcher sich sein Wesen sichtbar läutert, wird es sicher slawischer als je hervorgehen; die große Reserve der Zukunft ist und bleibt vor allem eine slawische Reserve.

Spielt also heute das Slawentum als Faktor der politischen Ent-

Digitized by Google

wicklung in Europa eine viel wichtigere Rolle, als vor etwa einem Jahrzehnt, und wird auch seine Bedeutung noch in dem Maße wachsen, als aus der gegenwärtigen Gärung ein neues, präziser gestaltetes und fester gefügtes Rußland entsteht, wäre es doch ganz verfehlt, die alte Formel von der „slawischen Gefahr" in diese neuen Verhältnisse hinüberretten zu wollen. Mit dem Panslawismus — denn das ist es eben, was man unter „slawischer Gefahr" meint — hat es eine eigentümliche Bewandtnis. Selten waren an einem klassischen Beispiel Ursprung und Wirkung historischer Schlagworte und Märchen so deutlich zu beobachten: möge sich nur bald der Historiker finden, den das lohnende Thema anlockt. Geht man dem Begriff — oder eher Formel — des Panslawismus auf den Grund, so zerfällt er gleich in drei grundverschiedene, ganz heterogene Elemente. Erstens: den Lebenserhaltungstrieb der staatenlos gewordenen, unter Fremdherrschaft national bedrängten außerrussischen slawischen Nationen, deren hilfesuchender Blick sich instinktmäßig auf die letzte Verkörperung slawischer staatlicher Selbständigkeit und Macht: den blut- und sprachverwandten Vetter-Riesen, richtete. Zweitens: ein Glaubensbekenntnis weiter Kreise der russischen Intelligenz, als Antwort auf die große Schicksalsfrage, die seit der heftigen Erschütterung durch Peter den Großen das russische Gewissen bis auf den heutigen Tag bedrückt: „Was ist Rußlands gottgegebene Sendung? wo findet Rußland seine Seele?" Aus diesem Zweifel glaubten ängstlich-mystische, nach Gewißheit durstende Schwärmer in der slawophilen Lehre die Erlösung zu finden. Drittens endlich: die verlogene Schlauheit des zaristischen Systems, das froh war, den rohen Materialismus seiner reinen Machtpolitik hinter den Schein eines edlen Idealismus verbergen zu können. Diese drei Elemente schmolzen aber niemals zusammen: von politischem Panslawismus, das heißt von einem Streben nach politischer Einigung aller Slawen, nach Schaffung eines allslawischen Staates, war zu keiner Zeit bei keinem außerrussischen Stamme auch nur die leiseste Spur zu finden; keinem von ihnen ist es je eingefallen, einem abstrakten Slawentum sein konkretes Tschechen- oder Kroatentum, geschweige denn Polentum zu opfern; nirgends findet sich die Ablehnung etwaiger russischer Herrschaftsansprüche klarer und fester ausgesprochen als in Palackys berühmten Sendschreiben an den Fünfziger-Ausschuß, nirgends das Verhältnis zwischen den lebenden slawischen Einzelnationalitäten und dem nur kulturelle Wechselseitigkeit bedeutenden Slawentum mit schärferen Zügen definiert als in Havliceks

Digitized by Google

berühmten Artikeln. Mit der fortschreitenden politischen Emanzipation der West- und Südslawen gewann bei ihnen das Gefühl der Selbständigkeit und eigener Kraft immer mehr an Boden: der Neoslawismus des ersten Jahrzehnts des zwanzigsten Jahrhunderts war gerade die Verneinung der panslawistischen Schwärmerei. Seit dem Zusammenbruch Rußlands vollends ist der alte Panslawismus nichts mehr als eine historische Reminiszenz.

Dafür ist die slawische Wechselseitigkeit oder, wie man sie in neuester Zeit treffender nennt, Solidarität, eine Tatsache — eine Größe, deren in politischen Kalkulationen nicht vergessen werden darf. In ihr drückt sich bei allen Slawen das Bewußtsein gemeinsamen Ursprungs, enger Verwandtschaft und des kulturell und politisch Aufeinandergewiesenseins aus. Bei allen Völkern slawischer Rasse vorhanden, sie alle mit dem Bande ideeller Kultureinheit umschlingend, gibt sie den Begriffen „Slawentum" und „slawische Welt" Gehalt und Bedeutung. Zwar hat sie sich noch nicht überall unter den Slawen gleichmäßig Geltung verschafft; öfters wirkt ihr das Erbe der bösen alten Zeit — Mißverständnisse, Eifersüchteleien, Konflikte aller Art — entgegen: man denke nur an das Verhältnis Jugoslawien-Bulgarien, oder Polen-Rußland. Es bessert sich aber die Lage, zwar allmählich, doch stetig. Beweis dafür die neueste Wendung der polnisch-tschechischen Beziehungen, oder auch, und vielleicht noch mehr, der Eifer und der Ernst, womit in beinahe allen slawischen Ländern über Wesen, Geschichte und Zukunft der slawischen Solidarität Erwägungen angestellt werden, die nicht nur bei ein paar Fachleuten, sondern sichtbar auch im breiteren Publikum lebhaftes Interesse wecken. Es ist auch kaum anzunehmen, daß da ein Stillstand oder gar ein Rückschlag eintreten dürfte, denn diese Entwickelung entspricht genau den durch Natur und Geschichte bestimmten Verhältnissen des Slawentums, den Eigentümlichkeiten seiner Lage in Europa und auf der Welt.

War der alte Panslawismus in seiner russisch-politischen Gestalt offensiv, so ist der Allslawismus der slawischen Solidarität rein defensiv. Der eine bedeutete Eroberung, Zerstörung des Gleichgewichts durch maßloses Anwachsen einer einzigen Macht; der andere heißt nur Verteidigung der wiedererlangten Freiheit und Ebenbürtigkeit, Schutz der nationalen Entwickelung jedes slawischen Volkes und des kulturellen Aufschwungs des Slawentums als eines Ganzen. Dem Ideal des ersteren haftete ein stark asiatischer Zug öder und erdrückender Einförmigkeit an: im Gegenteil ist das letztere Ideal ganz europäisch, denn es setzt

Digitized by Google

eben eine feine Gliederung, ein Spiel und Gegenspiel der Kräfte, ein harmonisches, man möchte sagen: federndes System von Beziehungen voraus. Darin besteht eben die Gewähr, daß der Allslawismus der slawischen Solidarität in Europa ein Element der Ordnung und des Friedens bilden wird, daß es eine Teilorganisation des Weltteils bringt, die sich sehr leicht, ja beinahe naturgemäß und spontan, in die große, ebenfalls in der Entwickelung begriffene politisch-geistige Organisation der Nationen und der Menschheit einfügt.

2

Im neuen Europa ist das Verhältnis Deutschlands zum Slawentum selbstverständlich kein einheitliches. Dazu ist das Slawentum nunmehr zu differenziert und die Stellung seiner einzelnen Elemente zum Deutschtum zu verschieden. Im großen und ganzen steht man da vor drei Einzelfragen, die merkwürdiger- wenn auch natürlicherweise genau der üblichen Einteilung der slawischen Rasse und der slawischen Welt in ihre drei Hauptgebiete entsprechen: Südslawentum, Westslawentum, Ostslawentum. Das heißt einerseits: Jugoslawen (Serben, Kroaten und Slowenen) und Bulgaren; anderseits: Polen und Tschechoslowaken; drittens: Rußland.

Mit den südslawischen Ländern hat Deutschland keinen unmittelbaren Kontakt. Sie haben weder eine gemeinsame Grenze, noch berühren sich direkt ihre nationalen Interessen. Ist auch Deutschland das Schicksal der halben Million Deutschen, die auf ehemals ungarischem und österreichischem Gebiete Staatsbürger des Königreichs SHS geworden sind, nicht gleichgültig, so spielen sie doch in seinen Gefühlen und in seiner Politik bei weitem nicht eine so große Rolle, wie zum Beispiel die tschechoslowakischen Deutschen. Das Südslawentum hat eben doch in seiner Hauptmasse immer zum östlichen Kulturkreis, zum byzantinischen Europa gehört. Nur seine nordwestliche Spitze, in den Alpen und an der Adria, schob sich in den westlichen, den römischen Kreis ein, während Kroatien und Bosnien Übergangsländer waren. Auch trat den Südslawen das Deutschtum nur in einer Abart, als österreichischer Staat, vor Augen, und das hat ziemlich viel zu bedeuten. Wäre der große Kampf, der seit etwa der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zwischen Österreich und Rußland um die Beherrschung des Balkans geführt wurde, zugunsten Habsburgs ausgegangen, so stünde die Frage heute ganz anders. Nach dem Belgrader Frieden von 1739 ward aber Österreich ausgeschaltet. Was

Digitized by Google

es später am Balkan unter den Südslawen unternahm, die Okkupation und Annexion Bosniens und der Herzegowina mit einbegriffen, war im Wesen nur mehr Defensive; waren Rückzugsgefechte. Vollends nach der dualistischen Umbildung des Jahres 1867, die den Magyaren das politische Übergewicht gab, war jeder Weg verlegt, der auf irgendeine Form, sei es auch in der Gestalt einer trialistischen Monarchie, wie sie Franz Ferdinand vorgeschwebt haben soll, dem österreichischen Staate deutschen Charakters dort unten eine neue Expansionssphäre hätte eröffnen können. Seit dem Berliner Kongreß war Österreich-Ungarn auf dem Balkan nur mehr Exponent des deutschen Reiches. Eigentlich politisches Interesse an den dortigen Ländern an sich hat aber Berlin niemals gehabt: es betrachtete sie nur als eines — nicht einmal der wichtigsten — seiner Operationsfelder in der weltpolitischen Strategie, speziell gegen Rußland; daher, zum Beispiel, die auffallende Begünstigung Bulgariens gegen den vermeintlichen Exponenten der russischen Politik, Serbien. Dazu kam noch die handelspolitische Bedeutung der Halbinsel, wegen deren zwischen den politisch verbündeten Kaisermächten eine ziemlich heftige wirtschaftliche Rivalität entstand.

An diesem Verhältnis hat der Krieg mehr das äußere Bild als das Wesen geändert. Es kann zeitweise getrübt werden durch deutschnationale Propaganda in der Woiwodina, oder durch zu eifrige Betonung bulgarischer Sympathien in Deutschland. Auf serbischer Seite bleibt auch die führende Rolle unvergessen, die Deutschland im Versuch der Vernichtung des Landes 1915—1918 gespielt. Es bestehen aber zwischen Deutschland und dem Südslawentum keine unüberbrückbaren oder schwer überbrückbaren Gegensätze, nachdem das Verschwinden Österreich-Ungarns und die Neugestaltung der politischen Karte Zentraleuropas dem deutschen Drang nach der Adria und — über Wien — nach der Ägeïs den Weg gesperrt hat. Allerdings würde sich diese Lage durch den etwaigen Anschluß Österreichs an Deutschland gründlich ändern: der Kontakt an einer gemeinsamen Grenze, der Druck der dann geeinigten deutschen Masse — das könnte nicht ohne Wirkung auf das Verhältnis zu den Jugoslawen bleiben.

Das nächste und zugleich gespannteste Verhältnis zum Deutschtum haben die Westslawen. Es ist dies eine Folge einerseits der unmittelbaren räumlichen Nachbarschaft an langgezogenen Grenzen, anderseits des schon Jahrhunderte, ja ein Jahrtausend währenden Kampfes um die dortigen Grenzgebiete. Zum großen Teile war das Westslawen-

Digitized by Google

land das Expansionsfeld einer gewaltigen deutschen Kolonisation, in deren Verlaufe bekanntlich ganze, einst zahlreiche und mächtige slawische Stämme bis auf den letzten Mann verschwanden, während anderswo das Entstehen wichtiger, insbesondere städtischer deutscher Siedlungen dem nationalen Gegensatz auch einen starken sozialen Anstrich gab. Diese Kolonisation hat die Kultur der Slawen unbestreitbar mächtig gefördert, aber eben dadurch eine Stärkung des nationalen Bewußtseins bewirkt, die den Gegensatz notwendig verschärfte. Seit dem Wiener Frieden verwandelte ihn die preußische Polenpolitik, seit 1848 die chronische österreichische Verfassungskrisis in heftigen, bitteren Kampf und Haß.

Warum Deutschland an den tschechoslawischen Deutschen unendlich mehr Interesse nimmt als an den jugoslawischen, lehrt schon der flüchtigste Blick auf die Karte. Aber das Gefühl nationaler Solidarität nimmt doch nur bei den wenigsten Deutschen, nur bei extremen Parteien, die Form territorialer Ansprüche an. Einer solchen Wendung stehen im Wege die gebieterische Einheit des böhmischen Kessels, die Kraft der Bismarckschen kleindeutschen Überlieferung, und in jüngster Zeit auch die Lehre, die aus der Geschichte der tschechischen politischen Renaissance und insbesondere der tschechoslowakischen Politik während des Kriegs deutlich spricht. Wenn vielleicht manch ein Deutscher, auch unter den ernsten Politikern, beim Kriegsende auf den baldigen Zusammenbruch dieses — mit den Chauvinisten zu sprechen — „künstlichen" Staatswesens rechnete, so ist diese Selbsttäuschung sehr rasch einer realeren Auffassung gewichen. Die Klarheit, die Entschlossenheit, der Mut, womit sich die neugeborene Republik gleich nach ihrem Entstehen an die Ordnung ihrer Wirtschaft und ihrer Finanzen machte, das Ansehen, das sich der junge Staat dank der um- und einsichtigen Leitung zweier der bedeutendsten Staatsmänner unserer Zeit zu erwerben verstand, haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Heute gibt es in den Beziehungen der Tschechoslowakei zu Deutschland keine sozusagen „inneren" Konfliktsstoffe. Schweben über ihnen trotzdem noch einige Wolken, so kommt das von zwei „äußeren" Momenten her. Einmal der Widerstand Deutschlands gegen die vorbehaltlose Anerkennung der Friedensverträge, an welchen die Tschechoslowakei als an der Grundlage und einzigen sicheren Garantie ihrer nationalen Existenz unbedingt festhält. Dann die Forderung nach dem Anschluß Österreichs, dessen Folgen in erster Linie die Tschechoslowakei treffen würden.

Digitized by Google

Für sie wäre er nämlich eine dreifache Gefahr. Die geringste, wenn auch an und für sich gar nicht gering, wäre ein Wiederaufflackern der deutschböhmischen Bestrebungen nach Vereinigung mit Österreich und Deutschland, wie sie sich 1918—1919 im Programm und Wirken der sogenannten „Landesregierung" kundgaben. Bedrohlicher wäre schon die gänzliche Einkreisung, die der Anschluß automatisch bewirken würde. Heute erscheint auf der Karte die Tschechoslowakei wie eine Nuß zwischen den Blättern eines riesigen Nußknackers, der Deutschland heißt. Vom Blöckenstein im Böhmerwald bis Oderberg am Mährischen Tor, von Südwesten nach Nordosten, ist sie zwischen Ländern des deutschen Reichs wie eingeklemmt. Durch den Anschluß bekäme sie auch im Süden Deutschland zum Nachbarn, vom Böckenstein bis Lundenburg an der Thaya; die Entfernung der zwei Zangenblätter würde von etwa 350 (Luftlinie Böckenstein-Oderberg) auf 170 (Lundenburg-Oderberg) fallen, und der freie Raum zwischen ihnen nicht mehr nach Süden und Südosten zugleich, sondern nur mehr nach Südosten sich öffnen. Wie gefährlich eine solche Einschnürung des Leibes der Republik wäre, welche stete Bedrohung über der Verbindung der „historischen" Länder mit der Slowakei schweben würde, welche Einbuße an Sicherheit und Bewegungsfreiheit die Folge davon wäre, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Nur eines ist noch hervorzuheben: die weittragende Änderung nämlich, welche die Herstellung eines direkten Kontaktes mit Deutschland in die Lage Ungarns bringen würde, und das sichere Wiederauflodern des nunmehr allmählich stiller werdenden ungarischen Anspruchs auf die Slowakei. Dadurch entstünde die dritte Gefahr, nämlich die Störung des zentraleuropäischen Gleichgewichts durch das Eintreten der Großmacht Deutschland in den Interessenkreis der mittleren und unteren Donau, die entsprechende Schwächung der politischen Kraft der Tschechoslowakei, die Verringerung ihres Gewichts im System der Kleinen Entente und ihrer Geltung in Europa. In einer späteren Zeit werden sich vielleicht die Grundlagen der internationalen Beziehungen so gründlich geändert haben, daß derartige Erwägungen müßig erscheinen. Vorerst aber drängen sie sich jedem nüchternen Beobachter auf und müssen sehr ernst in Rechnung gestellt werden.

In der Schärfe des Verhältnisses zwischen Deutschland und Polen drücken sich vielleicht zuerst die Gegensätze der Nationalcharaktere aus: slawisch-romanische Leichtigkeit, meinetwegen auch Oberflächlich-

Digitized by Google

keit, gegen deutschen Ernst und gegen die etwas schwerfällige deutsche Gründlichkeit; jesuitisch-katholische Geistesart gegen protestantische Denkweise; aristokratischer Leichtsinn gegen bürgerliche Tüchtigkeit. Bestimmend waren jedoch die geographischen Bedingungen, vor allem daß auf dem flachen Boden jeder Halt für feste Grenzen fehlte. Wie ganz anders standen doch die Tschechen hinter ihrem Gebirgswall, der dem Vormarsch des Gegners zwar kein unüberwindliches Hindernis entgegensetzte, seine Stoßkraft aber so sehr abschwächte, daß er nicht weit ins Innere vordringen konnte! Solange die Grenze Preußens westlich von Bobra und Oder lief, erschien in Berlin die räumliche Trennung Ostpreußens von den brandenburgischen Ländern zwar als unbequem, aber nicht als unerträglich. Erst die Eroberung Schlesiens brachte den westlichen Teil Großpolens in die preußische Zange, schuf zum erstenmal einen „polnischen Korridor", gab der Teilungspolitik ihre Marschroute. Hätte dann Preußen durch eine versöhnlichere Polenpolitik, wie sie zu gewissen Zeiten vorgeschlagen und 1848 ein paar Wochen lang versucht wurde, die polnische Frage überhaupt in andere Wege leiten können? Im letzten Halbjahrhundert seines Bestandes war Österreich seinen Polen gegenüber so entgegenkommend wie nur möglich; die Galizianer galten als erzloyale Österreicher, waren es in einem gewissen Sinne tatsächlich auch. Im Augenblick aber, da die Wiederherstellung Polens in das Feld der Möglichkeiten rückte, war ihr Österreichertum dahin. Man darf doch niemals die Tatsache übersehen, daß die Teilungen Polens genau in die Zeit fielen, wo die Auffassung des Staates als politischer Organisation der Nation, die Nationalitätsidee, sich als die treibende Kraft der neuesten Geschichte zuerst meldete.

Zum Respekt, den die Deutschen vor der Tüchtigkeit der Tschechen hegen, steht ihre Geringschätzung der Polen in auffallendem Gegensatz. Steckt aber hinter den wegwerfenden Urteilen und schlimmen Voraussagen nicht manchmal eine gute Dosis von Angst? Tatsächlich hat die polnische Nation in ihren wechselvollen Schicksalen eine erstaunliche Lebenskraft bezeugt und widerlegen auch die Leistungen, die sie in den beinahe sieben Jahren des Bestandes ihres wiederhergestellten Nationalstaates unter den schwierigsten Umständen vollbracht, anscheinend sehr beweiskräftig die gangbare Meinung von der politischen Unfähigkeit der Polen. Daß mancher Fehlgriff geschah und noch vieles zu tun übrig bleibt, soll gar nicht bestritten werden. Aber selbst sehr strenge Richter, wenn sie nur objektiv sind, müssen

Digitized by Google

zugeben, daß von den maßlosen Ansprüchen, die in der Kriegs- oder ersten Nachkriegszeit zugunsten des historischen Polens erhoben wurden, bis zur gegenwärtigen nüchternen und realistischen polnischen Staatspolitik ein weiter Weg zurückgelegt worden ist.

An zwei Stellen entlädt sich gegenwärtig die historische Spannung zwischen Deutschen und Polen: Oberschlesien und Danzig mit Korridor. Die zweite Frage steht augenblicklich mehr im Vordergrund der internationalen Beziehungen; wäre sie aber zugunsten der deutschen Ansprüche entschieden, so würde ganz gewiß die erste, die vorläufig scheinbar ruht, gleich an ihre Stelle rücken. Beide Lager führen die gleichen Argumente ins Treffen, nur in entgegengesetzter Schlachtordnung. In Oberschlesien beruft sich Deutschland mehr auf die wirtschaftlichen Verhältnisse, in der Korridorfrage hingegen auf sein nationales Recht, das heißt vor allem: das Recht auf territoriale Kontinuität seines Staatsgebietes. Polen dagegen verlangt in beiden Fällen Respektierung des Nationalitätsprinzips, dazu im unteren Weichseltal Anerkennung seines Rechtes auf freien Zutritt zum Meer, der einzig und allein ihm politische und wirtschaftliche Selbständigkeit verbürgt.

Die Genfer Lösung der oberschlesischen Frage war ein im großen und ganzen annehmbares Kompromiß, mit einem gewissen Plus auf Konto Deutschlands. Das berechtigt zur Hoffnung, daß mit der Zeit Ruhe sich einstellt, wenn anderwärts die Leidenschaften wieder auflodern. Da ist aber die viel schwierigere Weichselfrage. Gibt sich Deutschland mit dem international gewährleisteten Durchgangsrecht nicht zufrieden, dann fragt Polen, mit welchem Grunde man von ihm verlangt, daß es in einen Umtausch der Rollen willige und für seine Verbindung zum Meer gerade die Lösung annehme, die Deutschland für seine Landwege als ungenügend und schlecht verwirft? Wird auf das nationale Recht der Danziger deutschen Bevölkerung hingewiesen, so betont es das gleiche Recht der polnischen Bevölkerung im Korridor. Weist man schließlich auf das unerträglich Demütigende der Bresche durch das deutsche Staatsgebiet hin, so hält es dem entgegen, daß Deutschland doch der freie Seeweg zwischen Ostpreußen und dem übrigen Reich offen bleibt, die Herstellung der territorialen Kontinuität Deutschlands dagegen einem Staat von rund 400 000 Quadratkilometern und 30 Millionen Einwohnern durch die Verdrängung vom Meer jeden Weg ins Freie unterbinden, ihn vom belebenden Blutkreislauf des großen Weltverkehrs ganz abschneiden würde.

Digitized by Google

Freilich befindet sich die Tschechoslowakei, der nächste Nachbar Polens, in dieser Lage und muß, um ihr Bedürfnis nach freier Atmung zu befriedigen, mit dem künstlichen Aushilfsmittel internationalisierter Flußläufe und Bahnstrecken vorlieb nehmen. Zwischen den beiderseitigen Verhältnissen bestehen aber so wesentliche Unterschiede, daß jede Vergleichung der zwei Fälle hinkt. Auch wenn man von der Ungleichheit des Gebietes, der Bevölkerungszahl und der Entfernung vom Meere absieht, die doch sehr ins Gewicht fallen, bleibt als entscheidende Tatsache, daß Polens Verkehr zum Meer und nach Westen auf Passieren deutschen Gebiets angewiesen wäre, während der Tschechoslowakei, als Alternative zu Elbe und Oder, nicht nur die Donau zur Verfügung steht, sondern auch zwei Eisenbahnen nach der Adria, auf welchen beiden ihr ein Servitut gehört, und die vollends über verschiedene Staatsgebiete laufen. Das gibt ihr, trotz ihrer Binnenlage, wirksame Garantien, deren Polen ganz entbehren würde, falls in Ermangelung eigener Küsten und Häfen sein Verkehr sich fast ausschließlich über einen deutschen Strom nach einem deutschen Hafen und ganz ausschließlich über eines der deutschen Meere abwickeln müßte. — Wird aber das nackte Machtargument ins Feld geführt, daß schließlich 60 Millionen Deutsche oder auch 70 — wenn man den Anschluß vorwegnimmt — ein besseres Recht haben, als 30 Millionen Polen, so prallt es an der Tatsache ab, daß in dieser Frage Polen — vom Westen abgesehen — auf den Beistand der Tschechoslowakei und Jugoslawiens unbedingt rechnen könnte, wodurch sich die Kräfte ziemlich ausglichen. . . Allerdings ist gleich die Replik zur Stelle: Rußland?

Bis zum Kriege war Polen der Kitt, der Preußen-Deutschland und Rußland inmitten der verschiedensten internationalen Konstellationen immer zusammenhielt. In dieser Kombination scheint allerdings Deutschland das bessere Geschäft gemacht zu haben, wenn auch kein gutes. Daß aber das Verhältnis der zwei Staaten zueinander vor allem auf dieser sozusagen negativen Basis ruhte, kennzeichnet wohl seine Natur zur Genüge. Von den Deutschen hat Rußland in den letzten drei Jahrhunderten gewiß viel Wertvolles empfangen. Ihnen verdankte es zu einem großen Teile seine Fortschritte in der materiellen Kultur, die Organisation seiner öffentlichen Verwaltung, die Hebung seiner Bildung, vor allem durch die Universitäten. Aber, genau besehen, überwog in dieser Bilanz nicht das Passivum? Wie stark und unselig haben, trotz aller späteren Russifizierung, die baltischen

Digitized by Google

Barone, diese Erzbilder deutschen Feudalismus, die gesamte russische Politik beeinflußt! Was war der Geist der russischen Büreaukratie anderes, als durch die Einwirkung byzantisch-asiatischer Umwelt und Überlieferung zugleich potenzierter und verdorbener deutscher Obrigkeitsgeist? Und schließlich, hätte sich ohne die Stütze, die es am preußischen Hofe und Junkertum fand, das zaristische System bis 1917 erhalten? — Allerdings hat Deutschland geistig das System unterwühlt, das es zu gleicher Zeit politisch unterstützte: ganz im Banne der deutschen, vor allem der Hegel'schen Philosophie befangen, hat die russische Intelligenz damit von Deutschland die scharfe revolutionäre Waffe bekommen, die dem überraschendsten, furchtbarsten, gründlichsten Umsturz der Neuzeit die Bahn brach.

Rußland ist heute in Deutschlands Augen zugleich das Expansionsfeld, das ihm die durch das Verschwinden der Habsburgermonarchie in den slawischen Ländern des Donaubeckens verlorenen Möglichkeiten ersetzen soll, und der natürliche Verbündete gegen die ihnen beiden verhaßte bestehende europäische Ordnung. Daher gilt nun die deutsch-russische Zusammenarbeit als ein Grunddogma der europäischen Politik, sie ruht auf der gemeinsamen Gegnerschaft gegen Polen, das Rußland und Deutschland den unmittelbaren Kontakt sperrt und noch dazu durch seine bloße Existenz Deutschland stets seine Niederlage vor Augen hält. Somit hat es den Anschein, als hätte sich trotz dem Verschwinden von Hohenzollern und Romanow am alten deutsch-russischen Verhältnis fast nichts, oder nur Unwesentliches, geändert. Das ist aber nur der Schein.

Vor allem: der Zarismus konnte nicht anders, aber das neue Rußland kann auch anders. Für den Zarismus war Polen Objekt russisch-nationaler Politik, der Sowjetregierung ist es nur Werkzeug in ihrem internationalen Handeln. Ihr liegt nicht, wie ihrem Vorgänger, am Besitz polnischen Gebietes und polnischer Seelen; nur auf das Breschelegen in den Wall, der die Bourgeoisstaaten von den Proletarierrepubliken trennt, kommt es ihr an. Ist aber nicht Deutschland selbst ein Bourgeois-Staat, der wenig geneigt scheint, ins andere Lager hinüberzugehen? Wenn also früher die scharfe Divergenz der Interessen der zwei Reiche durch die Ähnlichkeit ihres politischen Prinzips und innersten Wesens überbrückt wurde, helfen ihnen heute nur taktische Erwägungen, die Rücksicht auf eine Augenblickssituation, über den klaffenden Gegensatz der politischen Prinzipien hinüber. Gerade die Größe und Wichtigkeit dieses Unterschiedes erweckt den Eindruck,

Digitized by Google

daß dem gegenwärtigen Verhältnis etwas Oberflächliches, Ungewisses, Labiles anhaftet.

Dann: ganz so wie nach außen, bedurfte der Zarismus auch nach innen deutscher Stützung. Nach außen fand er sie in der Anlehnung an das preußische Militärkönigtum, nach innen in seinem zahlreichen Stabe von Generälen, Staatsmännern und Beamten deutscher Herkunft, Bildung oder Gesinnung. Nun hat auch in dieser Richtung die Revolution die Verhältnisse gründlich geändert. Mögen auch die gegenwärtigen Machthaber Rußlands deutschen Rat holen, deutsche Kräfte verwenden, sie tun es nur aus praktischen oder aus taktischen Erwägungen heraus; nur nüchterne Berechnung bestimmt ihre Haltung, keineswegs die innerliche Anziehung nach Wesensverwandtem, sozusagen die dunkle Herzensneigung, die beim Zarismus mit im Spiele war. Dabei hat die große Veränderung in der Gesamtlage des Deutschtums, die infolge des Kriegsausganges stattgefunden hat, auf seine Stellung in Rußland bestimmend zurückgewirkt. Unter den Zaren war im deutsch-russischen Verhältnis Deutschland tatsächlich der Stärkere, heute aber ist es umgekehrt, weil es — solange es seine gegenwärtige Politik befolgt — im Grunde genommen mehr Rußlands bedarf, als Rußland seiner. Für die deutsche Expansion in Rußland bedeutet das eine Verringerung ihrer Aussichten, die noch in dem Maße fühlbarer werden wird, als Rußland nach den gegenwärtigen Wirren seiner nationalen Konsolidierung entgegengeht.

Und endlich: wer das stete Zusammengehen Rußlands und Deutschlands für eine notwendige Folge der neuen europäischen Verhältnisse hält, muß eins von beiden annehmen: entweder, daß das jetzige russische Regime von Dauer sein, oder daß es einer zaristischen Restauration Platz machen wird, in deren Folge auch Deutschland wieder Monarchie werden würde. Nun, weder auf das eine noch auf das andere scheint die geschichtliche Entwicklung zu weisen. Wie früher schon angedeutet, durchlebt heute Rußland eine zweite Smuta, nur noch tragischer und folgenschwerer, als die erste war. Vor unseren Augen spielt sich die Schlußepisode eines jahrhundertelangen Prozesses ab, der, mit dem Aussterben des Rurikgeschlechtes einsetzend, in Peters gewaltiger Reform und in der sich nunmehr schon zwanzig Jahre hinziehenden Revolution seinen Höhepunkt erreichte. Mit schwerer Mühe ringt Rußland diese ganze Zeit hindurch, um sein richtiges Verhältnis zu Europa zu finden, strebt es krampfhaft dem harmonischen Ausgleich der europäischen Kultur,

Digitized by Google

deren es bedarf, mit seinem Nationalcharakter, seinen geschichtlichen Überlieferungen, seinem slawischen Wesen zu. Unter welcher Form dieser Ausgleich sich vollziehen wird, hat nichts auf sich. Wichtig ist nur, daß er sich gewiß vollzieht, und daß der Abschluß der Entwicklung sicher steht: das künftige Rußland wird ein demokratischer Staatenbund sein. Dann nehmen aber gleich die russisch-polnischen Beziehungen eine ganz neue Wendung. Denn nur ein zentralistisches Rußland, gleichviel ob zarisch oder bolschewistisch, kann imperialistisch sein. Nun ist eben nur der russische Imperialismus, nicht das russische Volk, in Polens Augen der Feind. Wäre er ein für allemal abgetan, dann würden sich ganz gewiß die zwei größten slawischen Völker über die Streitfragen, die sie zurzeit noch trennen, leicht einigen; denn an wichtigen gemeinsamen Interessen fehlt es ihnen nicht. Damit fiele auch der Angelstein der deutschen Politik im Osten.

3

Zwei Vorstellungen haben bisher das Verhältnis Deutschlands zu den Slawen bestimmt. Einmal betrachtete Deutschland die Slawen als Völker niederer Kultur, so gut wie unfähig, sich auf echt europäisches Niveau zu heben. Zweitens hielt es sie für Hilfsvölker seines Erbfeinds Frankreich. Die Überzeugung ihrer angeborenen Superiorität gegenüber den Slawen haben die Deutschen vom ersten Anfang an gehabt; dagegen hat sich die Lehre von der französisch-slawischen Gefahr erst seit der Gründung des neuen preußisch-deutschen Reichs gebildet und im deutschen Bewußtsein eingewurzelt.

Wie schön schildert Treitschke im ersten Buch seiner deutschen Geschichte das harte Los der Marken jenseits der Elbe, die „dreimal ... das rauhe Tagewerk der Kulturarbeit von vorn beginnen“ und sich, nach dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs, „die ersten Anfänge der Gesittung von Neuem erobern“ mußten. Unwillkürlich drängt sich die Reminiszenz an diese pathetischen Worte auf, sooft jene Behauptung einer kulturellen Minderwertigkeit der Slawen auftritt. Verheerende Invasionen, Habsburgerregiment und Zarismus, immerwährende Kriege und Aufstände, Bedrückung jeder Freiheit, Gefährdung jeder Ordnung, Aussaugung des Volkes durch Staat und Grundherren, — erklärt das alles nicht zur Genüge den Zustand, in der sich der Großteil des slawischen Gebiets um 1800 herum noch befand, ein Zustand, ähnlich etwa demjenigen Deutschlands gegen das

Digitized by Google

Jahr 1650? Im Unterschiede des allgemeinen Kulturniveaus der slawischen Welt mit demjenigen der Westländer oder Deutschlands drückt sich eben ein geschichtlicher Rückstand von etwa zwei Jahrhunderten aus: diesen Rückstand aber hat Türken- und Tatarenherrschaft bewirkt, keineswegs entspringt er einer natürlichen Inferiorität der slawischen Rasse. Beweis dafür, wie schnell er eingeholt wird, wo nur europäische Verhältnisse geschaffen werden.

Der Glaube an eine französisch-slawische Verschwörung zur Vernichtung des deutschen Volks gehört in denselben Gedankenkreis, dem die Vorstellung von der Einkreisungspolitik entsprang. Durch die preußischen Siege von 1866 und 1870 war Deutschland zur Hegemonie auf dem Kontinent gelangt, nach dem Bündnis von 1879 schien seine Macht noch fester begründet. Sie bedeutete eine Gefahr für die politische Selbständigkeit Frankreichs und Rußlands, wie für die Zukunft, ja, für die nackte nationale Existenz der wiedererwachenden slawischen Nationen. Auf geistigem Gebiete suchten sie alle instinktmäßig, sich durch Anlehnung an Frankreich gegen ein übermäßiges Vorwiegen der durch Geographie und Politik ohnehin stark begünstigten deutschen Einflüsse zu sichern. Ihr Anspruch auf politische und nationale Freiheit fand an den französischen Theorien einen starken Halt, während die konservative deutsche Staatslehre für ihre Bedrücker eintrat. So kam es zwischen Rußland und Frankreich zum politischen Bündnis, mit den übrigen slawischen Kleinstaaten oder staatenlosen Nationen zu einem vielleicht noch festeren, innigeren Verhältnis gegenseitiger Sympathie. In keinem von beiden aber ist irgendeine Spur von Aggressivität, von Eroberung, von imperialistischen Gedanken zu finden, nicht einmal auf seiten Rußlands: das hat doch die unter den verschiedensten Formen bis zum Krieg, ja, man möchte sagen: bis in den Krieg hinein fortgesetzte Politik der Rückversicherung zur Genüge bewiesen. Heute, nach dem Kriege, hat die russische Katastrophe der deutschen These ihr anscheinend stärkstes Argument geraubt. Das demokratische Rußland der Zukunft wird vor zu großen inneren Aufgaben stehen, seine ganze Natur und Struktur wird auch zu sehr jedem Imperialismus widerstreben, als daß die Wiederherstellung engerer Beziehungen zwischen ihm und Frankreich mit gutem Glauben als Bedrohung legitimer Rechte und Interessen Deutschlands gedeutet werden könnte.

Es hieße den Sinn der französisch-slawischen Freundschaft seltsam verkennen und tief unterschätzen, wollte man sie nur durch die

Digitized by Google

Gemeinsamkeit des Neides und Hasses gegen Deutschland erklären. Ihre tiefere politische Bedeutung verdankt sie eben dem kulturellen Interesse und der menschlichen Hinneigung, die ihr zugrunde liegen. Mehr oder weniger bewußt fühlt der Franzose, daß von diesen fernen, für ihn noch mit einem gewissen Nimbus des Mysteriösen umgebenen Ländern Köstliches beigetragen werden kann zu dieser gesamteuropäischen Kultur, die seinem klassisch-rationalistischen Geiste seit jeher als Ideal vorschwebte. Es war eine leicht erklärliche Folge des Zustands der slawischen Welt vor dem Krieg, daß unter Slawentum Frankreich damals vor allem Rußland verstand. Heute aber verteilt sich seine Wißbegierde und Sympathie auf alle slawischen Völker, wobei das Interesse an Rußland nicht gefallen, im Gegenteil eher gewachsen ist. Von den Fachleuten gar nicht zu sprechen, hat sich im größeren Publikum das Bestreben, die slawischen Dinge kennen, die slawischen Fragen verstehen zu lernen, in unerwartetem, wahrhaft überraschendem Maße verbreitet.

Auf dem langen Wege der slawischen Wiedergeburt ist der Weltkrieg doch nur eine Etappe gewesen. Er hat den Gang der Geschichte beschleunigt, ihre Richtung aber gar nicht geändert. Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts schritt das Slawentum im Zeichen des Nationalitätsprinzips langsam seiner Emanzipation entgegen. Der Krieg hat auf dem ganzen slawischen Boden dem Nationalitätsprinzip den Sieg gebracht: in dem Abschluß der jugoslawischen nationalen Einigung, in der Wiederherstellung der westslawischen Staaten, hat es Triumphe gefeiert, denen sich noch andere gesellen werden, wenn einmal das bulgarisch-jugoslawische Verhältnis seine endgültige Regelung gefunden und das neue Rußland sich kristallisiert haben wird. In Deutschland deutet man oft diese Emanzipation als bloßes Wechseln des Herrn und hält man die neu entstandenen slawischen Staaten für Vasallen der Westmächte, vor allem Frankreichs. Ein wie großer Irrtum das ist, erkennt man an einem Beispiel, allerdings dem wichtigsten. Was bedeutete eigentlich die Gründung der Kleinen Entente, wenn nicht den Anspruch auf politische Selbständigkeit nach allen Seiten hin, die Weigerung, die Weisungen oder Befehle der Großen einfach entgegenzunehmen und zu befolgen, den Entschluß, den bestehenden Großmächten eine neue, eigenartige, gleichberechtigte Großmacht entgegenzustellen? Durch die Flankierung durch Polen an politischer Kraft gestärkt, verkündet dieses neue Gebilde durch seine bloße Existenz und durch all seine Handlungen die Lehre, die jedermann in Europa nunmehr zu

Digitized by Google

beherzigen hat: nämlich, daß die Slawen aufgehört haben, bloße Objekte der internationalen Politik zu sein, daß niemand mehr die Illusion hegen darf, sie als solche betrachten und behandeln zu können.

Nur kurzsichtige Diplomaten und Politiker werden sich darüber ärgern oder entsetzen. Denn das Slawentum kann weder dem europäischen Frieden noch der europäischen Kultur einen größeren Dienst erweisen, als daß es seine Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Gleichberechtigung durchsetzt und verteidigt. (Wobei es freilich lernen muß, den heftigen Vergeltungsdrang, der nach Opfern in umgekehrter Richtung sucht, zu unterdrücken, sich vor nationalistischen Ausschweifungen zu bewahren und den nationalen Minderheiten unbedingte politische und kulturelle Gleichberechtigung einzuräumen. S. S.) Dann wird der europäischen Kultur unendlicher Gewinn zufließen. Ganz so wie der Geographie Europas, ist ihr das Massive, das Maßlose fremd; feine Gliederung, reiche Mannigfaltigkeit, harmonisches Ebenmaß sind ihre originellsten Merkmale. Aber auch darum ist der neue Zustand ein Fortschritt, weil die slawischen Länder dadurch aufhören, den rivalisierenden Mächten Expansionsgebiete zu bieten, ja geradezu Kolonialländer zu sein, so wird einer der gefährlichsten Konfliktsstoffe in Europa verschwinden. Daß in dieser Hinsicht andere nicht besser daran sind, als es selbst, mag es vielleicht Deutschland erleichtern, sich in diese neue Situation zu finden. Und auch das hat seine europäische Bedeutung: der wirklichen, gerechten Völkerversöhnung, der in allen Ländern immer zahlreichere Herzen entgegenschlagen, wäre schlecht gedient, wenn zu den Stacheln, die der Krieg notwendigermaßen hinterlassen mußte, unnötig noch andere hinzuträten.

Europa hat das größte Interesse, daß Deutschland sein Verhältnis zu der slawischen Welt auf die nunmehr einzig richtige Basis zu stellen verstehe. Größer als dieses Interesse ist nur das eigene Interesse Deutschlands.

Digitized by Google

NACHGELASSENE SKIZZEN ZU EINEM HISTORISCHEN ROMAN

von

LEW N. TOLSTOJ

Vorbemerkung

Die nachfolgenden Bruchstücke stellen Entwürfe zu einem großangelegten historischen Roman aus der Zeit Peters des Ersten dar, der nicht zur Ausführung gelangt war, und die dem überaus reichhaltigen Nachlaß Lew N. Tolstojs entnommen sind. Drei Jahre lang (1870–1873), das ist nach Vollendung von „Krieg und Frieden" und bis zum Beginn von „Anna Karenina", arbeitete Tolstoj mit äußerster Anspannung an dem gewaltigen Stoff, machte immer neue Versuche in die ihm vorschwebende Phantasiewelt einzudringen (solcher mehr oder weniger ausgeführter Skizzen, die von zahllosen Gestalten wimmeln, sind gegen siebzehn erhalten), hat jedoch schließlich das ganze Unternehmen aufgegeben. Er soll erklärt haben, daß ihm die Gestalt des Hauptheldens, des Zaren Peter, immer unsympathischer wurde; er glaubte auch, die konkreten Lebenszüge der geschilderten Epoche nicht in genügendem Maße zu kennen. In der Tat verraten uns gerade diese Skizzen mit seltener Deutlichkeit, worauf Tolstojs dichterische Phantasie am intensivsten gerichtet war: jeden Augenblick in seiner vollen sinnlichen Bildhaftigkeit greifbar zu machen, eine Art sprachliche Kinematographie des Geschehens, der Sinnesempfindungen, des physiognomischen Ausdrucks zu gestalten, – nicht selten mit verblüffendem Effekte.

Die folgenden, auch russisch noch niemals veröffentlichten Skizzen sind nach einer Originalkopie übertragen, die sich im Besitze des bekannten Historikers S. P. Melgunow befindet. W. A.

I

Der Sturz des Günstlings

Wie das Gewicht auf einer Wage am Boden fest liegt und sich nicht bewegt, während der Arbeiter das Korn auf der anderen Seite in die Schale rinnen läßt, und es dann von einer einzigen Handvoll in die Höhe steigt und mit Leichtigkeit durch Kinderhand in Schwingung gebracht werden kann, — also geschah es dem Fürsten Wassilij Wassiljewitsch Golizin. Sechs Jahre lang unter dem Zaren Fjodor

Digitized by Google

und ebensolange unter der Zarewna Sofja hatte er alle Macht in der Hand, hatte sich als der erste Mann im Zarenreiche gefühlt: um seine Gunst wurde gebeten, er belohnte und bestrafte, seine Reichtümer waren ungezählt, — und mit einem Male, ohne daß etwas geschehen wäre, fühlte er, daß seine Macht dahin sei, und er, der so fest im Sattel saß, daß ihn gar nichts erschüttern zu können schien, sah sich in der Luft hängen, einem Strohhalme gleich, der aus dem Dache herausgelöst, im Winde flattert und jeden Augenblick sich losreißen und weggeweht werden kann, wer weiß wohin und von niemand beachtet.

Und als das Schwerste im Unglück quälte den Fürsten am meisten der Gedanke: Wann geschah dies Mißgeschick, wann fing es an? Und worin besteht es, wo ich doch derselbe bin, dieselben Kräfte, dieselben Jahre, die gleichen Kinder, die gleiche Frau, die gleichen Gedanken habe, — oder ist dies Mißgeschick bloß Einbildung, und ich bin wahnsinnig und sehe etwas, das gar nicht vorhanden ist?

Wassilij Wassiljewitsch lebte in seinem Dorfe Medwedkowo unweit Moskau und wartete. Er harrte, obschon er wußte, daß das, worauf er wartet, gar nicht eintreffen kann. Er wartete, wie man neben einem Sterbenden, der einem nahesteht, wartet. Man wartet, daß das Unvermeidliche geschehe, und um Kraft zum Warten zu haben, macht man sich Hoffnungen. So wartete der Fürst Wassilij in Medwedkowo den Ausgang des Kampfes zwischen der Zarin und ihrem Bruder Pjotr ab. Er nannte es einen Kampf zwischen dem Zaren und der Zarewna, obgleich er wußte, daß nicht der Zar und die Zarewna den Kampf führten, sondern die Bojaren Tscherkasskij, Boris Golizin, Streschnew und andere für den Zaren, und die Strelzen Schaklowityj, Smejew, Nepljujew für die Zarewna. Weshalb nahm er nun an diesem Kampfe nicht teil? Warum trat er nicht in die Reihen, sondern hatte sich aufs Land zurückgezogen, um da müssig zu weilen? Er hatte früher mehr als einmal gekämpft, diesmal aber erblickte er auf der Gegenseite eine neue Kraft, er sah, wie eine unsichtbare Macht die Wage neigte und die Gewichte von seiner Seite auf die andere hinüberrollte. Nicht etwa, daß die Gegenpartei im Rechte war. In Sachen der Regierung gilt weder Recht noch Unrecht. Er hatte lange genug selbst regiert, um das zu wissen. Hat denn das Recht die Wahl eines Godunow, Dmitrij, eines Michail entschieden? Ging es denn nach Recht und Billigkeit zu bei der Wahl Pjotrs, der Narischkin und anderer? Und auf Grund welchen

Digitized by Google

Rechtes nahm Pjotr an der Regierung teil? Eins von beiden: entweder ist Iwan Zar oder er ist ein blöder Mönch und dann ist Pjotr allein Zar. Nicht das Recht bestimmt, sondern das Schicksal. Die Hand des Schicksals war sichtbar in allem, was vorging. Um die Hand des Schicksals zu erkennen — das wußte der Fürst Wassilij — dafür gab es ein untrügliches Zeichen: die Hand des Schicksals wird durch die Haufen derjenigen angezeigt, die nicht selbständig denken. Zu Tausenden, zu Millionen schütten sie sich auf eine Seite der Wage... und wer schickt sie? Das wissen sie nicht. Niemand weiß es. Und doch ist es jene Macht, welche Regierungen umgestaltet. Heute schütten sich diese gedankenlosen Werkzeuge des Schicksals auf die andere, feindliche Wagschale. Der Fürst Wassilij sah das und begriff, daß seine Herrschaft zu Ende sei. Da war zum Beispiel Prosorowskij nach dem Troizakloster gefahren, um dort die Sache der Zarewna wahrzunehmen, und kehrte nicht mehr zurück. Mit dem Patriarchen ging es ebenso. Selbst die Zarewna machte sich auf den Weg, und diejenigen, die um ihretwillen bereit waren, in den Tod zu gehen, mußten ihr nacheilen, um sie zurück zu bringen. Das Schicksal, nicht das Recht war auf der Seite jener. Der Fürst Wassilij wußte das. Iwan hatte größeres Recht, er war der Geschlechtsälteste, während Pjotr bloß der jüngste Bruder war. Und dann müßte Iwan Bojaren-Regenten haben, wie es mit Fjodor der Fall war, und wer sonst wäre dazu berufen, Regent zu sein, wenn nicht er, Fürst Wassilij? Beginnt aber das Schicksal, die Wage auf die eine Seite zu neigen, so läßt sich die Gegenpartei, um die Wage aufzuhalten, dazu fortreißen, rechtsverletzende Mittel zu verwenden, und stürzt sich dadurch nur noch tiefer ins Verderben. Beim Ausbruch des Kampfes stand das Recht auf beiden Seiten gleich, doch seither hat die schwächere Seite ihr Recht verkümmert, und je schwächer sie wurde, desto greller war ihr Unrecht erschienen. Würde sich die Wage auf unsere Seite neigen, dachte Fürst Wassilij, so würde es sofort erhellen, daß Pjotr mit seinen Spießgesellen und Stallknechten den älteren Bruder Iwan und die Wohltäterin Sofja zu verderben suchte und derjenigen, die das Reich aus den Wirren errettet, sowie ihm, Fürsten Wassilij, der dabei das meiste geleistet hat, nach dem Leben trachtete, — und das Henkerbeil wäre gut genug für die Verruchten. Nun aber hatte sich die Wage dorthin geneigt, und klar wie der Tag trat das Unrecht Sofjas hervor, die sich Herrscherin nannte, ihre Ausschweifungen, die Liebhaber, die für sie regierten,

Digitized by Google

und dies alles im Namen des schwachsinnigen und unzurechnungsfähigen älteren Bruders. Heute nun galt es schon nicht nur, die Wage richtigzustellen; etwas anderes und fürchterliches war ans Licht getreten: Sofja hat die Strelzen angestiftet und Schaklowityj ging damit um, den jungen Zaren zu ermorden.

Der Fürst Wassilij wußte das alles. Ein schlauer Greis der er war, hatte er die Wage nicht angerührt, um sie auszugleichen; niemand sah ihn sie anfassen. Er hatte sich seit jenem Augenblick völlig zurückgezogen, wo es vorgekommen war, das der Deutsche Gordon — jener Deutsche, der vor ihm, um Urlaub bittend, den Rücken krümmte und der sechs Jahre hindurch als Sklave ihm diente —, vor ihn mit der Frage getreten war, was zu tun sei; denn vom jungen Zaren wäre Befehl gekommen, mit dem Regiment in Troiza zu erscheinen, und der Fürst Wassilij hatte gesagt, er solle nicht hingehen, und jener aber hatte es am nächsten Tage trotzdem getan. Der Fürst Wassilij begriff, daß der Deutsche und die anderen mit ihm (der Deutsche will bloß seine Haut wahren) es nicht deshalb getan hatten, weil die andere Handlungsweise ihnen rechtmäßiger erschienen war, sondern lediglich deshalb, weil der Weg nach Troiza bergabwärts lief, indes das Bleiben bedeuten würde, bergan zu klettern. Der Fürst Wassilij begriff das und weilte deshalb in Medwedkowo, die Dinge abwartend. Tag für Tag flogen seine Boten nach Moskau. Er wußte alles, was vorging, und sah, wie die Wage sich immer tiefer hinüberneigte und er selbst wie ein Strohhalm flatterte, der sich bald losreißen und vom Winde erfaßt werden wird. Er hatte seinen Sohn nach Moskau geschickt, um sich nach der Zarewna zu erkundigen, und harrte allein in seinem Gemache. Er saß am Tisch in Gedanken verloren. Er überlegte immer wieder, wie man ihn beschuldigen und wie er sich verantworten werde. Und je länger er sann, desto mehr beschuldigte er die anderen und desto klarer breiteten sich all ihre Vergehen vor ihm aus.

Wie es aber im Unglück zugeht, so kehrte er immer wieder zu seiner eigenen Vergangenheit zurück und suchte darin nach allem, was ihm vorgeworfen werden könnte; und wie es gewöhnlich geschieht, besonders bei einem, der so lange regierte, hatte er vieles getan, wofür ihn die Kirche, das Gericht und das allgemeine Gerücht verurteilen könnten — die Hinrichtung Samojlowitschens wie auch anderer; angeeignete Staatsgelder . . . — doch über alles das glitt er hinweg. Eines nur gab es, was den alten Mann zwang, mit der

Digitized by Google

sehnigen Hand auf den goldenen Tisch zu schlagen. Das war die Erinnerung an eine dicke kleine alte Frau, rot und weiß geschminkt, mit schwarzen gefärbten Augenbrauen, von bösem und sinnlichen Aussehen, mit Haarwuchs auf der Oberlippe und auf den Warzen unter dem Doppelkinn. Wenn bloß das nicht gewesen wäre! Ach, wenn bloß das nicht gewesen wäre! — sagte er sich.

Er erhob sich auf seinen langen Beinen, warf die langen Arme zurück, wodurch sein Rücken noch gebückter wurde, und schritt in die Hauskapelle, wo die Stimme des Hauspopen brummte, der den Psalter las. —

Am schlimmsten war es während all dieser Tage für den Fürsten Wassilij, daß sein Leben, welches bis dahin so ausgefüllt und unentbehrlich gewesen ist, auf einmal überflüssig wurde. In all den zwölf Jahren konnte er sich keines Tages entsinnen, der nicht mit den unerläßlichsten Dingen ausgefüllt wäre: der Besuch bei dem Zaren und der Zarewna, die Anwesenheit in der Gesandtenkanzlei, unterschreiben, verordnen, Truppen mustern, Belohnungen austeilen und verweigern und noch vieles, vieles andere. So daß er häufig die ewige Mühe als Last empfand und sich dachte: wann wird es denn endlich aufhören und er wieder frei sein. Und er beneidete seinen Bruder und die anderen Bojaren, welche bloß zu ihrem Vergnügen lebten. Nun war er frei; in den letzten sechs Tagen hat ihn kein Mensch in Medwedkowo aufgesucht. Man hat ihn vergessen. Die Menschen konnten auch ohne ihn leben. Er fühlte sich frei, und diese Stille und Freiheit peinigte ihn. Er mußte sich ausdenken, womit er seine Tage ausfüllen solle. Er versuchte zu lesen. Alles war so fremd, so fern. Er versuchte mit der Frau, der Schwiegertochter, mit dem Liebling Sassekin zu sprechen; alle schienen ihn zu bemitleiden und redeten nur von dem, worüber er nicht sprechen wollte. Um die Leere seiner Tage auszufüllen, aß er tagelang und trank den ganzen Tag; bald verlangte er Preißelbeer-, bald Himbeermet, bald eingekochte Früchte oder Kandelzucker, und der Leib schmerzte ihm schon davon. —

Er saß allein vor dem Mittagsmahl in seiner Stube an einem geschnitzten Tisch mit Schieferplatte, auf einem geschnitzten Sessel mit atlassenem Daunenrücken und hatte ein Buch vor sich aufgeschlagen und sah hinein, mit den langen Fingern an den scharfen Einbanddecken hinfahrend und tastend. In einer hinteren Ecke saß der Zwerg Suslik (Zieselmaus) am kalten Kachelofen, die in roten Stiefelchen

Digitized by Google

steckenden Beinchen herunterhängend, und blickte mit hochgezogenen Brauen unverwandt auf das düstere, im Unterkinn noch jugendliche Gesicht des alten Fürsten. Der Fürst jedoch schaute nur von Zeit zu Zeit durchs Fenster und fühlte den Blick des Zwerges nicht, fühlte auch nicht den anderen Blick aus den großen schwarzen Augen seiner Frau, welche hinter dem hochgehobenen Teppich in der hinteren Türe stand.

Im Zimmer herrschte Stille; man vernahm das Ticken der Uhr im Kopfe des Hirsches — eines Geschenkes des polnischen Gesandten —, Susliks Atmen, das Knistern der baumelnden Beinchen am Gesimse der Ofenbank, das ferne dumpfe Psalmodieren in der Hauskapelle hinter zwei Türen und bisweilen das Hüsteln des Fürsten. Durch das geöffnete Fenster kamen andere Laute herein. Alle diese Tage hatte es geregnet, und während der Nacht stellte sich klares Herbstwetter ein mit wehenden Spinnfäden. Von den helleuchtenden Feldern her drang das Knarren von Fuhren, das Gerassel leerer Wagen und das Rufen der Bauern und Weiber, welche Garben fuhren.

Vor dem überdachten, gehobelten und geschnitzten Tor ertönte Schellengeläut.

— Wer ist angekommen? — schrillte plötzlich die Stimme des Fürsten, so daß Suslik erschrocken auffuhr. Doch der Fürst hatte den Ankommenden bereits erkannt und sich auf seinen langen Beinen aufrichtend, schritt er zur Türe hin, überlegte sich's aber und kehrte auf seinen früheren Platz zurück.

In den Hof fuhr eine neue, lederüberzogene, mit angestrichenem Eisen beschlagene Karosse, von vier verschiedenfarbigen, starken, großmähnigen Pferden gefahren. Drei Vorreiter stiegen vor der vielstufigen Schindeldachtreppe von ihren Pferden ab, und, einem Knaben die Zügel überreichend, stellten sie sich vor der Karosse auf, um dem Herrn beim Aussteigen zu helfen.

2

Der Bußfertige

Am Vorabend des Festes der Geburt Mariä hielt, von Moskau kommend, ein langer Zug vor den Toren des Troizko-Sergiewer Klosters an, mit dem Zaumzeug der Berittenen klirrend und mit den Rädern der Karossen rasselnd.

In der vorderen Karosse, umgeben von berittenen Leuten in reicher

Digitized by Google

Ausrüstung, saß der Hauptbojarin und Siegelbewahrer Wassilij Wassiljewitsch Fürst Golizin mit seinem jungen Sohne.

Aus dem Klostertor trat ein Unteroffizier der Strelzen ihm entgegen und als er erfuhr, wer angekommen war, eilte er zur Pforte, holte einen Hauptmann und erschien mit demselben wieder vor der Pforte.

In der Karosse wurde mit polterndem Ruck ein Marienglasfensterchen heruntergelassen, und eine dürre weiße Hand mit länglichen Fingern legte sich aufs Fenster, und gleich darauf schob sich das glatte, längliche, noch jugendhafte Gesicht des Hauptbojarin, welches der Hauptmann gut kannte, hervor, und stützte das Kinn, unter welchem nicht ausrasiertes Barthaar wuchs, auf die weiße hagere Hand mit den bläulichen Adern. Der Hauptmann näherte sich dem Fenster und machte, seinen tuchenen, fuchsfellverbrämten Hut lüftend, eine tiefe Verbeugung.

— Warum machst du das Tor nicht auf? — sprach der Fürst Wassilij Wassiljewitsch mit fistelnder frauenhafter Stimme.

— Über das Tor verfügt der Obrist. Man wird ihn gleich holen.

— Kennst du mich denn nicht?

— Wie sollte ich den Fürsten Wassilij Wassiljewitsch nicht kennen? — erwiderte der Hauptmann lächelnd und das Gesicht des Bojarin und seines Sohnes genau betrachtend.

Das Gesicht des Bojarin war wie immer still, fein und sinnend.., nur kam es dem Hauptmann etwas fahl vor — sei's vom Staube, der sich links der langen geraden Nase entlang hinzog, sei's von etwas anderem —, und die offenen weiten Augen schienen leuchtender als sonst und streiften rasch das Gesicht des Hauptmanns und die Gesichter der Strelzen und den Haufen Edelleute, Soldaten und Mönche, die sich immer dichter vor dem Tore scharten. Ein oder zweimal holte er Atem, als ob er etwas sagen wollte, sagte jedoch nichts. Dem Gesichte des Sohnes sah man es sofort an, daß demselben nicht wohl zumute war. Sein Gesicht ähnelte dem des Vaters, doch war es viel schöner, nicht deshalb, weil es jugendlicher, sondern weil es beinahe dasselbe Gesicht war, jedoch ohne das vorspringende Kinn und den Mund, über welchem eine lange, tierische Fuchsnase lagerte. Es war dasselbe Gesicht, nur gleichsam gerade gestreckt und daher viel anziehender. Der junge Fürst erhob sich und gab sich offenbar Mühe, nicht hinzusehen und ruhig zu scheinen; dennoch vermochte er kaum stillzusitzen: bald lehnte er sich in die Rücken-

Digitized by Google

polster zurück, bald richtete er sich auf, bald zu diesem, bald zu jenem Fenster sich hinwendend, knöpfte den Halsknopf am Kaftan bald auf, bald wieder zu. Sein Gesicht war gerötet, die Augenbrauen waren zusammengezogen, und die Luft preßte ihm hörbar die Kehle zu.

— Ist Fjodor... da? — fragte der Fürst, ohne den Hauptmann anzusehen.

— Heute früh hat man ihn geholt — gab der Hauptmann zur Antwort.

— Er wurde zur Folter abgeführt — fügte ein Strelze hinzu, der in der Nähe stand.

Wassilij Wassiljewitsch schien diese Worte zu überhören; er zog seine Hand zurück und einen seiner Leute herbeirufend, fing er an, ihm irgendetwas zu befehlen.

Doch in diesem Augenblick ging die Pforte auf, das Volk trat auf beiden Seiten zurück, und es erschien ein Schützenobrist mit einem Amtsschreiber. Der Amtsschreiber trat ans Fenster heran und sprach: — Der Herr und Großfürst, der Selbstherrscher Pjotr Alexejewitsch befiehlt dir, Bojarin Wassilij Wassiljewitsch Fürst Golizin, nicht im Kloster zu weilen, sondern im Flecken abzusteigen, daselbst seines Zarenbefehles zu harren und den Ort nicht zu verlassen.

Golizin zog den Hut ab, verneigte sich und befahl seinem Diener, nach dem Flecken zu fahren und dort in einem guten Hause abzusteigen.

Die Leute wollten sich in Bewegung setzen, als der Obrist herantrat und sich tief verbeugend, sagte:

— Der Fürst Boris Alexejewitsch hieß dich warten, er wollte selbst zu dir kommen.

Bei den Worten des Obristen flammte das Gesicht des Bojarin auf.

— Vorwärts! — schrie er — Ich habe nicht nötig, ihn zu sehen... Nicht zu ihm (er würgte offensichtlich mit Mühe einen Fluch herunter, der sich ihm bei Erwähnung seines Widersachers auf die Lippen drängte), sondern zum Zaren bin ich gekommen. Vorwärts!

Der Mann, welcher auf dem Bock saß, schwang die Peitsche und schnalzte, die Karosse setzte sich in Bewegung, wankte, wendete und rollte ins Städtchen.

Die Strelzen folgten der Karosse.

Digitized by Google

3

Die Moskauer Kriegsspiele

Im September 1694 zog sich das Heer in der Nähe von Moskau zusammen. Es bestand aus Moskauer Schützen, Reitern, Dragonerregimentern, neugebildeten Musterkompagnien, sowie aus dienstpflichtigen Edelleuten, die aus zweiundzwanzig Städten herbeigeeilt waren. An die Edelleute war strenger Befehl ergangen, und mehr als die Hälfte fand sich rechtzeitig ein.

Hinter dem Simonskloster bei Moskau am Ufer der Moskwa, dem Dorfe Koschuchowo gegenüber, war eine irdene Festung errichtet worden, und als der Zar Pjotr aus Archangelsk zurückkehrte, verließ die eine Hälfte des Heeres das Dorf Semjonowskoje, besetzte die Festung und nannte sich Polen, während die andere Hälfte aus dem Dorfe Preobraschenskoje abzog und sich Russen nannte, und das Kriegsspiel nahm seinen Anfang.

Die Russen, bei denen der Zar und der Wojewode F. J. Romodanowskij sich befanden, waren die Angreifenden, indes die Polen, die unter dem Befehl des Wojewoden Buturlin standen, sich verteidigten. Das Adelsregiment zu Pferde war den Russen zugeteilt.

Das Regiment der dienstpflichtigen Adligen war nach alter Sitte gebildet. Wie vor alters war ein Jeglicher erschienen in der Ausrüstung, mit derjenigen Anzahl von Pferden und Leuten, wie sie im Rangbuche vorgeschrieben waren. Die Edelleute wußten, daß es sich nicht um richtigen Krieg, sondern um Kriegsspiele handelte und nicht in der Krim, sondern bei Moskau, und waren daher in Scharen und in prunkvoller Ausrüstung herbeigeströmt.

Das Volk bestaunte, während das Heer durch Moskau zog, die neuen Zaren-Regimenter und ihre seltsamen Neuerungen, die geschmückten Ritter, die Rosse, Regimentsnarren, Zwerge und die Goldschatzkarosse, am meisten aber bewunderte es das Regiment der Edelleute. Auf grauen Argamaken, die von Silber strotzten, mit schellenbehangenen Zügeln und silberbeschlagenem Zaumzeug zogen alte und junge Schranzen vorüber mit Säbeln, Pistolen, manche sogar mit Köcher und Bogen, in Zobel- und Fuchsfellhüten, in buntseidenen Kaftanen und Kitteln.

Das Adelsregiment hatte seine Lagerstätte am Waldrain, zwei Werst von Koschuchowo entfernt. In Koschuchowo stand der Zar mit den Hofbojaren und dem Regiment der Preobraschenzen; in der Runde

Digitized by Google

lagerten Reiter, Dragoner, Strelizen, und ganz am Rande waren die Adligen. Der Troß lagerte im Holze, und vor ihm auf einer Wiese standen in Reihen die Zelte der Edelleute. Neben jedem Zelte waren geflochtene oder in der Erde ausgehobene Küchen. Vor den Küchen waren die Knechte beschäftigt. In den Zelten hielten die Edelleute Gelage.

Die Kriegsspiele dauerten bereits an die drei Wochen. Man schlug sich mit stumpfen Lanzen, man schoß blind aus Flinten und Kanonen, man schoß auch mit Bomben, doch nicht mit gefüllten; man legte unter der Festung Minen an und wälzte Fässer mit Pulver hinein; man traf sich im offenen Felde und tummelte die Rosse. Gegen zehn Mann wurden erschlagen und verwundet, und das Kriegsspiel nahm immer noch kein Ende, und man hörte, daß der Zar bis in den Winter hinein das Heer zurückbehalten und man sich schlagen werde.

Am fünften Oktober wurde dem ganzen Heer ein Ruhetag gewährt. Der Liebling des Zaren, der Deutsche Lefort, feierte seinen Geburtstag und bewirtete in Koschuchowo den Zaren und seine Vertrauten. Früh am Morgen begann man vom Hofe des Hauses, wo der Zar das Gelage hielt, aus Kanonen und Flinten zu feuern.

Die Luft war klar, still; in Fäden und Knäueln flog Spinngewebe übers Feld, und um die Mittagszeit wurde es ebenso warm wie im Sommer. Die Edelleute feierten ihr eigenes Fest. Man machte sich gegenseitig Besuche im Lager. Das dritte Zelt vom Rande, in der Nähe des Waldes, gehörte dem Fürsten Iwan Lukitsch Stschetinin. –

Ende 1693 erhielt der Jefremower Gutsbesitzer Fürst Iwan Lukitsch Stschetinin den Befehl des Zaren, zu Neujahr, am ersten September, in Moskau zum Dienste zu erscheinen samt Gefolgsleuten, Rossen und Gewaffen, wie sie im Rangbuche zu Jefremow vorgeschrieben waren. Im Jefremower Rangbuche stand folgendes zu lesen: „Der Fürst Iwan, Sohn des Fürsten Luka Stschetinin, seit 1676 dienstpflichtig, hat Feldzüge mitgemacht und war verwundet, besitzt an hundertundzweiunddreißig Bauern-Gehöfte. Zum Zarendienste hat derselbe auf einem Argamak, mit Bogen, Säbel und einem Paar Pistolen zu erscheinen. Außerdem mit acht einfachen Pferden, zehn Leuten mit Flinten und Schießbedarf und sieben Troßknechten."

Es ging das Gerücht, daß man die Truppen wieder für einen Krieg gegen die Tataren in der Krim aushebe, und viele Gutsbesitzer ließen sich krank melden und kauften sich mit Geld los, um nicht in den

Digitized by Google

Krieg zu müssen. Der Fürst Iwan Lukitsch dagegen, trotzdem es auf dem Lande noch sehr viel zu tun gab und die Ernte noch nicht ganz unter Dach war, machte sich sofort bereit, dem Rufe zu folgen, befahl sein Gut dem ältesten Sohne und der Fürstin, und genau am festgesetzten Tage erschien er in Moskau samt Pferden, Leuten und Troß. Und er hatte nicht nur seine Leute und Pferde der Vorschrift gemäß vollzählig mitgebracht, sondern darüber hinaus brachte er seinen mittleren Lieblingssohn Nikita mit, der einen Argamak ritt und mit Säbel, Flinte und Pistolen bewaffnet war. Der junge Fürst Nikischka, wie ihn der Vater nannte, war eben deshalb der Liebling des Vaters, weil er ebenso beherzt war wie er, und, obgleich erst seit dem Frühjahr vermählt, den Vater gebeten hat, ihn in den Feldzug mitzunehmen. In Moskau angekommen, begaben sich die beiden nach Preobraschenskoje zum Fürsten Romodanowskij zur Musterung.

Romodanowskij wollte die beiden Stschetinin in die Kompagnie des Deutschen Liebert einreihen, doch Fürst Iwan Lukitsch erbat sich, durch Vermittlung eines Dieners des Fürsten Romodanowskij, daß er nicht dem Deutschen zugewiesen wurde, sondern dem Bojaren Boris Alexejewitsch Golizin, und sandte dem Fürsten Romodanowskij durch einen Diener als Geschenk einen weißen dressierten Falken.

In Moskau brachte Fürst Iwan Lukitsch drei Wochen bei dem mit ihm verschwägerten Fürsten Chowanskij zu, stattete bei Verwandten und Freunden Besuche ab, besah den roten Platz und die rote Freitreppe, sah den Patriarchen und den Zaren Iwan Alexejewitsch, war bei der Rückkehr des Zaren Pjotr Alexejewitsch aus Archangelsk zugegen. Am Sonntag den 23. September schauten sie zu, wie die Soldatenregimenter und berittenen Hofadligen in vollem Schmucke durch Moskau zogen mit Standarten und Kanonen und dem Wojewoden Bojaren Buturlin an der Spitze. Es verlautete, daß Iwan Iwanitsch Buturlin der Polenkönig heißen und sein Heer sich Polen nennen würde, und daß gegen ihn Krieg geführt werden soll. Den Krieg werde Romodanowskij leiten mit den neuen Zarentruppen und den Adelskompagnien, zu denen auch Stschetinin, Vater und Sohn, gehörten.

Es war Befehl ergangen, daß sich alle am Festtage des Johannes Theolog, dem sechsundzwanzigsten, im Dorfe Preobraschenskoje versammeln sollten. Von da setzte sich der Heereszug in Bewegung, gleichfalls durch Moskau marschierend. Die Stschetinin mit ihren Leuten folgten der Abteilung des Tichon Nikititsch Streschnew, hinter

Digitized by Google

ihnen ritt die Abteilung des Fürsten Lykow. So zahlreich waren die Scharen, daß, als man sich in der Mitte der Mjasnizkaja befand, die Straße vor ihnen bis zum Kitajgorod dicht mit Berittenen gefüllt war, und auch rückwärts war deren Ende nicht zu sehen.

Obschon der alte Fürst seit dreiundzwanzig Jahren – da er unter Alexej Michajlowitsch auf seine Ländereien verbannt worden war – Moskau nicht mehr gesehen hatte, war er durch den Anblick dessen, was Moskau und nun das Heer bot, keineswegs überrascht. Freilich gab es da viel Neues, was man vordem nicht hätte sehen können. Doch im Laufe der sechs Jahrzehnte, die er hinter sich hatte, hat er bereits allerlei zu sehen bekommen. Ein alter erfahrener Mann läßt sich durch nichts verblüffen. Ein alter kluger Mann hat oft genug gesehen, wie sich aus Altem Neues bildet und das, was einmal neu war, wieder alt wird; infolgedessen beachtet er im Neuen weniger das, wodurch es besser ist, und erwartet auch nicht wie ein Jüngerer, daß es besser sein wird, sondern sieht lediglich, daß der Mensch die Veränderung braucht. Nikischka Stschetinin hingegen fand alles, was er in Moskau sah, staunenswert, und das väterliche Gut Kljokotok, wo er zur Welt gekommen und aufgewachsen und der erste unter allen war, erschien ihm, je länger er in Moskau weilte, immer grauer und kleiner und schlechter. Jetzt hatte er nicht Augen genug, um alles zu schauen. Ihre Abteilung bestand aus hundertundzwanzig Edelleuten, und solcher Adelsabteilungen gab es zwanzig im Heere, und wo er hinsehen mochte, vor, um und hinter sich, waren nur die wenigsten schlechter ausgestattet als sie, die Hälfte war ihnen ebenbürtig, und die meisten übertrafen sie sogar bei weitem. Er ritt mit dem Vater in der Mitte der ersten Reihe. Der Vater ritt seinen untersetzten, dickbeinigen, kurzhalsigen, getigerten Bachmat. Dieser Bachmat war das beste Pferd in Jefremow. Im vorigen Jahr, zu Winters Beginn, hatte Nikischka mit ihm zwei Wölfe erlegt. Er ermattete niemals, und wenn er auch nicht so flink war, wie der Argamak, auf dem er selber saß, so sprang er dafür gleichmäßig, vierzig Werst, ohne nachzulassen. So gut aber Bachmat auch für Kljokotok sein mochte, hier unter dem Vater war er ganz unansehnlich. Selbst der Vater, mochte auch selten ein Alter noch so jugendfrisch aussehen, erschien klein neben dem Fürsten Chowanskij, der ihm zur Seite auf einem schweren polnischen Apfelschimmel ritt, mit schwerem Zaumzeug, an dem eine silberne Troddel mit Fransen herabhing, und klirrenden Zügelketten. Auch der falbe Argamak,

Digitized by Google

den er selber ritt, erschien Nikischka viel kleiner, da er um sich blickte. Besonders vorne, etwa zwei Pferdelängen weiter, wo er Boris Golizin auf einer weißen Stute reiten sah, mit Tigerschabrake und Goldfransen. Boris Alexejewitsch selbst trug einen Zobelpelz mit blauem Samt bezogen und ein goldener Säbel rasselte ihm zu Füßen. –

Der Troß des Moskauer Regiments lagerte drüben am Flusse, auf halber Hügelhöhe, an der Wiese und Flußtrift entlang, zwei Werst von Koschuchowo entfernt. Vom Walde bis nach Koschuchowo und jenseits Koschuchowo und zur Rechten bis zum Wasser lagerte dicht beieinander das Heer. Am Abend war Nebel gewesen. Gegen Morgen senkte sich der Nebel zu Boden, und mit einemmal waren Spinnfäden da, flogen in der Luft herum, fielen nieder, legten sich, umrankten das Stoppelfeld, das Buschwerk, den Wermut, die Hüte, Kaftane, die Nasen der Leute, die Rücken der Pferde, die Gewehrpyramiden.

Die goldenen Zinnen des Simonsklosters, der Kirchen im Kreml glühten, an der Flußbiegung bei Koschuchowo schimmerte die Wasserfläche wie in Silber gegossen und regte sich nicht. Ringsherum drangen aus der Ferne singende Stimmen, und in Koschuchowo selbst donnerten die Kanonen. Schlag um Schlag erdröhnten die schweren Kanonen, und dazwischen knatterte Gewehrgetrommel. Krachend zerprasselt jeweils die Salve, der hie und da ein einzelner verspäteter Schuß folgt, und viele Stimmen erschallen, und blauer Dunst steigt wirbelnd auf und breitet sich aus. –

Am Waldsaume standen die Zelte der Bojaren, manche von Leinwand, aus Reisig geflochten, mit Heu ausgestopft, manche von Filz. Seitlich vom Zelt hatte ein jeder seine Küche und Hütten fürs Gesinde. Hinten im Wäldchen standen die Wagen und Fuhren, mit Teppichen, Häuten und Matten überdacht. Daneben waren die Pferde. Andere Pferde weideten im Walde, gekoppelt oder frei. Hier waren auch Gruben ausgehoben, in welchen Fässer lagen mit Kwas, Bier und allerlei Arten Met.

Der Fürst Iwan Lukitsch hatte den besten Platz inne, gerade gegenüber dem Brunnen. Sein Zelt war von Filz; er hatte es sich selber aus einem Kriegszuge mitgebracht. Seine Küche war aus Flechtwerk, und sechs Fuhren gehörten ihm. Die Zahl seiner Gehöfte war nicht groß, und dennoch lebte der Fürst sowohl auf dem Lande als auch in Moskau wie einer, welcher deren dreihundert sein eigen nennt.

Digitized by Google

Alles war im Überfluß vorhanden, und Gäste waren bei ihm stets willkommen, und Hungrige und Durstige ließ er nie von dannen. —

An diesem Morgen traf beim Fürsten Iwan Lukitsch ein Wagenzug aus der Heimat ein: vier Fuhren. Sie brachten Haber, Grützen und drei Fäßlein alten Mets und einen Gruß von der alten Fürstin und den Söhnen.

Der Fürst Iwan Lukitsch hatte die Nacht mit seinem Sohne auf schafwollenen Filzdecken zwischen zwei Wagen geschlafen. Die Deichseln waren nach oben angebunden und mit Häuten bespannt, und hinten hingen Matten an Stangen befestigt gegen den Wind.

Iwan Lukitsch hatte die sechzig längst überschritten, in seinem dunkelblonden Krausbärtchen schimmerte es weiß an den Backen, das dunkelblonde Haar war an den Schläfen gelichtet, kräuselte sich indes immer noch zu feinen Löckchen. Am Scheitel war das Haar geschoren, wuchs auch schon nur schwächlich nach; doch war er rot, blauäugig und überaus lebhaft.

Der alte Fürst hat sich nur wenig verändert. Er war immer noch feurig. Klein, hager, geschmeidig, verwegen — alles, was er unternahm, eine jede Arbeit ging ihm flink von der Hand. Und gar schon irgend etwas erzählen, großtun, freundlich sein, Gäste erheitern — darin hatte er nicht seinesgleichen. Sah man ihn an, so konnte es scheinen, als dächte er sonst an gar nichts anderes, als nur daran, lustig zu sein und in den Tag hinein zu leben, und dennoch, obwohl man gar nicht sah, wo er die Zeit für die Arbeit hernahm, gelang ihm doch alles, sowohl in seiner Wojewodschaft — dreißig Jahre zuvor war er in Kaschira Wojewode gewesen — als auch auf seinen Gütern, und die Untergebenen liebten und fürchteten ihn.

Mit dem Morgengrauen fuhr Iwan Lukitsch von den Filzdecken auf, steckte die bloßen Füße in alte, zertretene gelbe Stiefel, warf sich über dem Hemd einen Fuchspelz um, stülpte auf das rote, golddurchwirkte Käppchen einen Hut aus Fuchsfell, rief den alten Knecht Fedotka herbei und begab sich nach der Küche, um sich zu waschen. Dort warf er den Pelz ab, streifte die Ärmel über den hageren, muskulösen Armen zurück, und fing an zu pantschen, sich zu waschen, zu prusten, begoß sich den Kopf mit Wasser und brachte Bart und Kopfhaar in Ordnung; hernach warf er den Pelz um, bekreuzigte sich und schritt zu den angekommenen Fuhren. Dort ließ er sich auf einem der Wagen nieder, den einen Fuß auf eine Nabe stützend, mit dem anderen einen Querleisten umklammernd, und begann die

Digitized by Google

Bauern auszufragen, die die Fuhren gebracht hatten. Er erkundigte sich nach der letzten Ernte, ob die Haufen alle eingefahren wären, nach dem kleinen Teich im Gemüsegarten — ob der gegraben würde, sowie nach der Fürstin, ob sie zum Gottesdienst ginge, und nach dem Futter fürs Vieh und nach dem entlaufenen Sjomka, dem Geschundenen, — ob man was von ihm gehört hätte. Die Bauern standen vor ihm und berichteten, was sie wußten.

Als das Gespräch mit den Bauern zu Ende war, besichtigte Iwan Lukitsch die Pferde, die bei den Futtersäcken standen, befühlte den Haber, zerdrückte ein paar Körner in der Hand, ob er feucht sei, roch daran, zerknackte ein paar mit den Zähnen. Dann sah er nach, wo der Met in den Gruben untergebracht sei, kostete ihn aus der Kelle, ließ die Pferde zur Tränke führen, streichelte den Argamak. Als er einem fremden Knechte begegnete (der dem Nachbar im Lager, dem Fürsten Chowanskij angehörte), rief er ihn herbei.

— Sage dem Freunde, dem Fürsten Iwan Iwanytsch, er möge zu einem Trunke kommen; es ist Met angekommen.

Als er wieder bei den Fuhren war, war auch sein Sohn Nikita Iwanytsch bereits auf den Beinen und schritt zu den Wagen, da er vernahm, daß Leute aus der Heimat da wären.

— Nun, Nikisch! — so nannte der Vater abkürzend Nikischka — deine Fürstin, heißt es, soll gesagt haben, du brauchtest mit der Rückkehr nicht zu eilen, ohne dich wäre es lustiger, — scherzte der Vater.

— Nun, meinetwegen! Ich halte es auch hier aus.

Der Sohn war dem Vater ähnlich sowohl im Gesicht als auch in der Statur, nur war er dunkler und größer als der Vater. Um so viel indessen als er größer war, war er auch stiller. Gleichsam als steckte das gleiche Maß Glut in dem großen wie in dem kleinen Körper. Es waren dieselben weichen, sanften Augen, blau beim Vater, braun beim Sohn; dasselbe fröhliche Lächeln, dieselben stattlichen, würdigen Bewegungen; das gleiche Haar, nur dunkel und breiter gelockt als beim Vater. Nur konnte der Vater nicht so hübsch sein wie der Sohn. Dieser war schön von Gesicht und Wuchs. —

Die Gäste saßen auf Teppichen. Vor ihnen stand eine Bank auf zwei Klötzchen. Auf der Bank lagen geräucherte Schnapel, Heringe und standen hölzerne Tassen. Die Tassen wurden immer aufs neue vom Wirte, seinem Sohne und dem Knecht Fedotka, des Fürsten Liebling, aus einem Eimer mit Met gefüllt.

Digitized by Google

Fünf Gäste waren zugegen. Als Ehrengast saß da der alte Hofschranze, Fürst Iwan Iwanytsch Chowanskij. Er saß auf einem Polster, hatte das eine Bein untergeschlagen und stützte das andere Knie mit der Hand. Der Kragen des blauen Kaftans stand offen, ebenso wie das Hemd, und trotzdem war es dem dicken Halse zu eng: immerzu hob er den Bart in die Höhe und schob den Kragen zurück. Seine hervorquellenden, blutunterlaufenen Augen schweiften von dem, der zu sprechen aufhörte, zu jenem hinüber, der zu sprechen anfing; und er machte ein mürrisches Gesicht, wenn der Sprechende mürrisch war, und lächelte, wenn jener lachte. Huben aber zwei und mehr zu sprechen an, dann lachte er, schüttelte mit dem Kopfe und fuchtelte mit den Armen. Und hier gab es was zu hören. Die Gäste hatten ein Übriges getrunken und waren in Streit geraten.

Die Hauptstreitenden waren der Wirt und der junge Soldat von den neuen Musterkompagnien. Er war der Sohn des Amtsschreibers Stschepotew und mit dem jungen Fürsten, des Wirtes Sohne, verschwägert; sie hatten zwei Schwestern geheiratet. Für Stschepotew nahm der alte Amtsschreiber Jerlokow Partei. Auf der Seite des Wirtes waren die beiden Brüder Lewaschow, von denen der eine Edelmann, der andere Hofmann war.

Der junge Stschetinin hörte bloß zu, nahm aber am Gespräch nicht teil. Er durfte in Anwesenheit des Vaters nicht sprechen; doch sah man ihm an, daß er es gerne möchte. Der Streit drehte sich um Pferde. Der Fürst Iwan Lukitsch rühmte seinen Argamak, Stschepotew wollte ihm nicht Glauben schenken. Jerlokow war mit ihm einer Meinung und meinte, daß die Reiterei im Gefechte keinen großen Wert hätte.

Der Fürst war trotz seiner sechzig Jahre noch ebenso feurig wie in der Jugend. Er redete so hastig, daß man ungewohnterweise ihn schwer verstehen konnte, und er fuchtelte immerzu mit den Armen, fuhr in die Höhe und mimte in Geberden und Mienenspiel alles was er erzählte, und hatte er einmal etwas über den Durst getrunken und wurde dazu gereizt, so loderte er auf wie Pulver.

— Was, die Reiterei? — schrie er, mit seiner nervigen, von bläulichen verknoteten Äderchen durchzogenen Hand den Amtsschreiber beim Ärmel packend. Er zog seine schwarzen, dünnen Brauen zusammen, seine gebogene Nase krümmte sich noch schärfer über der vorspringenden unteren Kinnlade.

— In Staub zermalm' ich dich — so viel ist sie wert. Lasse gegen

Digitized by Google

mich ihrer viere mit Flinten los, und ich werfe sie alle nieder und schleppe einen beliebigen am Arkane davon. Ihr Jämmerlinge!

Stschepotew schüttelte seinen breiten Kopf und lachte:

— Versuch's mit einem, Fürst!

— Mit einem? Schön! Tritt hervor! Nikischka! — rief der Fürst Iwan Lukitsch seinem Sohne zu — laß den Argamak holen. Nein, hole du ihn selber. Gleich zertrete ich sie!

Der junge Fürst sah seinem Vater ähnlich, war aber viel hübscher. Dieselben feurigen Augen, dieselbe Nase, nur gerader, und ein Mund, der, wenn ihn ein Lächeln überflog — so zwischen Schnurr- und Kinnbart, der ihm schwarz und voll wuchs, unter den Mundwinkeln lichtere Stellen lassend — derart war, daß man nicht anders als mitlächeln konnte, und es war eine Freude ihn anzuschauen. Er war auch höher und schlanker von Wuchs als der Vater.

Er warf einen Blick auf Stschepotew, seine Stirne umzog sich — es gefiel ihm offenbar nicht, daß Stschepotew den Vater aufreizte — schaute den Vater an und ging aus dem Zelte.

Die beiden Brüder Lewaschow saßen stumm da. Beide waren große, dickknochige Kerle. Der ältere mochte gegen die vierzig zählen und war dicker, und ihre Hände, Nasen und Zähne waren lang, eckig und stark.

Der ältere wischte sich mit dem Ärmel den spärlichen Schnurrbart ab und sprach, die Pupillen niederschlagend:

— Man müßte es versuchen. —

Als das Pferd herbeigeführt wurde, hatte Iwan Lukitsch schon längst alles vergessen: er erzählte, wie er bei Tschernigow zwei Pferde niedergeritten hatte. —

Als der Fürst Iwan Lukitsch das Pferd besteigen wollte — er war betrunken und alt — glitt er vom Bügel ab und fiel zu Boden. Stschepotew lachte auf. Der junge Fürst holte, ohne ein Wort zu sagen, aus und versetzte ihm mit den Lanzenschaft einen Schlag auf den Kopf, daß er blutete. Stschepotew griff zum Seitengewehr und wollte sich schlagen. Man hielt ihn fest. Daraufhin begab sich Stschepotew nach Koschuchowo, und eine Stunde später waren auf Geheiß des Zaren zwei Preobraschensker Soldaten mit zehn Strelzen erschienen, fesselten dem jungen Fürsten die Hände und führten ihn nach Koschuchowo ab.

Der Rausch des Alten war im Nu verflogen, und auf demselben Argamak eilte er zu seinem Freund, dem Hofschranzen Chowanskij

Digitized by Google

hin. Er überredete ihn, mit ihm zu kommen, um den Sohn loszubitten, und mit drei seiner Gefolgsleute und fünf, die zu Chowanskij gehörten, ritt er hin, um die Begnadigung seines Sohnes zu erwirken.

(Berechtigte Übertragung aus dem Russischen von Wladimir Astrow)

REISE UM DIE ERDE

von

ARTHUR HOLITSCHER

Der Friseur auf der „Helouan"

Der achte März 1925 ist ein Sonntag („Reminiscere"). Selig schwimmt die „Helouan" auf etwas bewegten Wellen an Kreta vorüber. Dem braunen Tigerrücken verbrennt die Nachmittagssonne in breiten Streifen den Pelz. Unten in der zweiten Klasse hat sich die Reling entlang ein munterer Korso entwickelt. Jugend stolziert, froh und laut, drängt sich aneinander vorbei, jedes sein Tempo wahrend. Es ist beschwingt, dieses Tempo, denn die „Helouan" zieht der Küste Ägyptens entgegen, morgen ist man im Heiligen Land.

Nur ein paar Alte stehen still auf dem hinteren Deck. Gestern war Sabbath, sie haben noch nicht genug vom Beten, scheints. Ihre Megillen liegen aufgeklappt auf den großen Kisten, die fast das ganze hintere Deck einnehmen. Diese Kisten tragen in Schablonenschrift das magische Wort: FORD aufgepinselt. Die Alten wackeln mit steifen Beinen beim Lesen. Die Autos in den Kisten rühren sich nicht.

Hinter mir, im Musiksaal erster Klasse, sitzt ein „Blauweißer" am Flügel und übt mit einem Finger die Hatikwah, die Hoffnungshymne der Zionisten. Einen Ossendowskiband unterm Arm, stehe ich und höre gerührt zu. In drei Wochen werden wir nach der Eröffnungsfeier der Universität auf dem Skopus ob Jeruschalajim die Hatikwah singen. Meine Hoffnung berührt aber nur flüchtig den Skopus; sie fliegt nach Osten, Bagdad, Indien, Ceylon, denn diesmal geht es weiter, weiter, nach China, nach der Mandschurei, über sieben unerhörte Monate hinüber ...

Die Sonne sprenkelt das Tigerfell mit grünen Lichtern; es zuckt

Digitized by Google

über Kreta, dem alten Berg dort drüben auf — dir scheint ja das Fell zu jucken, alter Kamerad, hallo!!

Ich habe in dem verdammten Ossendowski gerade das Kapitel von der Erledigung der Roten Partisanen gelesen. Von der Durchquerung des eisigen Flusses. Von der Bestechung des Tibetaners mittels eines mitgebrachten goldenen Eheringes. Auf einmal entdeckt der erschöpfte Reisende eine ganze Hausapotheke in seiner Satteltasche, voll der bezauberndsten Elixiere, mit denen er irgendeine augenkranke Fürstin magisch heilt . . wenn das nicht geflunkert ist! Ich beschließe, in China ein parodistisches Kapitel über ähnliche mirakulöse Rettungen aus Todesgefahr zu fabrizieren. Warum nicht gleich? Hier auf der „Helouan"? Auf der Stelle? Ich will jetzt weiß Gott meine Schreibmappe aus der Kajüte holen, mich ins Schreibzimmer begeben, noch vor dem Abendessen wird das Kapitel fertig sein!

Das Schiff zittert, es schaukelt, schwebt leise vorwärts; die Alten vor den Fordaltären haben ihre Megillen eingesteckt und sind verschwunden. An die Reling gelehnt, flirtet ein Chaluz mit einer dunklen Schönheit aus Kowno. Er zupft mit einem Taschenkamm an seinen aufgezwirbelten Haaren, daweil die Dunkle mit allzuroten Lippen gegenflirtet. Ich werde ein gutes Kapitel im renommistischen Stil des Ossendowski schreiben, Kapitel 31 vor Kapitel 1, in den Fingerspitzen juckt's mich schon!

Gestern waren wir in Brindisi . . . jedes zweite Haus trug in Schablonenmalerei die sinistre Fratze des „Duce", das heißt Mussolinis — besonders auf neugestrichene Fassaden hatten es die Burschen abgesehen — darunter den Wahlspruch: „A Noi!! Per Forza!!!" Und die überall herumpatrouillierenden Schwarzhemden mit Troddelmütze und Patronentaschen um ihre verwegenen Hüften. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht ein paar solcher Operettengestalten in das Chinakapitel hineinpraktizieren soll? Und das Pärchen von der Reling mit hinein, warum nicht auch den Hatikwahspieler? Treibe ich nicht dem phantastischen Osten entgegen, dem unkontrollierbaren Asien, Bagdad, Engeddi, dem Persischen Golf, Singapore, Kanton . . .

Ein paar Minuten später sitze ich beim Friseur und lasse mir ein bißchen den Kopf waschen. Champoon von außen, während im Schädel das Ossendowskikapitel schäumt und Blasen wirft.

Draußen vor der Friseurkabine spaziert Kowno, Wilna vorüber, Warschau, die Nalefki, leise schaukelnd im zunehmenden Abendwind,

Digitized by Google

von der glorreichen Sonne rötlich beschienen. Der Friseur, ein flinker Dalmatiner, erzählt mir in seinem putzigen Italienisch von vielfachen Fahrten, jahrelang auf den Ostindiendampfern des Triester Lloyd. Jetzt pendelt er auf dem Luxusschiff rastlos zwischen Triest und Alexandrien hin und her. Ich mache ihn auf die Eleganz draußen aufmerksam, auf den Corso von Kowno, Wilna, der Nalefki, denke bei mir, während mir zehn Finger in den Haaren wühlen, daß es vor drei Jahren, als ich zum erstenmal dahinüber und dann weiter nach dem Heiligen Lande fuhr, doch eine andere Menschensorte war, hier unten auf den unteren, den hinteren Decken — junge prachtvoll robuste Arbeiter, ganz still und unelegant.

So, nun bin ich entlassen. Der Friseur öffnet mir die Tür zum inneren Korridor — ich aber ziehe es vor, draußen mich unter den Korso zu mengen, mitten in die Eleganz der neuen palästinensischen Einwanderung, der Nalefki, auf Deck C der „Helouan", angesichts des Tigerrückens, der weiter und weiter achterbord im rosafarbigen Abend bläulich, unirdisch transparent verschwebt, bis von seinen Schneebergen nur ein Schimmer, wie eine unbewegliche Wolke, am Firmament sich auflöst.

Stark, duftig wie Wein, beglückend und voll strömt mir die Seeluft durch Mund, Nase, alle Poren, in Lunge, Hirn und Herz; ganz offen bin ich, der Seewind pfeift, singt, orgelt durch mich hindurch, als wär ich ein Instrument, ein Glockenspiel, eine Harfe, eine Posaune . . .

Die Schiffsglocke schlägt an, hart, fünfmal, sechsmal: Ablösung!

Jetzt will ich hinauf, ins Schreibzimmer, auf Deck A, trete über die Schwelle ins Schiffsinnere, der Metallrand der hohen Schwelle hält meinen Stiefelabsatz zurück, Leute eilen auf mich zu, wollen mich auffangen, schon bin ich hingestürzt, das Buch flog weit von mir weg, nach vorn, ich werde in die Höhe gezogen, blicke in erschrockene Gesichter, versuche die Hand zu bewegen — mein Arm ist gebrochen, mein rechter Arm ist gebrochen, mein rechter Arm ist gebrochen . . .

Die Arztkabine mündet auf den Korridor, den inneren Korridor von Deck C. Im Vorübergehn sehe ich noch die Tür der Friseurkabine offen stehn, die der Friseur mir geöffnet hatte, vor kaum zwei Minuten, und durch die ich nicht gegangen bin.

Während ich auf das weißüberzogene Sofa in der Arztkajüte ge-

Digitized by Google

streckt werde, Kognak zu trinken bekomme, der Heilgehilfe ein Brett für den Arm, Verbandzeug, Watte vorbereitet, erzähle ich dem Arzt: eine Woche erst unterwegs — nach Ägypten, Palästina, Bagdad, China, die Mandschurei . . .

Der Arzt hat wasserblaue Augen, das typische starre Gesicht des Seemenschen, es fährt mir durch das Gehirn: so blicken Menschen ohne Hoffnung, welch ein Dasein, zwischen Triest und Alexandrien, hin und her, hin und her, jahrelang, jahrzehntelang. Der Arzt sieht mich an: jawohl, der Arm, hier und hier, er zeigt auf Stellen unter dem Gelenk der steifen, leblosen Hand. Gebrochen. Er hat die Korridortür zugezogen, der Champoongeruch aus der Barbierstube sitzt jetzt ganz über meinem Kopf, um mich aber ziehn Jodgerüche, Karbol, ein unbestimmbarer Duft auch, von irgendeinem Frauenparfüm, vielleicht wurde der Arzt aus einer Kabine geholt . . .

Zehn Minuten später — es ist, als habe der Verstand es noch nicht recht erfaßt, was das heißen will: am Anfang einer Weltreise dieses Unglück! — zehn Minuten später etwa gehe ich wieder Deck C entlang, inmitten des Korsos von Kowno, Wilna, der Nalefki. Dieselben Pärchen, Gruppen, jungen Eleganten stehen da, an die Reling gelehnt, auf demselben Fleck die meisten noch, wie vor einer Viertelstunde, als ich, statt durch den inneren Korridor zu gehn, aus der Barbierstube hier heraus auf das Deck trat. Sie schauen mich an, sehen mit Erstaunen meinen Arm in der Binde, meinen steifen Arm in der breiten weißen Binde an, blicken mir nach, sprechen mich an, ich antworte . . . wildfremde Menschen reden zu mir, seit Triest habe ich mit niemandem an Bord gesprochen, jetzt habe ich im Handumdrehen hundert Bekannte, teilnehmende Freunde!

Ich denke bei mir: Wochen, Monate, Jahre, ein ganzes Leben lang magst du mit einer zerbrochenen, in Splitter zerschlagenen Seele durch die Menschen gehn — keiner wird dich daraufhin ansprechen, und wenn dein Unglück faustdick aus den Augen starrt — aber wenn du dir einen Finger verstaucht hast und einen Wattebausch drum gewickelt trägst, werden sie dich ihrer Teilnahme versichern, dir ihr Mitgefühl kundgeben, stehn bleiben, dich anreden, fragen, deine Einsamkeit von dir nehmen . . .

Der Friseur kommt aus seiner Koje gelaufen: „Ma, Signor, che cosa? Che mai . . . vor zehn Minuten waren Sie doch noch bei mir drinnen!!“

„Arm gebrochen! Auf einer Stufe!“

Digitized by Google

„Und ich habe Ihnen die Tür zum Korridor geöffnet! Wären Sie dorthinaus gegangen, dort ist keine Stufe . . .“ er blickt mich mit erschrockenen Augen an, schweigt einen Augenblick, macht dann eine italienische Geberde: „. . . aber, aber . . es ist alles Schicksal! Man kann nichts machen, Signor! E destino! E destino!“

Die Nacht über liege ich in Kleidern in meiner Kabine. Die See geht scharf, das Schiff kracht, ächzt, steigt in die Höhe, fällt senkrecht nieder, stockwerketief. Draußen klatschen die Wellen bis ans festgeschraubte Fenster herauf, rinnen über die Planken, die Brettwand, die mein Bett vom Wasser trennt.

Rhythmisch, da nutzt kein Widerstemmen, rhythmisch wird mein kranker Arm gegen den Bettrand geschleudert. Das Licht brennt. Ich sehe meinen Verband. Habe genug betäubende Arznei bekommen, um einen Schiffbruch durchzuschlafen. Finde keinen Schlaf. Versuche Ossendowski weiterzulesen.

Mit einemmal schrecke ich auf, wie aus Halbschlaf — eine Erinnerung, eine Erinnerung ist plötzlich wie aus einer Fuge der Seele herausgefallen, da . . . liegt vor mir: Madame de Thébes . . . wann war es doch? Januar 1897 hat sie mir's vorausgesagt: „Un accident en mer, méfiez vous!“ . . . auf einer Seefahrt, durch einen Sturz werde ich ein verhängnisvolles Unglück erleiden . . .

Fast dreißig Jahre sind es her. Gewiß habe ich während dieser dreißig Jahre nicht zweimal an diese Prophezeiung gedacht, obzwar ich sie, mit anderen merkwürdigen, merkwürdigen Voraussagen dieser außerordentlichen Frau umständlich in mein Tagebuch notiert habe. Jetzt auf einmal ist es da, das Wort. Ich höre den Tonfall der Stimme, sehe den kleinen Tisch mit dem von dem niedern grünen Lampenschirm grell beleuchteten runden Lichtfleck, in dessen Mitte meine Hand liegt, während mein Gesicht im Dunkel bleibt, neben meiner Hand liegt die mit einem dreifach stufenförmigen breiten goldenen Ring geschmückte Hand der Hellseherin . . . ein Sturz, auf hoher See . . .

Nach einer Weile, wie lange, eine Minute, eine Stunde? repliziert die Seele. Sie entgegnet Zwiefaches. Ein kleiner Schritt, eine Stufe zu kurz genommen, und das ganze Leben hat ein anderes Gesicht bekommen — und dabei, ich weiß es genau, ich habe die Stufe gesehen, den Fuß gehörig gehoben, Gott ist mein Zeuge, ich habe den Fuß, wie sich's gehört, zur Höhe der Stufe gehoben! Es geht nicht mit

Digitized by Google

rechten Dingen zu! Was war es, das mir die Ferse, den Stiefelabsatz auf den Metallrand niederpreßte, daß ich stürzen mußte, am Anfang einer Reise wie dieser — aber gleich darauf: Und was ist dabei? Das wird auskuriert! Eine Verzögerung von drei, von vier Wochen, und ich fahre weiter, die Reise wird fortgesetzt, nach Ceylon, China, der Mandschurei. Verhängnis? Ach!! Und ich schlage den Ossendowski auf, dort, wo ich zu lesen aufgehört hatte.

Esbekieh Karakol

Vierundzwanzig Stunden später sitze ich im Zuge, der von Alexandrien nach Kairo fährt.

Es dunkelt schon und von der Landstraße, jenseits des Kanals, der uralten Straße, die vom Meer den Nil hinauf ins tiefe Afrika hineinführt, ist nur ein undeutlicher Schimmer zu sehn. Vor drei Jahren: wie erschütterte da plötzlich mit einem gewalttätigen Stoß das Bild des Orients, zum erstenmal in diesem irdischen Leben erblickt, dort, jenseits des Kanals, bunt, betörend, wogend bewegt und doch ehern ruhevoll wie das jahrtausendalte, unwandelbar heilige Angesicht der östlichen Welt. Die Karawanen, langsam unter der Führung des wie ein Effendi beturbanten Leitkamels, dahinziehend vom Mittelmeer dem Äquator zu, durch blühendes Land in die tote, rieselnde Wüste; der blaue Scheich auf weißem Roß; Schiffzieher, braun und nackt vor schwere Kähne gespannt; Segelboote mit leichter Fracht und zart gebogenen Masten; die Ziegelformer, die mit dürftigen uralten Quirlen Schlamm aus dem Kanalbett ziehn, die Eseltreiber, einherlaufend und die aufrecht, mit schwebendem Gang unter schlanken Tonkrügen dahinschreitenden Fellachenweiber überholend, da — die kleinen Familien, uralt und heilig: die Mutter mit dem Kindlein auf dem silbernen Maultier dahingetragen, der Vater mit hohem Stecken in der Hand langsam neben dem Tier, und die dunklen Gruppen eilig in bunten Burnussen Dahinwandernder die Lehmdörfer der Straße entlang.

Mit meinem kranken Arm muß ich rasch nach Kairo. Die Nachtstunden verschlingen die Straße, der Schmerz ist unter Betäubungsmitteln halb begraben. Auf einer Station, Damanhour, es kann auch Tanta sein, sehe ich beim Einfahren in die Stadt den Glühlichterkranz um die Spitze des Minaretts vorüberflirren. Hier vorne aber, wo der Zug hält, auf dem schmalen Bahnsteig der Station, kniet unter einer Bogenlampe ein Beter, ganz in sich versunken, richtet sich auf, wirft

Digitized by Google

den Kopf zurück, beugt sich dann wieder, mit einem Ruck, tief, berührt mit der Stirn den Bahnsteig, die schmutzigen Pflastersteine, befreit von allem Hienieden, während der Zug schon, pfeifend, eisern in seinen Gelenken rasselnd weiterfährt.

In meinem Wagen sitzen Leute aus der „Helouan". Es ist der Wagen erster Klasse, ich bin allein in meinem Abteil, ein wenig betäubt, doch froh, von meinem Unfall nicht allzusehr belastet. Bis Bagdad werde ich jetzt festen Boden unter den Füßen behalten. Was sage ich bis Bagdad — bis Bassorah, bis zum Persischen Golf, auf dem ich, wenn der Arm erst geheilt ist, zu Schiff nach Karachee weiterfahre . . .

Madame de Thébes . . . der Friseur von der „Helouan" . . . das Geschwätz von Schicksal! Ein dummer Zufall, ein Sturz, erst der Aberglaube macht einen Fall daraus, der Trieb, Lebensgesetze zu suchen außerhalb des vernunftmäßig Bestimmbaren. Löst sich der Trieb aus der Umklammerung der kontrollierenden Vernunft los, dann erst ist der Seele die Herrschaft über das Geschehen genommen und das Leben wird hilflos hin und her gestoßen zwischen Zufall und Absicht und dem Willen, zu entrinnen — fliegt endlich in die Selbstaufgabe hinein, versinkt in orientalischem Fatalismus. Alldies windet sich mit Mühe aus dem von anästhesierenden Giften schwer gelähmten Bewußtsein herauf, aber es beweist — holla! — die Seele hat noch ihren Widerstand, wenn der Körper auch seinen Hieb abbekommen hat! Die Seele, jung und spannkräftig in dem immerhin gealterten mürben Fleisch — denn dieser Sturz, er ist nicht der einzige in den letzten Monaten, die mürben Knochen sind nicht allein hier, unter dem rechten Handgelenk, entzwei . . . Das Schicksal, Zufall, der Aberglaube — vor dem Schreibtisch hätte alldas ein anderes Gesicht und wird es vermutlich auch bekommen, wenn ich wieder einen Schreibtisch, das heißt festen Boden unter meinen Händen habe — jetzt aber, auf dem Wege nach Indien, China, der sagenhaften Manschurei, dem östlichen Tor, beschwingt und trotz allem selig über die Welt! . . .

Draußen auf dem Korridor geht der Wiener Rothschild von der „Helouan" vorbei, schaut in meinen Abteil, sagt zu seinem Begleiter, mit einem Blick auf mich, im schleppenden Jargon des Jockey-Clubs: „Der oame Kerl hat sich den Oam gebrochen!"

Hilf mir lieber beim Aussteigen! denke ich mir. Die gelinde

Digitized by Google

Wut, in die mich die wienerisch mitleidigen Worte versetzen, weckt mich vollends auf. Es sitzt, seit Damanhour, oder war es Tanta, ein Mann in meinem Abteil, mit unzähligen französischen und englischen Zeitungen, die er aus einer kleinen Suit-case nacheinander herausnimmt und methodisch und aufmerksam zu lesen scheint. Wir nähern uns Kairo. Die Lichter der Stadt funkeln bereits auf durch die ägyptische Finsternis. Ich taste meine linke Körperhälfte entlang, wo ich Portefeuille mit Paß und Geld verstaut habe, schiebe den Paletot über die rechte Schulter, den kranken, festgebundenen Arm und Ellbogen, der Zug verlangsamt sein Tempo, hält.

Im letzten Augenblick fällt mir ein: ich hätte Ernst telegraphieren sollen, daß er mich von der Bahn abhole. Aber da steht schon der Portier des Hotels, in dem ich ihn in einer halben Stunde finden werde; die Träger des Hotels stehen auf dem Bahnsteig, ich rufe, flink steigt einer durch das Fenster in den Wagen herein, hebt mein Gepäck hinaus, springt aus dem Fenster auf den Bahnsteig hinunter.

Mein Arm schmerzt. Bei jeder unbedachten Bewegung bohrt ein Dolch sich aus dem Gelenk in den Ellbogen. Vorsichtig taste ich mich in den Korridor hinaus. Die Stufen des Waggons zum Bahnsteig, diese verdammten ägyptischen Waggonstufen sind steil, eine Kletterkunst, wie komme ich da hinunter?

Im Korridor stehn noch Leute. Sie versperren mir den Weg zum Ausgang. Ich trete zurück, um sie erst aussteigen zu lassen. Unten der Träger mit meinem Handkoffer und Tasche läuft schon den Bahnsteig entlang. Ich gehe wieder auf den Korridor hinaus, da stehn die Drei noch. Ich bemerke, es sind nicht Mitfahrende aus diesem Wagen, nicht Mitreisende von der „Helouan", sie haben gar die verkehrte Tür nach dem falschen Bahnsteig geöffnet, ich aber muß durch, mein Gepäck ... was suchen die da noch, der Zug ist ja leer, ich muß mich zwischen ihnen durchdrängen, fühle mich vorwärtsgeschoben, nach der offenen Tür zum falschen Bahnsteig zu, schreie auf, „take care, you see, my arm", umklammere schützend die kranke Rechte mit der heilen Linken, die Drei steigen aus, einer murmelt eine Entschuldigung, sie steigen ... nach dem falschen Bahnsteig hinunter, geben mir den Weg frei ... im Nu taste ich meine linke Seite ab ... weg ... mein Portefeuille ist weg, mit Paß, Geld, Notizbuch, Kreditbrief ...

Ich stürze den Kerlen nach, zur Tür, durch die sie hinaus sind ... der Bahnsteig leer! ... nach der anderen Seite, steige, rufend, die

Digitized by Google

steilen Stufen hinab: „Police!“ – da steht die Bahnhofpolizei, etliche zehn Mann, schreiend, gestikulierend um einen armseligen Araber herum, den man soeben bei einem Taschendiebstahl erwischt hat . . . meine Räuberskerle waren europäisch gekleidet, drei unauffällig gekleidete Ägypter in europäischer Tracht. – Zu spät. – –

Im Hotel sagt man mir: Ernst sei vor einer Stunde in ein arabisches Variété gefahren, „Tausend und eine Nacht“, ein paar Minuten weit vom Hotel. Ein Dragoman fährt mit mir, hilft mir in den Wagen. Ich fahre durch das nächtliche Kairo.

Wir wollten diese Reise nach Indien, der Südsee, China, Rußland zusammen machen. Meine Absicht war, ihm als erfahrener Reisekamerad über die schwierigen Wege einer solchen Weltfahrt hinüberzuhelfen; er sollte Europa entrinnen, den Erinnerungen an Haft, Gefängnis, seine fünf schweren Jahre Niederschönenfeld – jetzt begegnen wir uns, im Orient, wie's verabredet war, und er ist's, der mir helfen muß, ich bin es, der einen Dienst von ihm fordert und dieser Dienst ist: in ein Polizeiamt mit mir zu fahren, in ein anderes, noch in dieser Nacht, Protokolle aufsetzen . . .

„Das Leben ist von einer ungeahnten Gemeinheit.“

Spät nachts gehe ich in mein Zimmer hinüber und bin allein. Unter dem Fenster lärmt die Gasse. Das Saxophon drüben in Ciro's Club inmitten des Gartens von violettem Gebüsch, Palmen, Sykomoren. Kutscher keifen, debattieren, auf Fahrgäste lauernd, bis zum Frühlicht. Das Moskitonetz fällt nieder über mein Bett, in dem ich mit offenen Augen liege – tausend kleine stechende Gedanken, Myriaden kleiner summender Sorgen schwirren innen um meinen wachen Kopf. Wach liege ich, bis die Falken, die Sperber ihre schwingenden Flüge vor dem Fenster zu vollführen beginnen, die großen, dunklen, kreischenden Tiere, Wächter der Toten in den alten Gräbern Ägyptens, die heiligen Vögel des Rha.

Weiß Teufel, gründlich bestohlen! Nach dem Sturz der Raub. Alles, mit einem Griff, Paß, Geld, Notizen, der Kreditbrief – die Welt, noch vor Stunden offen lockend da, die Meere, Kontinente – versperrt, versunken. Hier aus der Tasche dieser Jacke holte die flinke Hand die Welt heraus. Teufel nochmal, geschickter, geschickter Dieb!

Nebenbei bemerkt ist's ja nicht das erstemal, daß ich bestohlen

Digitized by Google

werde. Ja, ich kann mich rühmen, daß ich ein besonderes Talent besitze, ein ganz besonderes, einzigartiges Talent zum Bestohlenwerden! Talent, denn wie zum Reichwerden, zum Berühmtwerden, zum Familienglück, zum Regieren, Massenmord, Stehlen, Lügen, ja zum Selbstmord Talent, angeborenes Talent gehört, so kann man auch zum Bestohlenwerden Talent haben, und ich besitze es in ausgiebigem Maße.

An den Fingern meiner heilen Hand werde ich's kaum herzählen können, wie oft, an Gut, Arbeit, Ruhm, Lebensglück bestohlen ...

Und jetzt: die Drei im Zug, unauffällig aus einem fremden Wagen in meinen eingestiegen, um mir die Welt aus der Tasche zu stehlen ... wahrhaftig, Talent zum Bestohlenwerden, wenn zu nichts anderem — zum Bestohlenwerden ein mitgebrachtes, herrliches, einzig bewährtes Talent! — —

Die Nacht, in der ein Mensch alt wird, in der das Leben einen Schritt über dich hinüber macht, vergeht langsam. Wie stumme Tränen rinnen die Sekunden über dein erstarrtes Gesicht und jede läßt eine Furche zurück.

Alles ist aufgelöst, wie ein Brei, Morast, in dem die Seele versacken muß, schier versacken. Ringsum ist nichts, um den Schrei, die Qual nichts, luftleerer Raum ohne Schall — für den Wehschrei, den der wüste Gott aus dir herauspreßt, sind die Wellen des Äthers nicht vorhanden. Dem vergehenden Menschen wird sein Atem ins Herz hinunter gestoßen, die Luft geht ihm aus, hilflos, preisgegeben das zermarterte Herz, ein Gefäß geworden für alles Bittere der Welt, die Zirkulation ist unterbrochen, der Strom versickert, du bist der passive Teil der Welt, keine Strahlen sendet dein Herz mehr aus, das entsetzliche Schicksal, das es also doch gibt, obzwar du gestern in einer Stunde der Auflehnung nah daran warst, es zu leugnen, verleugnen, das entsetzliche Schicksal gräbt in dir herum, als wärst du scheintot, gräbt sozusagen mit fünf Fingern in deiner Tasche herum, ob da noch etwas wäre, was es dir nehmen könnte. Und mit einer verzweifelten Anstrengung richtest du dich auf, zeigst alles Verborgene her: bitte, hier, und dies da — das gehört mir noch, greif zu — alles tust du von deiner Seele ab, schamlos bietest du deine nackte, armselige, zerschundene Seele dem Schicksal dar, dem zynischen Dieb: da, bitte, greif zu, schlag mich nieder ...

Schlag mich doch nieder.

Digitized by Google

Der Schmerz des Körpers ist willkommen. Der ziehende, bohrende, zerrende Schmerz ist herrlicher Wohltäter der Seele. Er reißt den Schmerz der Seele mit gewaltsamem Ruck zu sich hinüber, löst das fressende Weh der Verzweiflung auf in einem starken, realen, soliden, unleugbaren Element. Der kranke Arm, das zerbrochene Gelenk, die ganze rechte Körperhälfte brennt lichterloh, erst in unbestimmtem, hier und dort wild aufflackernden Lodern, dann, wenn die Wirkung der Betäubungsgifte gänzlich verschwunden ist, in einem gewalttätigen, schaukelnden, schwingenden Rhythmus, der den Körper rollt, schleudert, daß er wie ein leckes Schiff mit geborstener Maschine auf dem Ozean des Leidens ohne Land versinkt.

Gestern, auf der Fahrt von Karakol zu Karakol, das heißt von dem einen Polizeirevier zum zweiten, hat sich der Notverband verschoben, und seither ist der Arm, die Hand aus der Lage. Ehe der Chirurg morgen die Aufnahme macht, den Gipsverband anlegt, werde ich mit Ernst zum American Express müssen, um den Kreditbrief zu sperren — der Brief! wäre Ernst nicht da, der hilfbereite Freund, ich stünde ohne Pfennig in dieser Stadt. Nur wenige Pfunde haben die Diebe in dem Portefeuille gefunden, der Kreditbrief aber, die ganze große Summe war noch intakt. So habe ich ein Programm für morgen: erst der American Express, diese Riesenorganisation über die ganze Erde, sie wird doch die Sperrung veranlassen können, vielleicht ist nichts verloren, das Tor der Welt nur zugelehnt — dann der Chirurg, der körperliche Schmerz, der kaum mehr zu ertragende, nimmt ein Ende — und dann, gegen Mittag: die Stadt, diese phantastische Stadt an der Wüste, mit Ernst werde ich durch die Straßen gehn, diesem erlauchten Menschen, meinem Freund, mit der schönen Stirne, dem reinen Sinn, das Wiedersehn mit dem Orient danken, dem tiefen, bezaubernden Orient, hier, wenige Schritte vor dem Haus, dem weiten, brausenden Orient, der offen steht, mir keineswegs verschlossen . . . nein . . .

Ich atme jetzt ruhiger. Bemerke, daß mein Atem viel ruhiger geht, als ob der Körper den Kampf mit dem Schmerz aufgegeben hätte, der Schmerz sich besänne. Unter dem dumpfen, dröhnenden, heißen Schmerz im Arm, dem Handgelenk — ein feines, rieselndes, zirpendes Kribbeln. Ein leises, haarfeines Vibrieren, Oszillieren der Magnetnadel — die zerrissenen Nervenfasern senden ihre Spitzen aus — über die zerbrochenen Knochen, Knorpel, Muskeln weg suchen sich die Enden der feinen Nerven, ziehen sich an, greifen der Heilung vor . . .

Digitized by Google

Schon treibt der Körper, schwerer und müder, dem Schlaf auf sanften Wellen den Atems entgegen. Im Entschwinden des Bewußtseins erfaßt die Seele noch den wunderbaren Prozeß: geheimnisvolle Anziehung, geheimnisvoll waltender Lebenstrieb, leise, im Körper, der in Schlaf versinkt, mit zarten, engelgleich singenden, sich sehnsüchtig suchenden Nervenspitzen tastet der Wille nach der verlorenen Welt, regen sich feine sehnsüchtige Strahlen von dir hinaus, von der Welt nach dir, die Heilung ist im Gange, der Mut, die Freude vielleicht, durch das geheimnisvolle Wesen entfacht, das in deinem Körper, deiner Seele wach ist, unbegreiflich wach, während dein Gesicht im Schlaf sich hingezogen nach Osten wendet, dem himmlischen Jerusalem zugekehrt.

Stadt bei der Wüste

In dieser Stadt vergehen meine Tage zwischen Grauen und Verzauberung. Grauen und Verzauberung — aus diesen Elementen ist die Stadt gebaut, zusammengebraut: der Verzauberung des tiefen Orients in den Vierteln um die Muski, bis zum Sandgebirg Mokattam, den Dörfern des Nilufers — und daneben der irrsinnigen Hast, dem nervösen stampfenden Treiben des modernen Stadtviertels, ohne Übergang angeklebt an die Orientstadt der Eingeborenen. So, zwischen Würde und Angst, dem sublimen Überschwang der Seele, die den geruhsam tiefen Sinn des Orients erfaßt hat, und dem jähen Zurückstürzen in die schweißtreibende Wirklichkeit des Unglücks, vergehen meine Tage in Kairo.

Der American Express sperrt die Auszahlung des Kreditbriefs. Dieser Brief lautet auf eine große Anzahl, auf all die Hunderte seiner Filialen in der ganzen Welt. Die ägyptischen, palästinensischen, syrischen werden sofort telegraphisch verständigt — angeblich sofort verständigt. Dann sollen in immer weiterem Umkreis die entlegeneren bis zu der entferntesten durch die Pariser Zentrale benachrichtigt werden. Natürlich ist die Spannweite zwischen meinem Anteil an dieser Angelegenheit, die für mich eine Katastrophe bedeutet, wesentlicher, als für die Leute des American Express, in deren Praxis solche Fälle wahrscheinlich alle Tage vorkommen. Ich werde den Eindruck nicht los, daß dieser Angelegenheit keine besondere Sorgfalt zugewendet wird — und doch hängt für mich von ihrem Ablauf mehr ab, als diese Reise, diese wunderbare Reise allein . . .

Dagegen ist der Konsul meines Landes, den ich sofort aufsuche, um mir einen Notpaß zu verschaffen, von größter Dienstwilligkeit; er ist ein angesehener jüdischer Bankier Kairos und in seine Würde

Digitized by Google

als Konsul Ungarns erst seit einer Woche eingesetzt. Mein Fall ist der erste, in dem er seine Funktionen ausüben kann.

Die Behörden erweisen mir, ohne direkt im Wesentlichen zu helfen, zarte Aufmerksamkeit. Im Hotel besucht mich ein englischer Beamter der Geheim-Polizei und nimmt ein Protokoll auf. Von seinem Schreibblock erhebt er nur selten den Blick, aber dann mit einem durchdringenden, durchbohrenden Anschauen meines im Bewußtsein meiner Unschuld ruhig bleibenden Gesichtes. Ich glaube, ihn interessiert es vor allen Dingen: ob ich etwa nicht selber mit einer Diebsbande die ganze Sache arrangiert habe?

Einen Tag später telephoniert es von der Bahnhofspolizei, Esbekieh Karakol. Ich erhalte die Nachricht erst spät nachts im Hotel. Soeben hat man einen Taschendieb gefaßt, der einem Amerikaner ein paar Tausend Dollar gestohlen hat. Ich soll an den Bahnhof kommen, mir den Mann ansehn.

In einer kleinen, von ägyptischen Polizisten überfüllten Wachstube steht ein schlanker, intelligent aussehender Mensch von etwa dreißig Jahren, mit amerikanischer Hornbrille, in elegantem braunen Regenmantel, dessen Gurt er enger anzieht, als wir eintreten, um sich Haltung zu geben. Ich sehe den Mann an: es ist nicht meiner. Ich blicke in ein mürrisches, erstarrtes Gesicht, eine Larve fast. Ich bin der letzte Mensch, dem dieser Mensch ins Angesicht blickt, ehe die Gefängnishölle ihn verschlingt. Im Geiste bitte ich ihm die Schuld ab, die der ehrbare Bürger dem Verbrecher gegenüber hat. Nach meiner Erklärung wird der Mann sofort von einem Polizistenschwarm abgeführt. Er hinkt, man hat ihn, als er zu fliehen suchte, mit einem Hieb niedergeschlagen. Er trachtet aufrecht zu gehen, verschwindet in der düsteren, staubigen Halle.

„Ein Russe", sagt der zurückbleibende Polizeiinspektor, „ein Ausländer," und mit einer Handbewegung: „dem werden wir's zeigen. Wenn hier einem Fremden etwas gestohlen wird, heißt es gleich: die ägyptischen Taschendiebe! Dabei sind die meisten aus Europa zugereist. Dem Kerl werden wir's zeigen."

Und wenn ich hundert Jahre alt werde, den Blick des russischen Diebes vergesse ich nicht, des Menschen vor dem Versinken in das Grauen eines ägyptischen Gefängnisses.

Wieder im Museum. Im ersten Stock die neuen Ausgrabungen aus dem Tut En Chamen-Grab. Ein Gang durch die unteren Hallen:

Digitized by Google

Wiedersehen mit dem Dorfschulzen, dem schreitenden Priester des Ptah, der weißhäutigen Gipsprinzessin Nephret, mit dem König Myzerinus, den rechts seine Königin und links sein Dämon umarmt hält. Der Typus des Menschen, des Kulturmenschen hat sich innerhalb sieben Jahrtausende nicht im geringsten verändert. Auf den Stockknäufen des Tut die Köpfe sehen genau aus wie Köpfe von Menschen, die man heute im Muski, auf Mokattam sehen kann, er selbst ist ein verwöhnter dekadenter Junge, der jeden Augenblick aus Shepheards Hotel von der Terrasse auf die Straße heruntersteigen könnte. Die gleichen Konflikte, Leidenschaften, Verdrängungen, die gleiche Überreizung, Nervosität und Hast auf den Gesichtern der Menschen von je und von heute, dieselbe überreizte Verfeinerung in dem Hausgerät von heute und den unerhört zarten, unbeschreiblich graziösen Alabastervasen für Räucherzeug, Kästchen für Schmuck, Schemeln und Stühlen Tuts. Sieht man die steinernen Gesichter und die aus Fleisch vor ihnen, dann fällt einem das Wort Renans ein, daß die Moral keine Fortschritte mache. Und es kommen einem seltsame Gedanken über politische Evolution, Macht, Knechtsinn, Selbstherrlichkeit und Zerknirschung, Götzendienst und Heldenverehrung oder was man heutzutage so nennen muß.

In majestätischen Flügen, nach unten ausladenden, nach oben sich rapid verengenden Spiralen kreisen vor meinem Fenster die Sperber und Falken über dem violetten Garten um Ciros Jazz-Kasino. Irre und mitgerissen, hin- und hergetrieben, in die Höhe geschleudert und breit und abgrundtief zum Boden hinuntergezogen, lebt die Seele glühend und beseligt, unruhig ihren Tag zwischen Würde und Not in dieser Stadt des Orients.

Der Orient ist ein zertrümmertes Haus. Im Bau unterbrochen? Oder hat er vor Zeiten, nicht weit über dem Erdboden, einen Hieb abbekommen, daß die Fensterrahmen im ersten Stockwerk wie zerschlagene Zäune in die Höhe stechen? Aus unterirdischen Verliesen ein namenloses Gewimmel; zwischen Abfällen, übelm Geruch halbnackte Kinder, dunkel gekleidete Frauen mit schwarzen und bunten Tuchfetzen vor den Gesichtern; hohe dürre, in farbige Burnusse gekleidete braune Mannsgestalten. Und unmittelbar angeklebt an diese niederen engen Wohnverliese die Wucht der europäischen Vielstockhäuser, pariser Straßenarchitektur, Eleganz, Lungern und lauerndes armseliges Vegetieren durcheinander.

Digitized by Google

Der Duft der Stadt ist ein anderer als vor drei Jahren — damals war's Herbst, die herrlichsten Früchte häuften sich auf den Tischen der Obstverkäufer: Granatäpfel, groß wie blonde Kinderköpfe mit kleinem aufgebundnen Schopf, Feigen, voll Sonne, die süßen seifigen Icecreamknollen des Kaktus, verzuckerte hellviolette Pasteken, kanaanitische Trauben von prickelndem, champagnerähnlichem Geschmack, die blassen Mondorangen aus den Gärten um Jaffa. Dafür duftet die kleine tropische Blumen- und Palmenoase mitten in der Stadt im Schmuck unerhörter Blumenfülle: zu Füßen der wild ineinander geschlungenen Lianen sitzen auf den kleinen Bänken im Schatten des hereinbrechenden Abends Menschen, betäubt von der Wolke von Gerüchen über dem Garten.

Auf einer dieser Bänke sitzt allein ein Mensch und singt mit lauter Stimme. Er ist europäisch gekleidet, in helle Sommerfarben, hält zwischen den behandschuhten Händen einen Silberstock und singt, ganz einfach und ruhig, die griechische Litanei. Der Abend hat in dem Irrsinnigen die Ideenassoziation an die Zeit der Messe geweckt, in der er als Kind die Responsorien gesungen hat. Jetzt sitzt er da und singt mit angenehm tönender Stimme laut den sakralen Text, und auf den anderen Bänken sitzen wir und hören ihm geruhsam und ohne Staunen zu.

Zu Füßen Mokattams, zwischen dem Zitadellenberg und der Esbekieh-Oase inmitten der europäischen Stadt liegt, um die lange Muski geschlungen, in wirre Gäßchen zerfasert, der Bazar. Wunderherrliche Moscheen erheben ihre dünne Minarettnadeln wie Wegweiser aus dem Gewirr. An ihnen vorüber wagt sich der Fremde immer tiefer ins Labyrinth der schmalen Gänge, in die Lauben, die überdeckten, mit Segelleinwand, Latten, Lumpen, zerbrochenen Wölbungen, Torbogen, Laufgalerien kreuz und quer verbundenen Höfe, Alleen, Gäßchen und Schlupfwinkel.

Verborgen im Mittelpunkt des Bazars das ungeheure Kaffeehaus, in dem um jede Tageszeit Hunderte von beschaulichen Arabern vor ihren kleinen Tassen sitzen, den buntgeschmückten Sauger der Wasserpfeife zwischen den breiten Lippen. Wie lang denn, ihr ganzes Leben lang sitzen sie da, rühren sich kaum, lassen sich auf dem trägen Strom des orientalischen Lebens von der Wiege zum Grabe gleiten; unter ihren schweren und immer schwerer werdenden, mit dunklem Kaffeesatz, süßem Fett genährten Leibern rinnt das Leben

Digitized by Google

fatalistisch dahin, im Wasserbehälter ihrer Pfeife kräuselt sich zuweilen die trübe Flüssigkeit, das ist der einzige Beweis dafür, daß der Raucher lebt.

Draußen, nicht weit von dem Kaffeehaus, in einer der kleinen Winkelgassen, sitzt in einer Runde von schweren schwarzgewandeten Weibern, die in ihren Binsenkörben allerlei verkäufliches Zeug feilhalten, eine alte Negerin mit einem schwarzen Tuch, das ihr, durch eine kleine Röhre von der Stirn an gehalten, von den Augen abwärts über Nase, Mund und Kinn fällt. Jeden Tag, an dem ich mit Ernst hier vorüberkomme, sitzt die Alte vor ihrem Korb, in dem ein halbes Dutzend Kaurimuscheln liegen, sechs kleine elende Kaurimuscheln. Es ist eine lächerliche Form des Bettelns, eine elende Finte. Wer in aller Welt soll der Alten ihre Muscheln abkaufen? Wenn man ihr einen Piaster in den Korb wirft, trifft einen ein Blick aus den alten Augen im Ausschnitt des schwarzen Tuches. Die Augenwinkel sitzen voll Fliegen. So elend ist die Alte, daß sie gar nicht mehr daran denkt, die Tiere aus ihren Augenwinkeln zu verscheuchen.

Durch die Muski hinkt ein alter kleiner Bettler. Ganz in Lumpen gehüllt, schlurft und hinkt er an uns vorbei. Seine dürre Hand, dürr und dunkel, wie aus Ebenholz geschnitzt, wie die erhobene Hand jener Pharaonenmumie im Museum, mit Nägeln aus altem Elfenbein, streckt er uns entgegen. Die Menge stößt sich an ihm, an uns vorüber, weicht aber dem Alten ehrerbietig aus. Er hat auf seinem braungrauen Schädel einen grünen Turban sitzen; das besagt: der Alte hat das Grab des Propheten in Mekka besucht. Sein Grab, sein eigenes — lebe hundert Jahre, alter Freund! — es wird eine besondere Farbe erhalten. Die beiden Pfosten zu Häupten und zu Füßen seines Grabes, auf denen der Engel des Guten und der Engel des Bösen sitzen und um die Seele des Pilgersmannes disputieren werden, es wird eine Tönung erhalten, die dem Auge Allahs wohlgefällig sein soll am Tage des Gerichts. Wie ich ihm, zugleich mit Ernst, meine Münze in die alte Hand drücke, hebt er beide Hände beschwörend auf und segnet meinen kranken Arm und die Binde, in der ich ihn trage, mit einem Gemurmel aus dem Koran.

Wunderbar ist es, in den Gängen des Bazars herumzugehen, vor den kleinen abseitigen Höfen stehen zu bleiben, die sich überraschend vor einem auftun. Eine Werkstatt öffnet sich vor dem Blick wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. In kleinen muffigen Schusterhöhlen werden zierliche Saffianpantoffelchen geklopft, mit

Digitized by Google

zierlichen Silbertroddeln auf dem Schnabel geschmückt, daneben hängen an die Wand gereiht die schweren derben Pantinen der Wüstenwanderer; sprühende Öfchen der Gold- und Silberschmiede spritzen Funken hinaus in die Allee, da hämmert ein Dutzend feiner Werkzeuge silberne Intarsien, Koransprüche, zierliche Buchstaben in große Metallplatten; Läden der Geldwechsler neben den anrüchigen, mit Flitterkram wie Bordellsalons geschmückten Barbierstuben; und eine Reihe von Werkstätten, in denen die Kopfbedeckung der Moslem, der rote Tarbusch, über große Messingformen geschlagen wird, sauberes Metier. Weithin duften die Kuskusküchen mit breiten Fladen aus Weizenkuchen und Gemüsehäcksel, hohen Gläsern mit grellroten, violetten und grünen Einmachfrüchten, schwer zu verdauenden Leckerbissen aus Fett, Honig und Fruchtsaft. Die tausend kleinen Zellen, Kojen, Rattenlöcher, Nischen, Durchlässe, Höfe und teppichbehängte halbdunkle Läden, aus denen der unheimlich verästelte Bazar besteht, sie bergen ein wundervoll gleichmütiges, freundlichheiteres, abgründig unheimliches, noch nicht erkanntes, vom Europäer kaum erforschbares Volk, dessen Leben vielleicht nur in der Vergangenheit, im tiefen Düster verschütteter Jahrtausende ein Leben nach unserem Maßstab genannt werden könnte. Mit einem Seufzer, müde, und je müder ich werde, um so verzagender, nehme ich Abschied von dem Volk der emsig auf Metall Klopfenden, von den mit roten Ambrarosenkränzen vor ihren kleinen Läden mit untergeschlagenen Beinen dasitzenden würdevollen Händlern, von dem labyrinthähnlichen Bazar und der Muski. Nicht werde ich, wie's meine Absicht war, gemächlich und sorgenlos mich immer weiter nach Sonnenaufgang zu durch Afrika, Kleinasien, die Wunderwildnis Ceylons, des Edengartens, durch Indien, Burma nach dem Ziel, dem unermeßlichen Sagenland China, treiben lassen können!...

Stillestehen an der Schwelle des Bazars, Erkennen der tiefen Verbundenheit — bei allem europäisch zerrissenen, schwankend eigenwilligen, rasch aufschießenden, rasch erlahmenden Trieb des intensiv lebenden Westmenschen — dieses unerklärliche sichere und gewaltsame Gefühl des Hierhergehörens, der Verbundenheit mit diesen dahier, diesem semitischen Urvolk — Zugehörigkeit zu diesem rätselhaften, unbeweglichen, sich nur selten regenden, verfallenden, Gott verfallenen, kaum mehr noch und doch ewig lebenden Volk, das von seinem Gottglauben dermaßen beherrscht ist, daß es seine Bedrückung, Sklaverei als Kolonialvolk als etwas kaum in Frage Kommendes, Nebensäch-

Digitized by Google

liches, die Oberfläche der Seele nicht einmal von fern Streifendes erduldet.

Sehnsucht, sich hier hineinzufinden; hinunter zu gelangen zu den Urgründen dieser Gesetze des Friedens, die eigene Unrast, das angeborene Unglück draußen zu lassen, abzustreifen wie das Schuhwerk, ehe man in die Moschee tritt, die heitere unirdische Versunkenheit in den Willen, den unerforschbaren, zu erlangen, die verschüttet irgendwo auf dem Grunde des Semitenglaubens, ob ihn nun ein Jude oder Mohammedaner besitzt, versteckt liegen muß!

Ach, die Welt als ein leichtes Gekräusel um die dunstige Flüssigkeit im Kugelglase empfinden können. Als leichten Dampf, emporquirlend zu den Nüstern des geruhigen Rauchers im Mittelpunkt des labyrinthähnlichen Bazars!

Drüben, jenseits des Nils, ruhen die klotzigen Steinhaufen im Vollmondschein. Die Sphinx enthüllt bei Nacht ihr geflicktes, mit Zement aufgefrischtes, mit roter Ziegelfarbe künstlich nachgeschminktes Angesicht. Die alte Allerweltshure muß sich von Zeit zu Zeit diese Toilette gefallen lassen, sonst ist sie dem Fremdengesindel, das sich um sie drängt, nicht mehr präsentabel. Die Sphinx, um die die Touristenschwärme auf Kamelrücken, in Automobilen, Eselkarawanen, Fußgängertrupps unaufhörlich kreisen, die alte Sphinx mit ihrer eingeschlagenen Nase ist heute bei Vollmond gut genug, um dem Gelichter in Smoking und Abendtoilette, das drüben im kostspieligen, jazz-durchflirrten Mena-House wohnt und sich langweilt, den in kostbar bemalte Schals und Silberkleider gehüllten, in Seidenschuhen dahertrippelnden amerikanischen Millionärsfrauen und breitschultrigen englischen Sudanoffizieren als Ziel des Abendspaziergangs, mystischer Rendezvousort herzuhalten. Das ironische Geschmeiß der Fremdenführer, Kameltreiber, Wahrsager, Lustknaben, Verkäufer von falschen Antiquitäten, alten Zähnen aus Pharaonenmäulern, Erpresser und Kuppler, das sich hier bei Tag und bei Nacht um die Fremden herumtreibt, dieses bakschichgierige Gesindel, das ist auch noch Orient. Der Fremde erkennt, daß es sogar einen notwendigen Bestandteil dieses Orients vorstellt, wie das Fliegengewimmel, dessen man sich durch Netze, Wedel, Klappen und Ventilatoren erwehrt. Mit Ausrufen der Begeisterung schmeichelt sich Das an die Fremden heran, das ironische Gesindel, es trachtet seinen Bakschisch auf der Stufenleiter der Einschätzung der nationalen Herkunft des Fremden vom englischen

Digitized by Google

„wonderful" bis zum deutschen „pyramidal" herunter zu ergattern, bis es dann mit einem Berliner Fluch die Hoffnung aufgibt, und da die Nacht schon vorgeschritten ist, schimpfend und untereinander lärmend den Abhang zu den Nildörfern hinuntersteigt.

Um die Sphinx, die großen Steinhaufen, hinter denen der Mond verschwunden ist, wird es stille. Unsere Begleiter sind den Weg nach Mena-House vorwärtsgegangen. Jetzt wollen wir den Fleck suchen, sage ich Ernst, den Ort, vor dem sich das Wunder enthüllt. Vor der zweiten, der nach Chephren benannten Pyramide finden wir ihn endlich. Hier, flüstere ich dem Kameraden zu, hier.

Und da hören wir, wie aus der Pyramide, aus dem Innern des riesenhaften Steinhaufens ein ungeheures Rasseln, Kettenschlagen, Gebrüll gemarterter Stimmen in die stumme Mondnacht zu uns herausdringt. Aus dem Innern der Pyramide wahrhaftig, als lägen all die Leiden, das Elend der maßlosen, jahrtausendealten Sklaverei des Menschengeschlechtes unter diesen Steinen Mizraims begraben, eingebacken, aufbewahrt dem Gedächtnis fernster Geschlechter, nur den Seelen der Dichter, der Leidenden, der für die Menschheit Kämpfenden, Hoffenden hörbar.

„Hören Sie?" frage ich meinen Reisekameraden. Aber ich brauche gar nicht zu fragen. Ich sehe es an Ernsts Augen, seinem lauschenden bewegten Angesicht, daß sich ihm die tiefe mystische Sprache dieses Kettengeklirrs, dieser Schmerzenslaut der verschütteten Völker, der von Urbeginn mißbrauchten, beladenen Menschheit geoffenbart hat. Hier innen, in diesem Phänomen, das sich dem Gehörssinn mitteilt, lebt das Schicksal des Orients, des tiefen mystischen Orients, in dem, ungleich unseren westlichen Begriffen, das Wort Atmen und das Wort Leben, das heißt: im Göttlichen und unter Menschen sich Bewähren, zu einem Synonym der Sprache zusammengeschmolzen ist.

Siebenzehn Pyramiden am Horizont

Da stehen sie, vor meinem Fenster! Die Zeit, der wehende Sand, der Wüstennebel, der Sonnenglanz, hat von ihnen zehn, elf wie Schatten auf die silberhelle Atmosphäre gemalt. Die anderen sechs, sieben sind starr, dunkler, ihre Kontur ungebrochen. Es sind, durch mein gutes Zeißglas zu zählen, vom Norden in Gizeh bis zum Süden in Gergieh ihrer siebzehn. Mitten inne steht die Stufenpyramide von Sakkara, fast genau gegenüber meinem Fenster. Die Stufen sind mit hellem Sand bestreut, die Spitze abgebrochen. Das Pyramidenbauen

Digitized by Google

scheint vor siebentausend Jahren Mode gewesen zu sein, nach diesem Aufmarsch, der sich am Wüstenhorizont bis Assuan fortsetzt, zu urteilen! Schließlich hat man jedem Pharaonenbalg, als er das Zeitliche segnete, solch einen Steinklotz über die Grabkammer gesetzt! Nicht alle sind so solid getürmt, wie die des Cheops, des Chephren. Aus der Nähe besehn, sieht eine und die andere aus, wie aus zu groß geratenen, flachen Kieselsteinen zusammengetakelt. Manche ragen wie abgebrochene alte Krokodilzähne, Stümpfe, auseinanderfallende Haufen empor. Menschenkraft, Schweiß, Tränen, fruchtlose Arbeit, Totenkult als Luxus — an dem Schicksal der Masse, des unteren Volkes haben die Jahrtausende nicht viel gebessert. Welcher Unterschied besteht zwischen Schützengräbenausheben und Pyramidenbauen? Selbstherrlichkeit bedient sich durch die Jahrtausende der Menschenkraft, Menschenschweißes, Menschentränen, Menschenblutes, Menschenohnmacht und Torheit.

Vor den Pyramidenschatten ziehen, über die beiden tiefen Arme des Nil, die durch breitgelagerte Inseln aus Sand und spärlichem Riedgras voneinander getrennt sind, zartgeschwungene schneeweiße dünne Mövenflügel langsam an dem Blick vorbei. Es sind die Segelmaste der Nilkähne, der Arabiehs. Das silberne Schimmern des Stromes zittert nur undeutlich in der Atmosphäre. Hier und da eine kleine rasch vorwärtsziehende Rauchsäule von einem der flachen Nildampfer, die Touristen aus Kairo tief nach Afrika bis zum ersten Katarakt führen.

Noch näher zum Balkon meines Hotelzimmers sehe ich die Landstraße durch den Sand sich ziehn. Auf ihr „die Flucht aus Ägypten", täglich viele Male wiederholt: der dunkle Mann, der Weib und Kind auf silbernem Eslein langsam und fromm über die Landstraße dahinführt.

Um das Haus ein wunderlicher Garten mit traumhaft hängenden Blütenzweigen; eine Woche Ausruhn mit Freunden, dem guten Dr. S. aus Jerusalem, einem Ordensbruder des heimlichen Bundes guter Menschen, der sich um den Gedankenkern „Zion" kristallisiert hat. Hier, in diesem Wüstenkurort Helouan, sind Kranke beisammen. In der brütenden Hitze des Chamsin, einer nordafrikanischen Abart des Wüsten-Samums, in der drückend furchtbarsten Hitze sondert der Körper keinen Schweiß ab. Menschen mit zerschossenen oder kranken Nieren, die anderswo keinen Monat überleben könnten, sind hier beisammen, in dem aus weiten Hallen auf-

Digitized by Google

gebauten, üppig an das Paschadasein des ehemaligen Besitzers gemahnenden Tewfik-Palace. Frühmorgens weckt den Schläfer in seinem luftigen Käfig aus Moskitonetzen Vogelgeschrei, Vogelgesang — aber es ist das Gebet des Muezzin aus der unsichtbaren Moschee im Ort. Bald drauf surrt, orgelt und dröhnt der englische Flieger über das Hotel hinweg. Hier irgendwo ist der Flugplatz, aus dem die englische Weltmacht ihre bedrohlich schnell segelnden Flugzeuge weit hinein in die Wüste abschießt; täglich um Sonnenaufgang, damit die Völker der Wüste es nicht vergessen mögen, wer über ihnen ist und daß der gleiche, unerbittliche Wille jeden Morgen aufwacht! Im Nil ruht der Schlüssel der britischen Weltmacht und unaufhörlich umkreisen diesen Schatz Luftschiffschwärme, dröhnend und orgelnd, in der trockenen, Laut bewahrenden Atmosphäre.

In der Ferne beschreiben sie ihre Schleifen, Flugkunststücke, Stürze und akrobatisch witzigen Gleitpassaden um die siebzehn Pyramiden herum, folgen dem Lauf des Nil, meerwärts, kataraktwärts. Wem die Luft gehört, dem gehört der Strom, das Land, alles Leben.

Der Tod, die Zeit aber gehört dem Sand, der tiefen rätselhaften Wüstenei, die sich dort drüben jenseits der beiden Nilarme erstreckt. Eine kleine Karawane verläßt eines Morgens das Hotel, schwimmt auf Fähren über das Wasser, watet durch den Sand der Inseln, reitet und rollt von dem Nildorf Bedrachein landeinwärts der Stufenpyramide zu. Hinter dem Dorf, das eine fortgesetzte eklige Backschischplage ist — unser Sandwagen rollt wütend vorwärts, die Eselskarawane trabt wie besessen, um dem Geschmeiß aus Kameltreibern, Bettlern, Fremdenführern aus dem Dorf zu entrinnen — hinter dem Nildorf Bedrachein liegt unter schütteren Palmenhainen, tiefem Sand, verstreuten kleinen Häusergruppen begraben das sagenhafte Memphis. Aus einer Pfütze ragt, aus Alabaster geformt, eine anmutige, nur wenig aufgefrischte Sphinx; auf einem Hügel ist zwischen Palmen über dem Sand der gewaltige Torso einer Rhamsesfigur gebettet. Zu beiden Seiten der Straße, die über das begrabene Memphis hinausführt, arbeiten in Sümpfen stehend halbnackte Männer, Frauen und viele Kinder. Auch Esel und Kamele stehen in den spiegelnden grünüberdeckten Feldern. Knietief arbeiten, von Fliegenschwärmen umsurrt, Menschen in den uralten Rieselfeldern, die den Reichtum dieses Landes ausmachen. Wie unsere Karawane von fern her sichtbar wird, patschen aus allen Gräben Kinder auf die Landstraße hinauf, um uns kilometerweit mit

Digitized by Google

ausgestreckten Bakschischpfoten nachzulaufen. Automobilkolonnen von Cook surren hochoben auf dem Plateau vor den Pyramiden wie eilig dahinkriechende Raupenschwärme in unabsehbarer Reihe durch das Gelbgrau, verschwinden in einer Wüstenfalte, einer untiefen Mulde zwischen den grauen Stümpfen. Jetzt sind wir über die verschüttete Welt, über die Lehmdörfer, die Rieselfelder, über Paris, London und Neuyork der Vorzeit gerollt, geritten. Käme ein Erdstoß, ein Tornado, der die Decke von dieser jahrtausendealten Welt emporhöbe, über dem Erdteil zerstäuben ließe, Millionen Zellen einer phantastisch grausigen Herrlichkeit lägen bloß, jede in ihrem Glanz, in endlos erhabener Herrlichkeit aneinandergereiht, wahrscheinlich so unberührt und von leibhaftiger Gegenwart erfüllt, wie es die Mastaba des Ti ist, in die wir, in der Wüste von Sakkara, jetzt hinuntersteigen. —

In der Grabkammer des Ti lebt an den Wänden, in der zarten, unerhört bewegten Darstellung der Reliefs, das ganze Dasein des alten Volkes. Leise Tönung, Farben wie aus frischen Pastellkästen, umreißen die Konturen dieses Tagesdaseins! Fischer holen in Netzen Fische aus dem Strom, Sakiehs kreisen, von weitgehörnten Ochsen gedreht, Bäcker schieben Teig in Öfen, Schlächter schlachten Vieh und Hühner für den Markt, für des Pharaos Tisch, Tänzerinnen werfen ihre feinen Glieder, strecken ihre süßen Hände in lotosgleicher Fingerhaltung wie die Wigman, Nacken und Kinn zurückgeworfen schreiten andere in andächtigem Reigen, Schuldner werden in Ketten vor den Richter geführt, Schreiber notieren auf Papyrosrollen Steuerlisten. Daneben stillsitzende, im Profil gezeichnete Statuen, von denen man nicht weiß, sind's Könige oder schon Götter? wie waren in jener Zeit die Zeichen der Macht vertauscht, die Grenzen von Tod und Leben aufgehoben! Welche Lebenssehnsucht, Lebensbestätigung in diesen Grabmälern, in denen kaum ein geringes Zeichen vom Graun des Todes zeugt, alles aber an das Leben gemahnt, das der Tote nur so unwillig verlassen hat, daß er alle seine Vorgänge sich an die Wand malen, gravieren läßt, damit sie den noch unbekannten Zustand auf alle Fälle beleben sollen — wenn er doch nun einmal die paar Schritte weit unter die Erdoberfläche hinuntersteigen muß.

Ja, hübe ein Tornado die Sanddecke über der verschütteten Stadt in die Höhe — — in allen Pharaonensälen, allen Grabkammern würde man diese selben, monoton und doch millionenfältig verwandelt

Digitized by Google

wiederkehrenden Darstellungen des täglichen Lebens des niederen Volkes wiederfinden. Es herrschte also doch, trotz Selbstherrlichkeit und Sklaverei, eine solch' starke Verbundenheit zwischen dem niederen Volk und seinen Tyrannen, Gepeinigten und despotischen Peinigern! Sonderbar: in Sakkara an die Königsgemächer der europäischen Paläste zu denken, in denen Kriegs- und Krönungsdarstellungen, auf die Herrscherherrlichkeit der Besitzer hinweisende, kunstverlassene Schildereien zu finden sind, nichts auf das Leben des Volkes bezügliche wie hier, noch dazu in der höchsten Vervollkommnung der Kunstübung aller Zeiten!

Tiefer als die Mastaba liegt ein grauenhaft unmenschliches, überirdisch unausdenkbares Kultmal der niemals ergründeten, niemals ganz begriffenen Zeit — das Serapeum, Grabtempel der heiligen Stiere. In riesigen gewundenen Gängen, dunkel ins Innere der Erde hinunterlangenden, stehen die ungeheuren Granitsarkophage des Serapeums, Apis, das heilige Tier, aufbewahrend.

Furchtbar, wie die Vorstellung des geheimen Kultes, die Jahrtausende lang im Gedächtnis der Menschen weiterlebt, ist aber das gegenwärtige Erlebnis einer Wirklichkeit, einer Nacht in diesem heutigen Helouan, das ich bei der

Sekte der Schlangenfresser

gehabt habe.

Der junge schwäbische Lehrer, der in Helouan seine Nieren kuriert, kommt zu Ernst und mir ins Hotel. Er will uns zur Andachtsübung der Sekte führen, die jeden Donnerstag zu nächtlicher Stunde sich in einem verfallenen Gehöft des Ortes versammelt. Da ist ein weiter unebener Hof, von niederen Häusern umgeben, tiefe Erdlöcher führen in Keller, unterirdische Stuben. Frauen, schwarz vermummt, sitzen vor diesen Türen oder Maulwurfsverliesen. Hunde jagen sich über das weite dunkle Gehöft.

Durch die Straße draußen kommt rasch ein Trupp heran, der eine riesige Laterne aus weißer, mit schwarzen Zeichen bemalter Leinwand in seiner Mitte trägt. Das weiße Licht wirft die Schatten der hageren, eilig dahinschreitenden Gesellen gespenstisch an die Häusermauern, wie ein Spuk schwankt der Zug durch die nächtliche Straße, strömt rasch in das Gehöft herein.

Auf eine Eisenstange wird eine Azetylenlampe gehißt, dann breitet man eine lange Strohmatte über den Boden und im Nu haben sich etwa fünfzig Männer, alte, junge, auch Knaben, zu beiden Seiten der Matte

Digitized by Google

auf die Erde niedergekauert. Uns Europäern hat man Stühle hingestellt. Ein Bursche kommt und bietet uns kleine Tassen mit Zimtwein an, ein scharfes, nicht übel schmeckendes Getränk. Weihrauchbehälter werden geschwungen, so daß die beiden Reihen der Kauernden bald in einem Nebel verschwimmen. Gespräche, Schreie, dunkle, helle Laute stechen noch eine Weile aus dem Weihrauchdunst hervor, werden aber bald durch zwei Flöten übertönt, die schrill an den Enden der Matte zu lärmen angefangen haben. Bald springt, vom Zimtwein und dem Rauch gestachelt, hier und dort einer vom Boden auf, schon reißt es die Hockenden alle in die Höhe, nun sind sie auf den Beinen, die ganze bunte Schar, Greise, Jünglinge und Knaben. Der Flötenlärm, der Wein, der betäubende Rauch, die Schar, aus ihr lösen sich Gestalten, Anführer der Zeremonie, ein riesiger Neger mit grünem Kopftuch, ein noch junger, bleicher Scheich, ganz in Weiß gekleidet, und ein Blinder, tastend an seinem Stab. Diese dirigieren den Chor, der in monotonem, sich rasch steigernden Singsang die geheiligten Worte der Beschwörung ruft, singt, in rhythmisch stampfendem, dumpfem Geschrei artikuliert.

„La illaha il Allah!
Mohammed rassul Allah!“

Der Neger ist der Wildeste unter den Anführern. Bei dem Worte Mohammed stößt er die zweite Silbe brüllend wie ein Stier mit Nackenschütteln in die beiden Menschenreihen hinein. Es dauert nicht lange, da sind diese beiden Reihen in ein Wiegen, Schwingen, eine hin und her wallende, immer stärker anschwellende rhythmische Bewegung geraten. Wir sind aufgestanden und haben uns den Reihen genähert. Ich stehe hinter einem untersetzten kaffeebraunen Araber, der in blauem Kattunkaftan bloßfüßig neben der Matte steht. Ich kann ihn genau beobachten. Er hat seine Hände ineinander gekrampft. Seine Füße stehen leicht und zart, wie schwebend auf dem Boden, während sein Oberkörper, den seine ineinander verketteten Finger, in weitem Bogen ausholend, zu dirigieren scheinen, in unerklärlich heftigem Schwung, ekstatisch nach rechts, nach links sich biegt. Die Musik ist greller geworden, quietscht, pfeift, schrillt über die Köpfe weg. Die Worte: „la illaha il Allah!“ sind um den Kern des Spruches scheinbar niedergeschmolzen und was geblieben ist, ist ein stoßweises, von all den fünfzig Körperschüttlern, Tänzern, schwingend gottversunkenen wilden Anbetern in einem gemeinsamen Röcheln hervorgestoßenes:

Digitized by Google

„Allah!“

Aber auch dieses Wort verliert bald seine Konsonanten. Es klingt jetzt wie:

„Aaah!“

ein tierisch dröhnender wilder Laut der Lust, der ekstatischen Wollust in dem Trance des Dienstes an der unbegriffenen, schrecklichen Gottheit.

Uns Europäern wird das Zuschauen fast unerträglich. Am liebsten möchte man fortstürzen, seinen Kopf irgendwo vergraben, sich vor diesem Anblick des drohenden schicksalhaften Orients, des mohammedanischen Menschen, der so nah zur europäischen Kultur beheimatet ist, schützen. Aber man bleibt stehen, verzaubert und gebannt und nimmt die Botschaft dieser Übung in seine Seele auf, um sie seinem Weltbild, seinem Urteil über Menschheit und Völkerzukunft einzuverleiben.

Nach und nach ist die Sekte in derartiges Rasen der Körperschwingung geraten, daß aus dem Umkreis der Herumstehenden einer und der andere auf einen und den anderen der Schwingenden losstürzen muß, um ihn zu halten. Dann schwingen beide, der Ekstatische und der Hilfeleistende, wie von ungeheurem Wind geschüttelt hin und her. Der Blinde, vor allen aber der weiße Scheich, wirft seinen Körper in rasendem Pendelausschlag nach rechts, nach links; obzwar er von starken Fäusten gehalten wird, schwingt sein weißbeturbanter Kopf derart rasch, daß man von dem blassen Gesicht, dem dünnen Bart nur einen leichten zitternden Schein zu sehen wähnt, schillernden Schaum statt eines Gesichts.

Aber sie kann nicht lange dauern, diese Ekstase. Und tatsächlich bemerkt man schon ein Auseinanderfallen der Reihen, Abflauen, Müdewerden. Auch der untersetzte Blaue vor mir scheint aus seiner Besessenheit zu erwachen. Sein Körper schlägt kürzer, kürzer aus, wankt ein wenig, bevor er stillesteht und nun lagern sich die Männer, alte und junge, die Burschen, die Knaben, stumpf und erschöpft zu beiden Seiten der langen Matte auf den Boden, vergraben den Kopf zwischen den Knien und kehren zum Bewußtsein zurück. Wenige Augenblicke der Ruhe, und der Trancezustand ist aus den Reihen der Versammlung verflogen. Mit einemmal aber schrillen die Flöten aufs neue auf und damit ist das Signal zur Fantasia gegeben, die nun folgt.

Digitized by Google

Eine Flasche wird am Boden zerschlagen, ein hagerer Kerl springt auf und stopft sich die Scherben in den Mund, zerkaut sie mit hörbarem Zähneknirschen. Ein anderer hat einen krummen Säbel (der aber, wie ich mich überzeuge, ziemlich stumpf und rostig ist) mit einem Aufschrei sich über den Bauch geschlagen. Längs der Schneide knickt er in sich zusammen, so daß der Säbel ganz im Innern des Menschen verschwindet. Wie er sich wieder aufrichtet, sieht man die Spur des Säbels nur als einen etwas helleren Strich durch die braune Bauchfalte laufen. Ich habe den Eindruck, daß diese Übungen mehr für uns, die zahlenden Gäste, stattfinden, harmlose Gaukelei vorstellen, die man mit dem Eintrittsgeld zu hoch bezahlt hat.

Was aber nun folgt, ist die heilige Prozedur, der oberste Ritus des Gottesdienstes der Sekte. Dem weißen Scheich wird eine lange, dünne, graue Schlange gereicht. Zwei Männer fassen das Tier, das sich in energischen Stößen windet und wehrt, beim Kopf, um den Leib, beim Schwanz, der Scheich preßt dem Tier den Kopf zusammen, daß der Rachen offen steht und schlägt ihm an einem Stein die Giftzähne heraus. Lange schon sind die Flöten verstummt. Wir haben uns auf unsere Plätze zurückbegeben. Im ganzen weiten Hofe herrscht erwartungsvolle Stille. Zu beiden Seiten der Matte haben sich die Schüttler, die Körperschwinger niedergekauert. Über die Matte geht der weiße Scheich mit der Schlange. Mit raschen Schritten geht die weiße Gestalt, von der Azetylenlampe grell beschienen, hin und her. Hoch über seinem Kopf, zwischen den kräftigen geballten Fäusten, hält der Scheich die Schlange ausgestreckt. Man sieht, wie das Tier sich aus dem klammernden Griff der muskulösen Hände zu befreien sucht. Oft hat die Schlange die Oberhand, dann merkt man, wie die Fäuste in der Luft über dem Turban sich einander nähern, die Schlange beschreibt eine Wellenlinie, einen Bogen. Aber dann schieben sich die Fäuste wieder auseinander und die Schlange sieht aus, wie ein gerader weißlicher Strich über dem hellen Turban, glitzernd und auslöschend im Licht der Azetylenlampe, im Maße, wie der Scheich in seinem beschleunigten Gang sich ihr nähert oder von ihr entfernt.

Der Scheich spricht laut vor sich hin. Der junge Schwabe, der uns hierher gebracht hat, weiß, es sind Suren des Koran, die der Scheich bei dieser symbolischen Handlung ausspricht. Immer rascher, immer heftiger werden die Schritte des Singenden, Psalmodierenden, der die Schlange in den erhobenen Fäusten hält. Von den Kauernden

Digitized by Google

fällt einer und der andere in den Singsang ein, aber nur für kurze Augenblicke. Alle, die Sekte, die Umstehenden, wir, die Gäste, sind stumm und in Erwartung. Der Scheich nimmt in seinem Gehaben auch immer mehr die Starre an, die, wie jenes Körperschwingen, ein Beweis seiner Gottversunkenheit zu sein scheint. Seine Stimme erhebt er kaum, auch seine Schritte werden nicht wankend, aber in dem ganzen Gehaben der weißen Gestalt prägt sich doch irgend etwas Ungewohntes, Unmenschliches, ein Entrücktsein, Fortsein vom Irdischen aus, das zu einer Kulmination hintreibt.

Mit einemmal geht, wie ein Seufzer, ein abwehrender Laut vor etwas Unerträglichem durch die Kauernden zu beiden Seiten der Matte. Mit einem Ruck hat der Scheich die Schlange zu seinem Gesicht niedergebogen und ihr blitzschnell den Kopf abgebissen. Ohne seinen Gang zu beschleunigen oder zu verlangsamen, geht er nunmehr stumm die Matte auf und ab und kaut an dem Kopf des Tieres. Das Knacken des Bisses wiederholt sich in den mahlenden, malmenden Geräuschen des blutenden Mundes. Die Schlange sieht jetzt aus wie ein zickzackförmiger Stock aus Holz. Die Wellenlinie des Körpers hat sich in ein steifes Zickzack verwandelt. An der Stelle des Kopfes sitzt ein runder, blutiger Fleck. Der Scheich geht mit der Schlange viermal, fünfmal rasch über die Matte hin und her. Plötzlich steckt er den Stumpf des blutenden Schlangenkörpers wieder in den Mund, beißt noch ein Stück ab. Nun ist der Bann gebrochen, hier und dort springt einer auf, begehrt ein Stück von der Schlange zu essen, der Scheich reicht sie ihm, wie ein Priester die Oblate reichen mag, und dasselbe widerliche Knacken ertönt. Damit ist diese religiöse Prozedur, die, wie uns versichert wird, eine tiefe mystische Bedeutung besitzt, zu Ende. —

Es sind auch einige Ortsgendarmen anwesend unter den Gästen der Sekte, den Zuschauenden. Sie machen angewiderte Gesichter und lächeln uns Europäern verständnisvoll zu. Aus den unterirdischen Löchern steigen Frauen herauf, bringen auf großen Zinnplatten flache gelbe Fladen. Wir kriechen in die Höhle hinunter und sehen zu, wie diese Fladen zubereitet werden. In einem stinkenden dumpfen Raum steht ein schmutziges Himmelbett, auf dem zwei Kinder in tiefem Schlaf liegen. Daneben ist der Herd, um den Frauen hocken, die diese Fladen backen, Gemüsehäcksel zwischen die Teigkrusten stopfen und dann auf der Steppdecke des Himmelbettes zu Stapeln schichten. Das ist die Küche, aus der die Sekte ihre Nahrung erhält.

Digitized by Google

Auch das Gefäß, aus dem wir unseren Zimtwein eingeschenkt erhalten haben, steht da. Lebhaftes Kommen und Gehen entwickelt sich zwischen dem Gehöft, in dem jetzt ein munterer Lärm ertönt, und dieser unterirdischen Küche.

Es ist schon spät in der Nacht. Mit höflichen Gebärden nehmen wir von dem Scheich, den Männern der Sekte Abschied. Sie führen ihre Hände grüßend zur Stirne und wir erwidern ihren Gruß: „Saida!“ Unser schwäbischer Führer hat derweil von uns den Tribut einkassiert, ein ägyptisches Pfund pro Kopf, gar nicht wenig! — Durch die schlafende Stadt, aus deren Stille entfernter Singsang, jenem ähnlich, der unsere Zeremonie begleitet hat, aufsteigt, gehen wir in unser Hotel zurück. Es sind also zu dieser nächtlichen Weile ringsum noch andere Sekten tätig!

Die Gottversunkenheit des auf dem Bahnsteig betenden Mohammedaners, die fatalistische Reglosigkeit des Wasserpfeifenschmauchers im Bazar, die wilde Berserkerei der Körperwerfer, Schlangenabbeißer — dieses Volk, ein gewaltiger Bruchteil der heut auf Erden lebenden Menschen, neben unserer Zivilisation, das heißt dem Zustand, in dem sich unsere westlichen Völker heute befinden und dem sie den Namen Zivilisation gegeben haben — eine schwer ermeßbare, kaum begriffene Bedrohung! Wie diese Bewohner des verschütteten und zerbrochenen Orients zu den Zielen, den nächsten Aufgaben der Entwicklung gewinnen, organisieren? Ein einziges Volk hat dieses Problem auf seine Art erfaßt und arbeitet an seiner Lösung: ein Volk, mit allen Elementen der verschütteten Urvölker ausgestattet und doch ein Westvolk zugleich: das Volk des großen europäisch-asiatischen Rußland. In den Händen der neuen Lenker der Geschichte, die in Moskau ihren Sitz haben, sind die Wildheit der religiösen Vorstellungswelt, die Gottversunkenheit, die Trägheit der Bazarraucher ebensoviele Zügelstränge. Die anderen arbeiten mit Geld und mit Waffen — die in Moskau haben den Orient bei seinen Wurzeln gepackt. Vielleicht liegt der Schlüssel, der die Zukunft aufsperren wird, gar nicht im Nil, sondern im Kreml? Daß aber in absehbarer Zeit ein Kampf von furchtbarem Ausmaß zwischen West und Ost, Zivilisation und Religion losbrechen wird, ist heute bereits deutlich erkennbar. Wer wird der Schlange die Giftzähne ausbrechen, ehe die Zeremonie anhebt?

Diese Vorstellung von dem drohenden Osten, dem unbegriffenen, verfolgt mich durch die Nacht und den darauffolgenden Tag, den

Digitized by Google

letzten, den ich in dem Hotel zwischen den hängenden Blütenzweigen verbringe; denn ich fahre jetzt bald ostwärts zum Suezkanal hinauf, in das alte heilige Land, in dem ich nach drei Jahren meine Freunde wiedersehen werde, die jungen Juden in den Ebenen — diese Menschen des Westens, die am gefährlichsten durch die kampfbereiten, hinter den Bergen des Transjordan lauernden Ostvölker bedroht sind. —

Die Berge Judäas sind mit Blumen überschüttet. Noch reifen die Dattelbüschel oben in den Palmenkronen nicht, auch die Ballen im Grün der Orangenhaine sind erst hellgrün, noch nicht von goldigem Schimmer — aber zwischen dem violetten Gestein des zerklüfteten Urväterlands wächst Mohn, röter als das Auge ihn je gesehn, Zyklamen, Orchideen, riesige Mimosengebüsche gelb über den Hang der Berge hinunter. In tausend Farben blüht erschütternd der Frühling, es ist ja erst März.

Schon umfängt mich die zauberhafte Atmosphäre dieses sich ewig erneuernden Landes, das der Welt die sublimen Menschheitsreligionen geschenkt hat, den Tierkult, die Bestialität des Menschenopfers aus der Welt gejagt, die Schwere der Leidenschaften durch mitleidige Liebe aufzuheben versucht hat. Vergeblich? Vielleicht. Aber was ist die Spanne vom Dornbusch über die Verkündigung bis zu unserem taumeligen Tage? Die Kunstwerke der verschütteten Wüstenstädte zeugen von einer uralten, wahrscheinlich schon seit Jahrtausenden im Niedergang gewesenen Kultur. Heute abend werde ich das rötliche Licht, die magische Aura in der magnetischen Atmosphäre ob der Heiligen Stadt wiedersehn. In mancher Stunde sah ich sie schon vor dem Nachtwerden über Jerusalem: einen Augenblick lang flammte das überirdische Rot nur auf dem Horizont, dann war es jählings verschwunden, wie von einem Atemzug der Ewigkeit weggeblasen, zerstäubt.

Unsere Zeitrechnung, die Epochen der Geschichte dieses bewohnten Erdballs währen vermutlich auch nicht länger als ein Aufflammen am Firmament vor dem Dunkelwerden, der aufsteigenden Pracht des südlichen Sternenzeltes.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Digitized by Google

PARIS
UND DAS EUROPÄISCHE KUNSTGEWERBE

von

HENRY VAN DE VELDE

In den Kreisen belgischer und französischer Architekten und Kunstgewerbler fragt man sich — und hat mich gefragt —, welche Rolle wohl Deutschland auf der Kunstgewerbe-Ausstellung in Paris gespielt hätte?

Während man im Publikum dieser beiden Länder besonderen Wert darauf zu legen scheint, die Anfänge jener Bewegung aufzudecken, die nach der Anschauung dieses selben Publikums jetzt in einer Art Apotheose gipfelt, — sind wir, das heißt jene, die die ersten Anfänge mitgemacht haben, eher traurig betroffen von dem negativen Resultat und dem chaotischen Eindruck, den die jetzige bedeutende Kundgebung macht.

Die Antwort auf die erste Frage muß das deutsche Publikum genau so interessieren wie das meines Vaterlandes und wie das französische; und was die Wißbegierde des deutschen Publikums in betreff der Anfänge jener neuen Stilbewegung betrifft, so kann sie nicht viel geringer sein; denn in Deutschland hat sich ja diese in Belgien geborene Bewegung entwickelt, hat Kämpfe hervorgerufen, die mit der Ausstellung in Dresden im Jahre 1897 begannen, wo auf dem Kontinent zum erstenmal eine besondere Raumabteilung für das Kunstgewerbe neben den Sälen für Malerei und Skulptur reserviert wurde, — um nach siebzehn Jahren beständiger Kämpfe in die Ausstellung des Werkbundes zu Köln im Jahre 1914 zu münden.

Diese Bewegung, die mich leicht zur Darstellung allzu persönlicher Tatsachen verführen könnte, wurde in Belgien um das Jahr 1892 geboren und durch die Fabrikanten hervorgerufen, deren Warenschau außerhalb alles dessen stand, was die Denkungsart und den Geschmack eines gewissen Publikums „verdrehte"; und zwar durch das Bekanntwerden von Ruskins und W. Morris' Taten und vor allem die der Neo-Morrisianer W. Crane und Voysey in England. Bald verbreitert und von zahlreichen anderen europäischen Ländern in ihren ersten Vorspielen aufgenommen, zog die Bewegung ihre Streitkräfte zum erstenmal damals zusammen, als sie das Urteil des großen Publikums bei Gelegenheit der Eröffnung des Hauses „L'art Nouveau" von S. Bing in Paris 1896 herausforderte.

Digitized by Google

Sie wurde zu einem glorreichen Abenteuer und einer denkwürdigen Niederlage. Kaum ein Jahr später fand jene Ausstellung in Dresden statt, bei der die Vorführung mehrerer meiner Zimmereinrichtungen und das Erscheinen meiner linearen Ornamentik das Problem eines neuen Stils stellte, und diesmal einem frischen ungeduldigen Publikum gegenüber, das berauscht der Zukunft entgegenschaute, in der es zu jener Zeit nichts als Glanz und Macht sah.

Hier würde ich gern die Feder meinem alten Freund Meier-Graefe überlassen. Er war bei diesen ersten beiden Schlachten dabei. Ich hatte noch andere zu liefern, bei denen ich ihn ebenfalls an meiner Seite fand. Wie schön wäre es, könnten wir seine Erinnerungen aus jener Epoche lesen; wie sehr würden sie dazu beitragen, die Tatsachen richtigzustellen; denn gar manche arbeiten systematisch daran, die Dinge und die Daten zugunsten persönlichen und nationalen Ehrgeizes durcheinanderzumengen. Es ist ein recht widerwärtiges Schauspiel, wie durch solche Machenschaften versucht wird, die Vorläufer in die Kulissen zurückzudrängen, damit die Bühne ganz und gar von den Neuankömmlingen besetzt bleibe.

Und an denen fehlt's nicht! — Es sind ihrer so viele, daß selbst den in zweiter und in dritter Stunde Gekommenen droht, ins Dunkel gedrückt zu werden. Gerade die schreien natürlich ihre Ansprüche am lautesten in die Welt.

Stellen wir die Tatsachen richtig:

In Deutschland fand die Idee eines neuen Stils einen fruchtbaren Boden und unter den Künstlern verständnisvolle Anhänger; ihr Talent trug zu dem Erfolg der Bewegung bei, die bald in Belgien stockte, aber Holland, Österreich und die skandinavischen Länder schnell eroberte. In Frankreich war der Mann der ersten Zeit Bonnier; Plumet, Guimard, Sauvage ließen sich nach 1896 und der Schlacht der „Art nouveau" anwerben und blieben standhaft und nicht ohne Ruhm bei der Sache.

Das Zentrum des Kampfes blieb in Deutschland; alle schlummernden Kräfte waren durch die Wirkung der Dresdener Ausstellung im Jahre 1897 elektrisiert worden. So erschienen fast gleichzeitig auf der Bühne: Otto Eckmann und Hermann Obrist, Pankok, Riemerschmid und Endell und etwas später Bruno Paul, Peter Behrens und Poelzig, der einer der Größten unter uns geblieben ist.

So war die Situation zu Anfang dieses Jahrhunderts und wollte ich, daß alle ersten Darsteller vor den Vorhang gerufen würden, so

Digitized by Google

müßte ich die Namen aller derer nennen, die zu jener Zeit für die Idee eines neuen Stils in Belgien, Holland, Frankreich und in den nordischen Ländern kämpften: Hanka und Horta, Berlage, Otto Wagner und Sarrinen.

Eine der folgereichsten Tatsachen für die Entwicklung der Bewegung wurde die Gründung des „Deutschen Werkbund" und seine bald darauf folgende Nachahmung in Österreich und der Schweiz.

Zu der Zeit, da ich im Werkbund in der Opposition stand, konnte ich in jener Liga nur eine beunruhigende Tendenz zu ziemlich minderwertiger Verflachung entdecken.

Ich spielte also in der Opposition meine ureigenste Rolle. Sie trat 1914 derartig hervor, daß sie normalerweise zur Spaltung hätte führen müssen. Besessen von der Idee meiner Mission, die mir persönlich befahl, den Gedanken des neuen Stils von jedem Kompromiß rein zu bewahren und seine Prinzipien vor allem Verderblichen zu retten, sah ich nicht, wie heute, wie sehr diese Liga dazu beigetragen hat, unbebauten und vernachlässigten Boden urbar zu machen, das heißt die ganze Masse der Kräfte, die da schlummerten oder von begrenzter Überzeugungstreue waren, der aufstrebenden Bewegung zu verknüpfen, — Kräfte, die überall in der Provinz und in den weit verstreuten Gemeinden des ungeheuren Landes sich selbst überlassen waren.

So habe ich in Deutschland am Kampf für den neuen Stil von der ersten Stunde an, da die Idee dort eindrang, bis zum Augenblick der Kriegserklärung mitgekämpft, die mit brutaler Faust auf mein Haupt niederschlug und gleichzeitig das Werk meines Lebens und meines vierzehnjährigen Aufenthalts in Deutschland zerschmetterte: mein Institut in Weimar. Ich bin also besser, als irgend jemand imstande, mich dafür zu verbürgen, mit welcher aufrichtigen Anspannung, mit welcher Kraft des Willens, Deutschland sich in den Dienst der Idee eines neuen Stiles stellte.

Während der Kriegsjahre, die mich in eine fürchterliche Lage von größter Tragik brachten, habe ich allem zum Trotz in meinem Herzen hartnäckig die Hoffnung festgehalten, daß die Sturzflut nicht unsern Gedanken eines neuen Stils mit in den Untergang des alten Europas hineinreißen würde, und daß man mich dazu berufen würde, meine Mission und mein Predigeramt bei den wieder in Frieden lebenden und versöhnten Nationen aufzunehmen. Ich überwachte eifersüchtig alles, was während der schrecklichen Jahre gezwungener

Digitized by Google

Untätigkeit sich meinem Geist und meiner Anschauung in betreff des neuen Stils bot. In jenen Stunden tiefster Verzweiflung kam mir die Idee, daß dies, was ich neu glaubte, eigentlich nichts anderes sei, als die Rückkehr zu den uranfänglichen Prinzipien einer intelligenten und vernünftigen Schöpfungskraft. Von hier war es nur ein Schritt bis zu dem Gedanken, daß nur von einem „einigen Stil" die Rede sein könnte, der sich von Grund aus von allen jenen manierierten Variationen unterscheiden müsse, die nichts anderes sind als der Ausdruck einer ungeheuren Entartung. Ich behielt mir vor, diese neue Wahrheit zu verkünden. Als ein ins Exil geflüchteter Wächter hätte ich wohl alles, was von unserer Bewegung lebendig geblieben ist, was von unseren Werken noch aufrecht steht, gegen eine rohe Gegenwart und eine ungewisse Zukunft verteidigen können. Zur genannten Zeit, redete ich mir ein, würde ich meine Mission wieder aufnehmen und meine Zeitgenossen von neuem vor die Wahl stellen: entweder unsere Epoche in den schändlichen Geschmack und den Niedergang der Architektur sowie des Kunstgewerbes vom letzten Jahrhundert zurücksinken zu lassen, oder mit allen verfügbaren Mitteln die Eigentümlichkeit eines nur ihr eigenen Stiles festzuhalten, allen Ehrgeiz daran zu setzen, ihn zu wollen und von der Befriedigung dieses Ehrgeizes eine der edelsten Freuden zu erhoffen.

Wenn man mir damals erklärt hätte, daß die Idee aus eigenem Antrieb wieder aufleben würde, daß wenige Jahre nach dem Waffenstillstand, — wer hätte den Mut ihn Frieden zu nennen — in Paris eine Weltausstellung organisiert werden würde, deren Statuten — offiziell — den Bruch mit der Tradition der „Stile" bedeutet, dann hätte ich gemeint, man wolle mich anführen; um so mehr, hätte man hinzugefügt, daß bei dieser Zusammenkunft der Nationen Deutschland „nicht dabei wäre".

Und trotzdem ist es nun so gekommen, obgleich während einer Periode von nahezu zwanzig Vorkriegsjahren Deutschland sich mit so glühendem Enthusiasmus jener Idee eines neuen Stils gewidmet hat, daß es schien, als ob diese Idee Deutschland mehr zu eigen gewesen wäre als irgendeinem andern Land.

Jetzt aber stellen ebenso die, welche sich in Frankreich gegen den Gedanken einer Beteiligung Deutschlands an der Pariser Ausstellung empört haben, wie auch jene, die sich in Deutschland gegen denselben Gedanken aufbäumten, eine Frage; sie verdirbt bei den einen die Freude über den Triumph, den sie ohne weiteres ihrem Lande zubilligen, und sie beunruhigt, unwillkürlich die andern die

Digitized by Google

nicht gar so sicher sind, daß ihr Land den Sieg mit starker Hand errungen hätte. Diese Frage: welche Rolle hätte Deutschland gespielt, ist also ebenso dem deutschen wie dem französischen Publikum gestellt.

Man drängt mich darauf zu antworten. Ich möchte weder die Antwort schuldig, noch im Zweifel bleiben.

Ich kann mir vorstellen, daß andere ebenso wie ich das Gefühl einer Enteignung haben; so stark haben wir durch Jahre hindurch empfunden, wie eng verbunden die Idee eines neuen Stils mit Deutschland ist.

Man wird mir einwenden, Deutschland hätte die Möglichkeit gehabt, auszustellen. Das ist ganz richtig, wenn man sich auf die verspätete Einladung beruft. Tatsächlich war eine Teilnahme Deutschlands ausgeschlossen. Hat man nicht von jeher in allen Manifesten und offiziellen Reden herausposaunt, daß Weltausstellungen „friedliche Kämpfe zwischen den Nationen" wären? Jedoch die Zeiten sind noch nicht dazu angetan, daß ein „friedlicher Kampf" zwischen den beiden großen Nationen stattfinden könnte, deren aufrichtiges Einvernehmen und deren gegenseitige Befruchtung ohne jeden Zweifel das Wiederaufleben Europas zur Folge hätte.

Die unheilvolle öffentliche Meinung vereitelte so das Spiel der Möglichkeiten, dessen Einsatz ungeheuer ist, und wir können nur die Tatsache konstatieren.

Abgesehen von dieser tatsächlichen Ächtung läßt sich sehr wohl die Anwesenheit Deutschlands und die Existenz einer deutschen Abteilung vorstellen; man muß sich dabei allerdings auf Gegebenheiten der Vorkriegszeit stützen, das heißt auf solche von 1914; aber alles in allem hätte sich die Beteiligung von 1925 wohl kaum sehr von dem unterschieden, was der Werkbund 1914 in Köln ausstellte.

Poelzig hätte einen bedeutenden und originellen Pavillon geschaffen. Ich bilde mir ein, daß er inzwischen von seinen gefährlichen Koketterien mit dem Barock zurückgekommen ist. Er kann sich sehr wohl eine gewisse Zeit an dem Saft jener Schöpfungen „sans lois et sans frein" berauscht haben, aber sein eigentliches Wesen und sein Talent sind Gesundheit, Logik und Kraft. Auf ihrem Boden hätte er einen Pavillon geschaffen, der den Vergleich mit dem der Tschechoslowakei von Gocar aushalten würde, der der allerbeste der Ausstellung ist. Falls nicht Poelzig, so hätte Mendelsohn eine Gelegenheit gefunden, um der Welt zu zeigen, was er kann. Sein „Einstein-Turm" verrät in seiner Kühnheit und seinem eindrucksvollen Radikalismus ebenso wie

Digitized by Google

die kecke und radikale Lösung des Problems der Erweiterung des Mosse-Hauses genug, was wir noch von ihm erwarten können und auch Taut und Gropius haben noch nicht ihr letztes Wort gesprochen.

Was die übrige Beteiligung betrifft, die Zimmereinrichtungen, die Gegenstände, die Schulen, so können wir uns auch weiter auf den Katalog der Kölner Ausstellung von 1914 berufen.

Neu ist, daß Frankreich 1914 einer Beteiligung von solcher Flügelspannung nur sehr wenig hätte gegenüberstellen können während es heute den Vorsprung seiner Rivalin vollkommen eingeholt hat.

Ein eingeholter Vorsprung ist noch kein wirklicher Vorsprung. Die Bewegung hat in Frankreich unter dem Antrieb einer Ausstellung, bei der die französischen Architekten und Kunstgewerbler vor der ganzen Welt eine Rolle spielen mußten, eine zu plötzliche Ausdehnung genommen, als daß sie der Tiefe zu, ebenso viel als der Breite nach hätte erobern können. Ganz bestimmt aber hätte die deutsche Abteilung keine gelungenere Einrichtung und in ausgesprochenerer Weise „neuer Stil", so wie ich ihn verstehe, vorweisen können, als das Bibliothekszimmer von Pierre Charreau; oder eine gleichzeitig für das Auge und für den Geist glücklichere und befriedigendere Lösung als den Salonwagen und die Schlafwagen von Francis Jourdain.

Auch unter den Anhängern eines radikalen Kubismus und des Betonbaues kenne ich nicht einen in Deutschland, der ein Werk hervorbringen könnte, das den Vergleich mit dem „Pavillon du Touriste" von Bob. Mallet-Stevens aushielte, der Kühnheit, Logik, Eleganz und Feingefühl vereinigt, die im allgemeinen nicht gerade die Betonarchitekten auszeichnen. Dagegen wäre auf dem Gebiet der technischen Arbeiten: Brücken, Hallen, Fabriken die Überlegenheit der deutschen Ingenieur-Architekten im allgemeinen durchschlagend gewesen; obgleich die Luftschiffhalle von Orley de Fraysinet in ihrer großartigen Majestät, in ihrer strahlenden Entfaltung, in der prachtvollen Nacktheit ihres rein logischen und rationellen Entwurfes einzig dasteht.

Was nun die deutsche Produktion der verschiedenen Gegenstände, Stoffe usw. betrifft, so hätte sie sich in nichts von der der anderen Länder unterschieden, – ausgenommen Rußland, das verdient, besonders und gründlich studiert zu werden.

Das bedeutet Gutes, insoweit solche Gleichartigkeit bestätigt, wie sich der Stil „internationalisiert" und ein Weltstil zu werden verspricht; es bedeutet schlechtes, wenn wir feststellen, wie tief das Niveau noch ist, wie es sich treiben läßt und einzig darauf bedacht

Digitized by Google

scheint, die gewöhnlichsten Wünsche einer Kundschaft zu befriedigen, die alles von sich weist, was ihr nicht als erstklassige „poule" erscheint oder als verwässerter „snob" aus irgendeiner Gegend, wo der Pfeffer wächst.

Ich gebe hier meinen Eindruck wieder, so wie er ist, ich ziehe keine Schlußfolgerungen; in diesem Falle wäre es gefährlich!

Truppen, die man zur Parade führt, machen immer „gute Figur", aber es wäre unrichtig, auf die Tüchtigkeit irgendwelcher Truppen nach dem Aussehen zu folgern, den sie „bei der Parade" bieten. Die verschiedenen Pavillons dieser internationalen Ausstellung stehen auf einem auserwählten Paradeterrain. Sie machen alle „gute Figur", selbst wo die großsprecherische Eitelkeit eines imperialistischen Romanismus an einem Filmatelier lächerlich wirkt, wie das bei Italien der Fall ist; oder selbst dort, wo ein allzu seniler und traditioneller Konventionalismus, wie bei England, aufreizend wirkt.

Wie sehr ziehen wir unsrerseits den Pavillon der Sowjets vor! Er tritt in „Hemdsärmeln" auf und ist von seinem Architekten Konstantin Melnikoff nach einem Plan geschaffen, der alle Regeln und architektonischen Überlieferungen sprengt.

Er ist das Symbol für einen persönlichen Versuch, das gebotene Geleise zu überspringen, die gebahnten Wege zu verlassen und wir wissen, daß einzig und allein die stete und gewissenhafte Anspannung, die leidenschaftliche Hingabe an die klarste und kühnste Lösung des Problems, ja aller Probleme, die Architektur und Kunstgewerbe uns stellen, das Wesen dieses Stils klären wird, der fern von dem Lärm, fern von der Eitelkeit, fern von allen „amours, délices et orgues" einer Ausstellung ausgearbeitet werden wird; einer Ausstellung, deren Hauptcharakteristikum drei sogenannte Pinassen sind, Schöpfungen des berühmten Schneiders Poiret, die, durch die Vergnügungen, welche sie je nach ihren Abzeichen versprechen, die unwiderstehlichste Anziehung für das große Publikum internationaler Snobs bilden; denn die haben seit dem Kriege von nichts mehr eine Ahnung; weder von einer steten gewissenhaften und stillen Arbeitsleistung, noch von dem leidenschaftlichen Ringen um ein Ideal, das auf dem Gebiet der Architektur und des Kunstgewerbes die ausgesprochenste Schlichtheit, Zurückhaltung und den wahrhaftigsten und vernunftgemäßesten Ausdruck aller Dinge in sich trägt.

(Berechtigte Übersetzung
von Erna Grautoff)

Digitized by Google

KLANG, TONALITÄT, ATONALITÄT

von

ADOLF WEISSMANN

Es ist die Zeit, da das Schlagwort in der Musik eine bis weit über die Kreise der Musiker und Musikkenner hinausreichende Geltung gewinnt. Unter den heute umgehenden Schlagworten aber ist Atonalität wohl das geläufigste. So wenig nun das Schlagwort in sich bedeutet, so sehr es Ungerechtigkeit gegen die Sache ist, sein Dasein und seine Verbreitung allein sind für einen noch nicht dagewesenen Zustand kennzeichnend.

Das Wort „atonal" sagt aus, daß etwas früher Vorhandenes nicht da ist. Es spricht von Entwurzelung. Es wendet sich gegen ein Grundgefühl der Masse. Das wird von den vielen mehr geahnt als gewußt. Die Grundlage der Tonika ist ihnen entzogen. Darum auch spricht Waltershausen von Atonikalität. Für den beobachtenden Musiker aber ist es nur Symptom einer Krise, wie sie ähnlich etwa um 1600 da war: man empfindet die Notwendigkeit einer Umkehr, eines neuen, grundlegenden Anfanges. Man macht Programme: diese Leistung, außerhalb der Phantasie, muß geschehen, damit Phantasiekräfte sich regen. Daß sie von dem Programm abweichen, ist naturnotwendige Folge eben seiner Existenz: das Genie wählt frei. Aus der Sehnsucht nach dem antiken Drama gestaltete sich die italienische Oper; die südliche Sonne dörrte das Programm aus.

Die gegenwärtige Krise ist viel schwerer. Denn indes hat die Musik eine für die drei Jahrhunderte ungeheuren Weg zurückgelegt, Formen und Ausdrucksmittel haben sich abgenutzt oder gelten dafür. Die Folge ist ein Angstgefühl, das den Schaffenden ergreift. Dieses steigert sich, weil der Betrieb, gewohnt, Werte abzunutzen, wenn nicht auszubeuten, von ihm, sobald er seinen Namen hat, Werk um Werk fordert. Der Betrieb braucht den Schaffenden: dies wiederum ist Kennzeichen absteigenden Konzertlebens, das mit immer neuen Reizen locken will. Und wen? Den Kritiker, dem man zutraut, daß er selbst das Problematische in das Zugkräftige verwandeln kann.

Kritik knüpft sich an jeden Schritt des Schaffenden. Das ist gefährlich, weil es das Augenmaß für Entwicklungen stört. Die Erscheinung wird überschätzt, weil sie nicht in organischen Zusammenhang mit andern gebracht wird. Sie wird natürlich auf anderen

Digitized by Google

Seiten auch unterschätzt. Das aber ist nicht allzu belangreich, weil es, wie die Dinge heute liegen, den Vorwärtsdrang der Beteiligten nicht aufhalten kann.

Wesentlich scheint, daß wohl nie wie heut beharrlich Klarheit in der Wirrnis gesucht wird; was bereits beweist, daß das Gestrüpp sich etwas lichtet. Man findet nunmehr auf der Seite einzelner Schaffenden ebensosehr die Sehnsucht nach Klärung, wie bei einzelnen Beobachtenden ein Sicherheben über das Allzugegenwärtige. Zur Ästhetik tritt die Phänomenologie der Musik. Die eine bedarf der Erneuerung, die andere soll sich erst aufbauen. Selbst Grundbegriffe sollen heute erst festgestellt werden. Mag auch in alledem der Phantasie eine kümmerliche Rolle zugewiesen und die Möglichkeit der Irrung eines selbstherrlichen Verstandes gegeben sein: wir stehen an einer Wende. Und zwar so, daß innerhalb weniger Jahre ein erheblicher Schritt vorwärts getan ist.

Es liegt sehr nahe, Parallelen zwischen der Musik und ihren Schwesterkünsten zu ziehen. Aber gerade dies ist die Wurzel vieler Irrungen. Seit den Tagen des Impressionismus war die Musik im Schlepptau der Malerei; ästhetisch und in der Tat. Das benahm ihr den Atem, schränkte sie ein. Nun hat sie sich von den Ismen befreit, selbstherrlich, absolut gemacht; nicht ohne die Malerei nach sich zu ziehen. Immer bleibt der Wahn einer bis in die Grundlagen gehenden Verwandtschaft bestehen. Eine enge Beziehung zwischen beiden ist nicht zu leugnen. Von einer Artgemeinschaft kann nicht die Rede sein. Material und Objekt der Musik stellen sie abseits.

Das Material der Tonkunst ist absolut und objektiviert sich. Im Klang und seiner Ausdeutung liegt das Wesen der Musik beschlossen.

Die Vieldeutigkeit des Klanges, die keineswegs nur „tönend schwingende Luft", sondern ein durch das Zentralnervensystem, durch Sinne und Geist mitgeprägtes Phänomen ist, wird das Problematische der heutigen Musik. Alle Stufen vom realen bis zu dem nur innen gehörten Klang werden von ihr durchlaufen. Wie die Schaffenden sich zu ihm verhalten, das wird durch ihre Rasse, durch die Richtung ihres Geistes, durch die Art ihrer Empfindung bestimmt. Und wenn man die Musik unserer Tage intellektuell nennt, dann wird damit instinktiv die Flucht vor dem realen Klang, seine Vergeistigung bis zur Entkörperung bezeichnet. Dies aber beruht wiederum auf der Furcht vor dem Dionysischen, dem man alle Klangausschweifungen

Digitized by Google

der nunmehr verflossenen Epoche des Wagner- und Nachwagnertums zuschreibt.

Hier schon wäre einzufügen, daß Paul Bekker in seiner zuletzt erschienenen Schrift „Von den Naturreichen des Klanges" den gewiß bemerkenswerten Versuch macht, den Ablauf des Musikgeschehens im Abendlande auf die Wirkung zweier verschiedener Klangempfindungen, einer zeitlichen und einer räumlichen, zurückzuführen. Der Vokalklang ist nach ihm physiologisch bedingt, alle Vokalkunst aus der Zeitempfindung erwachsen, der Instrumentalklang ist mechanisch bedingt, alle Instrumentalkunst aus der Raumempfindung geboren. In sehr geistvoller und bestechender Weise wird die allmähliche Ablösung der Vokalkunst durch die Instrumentalkunst, also der klanglichen Zeit- durch die Raumempfindung aufgezeigt und diese Wandlung der Umwälzung gleich oder ähnlich gesetzt, wie sie durch die Aufstellung des kopernikanischen Weltsystems und durch die Entdeckung der Neuen Welt herbeigeführt wurde. Die Leistung Bachs wäre demnach: die statisch-dynamische Umdeutung der vokalen Polyphonie zur instrumentalen Harmonie. Die alten Formungsprinzipien werden in die neue Empfindungssphäre übertragen.

Wie nunmehr, bei vorherrschendem und gewichtsbestimmendem Fundamentalbaß, durch expressive Dynamik wiederum Gleichgewichtsstörungen eintreten: das wäre der Weg von Bach über die Romantik zur Gegenwart und ihrer antidynamischen Reaktion. Auf dieses Ziel ging ja die hypothetische Darstellung, der Versuch einer phänomenologischen Ästhetik Paul Bekkers aus. Man spürt, daß diese seine neue musikgeschichtliche Einstellung von der Gegenwart zurück gefunden und entwickelt ist.

Aber gerade auch bei dem Theoretiker ist die Flucht vor dem realen Klang augenscheinlich. Dieser ist ja in erster Linie von der menschlichen Stimme gegeben und in den mechanischen Instrumenten nachgebildet. Trennt man den Vokalklang vom Instrumentalklang, so werden zwar alle Wunder und Experimente der Instrumentalmusik gepriesen und gerechtfertigt, die Kluft zwischen Vokal- und Instrumentalmusik aber ins Maßlose vergrößert. Bemerkenswert also der Versuch, die phänomenologische Ästhetik ganz nach den Erscheinungen der Gegenwart auszurichten. Aber er beweist eben wieder, daß wir den Erscheinungen noch zu nahe sind. Der ausschweifenden Entwicklung der Instrumente steht noch immer das Gesangsorgan in seiner Begrenztheit, aber auch Unberührtheit gegenüber. Sein realer

Digitized by Google

Klang verneint eine Zukunft, die ohne ihn zustande kommen soll: Aber bei einer Einstellung, die eine gemeinsame Grundlage mißachtet, ist die Vokalmusik nur noch künstlich, daher die Musik überhaupt nicht zu retten.

Kehren wir nunmehr zu den Tatsachen und den Köpfen der heutigen Musik zurück, dann wird, nochmals, die Vielfältigkeit in der Ausdeutung des Klanges überraschen. Die Beziehung zum realen Klang ist viel enger, als es noch vor Jahren schien.

Atonalität also muß im Verhältnis zum Klange betrachtet werden. Wird sie von ihm in seiner Vieldeutigkeit nicht gerechtfertigt, dann ist sie verloren.

Merkwürdig genug: sie ist zuerst gerade aus der Unersättlichkeit einer Klangphantasie entstanden, die das Dynamische zum Hilfsmittel des Erlebnisausdrucks machen wollte. Dies führte in der Tat zu Störungen des tonalen Gleichgewichts. Und hier wird allerdings der „Tristan" die Geburtsstunde der Atonalität. Denn so gewiß Wagner eben nur die zwölfstufige chromatische Tonleiter im Sinne der Tonalität für sich ausnützt, so wird doch durch die zahlreichen dynamischen Zwischenstufen seiner Vorhaltharmonik und durch die systematisch hinausgeschobenen Auflösungen der Dissonanzen der Phantasie ein Schwanken der tonalen Grundlage zugemutet, und während sie in diesem zwingenden Ausdruck der Sehnsucht schwelgt, nimmt sie zugleich eine späte Befriedigung ihres tonalen Gleichgewichtsempfindens so gern hin, daß es ein Zurück in Zukunft nicht mehr gibt. Und nun geschieht diese Wendung zum Atonalen in Wirklichkeit durch Debussy, der Wagners Vorhaltmusik als Erlebnisausdruck verneint, aber sie in der Tat in seine dichterisch-literarische Reflexmusik eingehen läßt. Die Akkorde werden als Ausdruckswerte nebeneinandergestellt, die Auflösungen aber aufgehoben, die Ganztonverhältnisse, der Quartenschritt in den Zusammenklang einbezogen. Wir sind im Reiche der Atonalität, die aber von der Klangphantasie überwacht wird.

Der Russe Alexander Scriabine ist bereits ein anderer Fall. Und während Debussy nunmehr eine abgeschlossene Erscheinung bedeutet, wird gerade Scriabine von einem sehr erheblichen Bruchteil der zeitgenössischen Musiker noch eine starke Gegenwärtigkeit zugeschrieben. Ein Mensch, ganz von Wagners Erlebnisausdruck, weil ganz vom Eros besessen, deutet ihn philosophisch um, verwebt ihn mit orientalischer Mystik und musiziert wiederum die Quarte in das Tristanische

Digitized by Google

hinein. Hier arbeitet Klang gegen Widerklang. Das Septimengefühl gegen das Quartengefühl. Es ist bereits eine Störung der Klangphantasie durch einen Zuschuß von Spekulation eingetreten. Aber der Scriabinesche Klang, der im Gebiet des Atonalen geboren wird, in seinen letzten Klaviersonaten und im „Prometheus" ist eben gerade etwas, was fruchtbar oder auch ansteckend wirkt.

Doch Atonalität entspringt auch aus anderer Quelle: nicht organisch aus dem Akkordlichen, das einst der Tonalität gehorchte, sondern aus dem sogenannten linearen Kontrapunkt; aus dem Nebeneinanderherlaufen unabhängiger melodischer Stimmen. Sie kann sein Ergebnis, aber auch von einer Klangphantasie bestimmt sein, die immer noch irgendeine Einheit in das Gewebe hineindenkt. Sie nennt sich dann Polytonalität, in der verschieden tonartliche Stimmen übereinanderliegend doch einem gedachten, gemeinsamen Ziel zustreben. Man mag Arnold Schönberg, in dem diese Atonalität eine schlüssige Form angenommen hat, darum die umwälzende Kraft unserer Zeit nennen. Er hat, indem er die auch bei ihm noch tristanisch beginnende Kammermusik von Grund auf, das heißt aus dem Akkordlichen ins Kontrapunktische umwandelte, allerdings die Auflehnung gegen seine eigene und die nachwagnersche Dynamik durch die Tat bejaht, zugleich aber die rhythmische Symmetrie entwurzelt und die Klangphantasie vor nie dagewesene Schwierigkeiten gestellt. Hier ist die Entfernung vom realen Klang so weit wie nur möglich und die gebieterische Forderung des Innenhörens erhoben. Die Entkörperung des Klanges wird folgerichtig von Anton Webern bis zur Interjektion geführt: Man kann aber auch dies noch als Folgeerscheinung der Romantik erkennen.

Mag nun Igor Strawinsky durch die Einwirkung Schönbergs das, was man linearen Kontrapunkt nennt, in sich aufgenommen haben: er hat sich hier einer anderen Rasse, einer anderen Persönlichkeit gemäß verwandelt. Die Beziehung zum realen Klang ist da, und lebendige Phantasiekraft, die von einem Jenseits des Klanges nichts weiß, ist immer bereit und fähig, ihn persönlich auszuwerten. Zugleich fügen sich asymmetrische Rhythmen, einander entgegengestellt, zu einer rhythmischen Einheit zusammen. Sie sind auf einen einfachen Grundrhythmus zurückzuführen. Ist schon dies für die Entwicklung jeder Harmonik von entscheidender Bedeutung, so wird auch durch den Sinn für den realen Klang gerade hier die Polytonalität auf eine gedachte Einheit bezogen. Der Schein von Atonalität

Digitized by Google

ist da. Aber selbst wo die Bläser in absoluter Freiheit gegeneinander geführt werden, ist immer noch die Klangphantasie tätig und fruchtbar. Damit ist der „Sacre du Printemps", diese höchste Verfeinerung des Primitiven, die gipfelhafte Leistung Strawinskys, in ihrer aufreizenden und doch verführerischen Wirkung erklärt. Hier wird der reale Klang in ganz neuer, rücksichtsloser, oft brutaler Art ausgewertet, zugleich aber in gewissen Augenblicken, und zwar in jenen größter Kühnheit, eine Poesie erreicht, die sich den feiner Hinhörenden ohne weiteres mitteilt.

Diese verfeinerte Primitivität, mit dem Schein der Atonalität, hat den unzweifelhaften Drang, sich ins Einfache zu entwickeln.

Nun aber wird auf anderer Seite noch zu einer neuen Atonalität gedrängt: sie entsteht aus der Vervielfachung des Tonmaterials. Vierteltonmusik ist zwar nicht die Erfindung Alois Habas, aber von ihm aufs folgerichtigste begründet und entwickelt worden. Hier liegt der seltsame Fall vor, daß ein Mensch von tschechischem Bauernstamme zwar Musikantisches geerbt hat und in seinem früheren Schaffen ausspricht, aber als bohrender Theoretiker bis zur Verneinung eben dieses Musikantischen gelangt. Die Teilung der Halbtöne müßte, im Schaffen ausgewertet, notwendig zur Atonalität führen. Das Vierteltonklavier ist gebaut, die überzeugende, aus dem neuen Tonmaterial, nicht etwa nur aus halbierter Chromatik erwachsene Musik gibt es noch so gut wie gar nicht. Doch zu sagen ist dies: je mehr der Zwischenraum zwischen zwei Tonstufen sich verengt, desto weniger Spielraum bleibt der Klangphantasie. Denn sie nährt sich ja an den Schwebungen des Klanges, sie befruchtet sich am Vibrato der Geige oder der Menschenstimme, das nunmehr wegfallen muß, weil es ja bereits in Vierteltonschrift festgehalten ist. Kurz: die technische Möglichkeit des Vierteltonmaßes, auch die Anpassungsfähigkeit des Ohres an sie ist nicht zu bestreiten, aber sie hat erst zu erweisen, daß sie die Phantasie nicht ernüchtert, daß sie nicht zum Mechanismus, zum Betätigungsfeld der Unbegabten erstarrt.

Es mehren sich die Zeichen dafür, daß Atonalität als Ursprung oder Ziel ausgelebt hat, daß aber vom Sinn für den realen Klang aus versucht wird, den Weg von der Tonalität zur Atonalität in seiner ganzen Länge abzuschreiten.

Man kann in der schöpferischen Gegenwart Strawinskys selbst zwar nicht etwas Abschließendes, aber doch Aufschlußreiches erkennen.

Digitized by Google

Als grundsätzlich wichtige Erscheinung ist er gewiß nicht zu überschätzen. Immerhin ist er zunächst noch lebendig, tatenfroh und für viele beispielgebend. Er war es schon, als er Parodie und Groteske durch den Übermut des Rhythmus, durch schalkhafte Umbiegung des Klanges und Verhöhnung der Tonalität mit dem Schein einer ernsten Kunstgattung umgab. Die ansteckende Kraft dieser Musik lag in der Entlastung von aller Schwere, aber auch von der Verantwortung für die Form. Die von Erik Satie mit Geist angeregte, doch nicht mit genügend Kraft und Können durchgeführte Parodie ist von Strawinsky mit Genie zu einem Beispiel erhöht worden. Der Niggertanz, der amerikanische Jazz wurde von ihm, der das russische Motiv und seine Abwandlungen in seiner Kunst auswertete, nunmehr nicht nur zur Bereicherung des Materials, sondern auch zur Steigerung des Ausdrucks der Lebenskraft verwandt. Mag dies alles auch auf eine Artistik des Klanges hinauslaufen: das Ansteckende dieser vom Foxtrott befruchteten Grotèskmusik bleibt ihre Beziehung zum Leben, ihre Verachtung eines Jenseitigen, ihre Rangerhöhung dessen, was nicht primär ist. Kein Wunder darum, daß der Strawinsky dieser Periode auf die Jugend desjenigen Frankreichs wirkt, in dem er die Neigung zur Ironie, Parodie, Groteske ohne tiefere Bedeutung in Tätigkeit sieht. Für die französische Jugend, und nicht nur für diese, war Strawinsky der schöpferische Musiker, der sie von aller Problematik erlöste. Damit war der Wirkung Schönbergs, der dem realen Klang seinen Innenklang entgegenstellte, ein Riegel vorgeschoben, während zu gleich die höchste Freiheit in der Auswertung der Atonalität verkündet war.

Wie das Volkslied und der Volkstanz durch ein ganz anderes Temperament freiheitlich tonal so umgedeutet wird, daß doch der Charakter des Primären gewahrt bleibt, dafür ist ein Beispiel Bela Bártok. Hier lebt (wie bei dem ihm stammverwandten Kodály), gehalten durch das Material, der reale Klang, während der Musiker Bártok sonst zu einer Vergeistigung der Musik neigt, die bis zur Verleugnung des realen Klanges geht.

Die enge Beziehung zum Leben und daher zur Diesseitigkeit des Klanges mit allen Möglichkeiten phantasievoller Ausdeutung, lange Zeit durch das Ballett aufrecht erhalten und in der Vereinigung der Künste außerordentlich fruchtbar, wird von Strawinsky allmählich aufgegeben. Er hat auch die Oper in das Ballett einbezogen, die Menschenstimme als Ausdrucksmittel benutzt und die Formgestaltung des Balletts in ungeahnter Weise angeregt. Von Petruschka bis Renard geht der

Digitized by Google

Weg. Darius Milhaud, ein Improvisator von großer Begabung, und Francis Poulenc, ein beweglicher Geist, der englische Parodist Lord Berners sind ihm in Groteskſprüngen der Klangphantasie gefolgt. Strawinsky selbst aber, mit dem Ehrgeiz, nicht Episode, sondern Maßstab und Zukunftsgestalter der Musik zu bedeuten, rüstet sich, die Beziehung zu Theater und Ballett zu lösen, zugleich aber sein immerhin wechselndes Verhältnis zur Tonalität über allen Zweifel zu erheben. Er scheint selbst Leistungen wie die Piano-Rag-Music nicht mehr vor sich rechtfertigen zu können. In der „Geschichte des Soldaten“ hat er ungefähr die Mitte zwischen Ballet und reiner Musik erreicht. Noch ist ein literarischer Hintergrund da, aber der Geist des Balletts wie der des Volkstums ist die bewegende Kraft dieser Musik, die allen Übermut des Rhythmus, alle Freiheit des Kontrapunkts, alle Verbogenheiten des Klanges zeigt, aber nicht nur in Tiefen der Empfindung hinabsteigt, sondern auch deutlich auf Tonalität zielt. Höchste Realität des Klanges, der dabei vielfach deutbar ist, höchste Freiheit in der Auffassung der tonalen Beziehungen, und bei aller Vielfältigkeit eine letzte Einfachheit des Rhythmus, der doch taktgebunden bleibt: das alles weist schon sehr klar auf den Strawinsky der vorläufig letzten Periode hin, wie er sich aus dem früheren notwendig ergibt. Sein in der französischen Umgebung geschärfter Sinn für Form hat in den Meistern des achtzehnten Jahrhunderts, denen eben in Paris hingebende und gründliche Beschäftigung gilt, eine rettende Tradition entdeckt. Wachsende Reife läßt ihn auf alle Verblüffung des Bürgers, die eine innere Schwäche verhüllte, ganz verzichten und führt ihn zu jener Form, die für den europäischen Musiker am Anfang steht, von Strawinsky aber sofort im Sinne seiner Persönlichkeit umgedeutet wird. Strawinsky europäisiert sich, zielt, indem er dem Russischen als Keim und Kern seiner Kunst entsagt, auf ein Typisches. Damit aber entscheidet er sich wiederum endgültig für klare Tonalität.

Mögen nun auch Symphonies d'Instruments à Vent à la mémoire de Claude Debussy hier, die Stücke für Streichquartett und Concertino dort diese Entscheidung scheinbar Lügen strafen: die Tatsache allein, daß er in „Pulcinella“ den Meister Pergolesi bearbeitet und sich dem Verdacht des Kunsthandwerkes aussetzt, mag für die strenge Zucht zeugen, der er sich nunmehr unterwirft. In Wirklichkeit wird hier die Bearbeitung zum Range einer Neuschöpfung erhoben. Das geschieht allerdings zunächst von der Klangphantasie aus: denn es geht sogar der Nachklang der brandenburgischen Konzerte Bachs mit dem

Digitized by Google

Geist des amerikanischen Jazz eine Verbindung ein, so wenn Posaune und Kontrabaß sich im Buffoduett vereinigen. Strawinsky bindet die Kontinente wie zwei Jahrhunderte in der Musik mit einer bis dahin unerhörten Freiheit. Zugleich aber ist das Ballett, für das „Pulcinella" geschrieben wurde, endgültig von der Musik beherrscht; so daß eine Pulcinella-Suite sich als ein Stück reiner Musik wie selbstverständlich aus dieser Hülle löst. In einem Klavierkonzert, in einer Klaviersonate wird das Typische, das Gemeingültige verteidigt, die Einfachheit im Grundriß bestätigt. Der europäisierte, dem heimischen Boden entfremdete, vielleicht in seiner Vitalität geminderte Weltmusiker Strawinsky gibt in dieser letzten Periode ein Beispiel für die Freiheit in der Auffassung tonaler Beziehungen und will eine neue Tradition schaffen. Es liegt freilich die Gefahr des Formalismus nahe, und es muß sich zeigen, ob ein musikalisches Russentum, das sich so europäisiert, sich damit nicht ebenso schwächt wie das dichterische und literarische. Zunächst bleibt, bis auf gewisse Ausnahmen im Klavierkonzert, die Erfüllung alles Erstrebten im Klange, im realen Klang, erstaunlich.

Dieses Beispiel war zu zeigen, weil Strawinsky eine Suggestionskraft hat, mit der sich nichts in der Musik der Gegenwart vergleichen läßt. Man könnte im Zweifel sein, ob das junge Geschlecht von Musikern, das bisher den Spuren des verblüffenden Strawinsky ohne Besinnung folgte, auch seine Richtung zum Typischen mitmachen wird. Hier wird es ja schwerer sein aufzufallen als durch die Umbiegung des Gewöhnlichen, das oft eine Persönlichkeit vortäuschen sollte. Aber aller Wert liegt in der Entwicklungsfähigkeit.

Zunächst wird zwar der frühere Strawinsky gern gegen den heutigen ausgespielt, aber die Zeichen mehren sich, daß die Einfachheit des Grundrisses von einer großen Zahl Schaffender als Ziel anerkannt wird. Bei den problematischen, vielfach noch im Banne Schönbergs stehenden Deutschen ist der Weg hierzu weiter als bei den übrigen, um so mehr, als hier die Sophistik, in Wort und Tat, ihr Wesen treibt. Man hat die steigende Bedeutung Max Regers, der, die Übergangsstufen zusammenrückend, in die Tonalität die allerhöchste Vielfältigkeit brachte, festzustellen. Und inmitten einer Sophistik, die dem realen Klang wie aller Klarheit der Beziehungen zwischen ihm und den Elementen der Musik aus dem Wege geht, bemerken wir Ansätze zur Formklarheit und Freiheit bei Ernst Krenek: seine letzten

Digitized by Google

Werke beweisen zugleich mit dem wachsenden Einfluß Strawinskys auch ein Streben nach Ausgleich zwischen den Forderungen des polyphonen Denkens und denen der Klangphantasie. Dagegen bewegt sich Paul Hindemith, Strawinsky eigentlich viel naturnäher, in einem Zickzack, das seine reiche Begabung in Gefahr bringt.

Mit großer Entschiedenheit haben junge Franzosen sich zur Klarheit des Grundrisses entschlossen, die ja ihrer Natur im wesentlichen entspricht. Georges Auric hebt sich unter ihnen heraus. Der Spanier Manuel de Falla, Fürsprecher seines Volkstums, aber auch westlich gerichtet, bleibt in seiner reizvollen Kunst, meist Ballett- und Liedkunst, dem Genrehaften treu, das ja jede Unklarheit von selbst ausschließt. Der geschickte Italiener Alfredo Casella, in allen Stilarten heimisch, in allen Sätteln gerecht, beeilt sich nunmehr Strawinsky zu folgen und das Ideal einer unbeschwerten, heiteren, klaren Kunst auch für Italien zu verkünden. Man muß aber sagen, daß Pizzetti und Malipiero in verschiedenen Abwandlungen viel selbstverständlicher zu einer italienischen Kunst gelangen.

Während so Strawinsky einer stattlichen Reihe von Schaffenden den Mut zu einer Tradition gestärkt und damit manche Verkleidungskünstler entschleiert hat, geht sein Landsmann Prokofieff noch immer dem Besonderen und dem Abseitigen nach; freilich nicht ohne selbst die Oper durch seine rhythmische Wandlungsfähigkeit zu bereichern: die Liebe zu den drei Orangen ist ein Beispiel dafür.

Hier wäre auch im Vorbeigehen den Schlagworten „Unromantisch“ und „absolute Musik“ etwas von ihrer Selbstherrlichkeit zu rauben.

Was Romantik in der Musik bedeutet, darüber ließ sich heute wieder eine ganze Abhandlung schreiben. Die krampfhafte Auflehnung gegen die Romantik ist in vielen Fällen die Furcht vor der eigenen Schwäche, die von selbst den alten Empfindungsausdruck, die alten Ausdrucksmittel mit sich führen könnte. Es ließe sich beweisen, daß selbst Stravinsky mit der stählernen Härte und gewollten Metronomik seiner Musik sich ein Stück eigener Gefühlsweichheit „abreagiert“, die nun doch gelegentlich durchbricht. Er selbst hat eine neue unsentimentale Lyrik wenigstens angedeutet, und eben einer solchen könnte ein Teil künftiger Arbeit gelten.

Das Schlagwort aber von der absoluten, das heißt aus der Verbindung mit dem Literarischen gelösten, aller Fesseln entbundenen Musik sollte auch auf seinen Kern untersucht werden. So gewiß die

Digitized by Google

klangasketische, auf Linie gerichtete Kammermusik, zumal in deutschen Landen, einem Bedürfnis entspricht, so wird doch der persönliche Klang selbst eines Kammerorchesters immer wieder außermusikalische Assoziationen hervorrufen. Ist dies schon bei dem die reine Musik aufsuchenden Strawinsky und selbst bei dem monodramatischen Schönberg der Fall, wieviel mehr bei denen, die wie der französierte Schweizer Arthur Honegger in einem wirkungsvollen Orchesterstück „Pacific" die Dynamik der Lokomotive zum Ausgangspunkt ihrer schöpferischen Arbeit nehmen. Hier ist die Beziehung zum realen Klang außerordentlich stark und assoziationenzeugend.

Das Revolutionäre, dies ergibt sich, ist im Wert gesunken. Das Schlagwort, Nachwirkung außerkünstlerischer Dinge, beginnt in der Musik wie in den anderen Künsten seine Scheinmacht zu verlieren. Entwicklung siegt über Pointe. Noch stehen sich zwar als äußerste Endpunkte eine tonikafremde, klanglich entkörperte und eine tonikatreue, realklingende Musik gegenüber. Ein ungeheurer Abstand trennt etwa den Pierrot Lunaire Schönbergs von den letzten Werken Strawinskys; damit ist auch die Entfernung vom Problemhaften zum Unproblematischen, die beide Geltung haben, gekennzeichnet. Aber ganz zweifellos sinkt die Wagschale von der Einseitigkeit des Atonalen zur Freiheit in der Durchmessung der ganzen Strecke von der Atonalität zur Tonalität. Tonalität und Atonalität lassen sich von Symmetrie und Asymmetrie überhaupt nicht lösen. In unbeirrbarer Folgerichtigkeit ist die Atonalität Schönbergs mit seiner Asymmetrie verknüpft. Die höchste, über den Takt hinwegschreitende rhythmische Freiheit steht der taktgemäßen Vielfältigkeit des zur Tonika, darum auch zur Einfachheit des Grundrisses hinzielenden Strawinsky gegenüber.

Wie der reale Klang, mit ihm aber die Hinneigung zur Tonika und zu symmetrischer Gestaltung wieder auflebt, wird durch die plötzlich erwachende Acapella-Chorkomposition unserer Krenek, Hindemith, Petyrek und anderer geradezu greifbar: Donaueschingen führt eine der Kammermusik entsprechende Kammerchormusik vor, die sehr klar und bewußt auf die alte Madrigalliteratur zurückweist.

Nichts wäre nun schlimmer, als eine „reaktionäre", rückgewandte Musik. Diese kann aber nicht kommen. Denn der Weg der Musik ist bestimmt von der Klangphantasie, die eben ihre Erfahrungen nicht mehr preisgeben kann, sie notwendig verwerten, in die Form des Kunstwerkes einbeziehen muß. Sie allein, mit dem Hintergrund

Digitized by Google

eines schöpferischen Menschen, entscheidet auch über Tonalität und Atonalität. Sie wacht über die Beziehungen zwischen dem Innenhören, der Wegwendung vom Leben, und dem realen Klang, der Berührung mit dem Leben, sie widerlegt diese absolute Musik, sie entlastet uns von der Einseitigkeit einer uferlosen Instrumentalmusik, wendet sich gegen die Ausschließlichkeit der Kammermusik und kann durch die von ihr begünstigten Assoziationen auch verkümmerte Gattungen wieder herstellen.

Als ergreifendes Vermächtnis eines Mannes, der „junge Klassizität" verkündete, aber damit nur die Synthese gereinigter Kunst der Vergangenheit und Gegenwart meinte, liegt uns Busonis „Faust" vor: gewiß nicht letzte Erfüllung, aber unverlierbares Bekenntnis eines unersetzlichen Geistes. Ein Wegweiser mindestens in eine schlagwortlose, im höchsten Sinne freie Musik.

BRÜGGE

von

KASIMIR EDSCHMID

Als ich das erste Mal nach Brügge kam, saß Herr Nauwelaerts an der Klaviatur seines Glockenspiels, und von elf bis zwölf vollführte er einen wundervollen Lärm mit den achtundvierzig Glocken des Belfried, die mit unerhörter Geschwindigkeit achtzig Meter über dem Boden ihre Märsche in die Luft hämmerten. Diese kolossale Musik des Kupfers war die stärkste Melodie, die mein Leben kennt, sie war so hart wie sie eilig war, nicht ohne Heiterkeit, denn ich klopfte in die Hände vor Vergnügen, aber auch nicht ohne Biegsamkeit, obwohl sie trommelte. Es war die Musik einer Schar von Göttern, die auf einer Wolke vorüberfuhren und sich eine erhabene Rhythmik für ihre Laune ausgesucht hatten.

Ich hatte eine Stunde lang Muße, zuzuhören, denn ich fuhr auf einem Motorboot durch die Quais, jene entzückenden Kanäle, die von Blumen umwuchert und von Weiden überwachsen sind, und über eine Stunde lang hielt das Feuer in der Höhe das Gleichgewicht für eine Stunde der Bewunderung, mit der ich unter Ulmendickichten, am Quai vert, am Quai du Roseire, unter kleinen flachen Brücken

Digitized by Google

mit breiten Wölbungen hindurchschlüpfend ein unbeschreibliches Idyll genoß. Ja selbst die kleinen Löwen mit ihren Efeukränzen schienen auf dem Pont du Lion mitzutanzen, und alle jene kleinen Säulen und Söller, welche die Backsteinpaläste Brügges mit entzückenden Blumengärten an das Wasser stellen, alle die kleinen Palmen und Beeren vor den Backsteinhäusern schienen voll unerhörter Lustigkeit einen Traum mitzuschwingen, der von den Glocken ausging.

Als ich an den Beghuinenhof kam, der weltberühmt ist, hatten die Stürme in der Luft nachgelassen und Herr Nauwelaerts sein tägliches Konzert beendet. Offenbar war die Heiterkeit in der Luft geblieben, in der jetzt an den fernen Wasserläufen und romantischen Stadttoren, die das Wasser ebenfalls umsäumt, die Clairons der Regimenter klangen, denn ich lernte zum erstenmal in meinem Leben ein Schweigen kennen, das voll lebendigster Anmut ist.

Ich hatte vorgehabt, an diesem Tag nach Antwerpen zu fahren, aber der Deputierte der belgischen Kombattanten, Herr van Remoortel, hatte mir anläßlich des nebligen Wetters empfohlen, Brügge zu besuchen, für das der Nebel unerläßlich sei. Wirklich schadet der Nebel der Besichtigung eines Hafens. Ich kam von Triest, dessen südliche großartige Linie, schöner als Neapel, sich von Miramare bis Pirano ausstreckt, eine Linie, die mit ihren göttlichen Farben und wundervollen Durchbrechungen von weißen Villen ein grandioses Schauspiel des Südens darstellte. In der Tat, ich kam von Capodistria, jener Insel, die eine Stunde vor den ungeheuren Molen Triests liegt, wo der Balkan beginnt und Italien mit den silbergrauen Oliven endet, und wo die Weltgeschichte mit Palazzis der Römer und Venezianer sich um einen großartigen Marktplatz versammelt hat, den heute nichts als ein Fischerdorf umgibt. Ich hatte wahrhaftig das Schweigen der Städte im Ohr, die gestorben waren wie vom Blitz, und es war wahr, der Nebel machte Brügge noch schöner und einsamer, aber das Schweigen Brügges war nicht grauenhaft wie das Ravennas und nicht voll Gespenst wie das der Kanäle Venedigs, es war von einer Anmut und Kraft, die bezauberte.

Ich sah das Beghuinenkloster mit allem Interesse an, auch das Museum, das im Hause der Grande Dame sich befindet und einen wächsernen Christuskopf mit echten Haaren besitzt, den Kopf eines schönen und furchtbaren Satrapen. Über den Hof des Klosters gleiten die Beghuinen wie die Schwäne auf dem Teich vor dem Hof, der das Minnewater heißt, ein sonderbarer See aus Ulmen, Grün und

Digitized by Google

Schlamm, das träumerische Auge dieser weichen Landschaft, in der jeder Ton versinkt. Diese unergründliche Ruhe hat fast das Gewicht eines Rätsels, — denn ich bin neugierig und klopfe an die Fenster, aber ich höre keinen Laut, obwohl ich vergnügt bin über diese Helle und diese Ruhe. Der Beghuinenhof ist ein seltsamer Konvent, er besteht aus etwa vierzig Häusern, aus einer Riesengalerie zweistöckiger gegiebelter Häuser, in denen die Beghuinen wohnen, deren große steife Leinenhauben die Segel sind, welche dies Meer von Schweigen anmutig durchgleiten. Die Fronten dieser Häuser sind farbig, aber blaß, so schwach wie Märchen und man könnte von der einen Seite des Kreises aus bereits die Wirklichkeit der Fassaden gegenüber bezweifeln. Den Hof macht ein grüner Rasen aus, auf dem viele hohe Bäume stehen, die wie Pappeln im Nebel schwanken, der kein Nebel ist, sondern jener schwache Traumzustand, der hier offenbar wie Wasserdunst geworden ist. Wunderbar, manchmal verlieren wir die kolossalsten Dinge wie nichts aus dem Gedächtnis und manchmal verfolgt uns dagegen der Blitz eines Traums durch das ganze Leben mit entsetzlicher Deutlichkeit. Dies hier ist ein fröhlicher Traum, mit Beghuinen, die Spitzen klöppeln, hinter den Fenstern der Häuser, ein Traum, der so stark war, daß er die Tagesbelichtung noch verträgt, ein nüchterner großer Spuk, dessen Lieblichkeit nicht zu bezweifeln ist, aber unter der Stille von abenteuerlicher Lebendigkeit scheint.

Brügge hatte im vierzehnten Jahrhundert dreihunderttausend Menschen, das heißt, es war in der Lage die Welt zu beherrschen. Es hatte den gewaltigsten Hafen der Welt, neben dem nur Venedig sich noch mit gleicher Souveränität öffnete. Siebzehn Kontore von siebzehn Königreichen und zwanzig Gesandte, der Tuchhandel des Kontinents war hier stationiert und diese Republik führte Kriege, vor denen Frankreich zitterte. Als sie mit den Franzosen gegen die Briten ging, nahmen diese Brügge den Handel ab, indem sie selbst Tuch zu fabrizieren begannen.

Flandern war jene üppige Senkung Europas gegen die Nordsee, in der jenes Meer von Reichtum und Kunst noch einmal nördlich aufbrandete, das in der zartesten Ecke der Adria, in Venedig, in einer wundervollen Blüte stand. Die Bilder Guardis, Canalettos und Tintorettos in Brüssel sind jene Reste eines Austauschs, den man in Venedig in den Bildern der großen Flamen wiederfindet.

Brügge hat nicht die ungeheure warme Glut, welche Venedig noch heute ausstrahlt, weil sie eine der schönsten Ideen der Schöpfung

Digitized by Google

war und an einem Punkte begonnen wurde, wo alle Maße und Größe vereinigt waren, um sie vollkommen zu machen. Hier liegt nicht ein Himmel, den die Götter erlaucht gemacht haben auf einer Landschaft von Lichtern und Lagunen, die sich gegenseitig zu übertreffen scheinen an Schönheit. Nein, in Brügge hat die Natur nicht mit dem Palast der Dogen, mit Sälen Tintorettos und sich windenden Goldschlangen der Gewölbe, mit Souveränität und leichter Anmut jenes bravouröse Signal errichtet, das an der Grenze des Nordens noch einmal die unvergeßlich süße Kraft des Südens in einer Harmonie zeigt, die Venedig heißt, was nicht nur eine Stadt, sondern eine Großmacht des Traumes ist.

Nein — Brügge hatte von diesem Glanz nur das verführerische Lächeln, das alle Monumente Venedigs widerspiegeln und das im hohen Norden dann noch einmal von dem hellen Gesicht Stockholms herunterfällt. Aber als Brügge im sechzehnten Jahrhundert versandete, hat es das Lächeln behalten, das diesen schweren flandrischen Boden so weich und europäisch gemacht hat.

Drei Türme beherrschen die Stadt, wenn man von den Wällen hinter dem Minnewater, wo die Mühlen beginnen, über die Dächer schaut. Sie sind Riesen. Zuerst die Kathedrale, ein furchtbarer Klotz, dessen Turm gegen das Ende hin sich in eine Champignongruppe von Hauben zergabelt, was ein rührender Versuch ist, die Roheit dieses Baus nach der Anmut hin etwas zu lindern. Dagegen sendet Notre-Dame eine Riesenspitze aus dem breiten Körper der Kirche langsam in die Höhe, die in der Mitte plötzlich von süßen kleinen Spitzen eine Weile begleitet und umkränzt wird. Schließlich hebt sich fern noch der Belfried, der ganz Schlanke, immer nach Rundung Suchende, fast Glühende vor Wohlgeformtheit, der sich in einer Art Krone vollenden kann.

Dieses Bestreben anmutig zu sein, ist die rastlose Leidenschaft dieser Stadt schwerblütiger Flamen, welche in die Front ihres stolzen Stadthauses die Figuren von dreihundert flandrischen Grafen in Sandstein hieben. Auch der Nebel und die Schwermut sind nichts anderes als die Versuche, jener Leichtigkeit gleichzukommen, mit der die Säulen der venezianischen Piazetta San Marco sich für die Ewigkeit beflügelt haben. Diese Stadt ist nicht müd. Sie hat Sehnsucht nach dem Meer, das fünfzehntausend Meter entfernt nun ruht vor der Stadt, die sein Liebling war. Von den fünfzigtausend Menschen Brügges können nur die Glocken des Belfried die Wogenkämme sehen, und,

Digitized by Google

in der Tat, die Konzerte der Brandung und diejenigen des Herrn Nauwelaerts singen sich leidenschaftlich zu.

Hier ist die höchste Poesie Brügges. Alles, was hart und brüghelisch in dieser Erde war, hat sich monumental erhoben in dieser Stadt und hat mit engelhafter Zärtlichkeit darum gerungen, schließlich auch alles das, was leicht und beschwingt in dieser Erde lag, in sich auszudrücken. Darum hat das elefantenhafte Quadrat der Hallen den Belfried bekommen, der es achtmal überragte. Darum hat das innen wie Spitzen ziselierte Hospital St. Jean sich mit seiner ungeschlachten Seite an den Kanal gelehnt, um sich leis zwischen den Schwänen zu spiegeln, die für Flandern die Tauben Venedigs sind. Darum hat der Dom mit seinem furchtbaren Altar aus schwarzem und weißem Marmor das tropische Wuchern der Palmenarchitektur, das „Paradies", hinter sich. Darum hat die Stadt, wo sie breit und gewöhnlich werden will, jenes Netz von Kanälen, deren Schönheit entzückt.

Darum ist in den Bildern Gérard Davids die Welt von Gott, der darüber thront, wohl streng beherrscht und höchst klar, der Christ selbst, bei der Taufe im Wasser stehend, deutlich wie Glas, aber alles darum herum dann voll soviel Milde, Licht und Güte, wie eben die Phantasie es denen erlaubt, bei welchen von vornherein die Klarheit schon gesiegt hat.

Darum ist bei Memling, wo das Genie sich in dieser Stadt tollkühn aufreckt, diese traumhafte Größe in den Frauenkörpern. Diese Frauen sind vollendet zart, stählern vor Anmut, bebend vor Adel und so überzüchtet, daß offenbar alles an diesen Seelen und diesen fast männlich geschnittenen Gesichten bis an die Grenze der Phantasie reicht. Diese Frauen sind zu allem bereit und zu allem befähigt, himmlisch und verderbt, voll Güte, die sich herabläßt, voll Dienstfertigkeit nicht ohne Verachtung, ja selbst Gott nicht mehr ganz zugänglich, weil er sich in Schöpferleidenschaft, sie bis zur letzten Zartheit hinzuführen, derart übernommen hat, daß sie in ihrer Vollkommenheit weit über das Himmlische hinauswuchsen und schon wieder ein wenig in der Hölle sind.

Die Frauen Memlings sind die ungeheuerste Verschwendung des malenden Genies, das aus breithüftigen blonden Weibern Gestalten von irrsinnig zarter Schönheit machte und diese Raserei so übertrieb, daß selbst die starren überlangen Hände mit den an jedem Glied beringten lasterhaften Fingern die phantastischste Sprache wurden, welche auf dem Gebiet der Anmut die Wollust geschrieben hat.

Digitized by Google

Ach es ist dasselbe, nur herumgedrehte Schauspiel, mit dem unter dem Zeichen des venezianischen geflügelten Löwen Tintoretto seine vom Schein der Adria süßen Körper zu den derbsten Visionen der Furchtbarkeit auftrieb . . . derselben Furchtbarkeit, bei welcher Memling begann und aus welcher er seine Figuren in den Kreis der lichtesten Grazie führen und erlösen wollte. Wundervoll sind diese Pole aufgestellt, zwischen denen diese Meister den Blutstrom ihrer Rasse hinauf und herunter die überirdische Harmonie suchen gingen.

Nun, die Welt ist für Brügge verloren. Das Meer schreit weit entfernt hinter der versandeten Dünung. Das Heer streitet nicht mehr gegen die flandrischen Städte. Aber das Lächeln Brügges ist geblieben, diese leichte Gebärde einer göttlichen Anmut, welche das lebendige Lächeln einer Nation ist.

Ravenna schweigt unter dem Schatten der Riesengespenster, die über seinen Basiliken stehen. Die Ruhe Venedigs in den Stadtvierteln der Kanäle ist unheimlich, aber voll von den gigantischen Lichtern der ewigen Adria. Brügge aber schweigt mit der Heiterkeit, welche der Hauptstadt Flanderns ziemt, die ihre Rasse vollkommen in sich ausgedrückt hat.

Diese Rasse, bei Gott, besteht in zwei Nationen, von denen vier-ein-halb Flamen und drei Millionen Wallonen sind. Ihre moderne Zentrale ist Brüssel, die Hauptstadt der Politik, des Fortschritts, der parlamentarischen Leidenschaft und jenes Sports in Football und Minerva-Autos, dem heut selbst die Frauen unterliegen, jenes Brüssel, das gegen Paris eine Provinz ist, aber gegenüber der Geschichte das ganze Belgien zu verkörpern scheint. Brüssel besitzt eine Noblesse der Schönheit, die wie jede Äußerung des Anstands, trotz des Boulevard du Regent und der königlichen Gärten, ohne viel Charakter ist. Wohl liegt der Forêt de Soignes vor den Toren und Terwüren, welches ein Versailles scheint, aber die ungeheure Plumpheit des Justizpalais gibt dieser schönen stillen Großstadt wieder die Akzentlosigkeit, welche der Fluch des Jahrhunderts ist. Brüssel ist wahrhaftig die große üppige Gebärde der Macht in diesem gesegneten Flachland, dessen Riesenmund heute Antwerpen ist, wo ein gigantischer Hafen Belgien mit der großen Welt verbindet.

Brügge steht daneben ein wenig abgedunkelt, aber vor einem Hintergrund, um den es Europa beneidet. Es ist, als seien nicht über Brüssel, sondern hinter den versandeten Molos von Brügge jene Galerien aufgespannt, welche unter dem Namen der flamischen Schule die

Digitized by Google

Welt beglückt haben. Breughels Visionen, die Phantasien Boschs, die göttliche Steifheit des Bouts, Metsys zarte Antlitze mit den schrägen, schmalen Augen, Memlings unergründliche Melodie, van der Weydens und van der Goes himmlische Versunkenheit . . . sind die frühe und kostbare Mitgift eines starken Volkes. Hundert Jahre später ist es mit Jordaens üppiger Kraft, mit Snyders Schwelgereien, mit der kühlen Sicherheit des van Dyk, mit den unsterblich schönen Leibern des Rubens . . . der hellausgeatmete, reife, saftige Mittag einer Nation. Sie ist weltlich im höchsten Grade und darum schon vollkommen souverän in der Grazie. Die schwüle Üppigkeit, welche die Verfeinerung der Roheit ist, hat sich völlig in die westliche Kulturströmung gegeben, welche damals die schönste Anmut Europas war. Als Rubens sein Bild von den vier Negerköpfen malen sollte, vermochte er nichts anderes als spanische Gentlemen daraus zu machen.

Vor diesem Fries erlauchter Namen steht Brügge fast etwas ängstlich mit seinen drei Türmen, unter denen sich das flamische blonde und das romanische süße Element am schönsten vereinigt haben. Hier ist die heimliche Heimat Belgiens. Brügge ist das Theater, auf dessen Bühne die edelsten Tugenden dieser Zweinationenrasse, die Wucht und die Phantasie sich begegnen.

Sie sind sich mit so leidenschaftlicher und dramatischer Kraft begegnet, daß der Donner dieser Vereinigung sich nicht ohne rätselhaftes Echo verziehen konnte. Das Meer, der königliche Zeuge des Ruhmes dieser Stadt, ist auch, nachdem es sie verlassen hat, der wundervolle Liebhaber geblieben. Wie aus einer fabelhaften Muschel braust aus dem Schweigen Brügges mit aller Lebendigkeit der Ozean mit jener ungeheuren Musik der Erregung und des geheimnisvollen Verlangens, welche alle Leiber haben, die sich einmal besaßen.

Digitized by Google

KULTURPOLITISCHE CHRONIK

von

JUNIUS

I

Das christliche Weltkonzil in Stockholm hat den kritischen Teilnehmern zwitterhafte Gefühle hinterlassen. Da Rom einer Veranstaltung fern blieb, die von Calvinisten und Lutheranern angeregt und ins Werk gesetzt worden war, so sind Zweifel erlaubt, ob man überhaupt von einem christlichen Weltkonzil sprechen durfte. Das eindrucksvolle Gepränge, das sich bei dieser Gelegenheit in Stockholm entfaltete und durch die Anwesenheit ehrwürdiger Patriarchen aus dem Osten inmitten eines nordischen Volkes an die morgenländische Herkunft der Religion gemahnte, verdeckte viele Brüchigkeiten und Unstimmigkeiten unter den nationalen Gruppen der Teilnehmer, und man vernahm manchen unchristlichen Ton, der grollend aus der Tiefe ihrer irdischen Gebundenheit hervordrang und zu der allumfassenden, ethnographisch völlig gleichgültigen, im Leben für die Idee wurzelnden Heilslehre ganz und gar nicht stimmen wollte. Die Dämonen der Feindschaft und Zwietracht waren unvergleichlich stärker gewesen als die scheinbare Gleichheit des Bekenntnisses, es wurde mißbraucht, um die gegeneinander anstürmenden Nationalgötter für die Gefolgschaft zu heiligen, und so mancher Priester tat sich als wilder Antreiber zum Mordwerk noch ganz besonders hervor, — kein Wunder, daß nun, nachdem die Gewitterstürme vorüber sind und die Friedensstümperei neue Leiden geschaffen hat, die christliche Liebe noch blaß und abgezehrt in die Erscheinung tritt.

Ruhig und harmonisch in sich gestimmt traten nur die Angelsachsen aller Schattierungen und Sekten auf, sie, die fest in ihrem Calvinismus wurzeln und deren Landeskirchen bis in die neuere Zeit hinein sich vor der Gefahr, bei fortschreitender Modernität des gesamten Lebens im Bewußtsein ihrer Völker Fremdkörper zu werden, so ziemlich bewahrt haben. In England zum Beispiel ist das öffentliche Leben bis auf diesen Tag kirchlich noch einigermaßen unterkellert. Die dortige Demokratie ist aus der puritanischen Revolution hervorgegangen, der granitne Willenscharakter des Insulaners, der sich den Planeten untertänig machte, hat ohne viel Theologie und Philosophie aus der Demut vor dem Galiläer ein besonderes Missionsgefühl herausdestilliert, mit dem er sein Recht auf Impe-

Digitized by Google

rium und Weltherrschaft ohne dialektische Bedenken begründet. Von Cromwell abwärts entdeckt man eine Kette bibelfester Bekenner unter den geschichtlichen Helden, wenn auch nicht jeder von ihnen aus seinen ‚Erleuchtungen' (elucidations) so unbekümmert wie der große Puritaner das Recht zog, Andersgläubige mitleidlos in die Hölle zu schicken (Irland!) oder dem Inselvolk tributpflichtig zu machen. Aber der imperiale Furor hat sich inzwischen gemäßigt, vermenschlicht, christianisiert: Gladstone, John Bright, Lloyd George, MacDonald waren oder sind Bekenner.. Das angelsächsische Christentum hat darum die Katastrophe der weißen Menschheit ohne viel Einbuße überstanden, obwohl es sicherlich viele Hunderttausende in dieser gewaltigen Menschengruppe gibt, die den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Kaiser und Galiläer tief empfinden, dem Christentum als Diener der Staatsräson nicht mehr recht vertrauen und sich den alten oder neuen hebräischen Kleidern (nach Carlyles aus Zweifelsnot geborenem Wort) gründlich entwachsen fühlen. Immerhin, der Bau zeigt drüben wohl Risse, aber seine Fundamente sind unvergleichlich weniger erschüttert als die der Lutherkirche in Deutschland. Ihre Geschichte ist dem Leser gegenwärtig, er weiß, daß die Reformation nicht nur Segen spendete. Ihre hervorragendsten Vertreter haben sich durch ihre philosophische Verfeinerung um alle Glaubensnaivität gebracht, die religiöse Sehnsucht des einfachen Volkes vermochten sie immer weniger zu befriedigen. Das wußten wir längst, aber erst in den Kriegsläuften hat es sich gezeigt, wie abgemagert die kirchlich gebundene religiöse Substanz im protestantischen Teil des deutschen Volkes ist. Die Berichte über das Stockholmer Konzil scheinen diese Wahrnehmung zu bestätigen. Wir waren darum nicht erstaunt, zu vernehmen, daß die deutsche Gruppe nicht geschlossen auftrat, die bekannte Eigenbrötelei des deutschen Geistes, der im Protestieren sich nicht genug tun kann, hat mehr als einmal die veranstaltenden Harmonieapostel stark belästigt.

So unvergeßbar einem Deutschen das ihm durch den Friedensschluß geschehene Unrecht auch sein muß: ein universaler-christlicher Kongreß war jedenfalls nicht der Ort, von der Eigengesetzlichkeit des Krieges zu sprechen, die Lehre Christi also, der das Bekenntnis gehört, als etwas unverbunden neben dem Leben Einherlaufendes zu betrachten. Sollte das heißen, daß mit dem Sinn des Christentums sich Revanche verträgt? Jeder Einspruch gegen Hemmungen eines friedlichen Mit- und Nebeneinanderlebens der Völker war berechtigt, der schmähliche

Digitized by Google

Unfug, der in ganz Mitteleuropa in der Mißhandlung der deutschen Minderheiten durch die neuen Staatsnationen zutage tritt, verdient gewiß allerschärfsten Tadel, aber wenn ich grundsätzlich an die Möglichkeit des praktischen Christentums innerhalb einer von Machtkämpfen durchtobten Welt glaube und es zu verwirklichen trachte, so muß ich auf die amoralischen und religiös völlig indifferenten Hilfsmittel verzichten, über die der nationale Ehrenkodex der Völker zur Wiederherstellung erlittenen Unrechts frei verfügen darf.

Die Wirkung eines solchen Verhaltens war wenig günstig. Es war, wie ein sehr kluger Teilnehmer, Pfarrer Professor Hans Ehrenberg, berichtet, das gerade Gegenteil jener Weltnähe und Weltsicherheit, die den angelsächsischen Religionspolitiker auszeichnet. Zu einer weiteren Bemerkung fühlte sich dieser Geistliche veranlaßt. Das Luthertum, sagt er, das die Erlösung durch den Glauben allein predigt, sei in Dingen des öffentlichen Lebens pessimistisch, ohne sich dabei doch selber als Kirche der Organisierung zu entschlagen. Sollte es daher stammen, das die lutherische Kirche sich so oft zum Büttel der Staatsallmacht hergegeben und so indirekt für die Bedrückung des Volkes verantwortlich gemacht hat? Diesem Vorwurf, der Bekanntes wiederholt und nur um des Anlasses willen Beachtung verdient, fügt Ehrenberg einen weiteren hinzu, der mich psychologisch weit wertvoller dünkt: er nennt das Verhalten der deutschen Gruppe in Stockholm niveaulos. Ein böses Wort. Einige wenige überragende Persönlichkeiten, (in denen sich, soll das heißen, ungemeines Wissen und Können besonders individuell gestaltet und die darum aus Reih und Glied treten) hätten uns dort gerettet. Aber das neue Deutschland wolle Niveau, es wolle endlich einmal guten Durchschnitt.. Wissen Sie, Herr Pfarrer Ehrenberg, was Sie da wollen? Man wird Ihnen das nicht so leicht vergessen, daß Sie die Verwestlichung des deutschen Volkes herbeisehnen und es satt sind, wenigen Großen die Vielen, Allzuvielen zu opfern..

Im übrigen kann der Verlauf des Stockholmer Konzils nur die Überzeugung befestigen: daß die Kirchen in ihrer heutigen Gestalt, mit dem religionsfremden Körper des Staates und seinem Machtapparat verbündelt, mit ihrer behördlichen Steuereintreibung, ihrer verbeamteten Priesterschaft, ihrem juristischen Aufputz und Anspruch, immer weniger das werden geben können, wonach die Seele des Suchenden oder Beladenen lechzt: Religion. Die Konfessionalisierung der Schule, die von den konservativen Parteien als Mittel erstrebt wird, den Staat –

Digitized by Google

diesen technisierten Zweckapparat, den Klassen und Kasten in die Hände zu bekommen sich mühen, zu ‚theokratisieren', ‚zum Dienst an der Gotteskindschaft zu heiligen': sie wird die letzten Reste von Religion aus dem Betrieb verscheuchen. . Lagarde, an dessen tiefer Gläubigkeit kein Zweifel erlaubt ist, könnte darüber aufklären, wenn man ihn läse und ernst nähme. Er war zwar kein Bismarckianer, entschädigte aber viele von denen, die es ohne Geist und Religion ‚sans (d. h. avec) phrase' waren, durch Antiliberalismus, Antisozialismus, Antimodernismus, auch, obwohl Galiläer eigener Art, durch antisemitische Gefühlsrückstände. Dieser deutsche Gottsucher schrieb nach der Reichsgründung: „Wäre Religion wirklich vorhanden, so würde sie alles in ihrer Entwicklung Kranke und Unechte aus sich und durch sich abstoßen. Ihre Kinder würden Gott suchen, und daran, daß sie nicht besser, nicht opferwilliger, nicht entsagender und stiller würden, leicht merken, wo sie von ihm fort- statt zu ihm hingehn, und würden ohne vom Staat gesetzte Wegweiser und ohne vom Gesetz gezogene Drahtgitter wissen, wo sie auf dem bisherigen Wege nicht weiter dürfen. Wirklich lebender Religion gegenüber wären die preußischen Gesetze genau so unangebracht und genau so unmöglich, wie wirklich lebender Wissenschaft gegenüber die Zensur unangebracht und unmöglich ist. Die Tatsache, daß der Staat die Regelung der religiösen Angelegenheiten in seine Hand genommen, genügt allein zu erweisen, daß diese Angelegenheiten nur noch in das Gebiet der Polizei gehören, daß sie wirklich religiöse Angelegenheiten gar nicht sind. Wir stehen vor dem Nichts. Wer meint, der Abgrund sei weniger Abgrund, weil Nebel ihn verhüllt, der mag seine Meinung haben . ."

2

Der Wiener Zionistenkongreß nahm einen tragischen Verlauf und wird vielen Menschen die Augen öffnen, die guten Willens sind, aber unkritisch romanhafte Übertreibungen der vorhandenen Besiedlungsmöglichkeiten innerhalb des ersehnten national-jüdischen Staates als beglaubigte Tatsachen hinnahmen. Was machte die heftige Fronde, die den Präsidenten Weizmann bedrängte, gegen seine Amtsführung geltend? Einmal, daß er der englischen Mandatsmacht mehr als nötig und der zionistischen Würde erträglich entgegengekommen sei und sich ihren Diktaten unterworfen habe. Auf diesen Vorwurf, der komisch wirken müßte, wenn er nicht durch die Verkennung des panarabischen und panbritischen Charakters der Londoner Politik unsinnig wäre,

Digitized by Google

gab der Angeklagte die offenbar etwas schüchterne Erklärung ab, daß die Heimat der Zionisten in Palästina von allem Anfang als eine binationale gedacht gewesen sei. Diese Feststellung einer Tatsache, die aus den idealistischen Verklausulierungen der berühmten Balfournote und der großen religiösen Geste der Engländer den Kern herausschälte, wirkte verblüffend, obwohl schon bei der Verheißung, scheinbar so nebenher, gesagt war: man wolle für die Juden eine ‚nationale Heimstätte' schaffen. Damit gab man die religiös-nationale Verbundenheit mit dem vor 2000 Jahren besiedelten Boden zwar zu, aber wie weit der nationale Anspruch reichen darf, blieb in der Schwebe . . . Viel wirksamer, wenn auch stark ernüchternd, wäre die Verlesung des Berichtes gewesen, den die vom Präsidenten Wilson nach Syrien entsandte und nur aus Amerikanern bestehende Kommission verfaßt hat. Bekanntlich war der puritanisch-fromme Wilson der jüdischen Sache sehr freundlich gesinnt. In diesem Bericht nun wird eine ernstliche Abschwächung des radikalen zionistischen Programms gefordert und vor einer ungehemmten Einwanderung der Juden, mit dem Ziele, Palästina zu einem rein jüdischen Staate zu machen, gewarnt. Das sei gegen die von Wilson aufgestellten Grundsätze. Neun Zehntel der palästinensischen Bevölkerung seien nichtjüdisch und entschiedene Gegner jenes Programms, es würde sich daher nur durch die schwersten Übergriffe auf die bürgerlichen und religiösen Rechte der ansässigen nicht-jüdischen Gemeinden in Palästina verwirklichen lassen. Das antizionistische Empfinden in Palästina und Syrien sei intensiv und nicht leicht zu nehmen; britische Offiziere, die von den Kommissaren zu Rate gezogen worden seien, hätten ausgesagt: ein Heer von mindestens 50000 Mann wäre allein schon für die einleitenden Vorbereitungen nötig, um den von den Zionisten geforderten Judenstaat zu errichten. Entscheidungen, die zu ihrer Durchführung Armeen bedürften, seien mitunter freilich notwendig, sollten aber nicht freiwillig im Interesse einer schweren Ungerechtigkeit auf sich genommen werden. Ließ sich solche Sprache mißverstehen?

Aber es kommt noch besser. Ich zitiere nun wörtlich: „Millionen von Christen und Mohammedanern in allen Teilen der Erde fühlen sich von den Zuständen in Palästina, besonders von jenen, die das religiöse Gefühl und die religiösen Rechte berühren, genau so betroffen, wie die Juden. Die in diesen Angelegenheiten herrschenden Beziehungen in Palästina sind überaus delikat und schwierig. Trotz ihrer besten Absichten muß stark bezweifelt werden, ob die Juden den Christen oder

Digitized by Google

Mohammedanern als geeignete Beschützer der heiligen Stätten oder als annehmbare Kustoden des Heiligen Landes erscheinen können. Der Grund hierfür ist der: die den Christen heiligsten Stätten — nämlich die, an denen Jesus geweilt hat —, die auch den Mohammedanern heilig sind, sind den Juden nicht nur nicht heilig sondern ein Greuel. Unter diesen Verhältnissen können Mohammedaner und Christen sich unmöglich damit zufrieden geben, daß diese Stätten in den Händen oder unter der Obhut der Juden bleiben. Es gibt noch andere Orte, vor denen die Mohammedaner ähnlich fühlen müssen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, waren die Mohammedaner in der Tat von Natur aus viel besser als Hüter der heiligen Stätten geeignet als die Juden, eben weil ihnen die heiligen Stätten aller drei Religionen heilig sind". Die Kommissare geben zum Schluß den Rat, Palästina in einen vereinigten syrischen Staat aufzunehmen und die heiligen Stätten der Obhut einer internationalen und interreligiösen Kommission, in der die Juden ‚selbstverständlich' vertreten sein müßten, zu unterstellen. Trotz dem wirklich Berge versetzenden Glauben der zionistischen Einwanderer an die Renaissance ihrer Nationalstaatlichkeit, und trotz der bisher auf dem uralten Heimatboden geleisteten und tatsächlich bewundernswerten Aufbauarbeit, vollzieht sich die Entwicklung genau nach dem in diesem Bericht gegebenen Rezept. An Stelle des abgebauten englischen Oberkommissars Sir Herbert Samuel — der froh sein wird, dem Haß seiner palästinensischen Glaubensgenossen entronnen zu sein und nun irgendwo, vor dem Bombardement der frommen Flüche geschützt, in Muße an seinen Memoiren werkelt — an seine Stelle ist Genaral Plumer als englischer Prokonsul in Judäa getreten. Und die schlagkräftige Organisation des intensiven antijüdischen Empfindens besorgt in Morgen- und Abendland gewissenhaft der Teil des katholischen Klerus, dem die Erhaltung der heiligen, mit Jesu Leben und Wirken nach der evangelischen Legende verknüpften Stätten obliegt . . .

Eine weitere schwere Enttäuschung hat die Gemüter der Wiener Kongreßteilnehmer erregt, wie ihre Ursache seit Jahr und Tag die jüdischen Palästinapilger an Ort und Stelle erbittert hat. Sie kommen ins Land ihrer Urväter, beseligt von dem Gedanken, daß der durch gemeinsame Spenden aller Juden erworbene Boden auch Gemeingut des ganzen jüdischen Volkes sei, das sich, soweit es nicht assimilierbar ist oder scheint, nach einem Ahasverdasein voll unsagbarer Martern die Eigenstaatlichkeit zurückzuerobern sucht, übermüde des Herumirrens

Digitized by Google

durch bitterkalte Jahrtausende. Man hat darum, von Oppenheimers Lehre beeinflußt, die genossenschaftliche Siedlung als die naturgemäße wirtschaftliche Grundform und Mutterzelle für die nationale Heimstätte angesehen und damit zweifellos auch unbestreitbar große Erfolge erzielt, trotz aller Schwierigkeiten, die aus dem völlig verstädterten, schollenfremden Vorleben der Zuwanderer entspringen. Charles Gide, der ebenso bedeutende wie grundgütige und christgläubige französische Nationalökonom, sagt über das Experiment, von dem er sich, als leidenschaftlicher Anhänger der landwirtschaftlichen Genossenschaft, Bestätigungen erwartete: „Diese genossenschaftliche Siedlung ist von unserem Gesichtspunkte aus eine ebenso große Reform wie die Umgestaltung des Eigentumsrechts; und wenn es dem Zionismus gelingt, sie völlig zu verwirklichen, dann werden die hundert Millionen Genossenschaftler der ganzen Welt ihm unendlich dankbar sein. Bisher hatte man allerdings keine Veranlassung, zu glauben, daß die Verwirklichung dieses unseres Ideals gerade von den Juden ausgehen sollte.“ Sie wären zweifellos auf dem Boden Judas gute Ackerbauer gewesen und seien es in neuerer Zeit da, wo ihnen erlaubt worden sei, Land zu erwerben und zu bestellen. Aber es erscheine doch etwas kühn, gerade von in Handel, Bankwesen und intellektuellen Berufenen Großgewordenen die Abschaffung des Profits zu erwarten .. Nun überrascht der Spezialist, der durch achtzehn Jahre den Bodenkauf in Palästina und die Kolonisation geleitet hat, die Welt durch die ‚äußerst pessimistische‘ Mitteilung, daß ein wütender (und offenbar schwer auszurottender) Bodenwucher sich in das Siedlungssystem eingefressen habe. So erklären sich auch die heftigen Angriffe der sozialistischen Arbeiterverbände, die gehofft hatten, im gelobten Lande, endlich den nationalistischen Vampyren ihrer bisherigen Vaterländer entronnen, auch das System der kapitalistischen Profitgier hinter sich gelassen zu haben. Was wird nun geschehen, um die Erschütterungen der vielen Enttäuschten zu heilen? Und welche Schlüsse werden die vielen grundsätzlichen Zweifler aus der tragischen Wendung in der Entwicklung des Zionismus ziehen?

Sie hatten es von vornherein für ein verlorenes Experiment erklärt, die unzähligen Splitter eines seit Jahrtausenden über den Planeten verstreuten Volkstums ohne gemeinsame Sprache, ohne gemeinsamen Glauben, ohne gemeinsames Lebensideal, ohne die dauernde Anschauung eines mit dem Geschichtserlebnis unauflöslich verbundenen Vaterlandes, ohne den naturhaften Schollengeruch des Heimatsgefühls (das viel-

Digitized by Google

mehr an den neu-alten Siedlungsstätten haftet und sogar noch im Verfolgten und Verjagten weiterlebt), vielfach aufs stärkste differenziert, europäisiert, ‚nordifiziert', . . . wieder zu einer Nation zu verkitten und zu vereinheitlichen, auch wenn man ihnen den geschichtlichen Boden buchstäblich, teilweise wenigstens, unter die Füße schob. Ich weiß: weil die Kraft zur Angleichung und die Fähigkeit zu ihr, aus den bekannten Gründen, oft ins Stocken geriet, wurde der bewußte Assimilationswille gelähmt; und der Zionismus, obwohl aus vielen Quellen genährt und in sich nichts weniger als harmonisiert, schien den Ausweg zu bieten. Nun enthüllt er seine ganze Problematik. Es wird nicht leicht sein, sie auszulöschen.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Lehrer und Schule in der Sowjetunion

Hierüber schreibt N. Krupskaja (Moskau) im letzten Heft des *Neuen Rußland*. Sie spricht zunächst vom neuen Lehrertypus, der, sehr fern der alten Dorfschullehrer-Romantik, von geistiger und sozialer Aktivität ist und bereits in weitem Maße mit der Arbeiterschaft verbrüdert.

„In diesem Jahre sind die Schulen überfüllt, alle Kinder wollen in die Schule, selbst diejenigen, die im Laufe der letzten Jahre infolge einer ganzen Reihe von Ursachen die Schule nicht besucht haben. Es ist unmöglich, allen Anmeldungen zu genügen; die Bauern sind unzufrieden. Ein heißer Wissensdurst macht sich auf dem Lande bemerkbar, wie noch nie zuvor.

Die Erörterung der Fragen, die mit dem Aufbau der neuen Schule im Zusammenhang stehen, hat eine außerordentliche Hebung der rein pädagogischen Qualifikation der Lehrerschaft gezeigt. Bei der Durchführung der Lehrpläne wird Material lokalen Charakters verarbeitet, zahlreiche Exkursionen werden durchgeführt, neue Methoden gelangen zur Anwendung. Der Lehrer leistet eine große schöpferische, kollektive Arbeit, und sie begeistert ihn. Das Interesse der Bevölkerung an der Schule steigt und wird durch den Umstand unterstützt und gestärkt, daß die Schule immer tiefer ins Leben eingreift. Nicht nur der Lehrer, sondern auch die Schule als Ganzes leistet soziale Arbeit.

Auf offenem Lande sind es die Schüler, die die Bauern zu den Versammlungen rufen, ältere Kinder werden dazu bestimmt, Familien, die des Lesens unkundig sind, Zeitungen vorzulesen. Die Schulkinder lehren ihre Kameraden, ihre Brüder, Schwestern und Mütter lesen und schreiben. An manchen Orten führt die Schule eine eifrige sanitäre Propaganda — unter dem Einfluß der Schule beginnen die Kinder sich öfter zu waschen, die Haare zu schneiden, die Kleidung zu flicken, die Häuser werden sauber gehalten, die Dorfstraße gereinigt, es werden Gräben gegraben, Bäume gepflanzt. Die Schule leistet landwirtschaftliche Propaganda, und gar nicht selten kommt es vor, daß unter dem Einfluß der Schule die Bauern zur Vielfelderwirtschaft übergehen, daß sie beginnen, ihre Gemüsegärten besser zu bestellen, das Vieh besser zu pflegen, Maschinen anzuschaffen usw. Selbstverständlich lenkt so eine Schule die Aufmerksamkeit der Bauern auf sich, und sie beginnen, ihre Kinder gerne in so eine Schule zu schicken.

Immer mehr und mehr bürgern sich Schulausstellungen ein, die die Arbeit der Schule veranschaulichen sowie die sogenannten Berichttage, zu denen die Bevölkerung eingeladen wird und wo die Schulkinder über ihre Arbeit in der Schule Bericht erstatten. Ausstellungen und Berichttage sind ein Mittel der Popularisierung der neuen Schule.

Auch die Frage der Kinderbewegung beschäftigt uns lebhaft. Gegenwärtig haben wir bereits über eine Million Pioniere, die einen neuen Geist in die Schule mitbringen, die gut diszipliniert und organisiert sind und eifrig lernen. Sie befreien den Lehrer von den Aufsichtspflichten und ermöglichen kameradschaftliche Beziehungen zwischen Lehrern und Kindern. Die Pioniere beleben und vertiefen die Selbstverwaltung der Schüler in der Schule. Sie wird dadurch zur wirklichen Selbstverwaltung, bei der Kinder durchaus selbständig alle ihnen naheliegenden Fragen erörtern und lösen. Lehrer und Schule in der Sowjet-

Digitized by Google

union wirken am Aufbau eines neuen Lebens."

Ein Fürst der Reporter

Er heißt Albert Londres. Man begegnet ihm einmal in diesem, ein anderes Mal in jenem Blatt, und seine Artikel sind bald aus Afrika, bald aus Japan und Rußland datiert und stellen eine außerordentliche Mischung von Sachlichkeit und Phantastik dar. In drei (bei Albert Michel erschienenen) Bänden sind seine Artikel-Serien gesammelt.

Über diesen Albert Londres schreiben *‚Les Nouvelles Littéraires'*:

„Ich hatte ihn niemals gesehen. Ich stellte mir ihn wie alle Welt wie einen Reporter im Film vor: rasiertes Gesicht, quadratisch, bohrender Blick, knappe Sprache, englischer Anzug mit zahllosen Taschen, Revolver und natürlich Schreibmaschine. Der vollkommene Globetrotter à la Paul Morand.

Eines Abends befand ich mich im ‚Club du Faubourg'. Man urteilte über ein erfolgreiches Buch. Großer Lärm. Inmitten eines Nebels von Staub und Rauch machten einen die Hunderte von schwarzen brüllenden Mundlöcher wahnsinnig. Hitzige Jünglinge hatten sich auf der Estrade zusammengedrängt ... Tumult.

Plötzlich bemerke ich in einer Ecke, am Vorhang hinten sitzend einen unbeweglichen Mann mit langgestreckten Beinen, die Hände in den Taschen. Mit zarten Zügen, verfeint noch durch den blonden Spitzbart, die träumerischen Augen unter dem großen Filzhut, betrachtet er mit abgewendetem Gesicht bald die Decke, bald seine Schuhe. Dann lüftet er seinen Hut und enthüllt eine hohe Idealisten-Stirn, die herausflieht aus einem wirr frisierten Haarkranz ... Ein Dichter des ‚Surrealismus' oder ein Fakir des Okzidents?

Das ist Albert Londres, murmelt jemand. Eine drollige Type. Sie sehen, so reist er nach Tahiti oder nach Alaska, die Hände in den Taschen und mit einem Blick, als ob er vom Mond gefallen sei. Er vergißt alle Verabredungen. Schreiben Sie ihm nicht, er antwortet niemals. Übrigens kennt niemand seine Adresse ... Hat er überhaupt eine? Wie kann er, da er so zerstreut ist, überhaupt einen Zug nehmen? Das ist ein Wunder. Und dennoch kommt er an, dieser Teufelskerl kommt an. —

Er sitzt bequem auf einem Sofa, über das quer eine weiße Decke liegt. Sein Sofa. Denn er hat sogar ein Appartement, einen Salon: oh, klein! Ein mit Papieren überschwemmter Tisch, zwei Stühle, Stöße von Büchern auf der Erde; aufrecht stehend ein Kabinenkoffer mit farbigen Etiketten; zur Seite eine verblichene, aber immer noch ganz solide Reisetasche. Das ist alles. Zwischen beiden geht die Treppe hindurch.

Ich vergaß, daß eine riesige Weltkarte sich über eine ganze Wand ausdehnt." —

Aus einer Unterhaltung mit Albert Londres:

„‚Ist es unnütz, Sie zu fragen, warum Sie Journalist geworden sind?'

Er sieht mich lebhaft an, dann wendet er sich schweigend leicht um, und sein gegen das Fenster gerichteter Blick füllt sich allmählich mit Traum-Luft.

‚Warum?' sagt er endlich. ‚Wollen Sie es wissen? Nun, aus Langeweile ... Schon als ich ganz klein war, langweilte ich mich schon, mit Bitterkeit, aber auch mit einer Art von Ergötzen. Dann reiste ich ... Und ich setzte es fort. Das ist es ...

‚Ich liebe es, unter allen Himmeln herumzustreifen, zu beobachten, zu hören', fährt er fort. ‚Wo es nicht gut ist, zum Beispiel, das ist, wo man arbeiten muß.'

Mit Energie: ‚Ich verachte das Schreiben.'

Digitized by Google

Wie, diese so fröhlichen, so beflügelten Artikel sind im Schmerz geboren? Ich möchte laut aufschreien. Aber da folgen diese Erinnerungen:

‚Was für Länder habe ich durcheilt, ganz allein oder mit meinen alten Landstraßen-Genossen. Die Engländer: Beach Thomas, das Aß der Kriegsberichterstatter, der erstaunliche Jeffries. Und Ward Price vom Daily Mail, der in diesem Augenblick mit dem Prinzen von Wales um die Welt reist. Der Glückspilz. Für fünfhundert Telegramm-Worte bekommt er einen Sack voll von Pfunden Sterling ... Ja, meine Freunde, meine Brüder, Eduard Helsey, André Tudesq ... Armer Tudesq ... Ein so reines, so klassisches Talent ... Ein Herz ... Er starb in Agay.' —

Ich frage: ‚Und jetzt?'

‚Ach, es fehlen nur Projekte. Halt!'

Mit einer lebendigen Bewegung steht er vor der Karte:

‚Sehen Sie: es gibt nur zwei Welten, die eine hört in Port Saïd auf, die unsrige, und dann die andere, die dort beginnt, die andere, verstehen Sie, die riesige, unbekannte, mysteriöse ...'

Er beugt sich über Asien, streichelt es mit einem Blick, der blinzelt, um es besser zu durchdringen, streift es mit seinen liebesbrünstigen Fingern. —

Und plötzlich mit Begeisterung:

‚Wie wundervoll ist unser Beruf! Meine alte Tasche aus Schweinsleder, meine Reisedecke ... Und die Welt gehört mir.'"

Rivière und Claudel

Die *Nouvelle Revue Française* veröffentlicht in ihren letzten Heften den Briefwechsel zwischen dem Dichter Paul Claudel und Jacques Rivière, dem verstorbenen Leiter der Zeitschrift. Die Briefe sind mehr als Lebensdokumente, mehr auch als literarische Werte; denn in ihnen geht es um letzte Ziele. Rivière schrieb diese Briefe, als er nicht viel älter war als zwanzig Jahre und ganz aus Unruhe und Suchen heraus. Der ältere Claudel aber spricht aus der Sicherheit seiner katholischen Weltanschauung. Man sieht also: diese Spannung geht über zwei Menschen hinaus. Zur Probe diese Stellen:

Aus einem Brief Rivières an Claudel vom 7. Dezember 1907:

„Ich muß Ihnen ganz im Geheimen etwas sagen: seit meinem letzten Brief fühle ich in mir ein Licht entstehen. Oh, es ist nicht das christliche Licht, aber es ist eine noch formlose Hoffnung, die wächst; ach, es scheint mir, daß vielleicht Freude existiert. Ich bin nicht mehr allein und bestürzt. Ich wage noch nichts zu sagen; ich warte, ich warte auf das, was sich ereignen wird, was sich mir offenbaren wird, was mir erlaubt sein wird zu erkennen und in dieser Klarheit wahrzunehmen. Es ist kein fortgesetzter Zustand von Ruhe und Frieden; augenblicklich befallen mich noch meine großen Ängste, von neuem sehe ich mich gegenüber dem Nichts und wie von ihm niedergedrückt ...

Nein, nein, glauben Sie nicht, daß ich Christ sein will. Ich bin immer noch weit davon entfernt. Ich spreche nur von einer möglichen Freude, die mich zumindest von dieser Ansteckung befreien würde, in der ich bisher gelebt habe. Ich glaubte, nicht das Recht zu haben, Ihnen das zu verbergen, nachdem ich Sie mit meinen Anklagen überhäuft habe. Sie sagten, daß Sie, sogar bevor Sie Christ waren, die Freude durch solche Dokumente wie die Chöre der Antigone und die Neunte Symphonie verstehen. Ich habe bis zum Wahnsinn, bis ich meine innere Substanz zittern fühlte, alles, was schön, frei und triumphierend ist, geliebt. Aber die Begeisterung, die mir das gab, war sterblich und düster und berührte den Schmerz. Unter diesem Schmerz sah ich nur das Nichts. Mehr als alles liebte ich Tristan; oh,

Digitized by Google

ich liebte Tristan so mit seiner Nacht und seinem endlosen Röcheln hoffnungsloser Agonie. Oh! Sie haben das gefühlt, Sie auch, und wie sehr das für einen Niedergedrückten furchtbar sein kann, diese Melodien, die unaufhörlich, langsam, als ob von zu viel Leidenschaft geängstigt und mit zu viel Finsternissen beladen, aufsteigen, um immer, immer, immer das Nichts anzurufen und den Tod und die ewige Dunkelheit. Sogar wenn ich Ihnen das schreibe, weine ich fast über diesen Schrecken, den mir Tristan gab, und der wohl eins der Dinge ist, die mich am meisten in meiner Verzweiflung bestätigt haben. Ich sage Ihnen das, um Ihnen zu zeigen, daß der Wahnsinn des Schönen, selbst wenn es freudig ist, mich nicht aufleben ließ und daß sogar die Neunte mich nur zerreißen konnte" ...

Hingegen Claudels Antwort:

„Ihr letzter Brief hat mir Vergnügen gemacht. Das sind gute Neujahrs-Geschenke, die Sie mir geben. Obgleich Sie denken, nähern Sie sich der Freude nicht, ohne sich der Quelle zu nähern, die Gott und Christus ist. Übrigens wurde weder Paris an einem Tag gebaut noch der geheimnisvolle Tempel von Jerusalem, der errichtet wurde, ohne daß man das Geräusch von Hacke und Hammer hörte.

Da Sie es wohl wollen, werde ich heute mit Ihnen keine Philosophie treiben. Ich sehe übrigens, daß Sie andererseits keine Wichtigkeit auf die Einwendungen legen, die Sie mir senden. Aus Vergeltung habe ich den Entschluß gefaßt zu versuchen, jeden Tag für Sie meinen Rosenkranz zu beten. Es würde mir Freude machen, wenn Sie von Zeit zu Zeit einwilligten, sich zu dieser Übung zu zwingen. Das Gebet ist von einem solchen Wert, daß, selbst wenn Sie nicht glauben, selbst ohne Ihre Aufmerksamkeit, es nicht ohne Früchte bleibt. Es ist eine wundervolle Beruhigung für den Geist und wird Ihnen die Wege des Nachdenkens öffnen. Wenn Sie mich lieben, wie Sie sagen, dann scheint mir, dürfen Sie mir nicht diese Tat guten Willens verweigern, die uns jeden Tag in denselben Gedanken und in denselben Worten vereinigen wird."

Ein Bekenntnis Paul Valérys

La Revue Universelle veröffentlicht ein Gespräch Paul Valérys mit Frédéric Lefèvre. Hierin sagt Valéry:

„Literarische Werke, ich muß es gestehen, erscheinen mir als tote Rückstände der lebendigen Handlungen eines Schöpfers. Ich kann an ein Werk nur denken, wenn ich nicht an die Taten und Leidenschaften eines Daseins in Arbeit denke ...

Man muß bekennen, daß ein Werk immer eine Fälschung ist (das heißt eine Fabrikation, der man einen von einer einzigen Bewegung geführten Autor nicht entsprechen lassen darf, sondern die die Frucht einer Zusammenarbeit von sehr verschiedenen Zuständen ist, von unerwarteten Zwischenfällen; eine Art Kombination von Gesichtspunkten, die ursprünglich voneinander unabhängig sind). Der Leser, ein augenblickliches Sein, befindet sich in Gegenwart eines Monstrums, aus sehr verschiedenen Dauern von Natur und Entwicklung gebildet, und es ist notwendig, daß es so ist ...

Damit man sich sehr für die Arbeit, selbst die des Verses interessiert, ist es vielleicht nötig, ziemlich wenig die Gegenstände zu variieren. Ich würde ganz gut glauben, daß ein Dichter, der in seine Kunst verliebt ist, sich begnügen würde, zeit seines Lebens immer wieder dasselbe Gedicht zu machen, indem er alle drei, vier oder fünf Jahre einem einmal gewählten Thema eine neue Variation gibt. Es wäre ähnlich wie in einer Automobil-Fabrik, die von Zeit zu Zeit ein neues Chassis herausbringt, in Hinsicht auf (manchmal bestreitbare) Vervollkomm-

Digitized by Google

nungen eines ursprünglichen erfundenen Typs. Darum neige ich dazu zu glauben, daß die Essenz der Dichtung die Suche nach der Dichtung selbst ist und daß seine Tiefe der mehr und mehr intime, präzise Besitz aller Mittel einer Kunst ist, deren Gegenstand oder, wenn man will, Ziel in einer sehr engen Beziehung zu ihren Mitteln liegt."

Variété

Das ist der Titel von Paul Valérys Essay-Band (Librairie Gallimard, Paris), einem der bedeutendsten Prosa-Bücher des neuen Frankreich (eine deutsche Übersetzung wäre sehr zu wünschen). Valéry ist der Dichter der Architektur, aber nicht nur ihrer fertigen Form, sondern auch der Bewegung und statischen Kräfte. Ruhe und Bewegung sind vereinigt, und diese Synthese bildet für Valéry nicht nur ein künstlerisches, sondern auch menschliches Ideal. Er glaubt an die Einheit des Geistes und sucht den „universellen Menschen". Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint ihm der ornamentale Gedanke für die einzelnen Künste dieselbe Bedeutung zu haben wie die Mathematik für die einzelnen Wissenschaften.

Die stärkste Bestätigung dieses Glaubens an geistige Einheit bildet Paul Valéry selbst. Er ist eine Intelligenz von schärfster, mathematischer Denk-Präzision und gleichzeitig beschwingt von Erlebnis und Bewegung. Der große Mensch ist für ihn „un système complet en lui-même" und von absoluter Logik beherrscht. So sieht Valéry Lionardo, dem der größte Aufsatz dieses Buches gilt („Introduction à la methode de Léonard de Vinci"). Lionardo vereinigt den Rationalismus der Wissenschaft mit reinen und starken Visionen. „Ich sehe Lionardo da Vinci diese Mechanik, die er das Paradies der Wissenschaften nannte, mit der gleichen natürlichen Kraft ergründen, mit der er sich der Erfindung reiner und berauschter Gesichter widmete. Und der gleiche lichtvolle Raum mit seinen gelehrigen möglichen Einrichtungen ist der Ort dieser Taten, die sich abschwächen zu außerordentlichen Werken. Nicht verschiedene Leidenschaften fand er dort: auf der letzten Seite seines dünnen Heftes, ganz angefüllt mit seiner heimlichen Handschrift und mit abenteuerlichen Berechnungen, wo sein bevorzugtes Suchen, die Luftschiffahrt, herumtappt, ruft er aus — seine unvollkommene Arbeit niederschmetternd, seine Geduld und die Hindernisse durch das Erscheinen einer höheren geistigen Ansicht niederschmetternd, — eigensinnige Sicherheit: ‚Der große Vogel wird seinen ersten Flug nehmen, als großer Schwan aufsteigen; und er wird das Universum mit Betäubung füllen, alle Schriften mit seinem Ruhm, ewiges Lob dem Nest, wo er geboren wurde'."

Paul Valéry sieht die Krisis des europäischen Geistes als die Erkenntnis an, daß Kulturen sterblich sind. Das Gleichgewicht der geistigen Kräfte in der Welt ist seltsam. „Das kleine europäische Gebiet steht an der Spitze der Rangordnung, seit Jahrhunderten. Trotz seiner schwachen Ausdehnung — und obgleich sein Bodenreichtum nicht außergewöhnlich ist — beherrscht es das Bild. Durch welches Wunder? — Sicher muß das Wunder in der Qualität seiner Bevölkerung stecken. Diese Qualität muß die geringe Zahl der Menschen ausgleichen, die geringe Zahl der Tausende von Quadratmetern, die geringe Zahl von Erz-Tonnen, die Europa angewiesen sind. Legt in eine der Wagschalen das indische Kaiserreich, in die andere das Vereinigte Königreich. Beachtet: die mit dem kleineren Gewicht beladene Schale sinkt!

Das ist eine recht außerordentliche Gleichgewichtsstörung. Aber seine

Digitized by Google

Folgen sind noch außerordentlicher: sie lassen uns einen fortschreitenden Wechsel im umgekehrten Sinne vorhersehen.

Wir haben gerade ausgesprochen, daß die Menschen-Qualität das Bestimmende in der Überlegenheit Europas sein müsse. Ich kann diese Qualität im einzelnen nicht analysieren; aber ich finde durch eine summarische Prüfung, daß tätige Begierde, kühne und desinteressierte Neugierde, eine glückliche Mischung von Phantasie und logischer Strenge, ein gewisser nicht pessimistischer Skeptizismus, ein nicht resignierter Mystizismus . . . die spezifisch tätigen Wesenszüge der europäischen Seele sind."

Walt Whitmann und die Musik

Das letzte Heft von *The American Mercury* veröffentlicht einen Aufsatz „Walt Whitman und die italienische Musik" von Louise Pound. Sie zitiert eine Reihe Aussprüche Whitmans, die seine enge Beziehung zur Musik beweisen und stellt die These auf, daß seine Dichtung sehr durch die Arien und Rezitative der italienischen Oper beeinflußt sei.

„Um zu wiederholen: Whitmans ganze Auffassung der Dichtung, nach der Seite von Ausdruck und Vortrag, scheint abgefärbt zu sein von der Pose des Sängers oder in geringerem Grade durch die des Schauspielers oder Redners, außerhalb des Rampenlichts, der mit seiner Stimme seine Zuhörer erreicht. Es gibt sogar eine beachtenswerte visuelle Ähnlichkeit zwischen den Seiten Whitmanscher Dichtung und den Seiten von Opern-Librettos. Für ihn ist Dichtung immer gesungen und der Dichter immer ein Sänger oder ein Chansonnier. Das ist sogar der eigentliche Sinn in ‚I sound my barbaric yawp over the roofs of the world'. Für die meisten Dichter des neunzehnten Jahrhunderts ist Dichtung etwas Geschriebenes und wird verbreitet, indem es gelesen wird. Man wird erinnert an Tennysons ‚one poor poet's scroll'. Für Whitman ist Dichtung etwas Gesprochenes. Er schreibt, als ob man versuche, durch die lebendige Stimme seine Wirkungen zu vollenden.

Man kann in der Tat in der Struktur seiner mehr ausgearbeiteten Gedichte etwas Orchestrales und Symphonisches finden. Es gibt gewisse Parallelen, die sich von selbst aufdrängen. Wie eine Sonate oder Symphonie zeigen seine Gedichte nicht selten ein Hauptmotiv, mit Ausführung, Gleichmaß und Verteilung, Wiederholung und Wiederaufnahme. Der innere Fortschritt ist jetzt behindert, jetzt vorwärts gestoßen; es gibt helfende Teile und Kontrast-Motive. Im Aufbau der Komposition, in der Art der Exposition und in der Ausarbeitung und im Aufbau der Tonart, gibt es oft etwas, das man gut als symphonisch bezeichnen kann. Aber natürlich haben wir es hier nur mit einer Analogie zu tun. Das Wort Symphonie benutzt Whitman nur selten. Es ist wenig wahrscheinlich, daß er an diese Kompositionsform dachte, wenn er seine Verse plante. Es sind oft Versuche gemacht worden, der Dichtung eine musikalische Struktur zu geben. Gewisse französische Dichter und einige zeitgenössische amerikanische haben versucht, Wort-Symphonien zu schreiben, und an ihre Seite kann man den Verfasser von ‚London Voluntaries' stellen. Aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß Whitman wissentlich das Symphonische versuchte. Der amerikanische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, der glaubte, daß ein Gedicht in gleicher Weise wie eine Komposition für musikalische Instrumente zusammengesetzt werden könnte, war nicht Walt Whitman, sondern jenes zweifache Genie — Dichter und berufsmäßige Musiker — Sidney Lanier."

Digitized by Google

Deutschland und Frankreich

André Germain, einer der Herausgeber der *Revue Européenne*, besucht zurzeit Deutschland. Unsere Sprache fließend sprechend, ist er ein aufmerksamer Beobachter und, getreu der Idee seiner Zeitschrift, ein guter Europäer. Im letzten Heft seiner Zeitschrift spricht er sich über das deutsch-französische Problem aus:

„Ich gehe gleich auf die ernsteste Frage ein. Werden wir in fünfzehn oder zwanzig Jahren einen neuen Krieg mit Deutschland haben?

Was mich überrascht, ist, daß gute Beobachter, die hier seit mehreren Jahren postiert sind, dieselbe Frage mit den gleichen Einzelheiten und mit dem gleichen Ernst wie ich stellen.

Ohne heute an das Reparationsproblem heranzutreten (das allein eine eingehende Studie erfordern würde) und an das der Kolonien (wo viele Leute eine schnelle Lösung durch den Völkerbund erhoffen), möchte ich darauf hinweisen, daß wir, meine französischen Kameraden und ich, glauben, daß ein Krieg herbeigeführt werden kann in einem Augenblick, der gegeben ist sei es durch eine sentimentale Reaktion (Wirkung der Bedrückungen und Brutalitäten, die fortwährend im Rheinland geschehen), sei es durch die Notwendigkeit, die auffälligste Dummheit des Versailler Vertrags, die die Deutschen nie annehmen werden, zu reparieren, ich meine die Einrichtung des ‚Korridor'.

Rheinland und Korridor spuken unaufhörlich in mir herum: die erste Frage ist im Grunde so leicht zu lösen, da es sich ganz einfach darum handelt, daß der Demütigung durch die Besetzung (die unsere Nachbarn im Grunde erdulden würden) noch dauernde Macht-Mißbräuche hinzugefügt werden, die der französischen Generosität so entgegengesetzt sind, und die tausenden albernen Quälereien einer Zivil- und Militär-Verwaltung, deren Methoden noch vom Poincaré-Regime zurückgeblieben sind.

Als sie den Korridor erfanden, haben die Diplomaten von Versailles ihren Nachfolgern die furchtbarste Sorge geschaffen. Ich glaube dennoch, daß ein Irrtum, um von dreißig Nationen unterzeichnet gewesen zu sein, deshalb noch nicht heilig wird, und daß trotz der Unannehmlichkeit und der Gefahren solcher Unordnungen, man nicht zu warten braucht, um ihn gut zu machen. Schrecken wir nicht vor der Notwendigkeit eines solchen Kongresses zurück, der den Vertrag von Versailles abändern und lebensmöglich machen kann: sonst haben wir die Wahl, ihn entweder langsam in Staub sinken zu sehen, unter dem Druck der Tatsachen, oder ihn plötzlich und blutig durch einen Gewaltstreich unserer Nachbarn zerrissen zu sehn . . .

Theoretisch ist nichts unmöglich, und Deutschland, das Poincaré noch mehr entschlossener gemacht hat als unwillig, sieht jetzt auf Frankreich mit einer Mischung von Mißtrauen und Hoffnung. Mehr als in der Hand unserer Nachbarn ist die Lösung in unserer. Werden unsere Staatsmänner die Mischung von Standhaftigkeit und Gewandtheit, von Großmut und Scharfsichtigkeit finden können, diese Politik von Konzessionen ohne Feilschen und von fester Autorität, die allein Deutschland erlauben wird zu atmen, Frankreich sich zu befreien, das ganze Europa der gegenwärtigen Zusammenhangslosigkeit und den düsteren Drohungen der Zukunft zu entgehen?"

James Joyce

Über seinen „unmoralischen" „Ulysses" unterhielten sich in unserer Zeitschrift Bernard Shaw und Archibald Douglas. Über die große europäische Wirkung dieses Buch-Dokuments schreibt James P. O. O'Reilly in *The Irish Statesman:*

Digitized by Google

„Wie immer wir über James Joyce denken mögen, eine Tatsache können wir nicht außeracht lassen: den Einfluß, den sein Werk auf die moderne europäische Literatur gehabt hat. Es ist ein Zeitalter der Zwerge, ein — ‚später und frostiger Tag', wo derjenige, der kein Zwerg ist, riesenhaft erscheint. Joyce ist kein Zwerg. Ich denke, daß unterschiedsloses Lob und noch mehr Tadel reichlich von jenen kommen, denen sein Werk wenig bekannt ist, und auf einem Wesenszug, zweifellos dem charakteristischsten, seines Werks beruhen, das ihn zu einem mythischen Riesen gemacht hat — der Ruhm der ‚fortgeschrittenen' Gesellschaftskreise, das unnennbare Übel der Verteidiger der öffentlichen Moral... Sein bekanntestes Werk, ‚Ulysses', ist sicherlich eins, das nicht in Buchhandlungen an das zufällige Publikum verkauft werden sollte — wie es in Dublin wäre, nicht aber in London oder New York. Dennoch würde ich hinzufügen, daß nach meiner persönlichen Ansicht der in diesem Lande weitverbreitete Verkauf einer gewissen Art von britischen Sonntags-Zeitungen der öffentlichen Moral und dem öffentlichen Geschmack weit gefährlicher ist als der Verkauf des ‚Ulysses' zu einem hohen Preise. ‚Ulysses' verlangt wegen seiner Form, um folgen zu können, eine große geistige Anstrengung, einen bestimmten Grad der Erziehung, um ihn zu verstehen. In der Tat haben viele erfahrene Literaten ihre Unfähigkeit, ihn zu lesen, bekannt, aus ganz anderen als moralischen Gründen. Das Laster ist bei Joyce nichts nur Anreizendes — es ist scheußlich revoltierend. Kann dasselbe von den Sonntags-Zeitungen gesagt werden? Sein ‚Porträt des Künstlers als jungen Menschen' erschien mir immer als sein bestes Werk, da es für den Leser sicher das am wenigsten anstößige ist. Wie die meisten modernen Erzählungs-Werke beschäftigt es sich sehr mit Geschlechtlichkeit — sein Buch ist das Fehlen des Gleichgewichts. Hier ist Joyce ein Künstler. Er wählt und kontrolliert sein Material — er erweckt eher die Vorstellung eines erstklassigen photographischen Ateliers als die Phantasie eines großen Malers — wir müssen es zugeben — und bringt ein in seiner Art erstrangiges Bild hervor. Ich habe es während der letzten Monate wieder in der neuen Ausgabe (bei Jonathan Cape) gelesen. Es wird sicherlich als glänzendes Beispiel eines unbalanzierten Realismus leben. Gewisse Szenen sind darin unvergeßlich... Ich möchte sagen, daß dieses Buch das typische und schönste Beispiel von dem ist, was Stufe eins in einer Reihe ist, die, fürchte ich, in Stufe vier enden wird — es sei denn, sie wende sich bei Stufe zwei seitwärts.

Als Stufe zwei nehme ich ‚Ulysses' — das nächste Werk von Joyce der Erscheinungszeit noch. Hier ist der Mangel an Balance ausgesprochen; die Kontrolle ist gelockert; unterbewußte Gedanken dringen ein, ja herrschen. Es ist stellenweise fast unzusammenhängend, aber die Zusammenhanglosigkeiten sind studiert, und es gibt durchdachte, überlegte Teile als Intervallen. Es hat ein Aussehen von Richtung, von Zweck an sich, ungeachtet seiner gespreizten Glieder, seiner schreienden Unzüchtigkeit. Des Autors Geist ist recht beschränkt, fixiert auf die niedrigeren Instinkte des Mannes — sie sind immer bei der Hand, und er wandert nie weit von ihnen fort. Sicher ist Geist gebraucht oder eher mißbraucht, um ‚Ulysses' zu produzieren."

Weltpolitik

Im letzten Heft der *Gesellschaft* schreibt Wladimir Woytinski über das Thema: Neue Weltwirtschaft — neue Weltpolitik. Seine statistisch-wirtschaftlichen Betrachtungen führen zu der Erkenntnis, daß auf völkerrechtlich-politischen Wegen allein eine

Digitized by Google

Einigung Europas unmöglich ist: die wirtschaftliche Einigung muß hinzutreten.

„In den gegebenen geschichtlichen Verhältnissen erscheint die Überwindung der Balkanisierung Europas und die Gründung der Europäischen Vereinigten Staaten als die nächste Etappe. Indem das Proletariat diese Aufgabe in den Mittelpunkt seiner Weltpolitik stellt und auf dieser Basis den Kampf gegen die Mächte des räuberischen Nationalismus, Militarismus und Protektionismus führt, wird es zum Konzentrationspunkt aller Kräfte der Demokratie, ohne von seinem geradlinigen geschichtlichen Weg abzuweichen.

Aber gegen die Balkanisierung Europas kann nicht auf lediglich politischer Basis, nur auf dem Wege von Vereinbarungen über Schiedsgerichtsbarkeit, teilweise Abrüstung, Festigung des Völkerbundes usw. angekämpft werden. Dieser Kampf bedarf eines wirtschaftlichen Fundaments.

Die breiten Massen des Proletariats und der Demokratie müssen begreifen, daß es sich hier nicht nur um die Verhinderung neuer Kriege, sondern um die Erhaltung ihrer elementarsten Daseinsbedingungen handelt, die nur möglich ist auf der Basis der Vereinigten Staaten Europas.

Zum Schluß nur noch einige Worte darüber, was die Vereinigten Staaten Europas nach dem Sinn jener Feststellungen sein müßten, die uns zu der Erkenntnis der Notwendigkeit einer Vereinigung Europas geführt haben.

1. Der Rahmen der Vereinigung muß ein möglichst weiter sein und sowohl Industrie-, als auch Agrar-(Rohstoff-)Länder, sowohl die nördlichen Gebiete, als auch die Länder der tropischen Zone umfassen, und unbedingt Rußland und Großbritannien mit einem Teile wenigstens der britischen Dominions mit einschließen. Der Einwand, daß dies nicht mehr die Vereinigten Staaten Europas sein würden, ist nichtig. Es handelt sich nicht um die Bezeichnung und nicht um eine schulmäßige Einteilung der Welt in Weltteile, sondern es handelt sich darum, daß die wirtschaftliche Basis der Vereinigung groß genug sein muß.

2. Das innere Programm der Vereinigung müßte fordern: Die Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte auf der Grundlage einer universalen Zusammenarbeit der Völker, eine zweckmäßige Arbeitsteilung unter ihnen, eine volle Ausnutzung der natürlichen Reichtümer und der Arbeitsenergie jedes Mitgliedes des Staatenbundes im Interesse der Gesamtheit.

3. Das äußere Programm würde enthalten die Forderung der Pflege wirtschaftlicher Beziehungen mit anderen Völkern und deren Verbindungen, friedlicher Zusammenarbeit mit ihnen, deren Erfolg von der wirtschaftlichen Macht und der Größe der Basis der Föderation abhängen wird.

Eine Entstellung des Gedankens der Vereinigten Staaten Europas wäre jeder Versuch, ihren Rahmen unter Ausschluß von Rußland, Großbritannien oder Polen usw. von vornherein einzuengen oder im voraus die Vorherrschaft eines bestimmten Landes innerhalb der Föderation zu sichern, oder aber, der ganzen Vereinigung den Charakter eines Kampfbündnisses gegen Amerika zu verleihen.

Die ökonomische Analyse zeigt die Notwendigkeit einer anderen Vereinigung Europas, einer Vereinigung, auf deren Basis die Vereinigten Staaten Europas in Gemeinschaft mit den Vereinigten Staaten Amerikas die Vorstufe sein würden zu den Vereinigten Staaten der Welt."

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Staatsräson

Friedrich Meinecke ist offen genug, sein neuestes Buch (Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte. München, Oldenburg) für ein geistiges Werk der Weltkriegszeit zu erklären: Geplant als „Ideengeschichte" jener barocken Lehre des frühen Absolutismus von den „Interessen der Staaten", ist es in tiefem und ehrlichem Ringen mit der Ideologie unserer westlichen Gegner von der Rechtsnatur des Staats und der Staatengesellschaft zu einem Versuch geworden, Entstehung und Wandel der neuzeitlich positivistischen Auffassung des Staats als Machtgebilde überhaupt des Machiavellismus, aus den geschichtlichen Erlebnissen der neueren Staatenwelt abzuleiten. Wir kannten aus Meineckes Einleitung zur Machiavelli-Auswahl der „Klassiker der Politik" das erschütternde Bildnis des ersten Staatsdenkers in dem entgotteten Nachmittelalter, die strenge und im letzten glücklose Jagd der menschlichen virtù hinter der Fortuna einer blinden Natur. In einer Galerie gleich feiner und ursprünglicher Studien wird nun Vor- und Rückschritt dieser Verweltlichung des Staates bei den großen Theoretikern der modernen europäischen Politik verfolgt, auf dem Hintergrunde der Machtkämpfe, die aus dem Italien der Renaissance alsbald in den bourbonisch-habsburgischen Weltgegensatz und schließlich, mit dem Großen Friedrich, zu dem verblüffenden Aufbruch der preußischen Macht aus dem Rechtsidyll des alten Deutschen Reiches führen.

Eine von der Geschichtsschreibung sich emanzipierende Staatswissenschaft dankt es dem Historiker, daß er die „blasse und verflachende Art" der üblichen „Geschichte der politischen Theorien" durch einen wahrhaft universalhistorischen Zusammenhang überwinden wollte. Und sie findet es begreiflich und gerecht, daß er die entscheidende Fragestellung der modernen Wissenschaft, von den Naturwissenschaften „Relativität", von den Kulturwissenschaften „Historismus" genannt, nicht nur auf den Wechsel der europäischen Staatsauffassungen unter sich, sondern auch auf den Standpunkt ihres Kritikers selbst anwandte. Seiner Lösung, die die vulgäre deutsche Machtrechtsphilosophie auch eigner früherer Arbeiten freimütig preisgibt, wird niemand verargen, daß sie umgekehrt auch den naiven Glauben der westlichen Staatslehre an die sittliche Eindimensionalität politischen Handelns verwirft und auf den Spuren Ernst Troeltschs (dessen Andenken das Buch gewidmet ist) die billige Unterscheidung von Privat- und Staatsmoral ganz grundsätzlich durch eine einheitliche, vertiefte Ansicht des Verhältnisses von Norm und Natürlichkeit überwindet.

Zweifelhaft bleibt nur (und hier scheint mir ein letzter Rest der von Meinecke besiegten Diabolie der vorkriegerischen deutschen Politik bei ihm selbst zu stecken), ob das eigentliche Leben der politischen Antinomie

Digitized by Google

(wie man das Problem der Staatsräson nennen könnte) nicht ebensogut in den Versöhnungen als (wie hier) in den Spannungen ihrer Gegensatzpaare aufzusuchen wäre. Nicht umsonst sind die beiden schönsten unter Meineckes ideengeschichtlichen Porträten die Friedrichs, der seine Machtpolitik mit dem fortwährenden Selbstgespräch seines aufklärerischen Gewissens begleitet, und Leopold Rankes, dessen frommes Künstlertum ihn immer wieder über die Gewaltsamkeiten und den Cant (denn das ist es doch, genau wie bei den Engländern!) Hegelscher Identitätsphilosophie hinweghebt: Jenseits der Systematik und Kasuistik der kleinen und großen Staatslehrer breitet sich das schweigende Gefilde der großen europäischen Gemeinschaftsgedanken, die, zu Unrecht immer bloß als „Pazifismus" verstanden, in der christlichen Weltordnung des Mittelalters nur ganz vorübergehend zurücktreten und in der angelsächsischen Weltordnung der Neuesten Zeit mächtig wiederaufleben. Erst eine Staatslehre, die hinter den bewußten Gestaltungen die tragenden Zuständlichkeiten der europäischen Staatenschicksale zu erforschen strebte, wäre imstande, die wahre Spezies aeternitatis für die Staatsräson aufzustellen.

Carl Brinkmann

Über einen anatomischen Atlas*

„Wie sehr sich auch mein Antlitz mit dunkler Eitelkeit oder gemeiner Rache oder verächtlicher Verachtung umwölkt, die Knochen meines Schädels darunter lachen ewig." (Chesterton.) — Diese Laienanatomie, diese Anatomie für Künstler sollten vor Allem Ärzte Blatt für Blatt eindringlich betrachten. Fern von der grauenhaften, verwirrenden Fleischigkeit der Lehrbücher, von dem verwesenden Dunst der Präpariersäle, kann hier entdeckt werden, was das Studium nie gab: Die Schönheit des Gerippes, das Erlebnis der menschlichen Leibesform als architektonisches, als poetisches Wunder. Es hat vielleicht gar nicht in des Verfassers Absicht gelegen, so ergreifend die Vielgestalt des Körpers zu schildern, von sanfter und edler Neigung der Linien bis zum Skurrillen, Verzerrten, Phantastischen; das Außen und Innen, Gerüst und Hülle, den zauberhaften Mechanismus der Bewegung.

Kein besseres Buch hätte der junge Hans Castorp des „Zauberberges" finden können, als ihn in eisiger Frostnacht, anatomischen Forschungen hingegeben, Schauder der Scham und die Wirbel der letzten Sphären des Daseins ergriffen. — Auf der ersten Seite das aufgereckte, fleischbehangene Skelett des Menschen. Nun folgt genialer Bau von Pfeilern und Bögen: die Stützsubstanz des Knochens. Muskelbrücken schwingen sich kühn über die Abgründe der Gelenke, Fleisch züngelt rot an dem bleichen Gerüst empor, steile Raketen der Rückenmuskulatur, der breite Strom der Beckenmuskeln. Der komplizierte Lauf der Sehnen und Bänder, der seltsam ausgeklügelten Scharniere, das Ineinandergreifen von Kugeln und Höhlungen wird sichtbar. Schenkel kreisen wie riesige astronomische Systeme um ihre Achsen. Die dornige Geißel des Rückgrats, gekrümmt durch die allzuschwere Frucht des Schädels, wird losgelöst vom geräumigen Gewölbe der Rippen, dem leergewordenen Käfig der Eingeweide.

Die Teile gleiten ineinander, Lücke um Lücke schließt sich, das Durcheinander bizarrer Baulichkeiten wächst zum phantastischen Grundriß des lebenden, sich bewegenden Menschen. Das leere Grauen eines mumifizierten Kopfes starrt dich an, die kahle Hügellandschaft der Haut, die grausame

* Plastische Anatomie von S. Mollier. Verlag J. F. Bergmann, München.

Digitized by Google

Leere der Mund- und Augenhöhlen. Aber dann fließt Blut, wächst Haar, beginnt der Tanz der Glieder und rätselhaft beseelen sich Gesichter und Körper. Mann, Frau und Kind; Neger und Deutscher; Ringer, Schlangendame, Greis und Jüngling; in Ruhe, in wuchtiger, ausholender Bewegung, in ekstatischer Anspannung, in verrücktester Verdrehung ihrer Glieder werden vorgeführt. Scharf springt jeder Muskel aus der mageren Haut, oder in weichen Falten wellt sich das Fleisch. —

Ein sachlich ernster Text weist auf den Zweck des Buches: Dem Schaffen des Künstlers eine exakte wissenschaftliche Grundlage zu vermitteln. 468 Abbildungen, losgelöst von Benennung und praktischem Sinn, schlechthin vollkommene Photographien und Zeichnungen, machen den wesentlichen Inhalt des Buches aus, eines erregenden und beglückenden Bilderbuches.

Martin Gumpert

Germany in Transition*

Wenn man den „Faust" französisch liest, lächelt man oft überrascht — einmal darüber, daß die französische Sprache so germanisch sein kann, und dann wieder, wie klassizistisch befangen sie sein muß. Rabelais scheint die Hexenküche gemacht zu haben, und das Helenadrama ist manchmal wie von Racine. Diese Erinnerung kam mir beim Lesen der „lectures", die der Königsberger Völkerrechtler Professor Herbert Kraus als erster deutscher Gelehrter an der Harris-Stiftung der Universität Chicago gehalten hat. Es ist eine vorbildliche Stiftung übrigens, denn das Ehepaar Harris hat sie errichtet mit der Absicht, dadurch die Kenntnis der Alten Welt unter den amerikanischen Bürgern zu fördern, um so die Grundlage zu schaffen für verständnisvolle internationale Beziehungen und eine „aufgeklärtere" (more enlightened) Weltordnung.

So liest man also in einem flott gesprochenen, aber philosophisch vertieften und juristisch gezügelten Englisch — wie es ein deutscher Professor nur mit Hilfe seiner klugen amerikanischen Frau zustande bringen kann: was nun mit dem heutigen Deutschland eigentlich los ist. Und man ist überrascht, wie diese Verkleidung das wahre Wesen der deutschen Dinge recht sichtbar macht.

Dem Amerikaner muß vieles gesagt werden, was in Deutschland — meist mit Unrecht — als bekannt angenommen wird; es muß ihm auf eine Weise klar gemacht werden, die sein Wissen von Deutschland entwickelt, ohne es durch die Fülle der Fremdheit zu erschüttern oder gar umzustoßen; deutsche Sorgen müssen betont, aber doch auch durch begründete Hoffnungsfreude überwunden werden. Also nur keine Propaganda — außer derjenigen, die die beste ist: Wahrheit. Professor Kraus baut so, manchmal wie im Experiment, den Weg vom dunkeln ins helle Deutschland; er hat in diesem Buche gezeigt, daß er nicht nur imstande ist, den Friedensvertrag von Versailles als juristischer Experte mitzumachen: er weiß auch mitzuhelfen zu seiner Überwindung im Geiste.

Veit Valentin

Das Problem Ostasien

Bertrand Russell* kam gewiß nicht als „Geschäftsmensch" zu den Chinesen: das heißt, er kam nicht, um für seine Person, seine Clique oder seine Nation dort „lukrative Möglichkeiten" auszumitteln.

* Herbert Kraus. The University of Chicago Press, Chicago.

* Bertrand Russell, China und das Problem des fernen Ostens. Mit einer Einführung von Prof. R. Haushofer. Drei Masken Verlag, München.

Digitized by Google

Aber er versteht sich nicht übel auf das Treiben der Geschäftsmenschen, weiß allerhand von Zöllen und Steuern, Häfen und Eisenbahnen, Kohle und Eisen, ist also recht wohl in der Lage, einem Volke, das sich heute vor der Gier jener Kaste umlauert sieht, nützlichen Rat zu spenden.

Anderseits ist der englische Philosoph mit seinem durchaus rationalistischen Temperament auch nicht eben als ein Jünger des „Meisters der dunklen Wahrheiten" zu betrachten: mystische Versenkung und ästhetische Verzückung liegen seinem sehr ausgeprägt westeuropäischen Wesen gleichermaßen fern.

Aber er ist weitblickend, ist allmenschlich genug veranlagt, um zu erkennen, daß das abendländische Aktivitäts- und Fortschrittsschema etwas historisch und ethnisch durchaus Bedingtes ist und keineswegs als alleinseligmachende Wahrheit dem farbig-ruhevollen Seelentum des Orients aufgedrängt werden darf.

Die Chinesen waren wohl freilich für einen abendländischen Rationalisten von uneigennütziger Gesinnung und feinem Einfühlungsvermögen ein ganz besonders geeignetes Betrachtungssubstrat. Kommt doch ihr vernünftiges, sanftes, höfliches, tolerantes Wesen (wenn man eben einmal das spezifisch abendländische Ferment des „Fortschritts" in Abzug bringt) gerade jenen Idealen nahe, welche einst die Voltairianische Aufklärung über das zivilisierte Europa hin verbreitete, und die trotz aller Widersprüche in der Praxis wenigstens unter den atlantischen Völkern noch heute offizielle Grundlage des ethischen Glaubensbekenntnisses geblieben sind. Den Japanern, die hinter einer Außenseite europäischen Dutzendformats eine sehr viel leidenschaftlichere und romantischere Anlage verbergen, vermag denn Russell auch nur sehr viel schwerer gerecht zu werden.

So hellsichtig-frei, so vielseitig und gütig hat noch selten ein Europäer die ostasiatischen Dinge durchleuchtet wie Russell, der im übrigen freilich schon aus Sowjetlanden (der Anblick kampierender Hungersnotflüchtlinge auf einer Wolgadüne hatte einen tiefen Eindruck in seiner Seele hinterlassen) das richtige Gefühl dafür mitbrachte, was es bedeutet, ein quietistisch-östliches Volkstum nach westlich-aktivistischen Rezepten zurechtbiegen zu wollen.

Und dabei muß er, der nicht untätig als bloßer Zuschauer dem Daseinskampf des ihm liebgewordenen chinesischen Volkes zusehen will, trotz seiner deutlichen Erkenntnis, daß die charakteristischen Vorzüge der chinesischen Kultur gerade auf deren vorindustriellem Charakter beruhen, mitten im Ansturm europäischer Aktivismen ja doch auch wieder praktischen Rat von — abendländischen Voraussetzungen aus erteilen.

„Ich kann es nicht über mich bringen, Nationalismus und Militarismus zu verteidigen", gesteht er einmal, „und doch ist es schwer, patriotischen Chinesen eine Antwort zu geben, wenn sie fragen, wie beides vermieden werden kann." Das bedeutet bei einem prinzipiell zum Pazifismus Neigenden schon ziemlich viel, besagt schon, daß er die passive Haltung des Vierhundertmillionenvolkes denn doch nicht unbedingt zu billigen vermag. Und auch bei der Erörterung der wirtschaftlichen Dinge kann es der gewissenhafte Beobachter, so ungern er eingestandenermaßen von Fehlern der Chinesen redet, nicht verschweigen, daß die ungeheure Bestechlichkeit des Beamtentums (deren tiefere Ursache er in übersteigertem Familiensinn erblickt) an der Unfähigkeit zu selbständiger Auswertung ihrer natürlichen Reichtümer mit Schuld trägt. Von da wäre es dann kein sehr großer Schritt mehr zu der jüngst von

Digitized by Google

A. Walther* recht glücklich formulierten Erkenntnis, daß überhaupt die chinesische „Pedantokratie" (trotz der „Gerechtigkeit", welche eine Auslese der herrschenden Kaste auf Grund von Prüfungen zu gewährleisten scheint!) das Verhängnis des begabten Volkes ausmacht, wie auf der anderen Seite gerade die ritterlich-aristokratische Grundlage ihrer Kultur es ist, die die Japaner ihrer Selbstbehauptungsenergie und Organisationsgabe zu danken haben.

Das praktische Programm, das Bertrand Russell an den Beschluß seines Bandes stellt, ist an sich vom Standpunkt der aktuellen Notwendigkeiten unanfechtbar; es ist aber die Frage, inwieweit sich die in kulturellen Dingen allein maßgebende Mandarinenschicht solchen de facto ohne tiefgreifende Verwestlichung kaum zu verwirklichenden Desideraten gegenüber verhalten wird, wie weit sie ihnen überhaupt beipflichten könnte, ohne das innerste Wesen der nationalen Überlieferung zu gefährden. Hier wie in allen für ein großes Volk entscheidenden Fragen kann eben einfach auch der bestintentionierte Ausländer unmöglich das letzte Wort sprechen: wir dürfen es vielleicht einmal von solchen Chinesen erwarten, die, wie es Russell gelegentlich als ideale Forderung aufstellt, zu den traditionellen Qualitäten des eigenen Volkstums das „wissenschaftlich-methodische Denken" des Abendlands hinzu gewonnen haben werden. Aber eben weiter nichts als dieses geistige Kampfmittel allein: die jungen Chinesen, die nach Russells Versicherung vom Abendlande nicht so sehr praktische Kenntnisse als geistige Bereicherung erwarten, sind wohl gerade darum auf falscher Fährte und im Begriff, ihres besten Erbes verlustig zu gehen. Die Japaner, die trotz aller Oberflächenimitation europäischer Bräuche bisher jenen Weg gegangen sind, könnten ihnen in diesen Belangen doch recht gute Lehrmeister sein!

Franz Arens

* In dem Artikel „Typologie der Kulturen" (Köln. Vierteljahrshefte f. Soziologie, 4. Jahrg.).

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

KULTURGEWISSEN UND WISSENSCHAFT

Eine Studie an Max Webers Weltanschauung von

ROBERT WILBRANDT

Der Fachmann ist stets in Gefahr, zu viel von seinem Fach zu sprechen. Er vergißt, sich zu fragen, was er den Außenstehenden zumuten darf und was nicht.

Anders steht es, wenn eine große Persönlichkeit das Objekt ist. Von Max Weber reden, heißt nicht Fachwissenschaft treiben; erst recht nicht, wenn zugleich letzte Lebensfragen zur Entscheidung stehen.

Nur ganz kurz sei erwähnt, welches Problem meines Fachs den Anlaß gibt, von alledem zu sprechen. Es handelt sich um eine den Volkswirt seit Jahrzehnten bewegende Frage: ob die Nationalökonomie noch weiterhin eine praktische Wissenschaft sein könne oder nur noch Geschichte und Theorie. Ich selber bin bemüht, alles Subjektive auszuschalten, die Nationalökonomie gleichwohl als beratende Wissenschaft ihrer ursprünglichen Mission getreu bleiben zu lassen. Darin steckt bereits Max Webers Reform unserer Wissenschaft, seine Leistung als ihr Kant, ihr Erkenntniskritiker; zugleich aber ein Beginnen, das ihm fern lag, ja das durch ihn als unmöglich, als „Naivität" ein für allemal abgetan und erledigt zu sein schien.

Es ist nun überraschend zu sehen, daß Max Webers nicht durchführbare Ablehnung auch irgendwelcher rein ökonomisch wertenden oder Stellung nehmenden, rein „technisch" im Sinn von Zweckmäßigkeitserwägung einen fachmännischen Rat ermöglichenden Wissenschaft, kurz daß seine Hyperkritik auf einer persönlichen Weltanschauung beruht; also gerade auf dem, was er durch seinen Kampf gegen das Werturteil aus der Wissenschaft auszuschalten bemüht war. Es ist die ihm mit Rickert gemeinsame Weltanschauung: der von Dilthey als „Idealismus der Freiheit" bezeichnete Typus — von Kant am reinsten verkörpert — was ihm unbewußt die Feder geführt hat. Ein Ergebnis, das unsere wissenschaftliche Haltung an dieser Stelle Max Weber gegenüber aus der des Anhängers in

Digitized by Google

die der notgedrungenen Selbständigkeit verwandelt; ein Ergebnis, das scheinbar den Respekt vor seiner wissenschaftlichen Position zu erschüttern geeignet ist.

Diese Weltanschauung ist es nun aber, die uns Max Webers Persönlichkeit erst ganz erklärt. Das Geheimnis ihres Zaubers war nicht nur die geradezu französische Ausdrucksfähigkeit und Anmut seines Wesens, sondern das was hinter der Persönlichkeit stand, genauer: was sie anspannte, ihr das Gehaltene gab, was sie sich innerlich hoch aufrichten ließ: als ein Charakter.

Ich besuchte ihn 1918, als die Kriegsrationierung noch herrschte. Er litt unter ihr, glaubte infolge der Unterernährung seine letzten Vorträge schlecht gehalten zu haben. Am Schluß unserer mehrstündigen Unterredung kam ich darauf zurück, riet ihm, im nahrhaften Oberland sich aufzufrischen, wo ja alles zu haben war, was die Rationierung verbot — da richtete er sich auf und erwiderte: „Mir fehlt nichts".

Bei der gleichen Gelegenheit wunderte ich mich über die Vorbereitung, die er für sein Gastsemester an der Wiener Universität nötig zu haben glaubte. Er arbeitete eine positive Kritik des historischen Materialismus eigens dafür aus; statt einfach in die Fülle seines Wissens hineinzugreifen. Er antwortete: wenn sie ihn schon dahin holten, dann wolle er ihnen auch was Ordentliches leisten. Und so hielt er dann jene Vorlesungen an der Wiener Universität, von denen Michels in seinem Nachruf erzählt: „da lauschte eine viel hundertköpfige Hörermenge den sich stundenlang ausdehnenden Vorlesungen Max Webers in der dunkeln und kalten Aula magna, ähnlich wie es einst einem Fichte in Berlin geschehen war".

Einmal (1917) habe ich selbst einem solchen Vortrag und der stundenlangen Diskussion, die wieder aus mehreren Vorträgen Max Webers bestand, gelauscht und das Ganze wie ein Reinigungsbad empfunden. Alles, auch das Heikelste — damals: der Kaiser — wurde berührt. Aber alles mit solcher Offenheit und zugleich Gehaltenheit, daß es nur erzieherisch wirkte. Die Glut der vaterländischen Leidenschaft und Sorge — in ihm ein Vulkan — war zu wirklichem „Temperament", im Ursinn des Wortes, gebändigt. Vor uns stand Platos Ideal verwirklicht: der Mensch, der in sich einen Löwen hat: die edle Leidenschaft; aber darüber noch seine praktische Vernunft, die selbst diesen Löwen bändigt. Nicht der Überreichtum allein, der noch jeden Nebensatz vor Inhalt überquellen ließ (wie sein Stil

Digitized by Google

überhaupt), sondern eben dies war es, was so wundersam wirkte: daß da einer stand, der stets sein Äußerstes tat, sein Letztes gab, in jedem Augenblick seiner Verantwortung bewußt war.

So lebte er — wie Jaspers sagt — das Absolute in jeder Sekunde; so konnte er wirklich durch die Art, wie er lebte, dem Leben einen Sinn verleihen. So war er die Verkörperung der Weltanschauung, von der wir sprechen. Ihr entsprachen seine Lieblingshelden: Kant und Cromwell. Kant, „der Philosoph des Protestantismus", wie Paulsen ihn nannte, Cromwell, der Kriegsmann des Protestantismus: stets kehrt sein Hugenottenblut zu den Glaubenshelden jener geistigen Revolution zurück, die das Subjekt auf sich selber gestellt, es nur dem eigenen Gewissen verantwortlich gemacht hat. Fichte und Bismarck sollen ihm deshalb zu sehr vergewaltigend, auch seine eigene Wirkung ihm eben darum bedenklich gewesen sein: jeder soll selbst entscheiden, wählen, sich lenken — er wollte darum nicht „führen", nicht suggestiv andern aufdrängen, was dieser „Idealismus der Freiheit" zur Sache jedes einzelnen macht.

So trat er für jeden und für jede Richtung — so damals für die Marxisten als Opfer der Hochschulintoleranz — ein, sobald er jemand um seines Glaubens willen verfolgt sah. Wo er einen Glauben fand, eine Hingabe an eine Sache, beobachtete er es freudig. Gleichviel, an welche: die Treue der Hingabe war seinem „heroischen Skeptizismus" — wie sein langjähriger Freund Ernst Troeltsch diese seine Denkart nannte — der einzige Beurteilungsmaßstab. So wurde ihm auch die Politik, die er einst „Darlegung von Idealen" genannt hat, in seiner wirklichen politischen Arbeit eine streng sachlich zu erfüllende Pflicht. Wie die Zukunft deutscher Einrichtungen aussehen wird, erklärte er, hat sich nach der sachlichen Aufgabe zu richten. So kam es zu dem Paradoxon, daß er da, wo er die strengste wissenschaftliche Erkenntniskritik zu üben meinte, eine bestimmte Weltanschauung vertritt, dagegen da, wo er nur Weltanschauung zu verkündigen meinte, in der Politik, mit objektiv begründeten Darlegungen eine möglichst sachliche, überzeugende, ja allgemeingültige Erkenntnis vortrug.

Dennoch hat er gerade in der Politik, neben der nach Troeltsch seine übermächtige wissenschaftliche Leistung doch „nur ein Außenwerk seines Lebens war", seine Weltanschauung vorgelebt. Nur so ist anständige, ritterliche Politik möglich. Nur ob der politische

Digitized by Google

Gegner so ehrlich und treu wie man selber eine von einem letzten Glaubensstandpunkt aus sich ergebende Politik durchführt, kann die einzige Beurteilungsmöglichkeit seiner Person gegenüber sein. Und nach persönlicher Überzeugung muß der Politiker handeln: aus sich heraus, rasch, wie der Augenblick es verlangt. Die Wissenschaft kann ihm den Entschluß nicht geben. Alles was sie sagen könnte, käme zu spät: im Augenblick muß entschieden werden; da kann man nur das eigene Gewissen befragen. Und das wieder nur in der ganz spezifischen Art, wie die Politik es verlangt: auch sie fordert restlose Hingabe, ohne Rücksicht selbst auf das eigene Seelenheil. Und wie Max Weber hier die Spannung zwischen persönlicher und politischer Ethik durchlebte, so fragte er auf seinem anderen Arbeitsgebiet: Was schulden wir der Wissenschaft, wenn wir uns in ihren Dienst stellen? Stets ist es die bis aufs äußerste gespannte Pflicht, die er sich und uns vorhält. Es ist daher nicht wenig, wenn Troeltsch von ihm sagt: „Ihm genügte im schlichten und strengen Sinne Kants die Pflicht als Sinn des Lebens"; und unser Bild der Persönlichkeit wird vollendet, wenn er staunend von Webers Beziehung zu Rickert berichtet: „Er hat sich mit einer mich oft befremdenden Strenge an diese Richtung des Neukantianismus gebunden".

Was Max Weber so — wie wenige Menschen — von den höchsten Möglichkeiten der Menschennatur verkörpert, gehört für mich zu dem Schönsten, Größten, Herrlichsten, was es gibt. So konnte er mit dem Leben — auch einem tragischen — fertig werden. So konnte es ein schönes, weil heroisch gelebtes sein. So konnte er allerdings stolz bekennen: wir schaffen den Sinn des Weltgeschehens. Auch ihn, wie Marx, der als Kämpfer getreu bis zu seinem Tod war, umgab die innere Würde, wie nur dieses Verhalten der Welt gegenüber: das eines starken reinen Willens, sie verleiht.

Keine der anderen denkbaren Weltanschauungen vermag das zu geben wie diese. Was ihn formte, was sich in seiner Persönlichkeit ausdrückt, ist überhaupt die Größe, die nur in dieser Weltanschauung bewußt gemacht, nur von ihren Verkündern aufgehellt wird. Sie lehrt uns, in unser Inneres zu schauen. Was ist Charakter? Und was Charakterlosigkeit? Solches zu klären ist dieser Weltanschauung vorbehalten, die diese Seite unseres Wesens offenbart. Was zum Bewußtsein kommt in dieser von Sokrates und Plato, dann von Kant und Fichte, neuerdings von den Neukantianern und besonders von Windelband und Rickert gelehrten Weltanschauung, ist das geheimste

Digitized by Google

und doch wesentlichste, das persönlichste und das mit der Gesellschaft innerlich durch die Pflicht verbundene Leben des ethischen Menschen: unser Mühen und Kämpfen, stets subjektiv und doch für unser Bewußtsein übersubjektiv bestimmt durch ein „Sollen". Das ist's, was erlebt wird, was durch zündendes Vorbild auf uns wirkt, uns — nach Plato — an das in uns Schlummernde, an die gleiche Anlage zur Autonomie „erinnert".

Und gerade Rickert — das muß ich um so mehr anerkennen, je mehr ich innerlich dem nachgehe — hat hier das Verdienst eines Entdeckers. Er sucht nach dem Begriff der Kultur. Lange, ja bis zur Lächerlichkeit lange, bis an den Schluß seiner „Grenzen", blieb dies Suchen vergeblich; wenigstens scheinbar. Eine ihn befriedigende Begriffsbestimmung schien nicht gelingen zu wollen. Und doch steckt sie schon in dem, was Rickert aussprach. Analysiert man seinen Begriff des „Kulturwertes", so ist es der, dessen Wertung bereits gewertet wird. „Ein Wert, dessen Wertung gewertet wird" — so müßte man es formulieren — klingt drollig; es kommt aber damit zum Bewußtsein, welche Wandlung sich in uns vollzieht, wenn eine Kultur sich der Seele bemächtigt. Im Gegensatz zu äußerer Zivilisation, ist dies eine ans Innerste gehende Wandlung. Mag sie nun von außen an den Menschen herantreten, durch eine Gemeinschaft — Kirche, Staat, Nation, Partei, oder welche Gemeinschaft immer — an ihn herangetragen, was Rickert betont, oder durch eine einzelne große Persönlichkeit oder endlich durch den „Kulturmenschen" selber in ihm zustande kommen, was für Max Weber das Nächstliegende war: auf jeden Fall wird durch andere oder durch uns selbst das wechselnde Spiel der Wertungen nicht mehr sich selbst überlassen, sondern kontrolliert. Nicht nur ein gewisses Handeln wird zur Pflicht gemacht; nicht nur der Wille wird auf ein Ziel gerichtet: selbst das Gefühl, das Werten wird in Zucht genommen.

Damit wird die — je nach der einzelnen Kultur unendlich verschieden ausfallende — Wandlung bewußt gemacht, die den Kulturmenschen vom Naturmenschen unterscheidet. Wir können mit sentimentalem Entzücken das Natürliche erleben — es zurückersehnen —, das uns so abhanden gekommen ist. Aber so sehr wir das Naive lieben mögen, wir beurteilen doch auch bereits die Menschen danach, ob und wie weit sie solche Kultur haben oder nicht: ob sie werten gelernt haben — so paradox das klingt —, ob sie das und jenes noch schätzen, noch wichtig nehmen, oder es verachten lernten, ob sie eine

Digitized by Google

konsequente Hierarchie der Werte in sich tragen und ob sie entsprechend empfinden, oder ob sie entgleisen.

Solche Wertung des Wertens ist Kultur. Sie kann auf zahllose Arten ausgeprägt sein. Jedenfalls ermöglicht sie aber eine tiefgreifende Einwirkung der Umwelt auf den Menschen (durch Erziehung, Beispiel, Wecken, „Erinnern", „Bildung", Religion, Musik, Dichtung, überhaupt Kunst usw.) oder auch eines Einzelnen auf sich selbst. Sie sagt einem, „auf was es ankommt". Sie gibt die Richtung für das Streben, das Wollen, gemäß dem von ihr geleiteten Werten. Sie kann es zum fortwährenden Kampf mit sich selbst stacheln, wie die Gotik es ausdrückt; und wie der Puritanismus das auf die Spitze treibt. Sie kann es auch — wie im Griechentum — ungebrochen konservieren, das Natürliche nur vor Verzerrung bewahren. Stets aber legt sie es irgendwie fest. Ihr eignes Ende aber ist nach unten hin da, wo noch nicht gewertet wird, ob und wie man werte; und nach oben da, wo die Zersetzung vom Verstand her alle Wertung des Wertens aufgelöst hat in müde Skepsis, in Glaubenslosigkeit. Kulturlosigkeit ist eins wie das andere.

Ich habe damit — ohne mich sklavisch an ihn zu binden — aus Rickert herausgehoben, was aus ihm hier gewonnen werden kann. Er hat — vergeblich — die Kulturwerte selber zu beweisen gesucht. Das mußte mißlingen. Das vermag keine Wissenschaft; ebenso auch keine als allgemeingültige Erkenntnis auftretende Philosophie. Ja es besteht ein Gegensatz zwischen Wissenschaft und Kultur. Denn diese kann nie Erkenntnis sein; durch Erkenntnis kann sie nur eingeschränkt, nur bedroht, nur aufgelöst werden, wie wir das eben schon sahen. Sie kann nur auf Glauben beruhen; und der wird durch Erkenntnis gefährdet.

Wissenschaft zerstört höchstens eine Kultur, durch Skepsis, Wissen, durch Konzentration auf dieses, Aufhören aller Dogmen, ohne die eine Kultur unmöglich ist. Die Wissenschaft macht höchstens bekannt mit allen Kulturen, aber schafft keine; niemals! Das ist in Max Webers Vortrag „Wissenschaft als Beruf", der zugleich den Beruf der Wissenschaft eingrenzt, ein Kernpunkt von unvergänglicher Wahrheit. Nur der Mensch als solcher, nur seine Intuition, zum Prophetentum gesteigert — wovor sich aber der Mann der Wissenschaft scheut — vermag Kultur zu schaffen. Es gibt zwar eine wissenschaftliche Kultur: das was die Wissenschaft für ihren Betrieb an Haltung,

Digitized by Google

an Objektivität, Ethos usw. braucht; diese spezifische zum Berufsethos des Forschers gehörende Kultur wird von ihr gefordert und gefördert — aber sonst? Eine die Menschen überhaupt formende „Bildung" im Urwortsinn: eine den Menschen aufbauende, das ergibt sie nicht. Sie hilft uns nicht wieder zu einer Kultur, wie wir sie so oder so einst gehabt haben.

Beobachten wir, was dem einzelnen „wichtig" ist — in jeder Handlung äußert sich das und in jedem Nichthandeln — und fragen wir, ob wir eine in irgendeiner Richtung uns darin leitende, gemeinsame, unser Werten bindende Kultur haben, so ist die Antwort für die moderne Welt und speziell für Deutschland wohl nicht gerade ein freudiges Ja. Vielmehr gibt es in diesem Sinne eine spezifisch deutsche Kulturlosigkeit; doch wohl im Zusammenhang mit unserer Wissenschaftlichkeit, die ein auf die Spitze getriebenes Verstandeszeitalter heraufbeschwört. Es behilft sich mit rohen, zwar staatlich privilegierten, aber keine Kulturgemeinschaft mehr ergebenden Idolen. Und so wird es — mit Recht beweinen das einsame Seher wie Ku hung Ming und seine Freunde, die alten chinesischen Literaten — überall, wo das Europäertum zur Herrschaft gelangt. Die Formung des Menschen ist dann bestenfalls die vom Staat durchgesetzte, ein Pflichtgefühl des Beamten etwa und ein äußerer Drill, überhaupt: Zivilisation; aber nicht mehr getragen von einer Gemeinschaft in dem, was wir als „Kultur" definierten.

Warum haben speziell wir Deutsche davon so wenig? Das Luthertum forderte nicht viel — unendlich viel weniger als das Puritanertum, als der Calvinismus — an Formung des Wertens, stellte den natürlichen Menschen wieder her, verlangte lediglich ein auf sich selbst gestelltes Gewissen und dafür eignes Denken, Forschen, kurz: Intelligenz, die dann mehr und mehr auflöste, was noch verblieben war. Die auch dadurch noch geförderte „Verstandeskultur", die spezifisch deutsche Wissenschaft, trat ihre Vorherrschaft an; mit all den schon grundsätzlich erwogenen Folgen. Je mehr sie ausgebaut wird, um so mehr muß dieser Typus des modernen Menschen sich vollenden. Auch die selbstverständlich als solche wiederum streng verstandesmäßig zu betreibende praktische oder genauer: technische Wissenschaft, die als „beratende" von mir zur Debatte gestellt wird, muß das noch mit steigern. Und wir verstehen Max Webers Gegensatz gegen einen solchen Versuch wie gegen das Überwuchern von Wissenschaft und Intellektualismus überhaupt. Er wollte kein Versinken des Lebens in

Digitized by Google

lauter Rationalisierung, in Technik oder Wissenschaft; obwohl er dieser diente wie kaum ein anderer. In ihm war Kultur. Sie bildete in ihm einen vielleicht noch stärkeren Gegensatz gegen sein anderes Element: die Wissenschaft, als es der übermächtige Politiker in ihm tat. Das stellte ihn erst recht kritisch zur Wissenschaft; er stand gegen sie für die von ihr gefährdete Kultur.

Max Weber hatte nicht nur Kultursehnsucht, sondern echte, starke, bis in die Fingerspitzen stets gegenwärtige Kultur. Sie lag ihm, so dürfen wir wohl sagen, im Blut. Er war vor dem oben angedeuteten Schicksal moderner Menschen bewahrt. Er zerflatterte nicht. Er hatte wenige, aber feste Dogmen. Ernst Troeltsch, der lange als Freund mit ihm unter demselben Dache gehaust hat, nennt als absolute Dogmen in ihm: „den Glauben an die Nation und den kategorischen Imperativ der Menschenwürde und Gerechtigkeit". Wir dürfen an der Hand von Michels hinzufügen: seine Bürgerlichkeit, sein Individualismus; und wir erinnern uns aus der Freiburger Antrittsrede an sein Verlangen nach Menschenqualität, nach Züchtung des Adels der Menschennatur.

Wichtiger aber als jedes einzelne, von dieser Herrschernatur auch anderen tatsächlich „aufgedrängte" Dogma praktischen Handelns ist die Einheitlichkeit, der innere Kosmos, die Übereinstimmung mit sich selbst, auf die alles ankommt; kurz: die Persönlichkeit. Sie wird ermöglicht durch wachsame Wertung des Wertens, die daran erinnert, was im Verhältnis zu Wertungen, die einem heilig sind, unwert werden muß; die also vor Entgleisungen im Werthalten oder Wichtignehmen bewahrt. Dies ist es, was Max Weber nicht müde wird uns vorzuhalten; stets fragt er: ob das, was gerade an Konsequenzen einer Stellungnahme in Frage steht, mit dem letztlich Gewollten in Übereinstimmung sei. Er erinnert immer an die höchsten Wertungen, an das, was dem Einzelnen jeweils das persönlich Maßgebende ist. Er drängt auf innere Übereinstimmung in uns. So ist er das lebendige Kulturgewissen für uns alle.

Dieser so gelebten Weltanschauung, deren Hilfe für die Führung und Meisterung des Lebens er uns so darbot, entspricht es nun, wenn er in tiefer Verbundenheit mit dieser inneren Welt des Wertens – im Sinn letzter Gewissensentscheidung – auch die Wissenschaft sich an diesen Heiligtümern orientieren ließ: durch eine von ihnen ausgehende Fragestellung oder Problemstellung. Und die zu seinem Glauben an Werte passende überzeugte Glaubensstimmung ließ ihn

Digitized by Google

prophetenhaft, ja priesterlich jene neue Zielsetzung für unsere Wissenschaft proklamieren: „daß der Dienst an der Erkenntnis der Kulturbedeutung konkreter historischer Zusammenhänge ausschließlich und allein das letzte Ziel ist". Gewiß hat er anderwärts („Idealtypus") nur bewußt gemacht, was an Methoden ohnehin geübt worden war. Dieses neue, durchaus dogmatische, durch nichts begründete, die literarhistorische Entwicklung gewaltsam abbrechende Erkenntnisziel aber ist kein Nachkonstruieren bereits betätigter Methoden, sondern das Gegenteil davon; es ist uns aus der soweit verfolgten und gewürdigten, ja als beneidenswert empfundenen Weltanschauung Max Webers verständlich.

So ist es endlich auch mit dem erstaunlichen Übergehen der von ihm selbst erwähnten, ja erkenntniskritisch gewürdigten Möglichkeit, aus streng wissenschaftlich erkannten Kausalgesetzen wissenschaftlich begründete „Normen", hypothetische Werturteile, teleologisches „Müssen" oder abgekürzt: ein uneigentliches „Sollen" zu gewinnen, indem man sie auf einen vorausgesetzten praktischen Zweck anwendet.

So wie ihn an der Rickertschen „Kulturwissenschaft" die Kulturwertung anzieht, die in ihr die Problemstellung und die Formung des Objekts ergibt, indem das Wesentliche durch Beziehung auf Werte ausgewählt und abgegrenzt wird, so ist es auch hier seine Weltanschauung, die ihn leitet. Wie dort diese Art der Problemauswahl dazu befähigt, die Fragestellung jeweils abhängig zu machen von der Grundfrage: wie wirkt das oder jenes auf das persönlich heilig gehaltene ein — so ist es hier das für Rickert zentrale „transzendente Sollen", auf das Max Webers Blickrichtung so fest eingestellt ist, daß er ein wissenschaftlich beweisbares, vom Fachmann anzuratendes „Sollen" im Sinn des „Empfehlenswerten" ganz übersieht. Er sieht lediglich das Hineinragen unserer Probleme in Weltanschauungsfragen; nur ganz untergeordnete Dinge scheinen ihm diesem Schicksal zu entgehen. Ins Innere des Menschen schauend, wo jene höchsten Entscheidungen fallen, übersieht er den Bereich derjenigen Fragen, wo nicht das Gewissen, sondern der Fachmann zu befragen ist. All den mannigfachen religiösen Zielsetzungen zugewandt, die er schon in der Studie über protestantische Ethik und Geist des Kapitalismus untersuchte und dann in seiner übrigen Religionssoziologie durch die ganze Weltgeschichte und über die ganze Welt hin verfolgte, fragt er nicht nach den Möglichkeiten, die verbleiben, wenn alles dies beiseite gelassen, in ehrerbietiger Neutralität respek-

Digitized by Google

tiert, aber nur einmal erwähnt wird, um dann davon zu abstrahieren. Das hieße ja von dem abstrahieren, worauf es ihm gerade ankommt. Der davon abstrahierende fachmännische Rat interessiert ihn ebensowenig, ist ihm ebenso unwillkommen, wie der, den ich ihm geben wollte, als er unterernährt war; das ist alles nur unerbetener Rat, wenn der Sinn auf ganz anderes: auf das Halten von Geboten, auf die Betätigung einer Gesinnung, also auf etwas gerichtet ist, wofür nicht geraten werden kann. Der große Erzieher, der er war, ja der einzige wahrhaft ethische Nationalökonom — wie man ihn paradox und doch voll Wahrheit nennen könnte —, war dazu geboren, uns zuzurufen: Wenn das Werturteil, das du dir schwer versagen kannst, dich als Mann der Wissenschaft „ärgert", dann „reiß es aus", und wenn es dein Heiligstes profaniert, so behalt's für dich — er konnte aber kein Interesse daran haben, ob mehr oder weniger an fachmännischem Ratschlag möglich gemacht werden kann. Ihn interessierte der Mensch als wollendes, als sich vor Gott oder seinem Gewissen entscheidendes, nicht als bedürftiges, gebrechliches Wesen. Ihn bewegten die Fragen, in denen die Kategorien Zweck und Mittel nicht anwendbar sind; nicht aber die Verhütung von Mangel an Mitteln. Daß der größte Teil des menschlichen Lebens auf eben diese Mittelsicherung draufgeht, daß gemeinsame Interessen aus ihr hervorgehen und heute der Beratung durch den Fachmann bedürfen, da sie für den Laien zu verwickelt geworden sind, daß die Gesellschaft — zusammengesetzt aus all den nur darin verbundenen — unter Ausschaltung aller den einzelnen und ihren Gemeinschaften zu überlassenden Kulturwertungen fachmännisch beraten werden kann und muß, seit wir Volks- und Weltwirtschaft treiben, ja treiben müssen, um in so großer Zahl überhaupt da sein zu können: dies alles — die eigentliche Nationalökonomie! — wird daher von ihm übersehen; ja das wird durch seine Weltanschauung von jeder Berücksichtigung ausgeschlossen.

Denn tritt man mit Max Webers Weltanschauung des wollenden Menschen (Kulturwerte, deren Wertung gewertet wird, den Willen festhaltend, die Wahl entscheidend, die Ziele setzend) an die Nationalökonomie heran, so kann diese nichts tun als: erzählen, allgemeine Zusammenhänge zeigen und durchdenken („Idealtypen"): nicht aber sagen, was man tun solle: das entscheiden die Kulturwertungen. Sie ist daher nur Seinswissenschaft, nur Empirie, legt nur Tatbestände zur Entscheidung, an das Gewissen appellierend, vor; fragt nur: willst du das? Ist dir dieses Opfer nicht zu groß? Ist dies dein letztes Ziel?

Digitized by Google

Bist du dir über dein Wollen klar? (ethische Appelle, aber je an die ethischen Maßstäbe des Einzelnen sich haltend). So kommt's, daß man von ihr gar keinen Rat verlangt. Sie erstattet dem kommandierenden General (hier: der Seele) nur Meldungen, nur Berichte.

Ja, dann ist es gar nicht erwünscht, wenn durch fachmännische Beratung das erledigt wird, was dem Einzelnen ins Gewissen geschoben werden soll. Es besteht ein Widerwille dagegen. Nicht die Wissenschaft, sondern das Gewissen soll entscheiden. Eine ganz andere Mission wird daher dann der Wissenschaft zugedacht. Sie soll eben diese Gewissensweckung übernehmen. So sagt Max Weber in einer seiner letzten Reden, sozusagen seinem wissenschaftlichen Testament, seinem Abschied von der ihn vertrauensvoll fragenden Jugend („Wissenschaft als Beruf" S. 31): „Und damit erst gelangen wir zu der letzten Leistung, welche die Wissenschaft als solche im Dienste der Klarheit vollbringen kann, und zugleich zu ihren Grenzen: wir können — und sollen — Ihnen auch sagen: die und die praktische Stellungnahme läßt sich mit innerer Konsequenz und also: Ehrlichkeit ihrem Sinn nach ableiten aus der und der letzten weltanschauungsmäßigen Grundposition — es kann sein, aus nur einer, oder es können vielleicht verschiedene sein —, aber aus den und den anderen nicht. Ihr dient, bildlich geredet, diesem Gott und kränkt jenen anderen, wenn Ihr Euch für diese Stellungnahme entschließt. Denn Ihr kommt notwendig zu diesen und diesen letzten inneren sinnhaften Konsequenzen, wenn Ihr Euch treu bleibt. Das läßt sich, im Prinzip wenigstens, leisten. Die Fachdisziplin der Philosophie und die dem Wesen nach philosophischen prinzipiellen Erörterungen der Einzeldisziplinen versuchen das zu leisten. Wir können so, wenn wir unsere Sache verstehen (was hier einmal vorausgesetzt werden muß), den einzelnen nötigen, oder wenigstens ihm dabei helfen, sich selbst Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn seines eigenen Tuns. Es scheint mir das nicht so sehr wenig zu sein, auch für das rein persönliche Leben. Ich bin auch hier versucht, wenn einem Lehrer das gelingt, zu sagen: er stehe im Dienste „sittlicher" Mächte: der Pflicht, Klarheit und Verantwortungsgefühl zu schaffen, und ich glaube, er wird dieser Leistung um so eher fähig sein, je gewissenhafter er es vermeidet, seinerseits dem Zuhörer eine Stellungnahme aufoktroyieren oder ansuggerieren zu wollen." Hier, wo die uns beschäftigende Weltanschauung zum Greifen deutlich hervortritt, wird zugleich klar, daß die Wissenschaft, um ihr zu entsprechen, letzten

Digitized by Google

Endes Ethisches zu leisten hat, nicht aber die für Max Webers Weltanschauung geradezu minderwertig erscheinenden Zweckmäßigkeitsfragen (vgl. ebenda S. 30 unten) zu lösen, also: fachmännisch zu beraten. Viel wichtiger ist es für seine Weltanschauung, daß für Gesinnungshandeln der Weg nicht versperrt wird. Mit vollstem Recht die „Anpassung" geißelnd, die Unlogik der Unterwerfung unter „Entwicklungstendenzen" mit überlegenem Verstand durchschauend, sagt er (Logos, Jahrg. 1917—1918, S. 62): „Man mag zum Beispiel dem überzeugten Syndikalisten noch so handgreiflich beweisen, daß sein Tun nicht nur sozial ‚nutzlos' sei, das heißt daß es keinen Erfolg für die Änderung der äußeren Klassenlage des Proletariats verspreche, ja daß es diese durch Erzeugung ‚reaktionärer' Stimmungen unweigerlich verschlechtere, so ist damit für ihn — wenn er sich wirklich zu den letzteren Konsequenzen seiner Ansicht bekennt — gar nichts bewiesen. Und zwar nicht, weil er ein Irrsinniger wäre, sondern weil er von seinem Standpunkt aus ‚recht' haben kann — wie gleich zu erörtern. Im ganzen neigen die Menschen hinlänglich stark dazu, sich dem Erfolg oder dem jeweilig Erfolg Versprechenden innerlich anzupassen, nicht nur — was selbstverständlich ist — in den Mitteln oder in dem Maße, wie sie ihre letzten Ideale jeweils zu realisieren trachten, sondern in der Preisgabe dieser selbst. In Deutschland glaubt man dies mit dem Namen ‚Realpolitik' schmücken zu dürfen. Es ist jedenfalls nicht einzusehen, warum gerade die Vertreter einer empirischen Wissenschaft das Bedürfnis fühlen sollten, dies noch zu unterstützen, indem sie sich als Beifallssalve der jeweiligen ‚Entwicklungstendenz' konstituieren und die ‚Anpassung' an diese aus einem letzten, nur vom einzelnen im Einzelfall zu lösenden, also auch dem einzelnen ins Gewissen zu schiebenden Wertungsproblem zu einem durch die Autorität einer ‚Wissenschaft' angeblich gedeckten Prinzip machen."

„Es ist — richtig verstanden — zutreffend, daß eine erfolgreiche Politik stets die ‚Kunst des Möglichen' ist. Nicht minder richtig aber ist, daß das Mögliche sehr oft nur dadurch erreicht wurde, daß man nach dem jenseits seiner liegenden Unmöglichen griff. Es ist schließlich doch nicht die einzige wirklich konsequente Ethik der ‚Anpassung' an das Mögliche: die Bureaukratenmoral des Konfuzianismus, gewesen, welche die vermutlich von uns allen trotz aller sonstigen Differenzen (subjektiv) mehr oder minder positiv geschätzten spezifischen Qualitäten gerade unserer Kultur geschaffen hat. Daß, wie

Digitized by Google

weiter oben ausgeführt, neben dem ‚Erfolgswert' einer Handlung ihr ‚Gesinnungswert' stehe, möchte wenigstens ich der Nation nicht gerade im Namen der Wissenschaft systematisch aberzogen wissen. Jedenfalls aber hindert die Verkennung dieses Sachverhalts das Verständnis der Realitäten. Denn um bei dem vorhin als Beispiel angezogenen Syndikalisten zu bleiben: es ist auch logisch eine Sinnlosigkeit, ein Verhalten, welches — wenn konsequent — als Richtschnur den ‚Gesinnungswert' nehmen muß, zum Zweck der ‚Kritik' lediglich mit seinem ‚Erfolgswert' zu konfrontieren. Der wirklich konsequente Syndikalist will ja lediglich eine bestimmte, ihm schlechthin wertvoll und heilig scheinende Gesinnung sowohl in sich selbst erhalten als, wenn möglich, in anderen wecken. Seine äußeren, gerade die von vornherein zu noch so absoluter Erfolglosigkeit verurteilten Handlungen haben letztlich den Zweck, ihm selbst vor seinem eigenen Forum die Gewißheit zu geben, daß diese Gesinnung echt ist, das heißt die Kraft hat, sich in Handlungen zu ‚bewähren', und nicht ein bloßes Bramarbasieren. Dafür gibt es (vielleicht) in der Tat nur das Mittel solcher Handlungen. Im übrigen ist — wenn er konsequent ist — sein Reich, wie das Reich jeder Gesinnungsethik, nicht von dieser Welt. ‚Wissenschaftlich' läßt sich lediglich feststellen, daß diese Auffassung seiner eigenen Ideale die einzig innerlich konsequente, durch äußere ‚Tatsachen' nicht widerlegbare ist. Ich möchte glauben, daß damit sowohl Anhängern wie Gegnern des Syndikalismus ein Dienst, und zwar genau der geleistet wäre, den sie mit Recht von der Wissenschaft verlangen. Mit dem ‚einerseits — andrerseits' von sieben Gründen ‚für' und sechs Gründen ‚gegen' eine bestimmte Erscheinung (etwa: den Generalstreik) und deren Abwägung gegeneinander nach Art der alten Kameralistik und etwa moderner chinesischer Denkschriften scheint mir dagegen im Sinn keiner wie immer gearteten Wissenschaft etwas gewonnen. Mit jener Reduktion des syndikalistischen Standpunkts auf seine möglichst rationale und innerlich konsequente Form und mit der Feststellung seiner empirischen Entstehungsbedingungen, Chancen und erfahrungsgemäßen praktischen Folgen ist vielmehr die Aufgabe jedenfalls der wertungsfreien Wissenschaft ihm gegenüber erschöpft. Daß man ein Syndikalist sein solle oder nicht sein solle, läßt sich ohne sehr bestimmte metaphysische Prämissen, welche nicht, und zwar in diesem Fall durch keine wie immer geartete Wissenschaft demonstrabel sind, niemals beweisen. Auch daß ein Offizier sich mit seiner Schanze lieber in die Luft

Digitized by Google

sprengt, als sich zu ergeben, kann im Einzelfall recht gut in jeder Hinsicht, am Erfolg gemessen, absolut nutzlos sein. Nicht gleichgültig aber dürfte sein, ob die Gesinnung, die das, ohne nach dem Nutzen zu fragen, tut, überhaupt existiert oder nicht. ‚Sinnlos' muß jedenfalls sie so wenig sein wie die des konsequenten Syndikalisten. Wenn der Professor von der gemächlichen Höhe des Katheders herab einen solchen Catonismus empfehlen wollte, so würde sich das freilich nicht besonders stilgerecht ausnehmen. Aber es ist doch schließlich auch nicht geboten, daß er das Gegenteil preise und aus der Anpassung der Ideale an die gerade durch die jeweiligen Entwicklungstendenzen und Situationen gegebenen Chancen eine Pflicht mache."

Diese wundervollen, wohl gegen den Opportunismus der Bismarck-Schmollerschen Epoche gerichteten Worte, die leider zu spät kamen, um uns deutsche Professoren vor all der „Anpassung" an die törichtsten Regierungshandlungen der Zeit Wilhelms II. zu bewahren, offenbaren nochmals die Größe des unvergeßlichen Mannes, seine Erzieher-Leistung. Gerade diese seine Größe erklärt uns, warum er für die uns beschäftigende Möglichkeit blind ist. Seine Weltanschauung ist zwar von Troeltsch als durch seine großen Studien mehr und mehr positivistisch umgewandelt bezeichnet worden; sie endet aber doch als „heroischer Skeptizismus", wie Troeltsch selber es formuliert. Sie ist und bleibt, wenn auch herber geworden, die Weltanschauung des Sollens, des Gewissens, der Pflicht. In seiner reichen, großen Persönlichkeit vereinigt sich mit jenem herben Realismus und Erkenntnisethos seine tiefe Güte, sein oft dichterisch hinreißender Ausdruck; er war eine in allem bis ans Ende gehende und allseitig angelegte Vollnatur, aber dennoch charakterisiert durch das hier Hervorgehobene, das seine Fragestellung in der Wissenschaft bestimmt. Seiner Skepsis, die ihn auch seinem Freunde Rickert gegenüber zweimal an der Durchführbarkeit von dessen wissenschaftlichen Absichten zweifeln ließ — sogar gerade an dem, was er dann als „Wertbeziehung" auf uns übertrug — fügt seine Weltanschauung hier noch jenen Widerstand hinzu, der in seiner persönlichen Mission wurzelt. Es war die einer Befreiung des Subjekts, ganz analog derjenigen, die Kant vollbrachte. Ihm folgend, hat er — gemäß Kants „Primat der praktischen Vernunft" — dem Handelnden die Bahn freigemacht, den ihn führenden Glauben gegen Wissensanmaßung irgendwelcher Kathederprophetie gesichert, auf sich gestellt, von allen Ansprüchen der Wissenschaft, ihn zu leiten, befreit. So hat er die Freiheit des

Digitized by Google

Entschlusses, die Notwendigkeit des Wählens, die Aufgabe der persönlichen Entscheidung bewußt gemacht. Das ist sein unvergängliches Verdienst: es ist seiner Weltanschauung zu verdanken. Er ist so, wie Kant, ein Retter der sittlichen Autonomie. Nie mehr kann die Wissenschaft sich anmaßen, vom Katheder herunter Weltanschauungsfragen zu entscheiden. Sie respektiert darin nun — und tut sie es nicht, so ist sie gerichtet — die letzte Entscheidung jedes Einzelnen und so — bei der Volkswirtschaft — die des Volkes. Nur wo nicht bestimmte, persönlich zu setzende Zwecke vorausgesetzt werden müssen, sondern lediglich der Wunsch, das persönlich Gewollte tunlichst erreichbar gemacht zu sehen, kann sie raten oder ausbilden zur Raterteilung. So steckt in der Begrenzung auf Rat und zwar Rat ganz bestimmter Art schon der Sieg Max Webers über die tatsächliche Naivität, in der man ethisch, kulturell oder sonst wie „normativ" aufgetreten war. Nicht mehr irgend etwas vorschreiben, sondern nur noch „verschreiben", so wie der Arzt, das heißt genau genommmen: fachmännisch raten ist das, was übrig geblieben ist. Dieses tatsächlich der letzten Entscheidung sich unterordnende Erteilen von wissenschaftlich begründetem Rat konnte ihm nicht als Lösung einfallen, wo es sich für ihn um Weltanschauungsfragen drehte. So blieb ihm verdeckt, daß es statt einer über dem Gewissen stehenden oder sich so gebärdenden Wissenschaft, die ihm unerträglich sein mußte, eine beratende geben kann; so hat er überhaupt nicht nach solcher gefragt, nur jene störende abgewehrt.

Kein andrer als Max Weber konnte das, was zunächst not tat, leisten. Als die große Persönlichkeit, die aus ihrem innern Reichtum heraus wirkt, sich aber dann selbst erkenntniskritisch besinnt und mit Hilfe der Logik die Wissenschaft reinigt, in strenger, eiserner Selbstdisziplin, ja selbst in der Überspannung dieses wissenschaftlichen Puritanertums ein Vorbild, und ritterlich anerkennend, wenn andere aus ebenso reinen Motiven zu einer anderen Haltung gelangten — so hat er uns geführt, aus der Unklarheit heraus zu wirklicher Wissenschaft. Und zugleich hat er uns davor bewahrt, daß vor lauter Ausschaltung des Subjektiven — wie eine rein „technische", nur fachmännischen Rat begründende Wissenschaft das muß — Gemeinschaft, Kraft, Wert, kurz: das Subjektive menschlich vernachlässigt wird, das die Quelle des wirklichen Lebens ist. Das Unbeweisbare, das Unmittelbare in uns, das Eigentliche mit einem Wort darf nicht zerstört werden durch die nun unvermeidliche Bemühung, nur Beweisbares, Begründ-

Digitized by Google

bares noch im Namen der Wissenschaft zu sagen. Max Webers größte Leistung war vielleicht die, uns vor dieser Gefahr des seelischen Selbstmords zu bewahren.

Wir schulden ihm unendlichen Dank. Nur er konnte die Bahn brechen. Nur er konnte den Weg bereiten, den Weg freimachen. Daß er ihn nicht selbst betrat, ja ihn auszuschließen schien, ist uns nun verständlich. Wo er irrte oder Mögliches nicht sah, es als „naiv" ausschloß, ist sein stürmischer, rascher Geist, vor allem aber eben das zu vollem Verständnis ins Gedächtnis zu rufen, was seine menschliche Größe mit sich bringt: die Blickrichtung des praktischen Idealisten, weg von allen Fragen des technisch und ökonomisch Möglichen auf die Welten in uns, in denen er selber heimisch war.

SPANISCHE POLITIK

von

KARL ZUCHARDT

Als im Jahre 1876 nach Beendigung der Karlistenkriege die sämtlichen karlistischen Generäle vertragsgemäß in die reguläre spanische Armee übernommen werden mußten, soll der damalige Kriegsminister den Ministerpräsidenten gefragt haben: Was machen wir nun mit so viel Generälen? Und der Ministerpräsident, der kluge, einsichtige Konservative Cánovas de Castillo, antwortete mit resigniertem Lächeln: Fragen Sie lieber, was die Generäle mit uns machen werden!

In jedem Lande entsprießt dem politischen Sumpfboden eine bestimmte charakeristische Blüte: in Spanien sind es die politischen Generäle. Es lohnt nicht, das reichliche Hundert von Generalsrevolutionen aufzuzählen, mit denen Spanien, Mexiko und Südamerika in knapp hundert Jahren beglückt worden sind. Mit den Karlistenkriegen 1833 begannen diese „Pronunciamientos", und am 13. September 1923 ereignete sich in Barcelona jener vorläufig letzte Militärputsch, dessen Urheber, der General Primo de Rivera, noch jetzt den Herr Spaniens „spielt". Eine solche Rolle zwei Jahre zu spielen, ist anstrengend und ermüdend, aber andere spanische Generäle haben es auf drei bis vier Jahre gebracht.

Der politische General ist eine sehr aufschlußreiche Krankheits-

Digitized by Google

erscheinung in allen Staaten spanischer Zunge. Er ist die Spezialform des spanischen Militarismus, wenn es einen solchen überhaupt gibt. Ob der preußische Unteroffiziersgeist oder die kleine, aber mächtige Abart in spanischer Generalsuniform den harmloseren Typ des Militarismus darstellt, wäre schwer zu entscheiden. Jedenfalls ist das spanische Volk durchaus unmilitärisch, was sich am spanischen Soldaten bestätigt, der schlecht gedrillt, dennoch aber hervorragend tapfer und unerschrocken ist.

Das Urteil über die spanische Militärherrschaft der letzten zwei Jahre hängt eng zusammen mit der Beantwortung der Frage: Warum unternahm der General Primo im September 1923 seinen Staatsstreich? Aus uneigennützigem Patriotismus (um, wie Primo selbst immer wieder versichert, das Land von den Machenschaften der „Politiker" zu erlösen)? Aus persönlichem Ehrgeiz? Oder aus Furcht davor, daß die Wahrheit über das spanische Marokko an den Tag käme? Die Antwort kann kaum noch zweifelhaft sein: um eine wirkliche Revolution im Lande (Marokkos wegen) zu vermeiden, mußte die Generalsrevolution in Szene gesetzt werden! Es versteht sich von selbst, daß auch der persönliche Ehrgeiz einiger Militärs eine Rolle gespielt hat, daß es manchen ehrlich Gläubigen in der Militärpartei gibt, und daß ein Teil der Bevölkerung den Militäraufstand zwar nicht wünschte, aber aus allgemeiner Lust an Veränderung zunächst freudig begrüßte. Doch die entscheidende Ursache für den Militäraufstand ist sicherlich gewesen, daß peinliche Feststellungen in bezug auf die klägliche Führung des Marokkofeldzuges unmittelbar bevorstanden — Feststellungen, durch die neben den Generälen auch der König schwer kompromittiert worden wäre, und die das Land nicht ohne Revolution hingenommen hätte.

Die geistige Kultur Spaniens am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts ist entschieden zweitklassig, im wesentlichen „aus dem Französischen übersetzt". Durch die Katastrophe von 1898 und den Verlust der Kolonien kam der geistig führende Teil der spanischen Bevölkerung zur Besinnung. Die drei Kriege in Kuba hatten schwere Opfer an Blut und Geld gefordert. Alle bekannteren spanischen Generäle hatten dort der Reihe nach versagt, ähnlich wie seit 1912 in Marokko. Seit 1833 pflegten die spanischen Generäle ihre Lorbeeren in Bürgerkriegen zu erwerben. In auswärtigen Kriegen dagegen schien die Armee gänzlich unbrauchbar geworden zu sein. Die Masse des

Digitized by Google

spanischen Volkes fand sich in fatalistischem Gleichmut damit ab. Auch politisch und wirtschaftlich rief die Katastrophe von 1898 kaum Veränderungen hervor. Dagegen ging von den Intellektuellen eine lebhafte Bewegung aus, um das Land geistig zu heben. Diese „Regeneración" von 1898 darf nicht überschätzt werden, ihre Wirkungen sind, ehrlich angesehen, ziemlich schwach geblieben. Kürzlich stellte ein spanischer Schriftsteller wieder einmal fest, daß es 1898 überhaupt keine „Regeneración" gegeben habe. Und das stimmt insofern, als die Katastrophe von 1898 nur ein Ausgangspunkt ist, während die „regeneración" noch jetzt im Gange ist. Sie verlief und verläuft in zwei Richtungen: über die eine könnte man das Schlagwort „europeïzación" schreiben, über die andre „casticismo".

Die Richtung, die Spanien „europäisch" machen will, ist die eigentliche Vertreterin der „regeneración". Zu ihr gehörten Angel Ganivet und Joaquin Costa und gehören gegenwärtig Miguel de Unamuno und José Ortega y Gasset. (Ortega ist den Lesern dieser Zeitschrift durch den Aufsatz von Ernst Robert Curtius im Dezemberheft 1924 bekannt). Der Name Costas ist im übrigen Europa kaum bekannt, aber eine große Anzahl gebildeter Spanier hält ihn für den größten spanischen Denker um 1900. Er war Aragonese, Rationalist und Republikaner und lebte von 1846 bis 1911. Als Probe, mit welcher Schärfe die Spanier der „Regeneración" ihrer Nation zu Leibe gehen, führe ich ein paar Sätze Costas an (aus einer Vorrede vom Jahre 1906). Costa untersucht die Geschichte und die besonderen Fähigkeiten der Spanier und fragt, ob die Spanier die Bedingungen aufweisen, um eine moderne Nation zu sein, und antwortet: „Ich habe nicht ein einziges Gebiet gefunden (vielleicht mit Ausnahme der Malerei), auf welchem wir gegenüber den übrigen europäischen Völkern nicht an ausgesprochener Inferiorität, ja an offener und radikaler Unfähigkeit litten. Nicht ein einziges Gebiet habe ich gefunden, auf welchem wir uns beileibe nicht etwa stolz, sondern nur zur Not befriedigt fühlen dürften. Ich neige zu der Annahme, daß unsre Inferiorität und unsre Dekadenz rassenmäßig begründet ist und seine Wurzeln in den tiefsten Schichten unsres Gehirns hat." Von Costa, dem „Riesen, selbst in seinen Irrtümern", stammt auch eins der bekanntesten und am meisten gebrauchten Schlagworte für die politische „Regeneración" Spaniens: „Despensa y escuela!" Eine wohlgefüllte Speisekammer und eine ordentliche Schule — so nüchtern und ehrlich faßte Costa die nationalen Notwendigkeiten Spaniens auf.

Digitized by Google

Die Spanier sind große Freunde der -ismen, und wenn sie sich beklagen, daß die „europeïzación" immer noch höchst unvollständig wäre, so haben sie genug Schlagworte bei der Hand, unter denen sich eine wesenhafte Schuld verbergen soll, etwa einseitiger (sonst hochgepriesener) latinismo oder meridionalismo, orientalismo, musulmanismo, krausismo, adamismo, casticismo. Man darf übrigens nicht glauben wie Alfred Kerr und Hermann Bahr, daß der deutsche Philosoph Krause (gestorben 1832), durch dessen Lehren die spanische Philosophie im neunzehnten Jahrhundert „regeneriert" werden sollte, jetzt noch eine ernstliche Rolle spielt. Der „krausismo" ist tot, er war nie mehr als eine wissenschaftliche Modeströmung, der „adamismo" dagegen, eine Idee Ortega y Gassets, bezeichnet eine wichtige Seite des spanischen Wesens: dem Spanier fehlt der Sinn für das Gewordene und Geschichtliche, und jeder einzelne möchte, gleich einem neuen Adam, auf seinem kleinen Gebiet die Menschheitsgeschichte von vorn anfangen.

Die Gegenströmung gegen die „europeïzación" ist der „casticismo". Die Casticisten stellen — ins Spanische übertragen — eine Art Teutschtümler dar. Die nationalen Eigenheiten sollen gepflegt und gesteigert werden. Dieser „Kasten"-Geist weist manche Züge vom Hidalgotum früherer Jahrhunderte auf, das in Rassereinheit („limpieza") und „Altchristentum" schwelgte und die Mauren, Juden und Ketzer durch das Feuer der Inquisition und das Schwert der Reconquista auszurotten versuchte. Der „casticismo" ist — praktisch genommen — Stierkampfbegeisterung, und als solcher wird er gegenwärtig von der „nationalen" Presse, vom König und vom Militärdirektorium freudig unterstützt. Eine gute Zeitung, wohl die größte spanische, das „A B C" in Madrid, fließt über vor Rührung, weil eine angesehene spanische Komtesse höchstpersönlich in die Arena hinuntersteigt und den Toreros in ihr heruntergekommenes Handwerk pfuscht.

Natürlich wird der „casticismo" auch geistiger aufgefaßt und hat glänzende Fürsprecher gefunden, unter denen in erster Linie der Schriftsteller, Dichter und Akademiker Riccardo León zu nennen wäre. Bezeichnenderweise heißt Leóns Erstlingsroman „Casta de Hidalgos". (Auch deutsch erschienen unter dem Titel „Herrenrasse".) Der größte spanische Sprachgelehrte im neunzehnten Jahrhundert, Menéndez y Pelayo hat dem „casticismo" vorgearbeitet: für ihn gipfelt spanisches Wesen in Philipp dem Zweiten und in der Inquisition. —

Digitized by Google

Spanien muß den Weg der „europeïzación“ gehen, wenn es überhaupt eine geistige Zukunft haben will. Politisch gilt genau das Umgekehrte: Spanien muß sich streng auf sich selbst beschränken, wenn es aus seiner kümmerlichen Lage herauskommen will. Während des Weltkrieges verdiente Spanien, insbesondere die katalanische Industrie, glänzend. Der Staat erholte sich finanziell. Aber die Wirtschaftslage Spaniens verschlechterte sich von 1919 an sehr schnell wieder. Die Ausfuhr von Industrie-Erzeugnissen hörte seit 1922 fast auf, und die Goldschätze des Staates wurden stark belastet durch die Kosten des Feldzuges in Marokko. 1912 hatte man Spanien den marokkanischen „Knochen“ hingeworfen, das Rifgebiet ohne Tanger, und seit 1919 müssen die Spanier in ihrer marokkanischen Zone dauernd Krieg führen und noch 1925 täglich fünf Millionen Peseten dafür ausgeben.

Im Juli 1921 versuchte der damalige Gouverneur von Melilla, der General Silvestre, den lästigen Krieg durch einen glänzenden Schlag zu beenden, offenbar ohne Wissen des damaligen Ministeriums, aber unter ausdrücklicher Billigung von seiten des Königs. Das Ergebnis war die Niederlage von Anual: Silvestre und zehn bis zwölftausend spanische Soldaten kamen um. Ein Rest (eintausendfünfhundert Mann unter dem General Navarro) wurden von Abdel-Krim auf dem Monte Arruit gefangen genommen und 1922 auf Veranlassung des liberalen Ministers Alba für vier Millionen Peseten wieder freigekauft.

Die Niederlage von Anual und die wachsende Erregung im Volke führten im Parlamente zu dem Versuche einer Reform. Aber das Interesse der Geschäftspolitiker und der Militärpartei, die Lage nicht aufzuklären, war so groß, daß die „Verantwortungsfrage“ immer wieder verschleppt wurde. Erst im September 1923 war es so weit, daß die Einundzwanziger-Kommission des Parlaments ihren Bericht über die Vorgänge in Marokko veröffentlichen wollte. Ein kritischer Augenblick! Das Land stand vor einer Revolution, Truppen, die nach Marokko eingeschifft werden sollten, meuterten (insbesondere in Málaga), die Militärjuntas (Vereinigungen der mittleren Offiziere) stellten sich offen und feindselig gegen die unfähigen Generäle. Einsichtige Politiker ahnten, daß die Militärpartei einen Putsch vorbereitete, aber keine Hand regte sich dagegen. Ob dieses Gehenlassen der Dinge auf Angst vor einer wirklichen Revolution, auf Abneigung gegen die Korrumpiertheit der bisherigen parlamentarischen Politik oder einfach auf den „musulmanismo“ zurückzuführen ist, bleibe un-

Digitized by Google

entschieden. Jedenfalls erfolgte die Militärrevolte des Generals Primo de Rivera am 13. September 1923 in Barcelona in vollkommener Ruhe, und Madrid schloß sich am nächsten Tage ohne viel Aufregung an. Der Belagerungszustand, mit dessen Hilfe bekanntlich sogar Generäle regieren können, war glücklich da, das Erscheinen des gefährlichen Parlamentsberichtes wurde sofort unmöglich gemacht, und das Land harrte der großen Dinge, die ihm in dem Aufruf Primos vom 13. September versprochen worden waren. Man muß zugeben, daß die Aufmachung der Militärrevolte als einer gewaltigen nationalen Reformbewegung ziemlich geschickt war. Freilich leistete das Militär-Direktorium hinterher in zwanzig Monaten nichts von dem, was es in sechs Monaten hatte zustande bringen wollen.

Es scheint, daß man anfänglich den militärisch angeseheneren General Aguilera mit der Durchführung des Militärputsches hatte betrauen wollen, aber Aguilera war für einige Zeit öffentlich unmöglich geworden, nachdem er im Senat von dem konservativen Exminister Sanchez Guerra geohrfeigt worden war zur Belohnung für die Behauptung, daß die Ehre eines Soldaten mehr wert wäre als die eines Zivilisten. (Im Mai 1925 wurde Aguilera durch den Posten eines General-Kapitäns getröstet.)

Primos Aufruf vom 13. September enthält drei merkwürdige Punkte: einmal die Aufforderung an alle Spanier, die Sünden des voraufgegangenen Regimes zu denunzieren — nicht etwa in öffentlicher Anklage, sondern vertraulich, wofür strengste Verschwiegenheit zugesichert wurde nach dem berühmten Muster der spanischen Inquisition. Und dann zweitens die Behauptung, daß das Unglück und die Schande Spaniens im Jahre 1898 begonnen hätte. Und schließlich drittens die Wendung, daß der Militärputsch eine sehr männliche Angelegenheit sei: wer in sich nicht eine „masculinidad completamente caracterizada“ spüre, der solle in einem Winkel auf die guten Tage warten, die das Direktorium für das Vaterland heraufführen würde.

Die edle Männlichkeit Primos, des bekanntesten spanischen Lebemannes, betätigte sich nach dem 13. September der Ankündigung entsprechend darin, die Ruhe im Innern herzustellen, die politische Korruption auszurotten und die Marokkofrage zu lösen. Die Ruhe im Innern wurde mit Hilfe des Belagerungszustandes und der scharfen Zensur in der Tat hergestellt, die Attentate hörten fast vollständig auf, die berüchtigten „pistoleros“ in Barcelona fanden offenbar keine

Digitized by Google

Auftraggeber mehr. Der Kampf gegen die Korruption wurde mit gewaltigem Geräusch eröffnet. Das einfache Volk, das sich in Spanien mehr als sonstwo ewig betrogen fühlt, erwartete in freudiger Spannung, mindestens ein Dutzend Exminister und — Generäle hängen zu sehen. Statt dessen wurde ein halbes Dutzend armseliger Sekretäre (meist aus kleineren Stadtverwaltungen) zum Teufel gejagt! Und der einzige Prozeß, der gegen den liberalen Exminister Alba, verlief schließlich im Sande. Alba selbst hatte sich noch rechtzeitig am 13. September 1923 hinter seinen Millionen her ins Ausland begeben. Hunderttausende von Spaniern hatten gezittert, als das Direktorium gedroht hatte, jede Art von Korruption aufzudecken — ein paar Monate später lächelten dieselben Hunderttausende über den unnötigen Schrecken.

Wirklich und tief berührt wurde die Bevölkerung nur von dem marokkanischen Problem. Als das Direktorium nach zehn Monaten trotz aller Versprechungen in Marokko nichts geleistet hatte, stand der Sturz Primos unmittelbar bevor. Er rettete sich und das Direktorium durch den Entschluß, selbst nach Marokko zu gehen und den Oberbefehl zu übernehmen. Primo ist offenbar ehrlich überzeugt, daß sich Spanien so weit wie möglich aus dem marokkanischen Abenteuer zurückziehen muß. Nur hätte er seine Rückzugspläne nicht vorher in öffentlicher Rede in Córdoba ankündigen sollen. Die Folge war, daß sich die Aufgabe der vorgeschobenen spanischen Blockhausstellungen und der Rückzug auf die beiden Hauptstützpunkte Melilla und Ceuta-Tetuan unter außerordentlichen Verlusten vollzog. Wieder hatten die Kriegsberichterstatter viel von den Heldentaten spanischer Soldaten und nichts von dem Geschick der höheren Führer zu berichten. Der Rückzug dürfte ungefähr zehntausend Spaniern das Leben gekostet haben. Es scheint auch, daß Primo mit knapper Not der Gefangennahme durch einen Sonderputsch spanischer Offiziere in Marokko entgangen ist. Jedenfalls war seine Lage gegen Ende des Jahres 1924 ziemlich verzweifelt. Diesmal rettete ihn Blasco Ibañez.

Dieser spanische Schriftsteller, dessen literarische Fingerfertigkeit seit dem Weltkriege immer mehr ins Amerikanische degenerierte, hatte vorher einige gute Bücher geschrieben, die reich an valencianischer Heimatkunst waren. Blasco den spanischen „Zola“ zu nennen, geht aber sogar als buchhändlerische Reklame zu weit. Der lächerlich deutschfeindliche Kriegsroman „Die vier apokalyptischen Reiter“ (1916)

Digitized by Google

war ein künstlerischer Bankrott. Gegen Ende 1924 ließ Blasco Ibañez von Frankreich aus in mehreren Millionen Exemplaren seine Schrift: „Die Entlarvung Alfons XI." erscheinen. Die Schrift ist scharf republikanisch eingestellt und enthält eine schonungslose Kritik der spanischen Mißstände, aber auch heftige persönliche Angriffe auf Primo de Rivera und auf den König.

Blasco hätte mit seiner Broschüre in Spanien mehr Erfolg gehabt, wenn er ausschließlich das Direktorium und die wirklichen Mißstände angegriffen hätte. Vor allem aber hätte er dem Direktorium nicht einen so bequemen Agitationsstoff geliefert. Übrigens erschien in Spanien eine direktorial gebilligte Gegenschrift gegen Blasco Ibañez: „Der Romanschreiber, der sein Vaterland verkaufte, oder der revolutionäre Tartarin." Der Verfasser (José Maria Carretero) nennt sich selbst „El Caballero Audaz" und macht für sich selbst eine fröhliche Reklame, ist freilich nicht klug genug zu verschweigen, daß er mit seinen 35 Jahren bereits 46 Romane geschrieben hat. Wenn die Schrift von Blasco Ibañez als politisches Pamphlet gewertet durchaus zweitklassig ist, so ist die des „tapferen Ritters" entschieden elft- oder zwölftklassig.

Aus seiner unsicheren Lage wurde das Direktorium wieder einmal von außen her befreit, und zwar durch den Angriff Abdel-Krims auf die Franzosen. Endlich hatten auch einmal die Franzosen ernstlich unter den Rifleuten zu leiden. Die Genugtuung darüber war in Spanien groß, und das Direktorium buchte sie zu seinen Gunsten. Spanien wurde international wichtig, der mächtige Nachbar im Norden braucht zur wirkungsvollen Kriegsführung die Unterstützung Spaniens, und die französisch-spanische Marokko-Konferenz tagte nicht in Paris, sondern in Madrid. Spanien kann in Marokko verschnaufen. Eine Lösung der Marokkofrage scheint näher zu rücken, seitdem Frankreich nicht mehr den spöttischen Zuschauer bei den Schwierigkeiten der Spanier in Marokko spielen kann. Wenn Blasco Ibañez dafür gesorgt hat, daß sich das Direktorium ins Jahr 1925 hinüberretten konnte, so darf sich Abdel-Krim, der Präsident der Rifrepublik, rühmen, die Existenz des Direktoriums im Juni 1925 für einige weitere Monate verlängert zu haben. —

Für die Stellung und das Ansehen des Militärdirektoriums innerhalb der führenden Schichten des Landes spricht nichts deutlicher als die Einmütigkeit, mit der die gesamte Intelligenz, die literarische, wissen-

Digitized by Google

schaftliche und parteipolitische, die Mitarbeit für die Militärregierung ablehnt. Diese Ablehnung geschieht zwar fast ausschließlich stillschweigend, ist aber unerschütterlich. Von den Konservativen bis zu den Sozialisten gibt es kaum einen einzigen Überläufer. Noch kürzlich sprach sich Primo de Rivera drohend über diese passive Resistenz aus und deutete (in Barcelona gegenüber Pressevertretern) an, daß sich jene widerspenstigen Politiker ins eigene Fleisch schnitten, wenn sie sich noch länger fernhielten. Von Anfang an hoffte die Militärpartei die „alten Politiker" kleinzukriegen, indem sie ihnen das Futter für die Parteikrippe versagte und in der Tat schwächte es wenigstens die bürgerlichen Parteien, daß sie ihre Anhängerschaft nicht mehr nach guter alter spanischer Sitte durch „caciquismo", die Kliquen- und Ämterwirtschaft, an sich fesseln konnte. Aber da für jeden klügeren Spanier das Militär-Direktorium genau so eine vorübergehende Parteiherrschaft ist wie die früheren Regierungen, so wäre es (besonders im jetzigen Stadium) eine sinnlose Torheit für ihn, falls er nicht Offizier ist, sich durch den Anschluß an das Direktorium zu kompromittieren.

Was kommt nach dem Direktorium? Die Revolution! antwortete Blasco Ibañez. Die gereinigte und geläuterte nationale Zivilregierung mit Hilfe der Union Patriotica! antworten die Anhänger der Militärpartei immer wieder mit dem Mut der Verzweiflung. Aber der spanische „musulmanismo" zuckt über beide Antworten die Achseln und lächelt, denn er weiß, daß die „alten Politiker" unausbleiblich wiederkommen werden.

Der unbeteiligte Freund des spanischen Volkes möchte gern eine andere hoffnungsvollere Antwort geben, doch er findet keine. Ein Volk mit fünfzig Prozent Analphabeten läßt sich nicht regieren nach Methoden, die auf Völker mit 0,05 Prozent Analphabeten zugeschnitten sind. Was soll ein Stimmzettel in der Hand derer, die nicht lesen können, was darauf geschrieben steht? Spanien hatte sich nach 1876 seine Spezialform des Parlamentarismus ausgebildet: politische Parteicliquen unter sehr persönlicher Führung in Madrid (die die Mandate bisweilen schon vor der Wahl verteilten) und über das ganze Land verteilt die „Caciquen", die provinziellen Parteihäuptlinge, die die Fiktion eines allgemeinen Wahlrechts in Spanien möglich machten. Daraus ergab sich natürlich eine starke Korruption, die aber gemildert wurde durch die feine Humanität des gebildeten Spaniers und durch formbeherrschten demokratischen Geist des gesamten Volkes. Immer-

Digitized by Google

hin – kein Idealzustand! Aber um dem nahe zu kommen, gäbe es für Spanien nur ein Mittel: eine Art aufgeklärten Absolutismus! Gemeint ist freilich nicht der Absolutismus der Militärpartei, nicht der Alfonsos des Dreizehnten, sondern ein Absolutismus, ausgeübt von der kleinen Schicht geistig Führender, die die Seele Spaniens erkannt haben und sich darüber klar geworden sind, was der Wesenheit des spanischen Volkes in bezug auf staatliche Lebensform gemäß wäre.

In der politischen Praxis ist dieser Absolutismus nicht denkbar. Es nützt nichts, wenn Vernunft und Einsicht diktieren: Spanien ist dazu berufen, das demokratische Musterland Europas zu sein, seine Menschen bringen die günstigsten Naturanlagen für eine solche Rolle mit, die Gunst der Lage und die Wirtschaftsbedingungen erlauben Spanien sogar, ohne Heer auszukommen, die Gendarmerie (die Guardia Civil) genügt schon jetzt für Ruhe und Ordnung im Innern vollständig. Noch vieles könnte die Vernunft diktieren, aber trotz allem ist die historische Tradition weiter wirksam, und Spanien muß an seinem Teile den allgemeinen europäischen Fluch weiter schleppen. Die gegenwärtigen Machthaber in Spanien werden bald abgewirtschaftet haben, aber der politische General wird in Spanien noch lange spuken. Und immer wieder muß man, wie einst der kluge Cánovas de Castillo, fragen: Was werden die Generäle aus Spanien machen?

FRAU IM SÜDEN

Novelle von

JOSEF PONTEN

Einmal im Jahre darf ich nach Norden fahren, im Sommer, wenn es hier auch für den Geduldigsten unerträglich wird. Mein Mann begleitet mich nicht, aber er kommt mir nach, auf zwei oder drei Wochen. Er erträgt es, mich zwei oder drei Monate zu entbehren (wie mag er es ertragen!); und wenn ich abreise, verschließt er das Haus, sperrt die Läden, sperrt die Türen mit Ausnahme derer seines aktenvollen Arbeitszimmers und seiner kleinen Schlafstube; und wenn ich zurückkehre, steht das Haus offen wie eine Kirche, die Fenster geöffnet, die Türen geöffnet, die Läden grün, die Fassade gelb gestrichen, und irgendeine neue Kostbarkeit ist aufgestellt, ein ausgegrabener griechischer Marmor oder eine kampanische Vase, die

Digitized by Google

Karozza ist frisch lackiert, Romulo auf dem Bock hat neue weiße Handschuhe, der Pförtner im Torweg neue Schnüre auf dem Mantel, die Dienerschaft ist neu eingekleidet von Klytämnestra, der schmucken Zofe von Lesbos, bis zu Mechmed, dem kleinen Berber aus Tripolitanien. Das Haus fließt über von Blumen, von rot und weißem Oleander, von Zweigen des Orangenbaumes mit Blüten und zugleich Früchten, denn Frühling und Herbst blühen und fruchten hier durcheinander. Und ich bin glücklich von soviel Glanz, Schönheit, Ordnung, Liebe. Aber wenn er dann drinnen in meinen Gemächern meinen Kopf in seine guten warmen reinen Hände nimmt, um mich zu küssen — ich lege die meinem zum Schutze vor meine Wangen und senke den Kopf, daß sein ehrfürchtiger Mund mich nicht findet...

Die Sommerreise nach dem Norden ist mein Leben, alle übrige Zeit hier ist nur Zehren von der letzten, Warten auf die nächste Reise. Die furchtbarste Zeit ist der Herbst. Einige Wochen, nachdem ich zurückgekehrt bin, fängt es an. Es ist noch so unendlich lange bis zur nächsten Reise, es lohnt noch gar nicht mit Zählen zu beginnen. Am schrecklichsten ist der Dezember. Dann regnet es in Wolkenbrüchen. Und dann kommt Weihnacht. Oh, es gibt hier keine Weihnacht! Die Seekiefer ist keine Tanne und Fichte, und ob er auch eine Fichte drüben in Albanien schlagen läßt, sie ist nicht aus dem Schwarzwalde.

Aber nach Heiligdreikönig wird es besser. Nun sind es nur noch sechs Monate, nun ist es nur noch ein halbes Jahr — dann reise ich wieder nach dem Norden, nach dem Norden, nach Deutschland, zu ihm — und ich streiche die Tage Tag um Tag ab und sehe mit Wonne die sich vermindernden Monatskolonnen im Kalender wie ein Gefangener . . .

Mein Mann ist schön und strahlend und liebenswürdig, elegant und geschmeidig, und wenn ich ihn beschriebe, jede Frau würde ihn schon nach dem Bilde lieben, und ich würde gar eifersüchtig sein. Mein Mann bezaubert alle Welt, angeboren ist es ihm und anerzogen, alle Frauenherzen fliegen ihm zu, und er könnte mir jeden Tag körperlich die Treue brechen (und tut es nie) — mein Herz aber bleibt ängstlich vor ihm und bleibt zitternd ihm fern, und stündlich breche ich ihm die Treue mit der Seele, und das ist doch viel schlimmer. Federigo heißt mein Mann, er hat eine tiefe orgelhafte Stimme und einen schönen schwarzen Bart, der andere aber heißt — Friedrich . . .

Digitized by Google

Friedrich befahl hart und scharf: Bringen Sie das nächstemal Ihren Mann mit!

Federigo ist ein Conte, seine Familie diente Päpsten und Königen. Friedrich ist ein Doktor, er wohnt einsam am Schwarzwaldrande. Er ist sehr groß und schlank, er sitzt in seinem Stuhle steif wie aus Holz. Er hat einen langen Kopf, eine mächtige Stirn, aufgebürstete Haare, er ist glatt rasiert. Sein Nacken scheint unbeweglich. Von Eisen der Kopf. Und von Eisen der ganze Mann. Er spricht kurz, abgehackt, mit langen Pausen, „wie aus der Pistole geschossen" (ich muß lachen). Und dann schweigt er. Er schweigt lange, unhöflich lange, wie die Erziehung es uns verbot, und sieht einen mit seinen blauen Augen durchbohrend an. Seine langen starken Hände halten die Lehnen des Sessels gefaßt, und manchmal knacken vom Zugriff die Lehnen. Er kennt keine höflichen Umschreibungen, nackt und klar seine Worte, ich bange immer vor ihrer Deutlichkeit. Aber sie sind zauberhaft wahr, und etwas Berauschendes strömt aus von ihrer furchtbaren Nacktheit. Er ist radikal in seinem Denken, kennt nur Entweder Oder, unerbittlich sind seine Folgerungen und Forderungen, und wenn sie das Sittliche angehen, drückt sich Gegnerschaft aus in Ausrufen wie: „Der gehört geköpft!" (er ist Süddeutscher). Oder: „Hängen sollte man den Kerl!" Wie von einem Kinde klingt das, ja, aber er kann so herrlich hassen! Sein Mund ist klein, und des Fleisches um ihn ist sozusagen zu wenig, so daß er sich leicht verzerrt, namentlich im Zorn.

Ich darf nun alle zwei Wochen eine Stunde vor ihm sitzen. In jedem Augenblicke könnte jedermann, auch mein Mann, dabei sein. Wir reden viel von meinem Leben, von Bari, wenig von seinen Gedanken und Arbeiten, ich muß ihn die kleinste Enthüllung abbetteln und herausschmeicheln. Und wenn wir uns zum Abschied die Hände reichen — ich vergeh . . .

Mein Mann fährt mit mir im Auto durch seine Provinz. Überall begrüßen Städter und Bauern mit Ehrfurcht ihren Governatore. Und Ehrfurcht und Bewunderung erweckt seine Frau, die „donna alta e bionda". Keine Frau hat in Italien größeres Glück bei den Männern als eine Germanin, wenn sie groß und blond ist. Wir kamen von Sybaris, o du erbärmlichster Ort in kümmerlichster Gegend! Wir umfuhren den Busen von Tarent. Flach, unendlich öde und trostlos ist das Land. Hohe weiße Dünen wölben sich auf vor dem blauen leeren Meere. Und kommen in die Gegend von Metapont.

Digitized by Google

Wir müssen das Auto stehen lassen. Es ist Vormittag, schwül, und der Himmel halb bedeckt. Ein Regen steht über Lukanien. In der Ferne ragen aus der braunen Haide die braunen Säulen auf. Das ganze Land mit seinen grauen Rindviehherden gehört uns. Eine armlange Schlange raschelt vor mir im trockenen Grase auf — Federigo zerschlägt treffsicher den scheußlichen Kopf mit seinem Stocke, er ist kunstvoll und fest aus Weidenruten zusammengeflochten. Und da sind die Säulen! Fünfzehn dorische Säulen des Apollontempels (oh, es ist alles Weisheit von Federigo!) stehen noch aufrecht, einige nur in wenigen Trommeln. Ein fiebergelber Rinderhirt reitet heran und senkt grüßend die Lanze. „Tische der Paladine", belehrt er mich höflich, mit einem Hinweis seines langen Lanzenfingers. „Der sarazenischen Palladine nämlich, so glauben die Leute," ergänzt Federigo auf deutsch. Unsere Meierei ist aus Quadern der alten Stadtmauer erbaut. Hier ist Federigo in seiner Heimat. Hier waren seine griechischen Vorfahren Stadtbürger und ließen ihre Kauffahrteiflotten segeln nach Korinth und Antiochia. Hier ist alles so alt, so alt, hier hat jedes Pferd erlauchte Ahnen, und Federigo kommt mir vor wie ein Roß aus uraltem Geblüt. Mich aber verlangt nicht nach Altertum und „berühmten Stätten", wo alles leer ist und verbraucht und kahlgeschlagen und wo man sich klein und vernichtet fühlt vom Ruhme der Gewesenen, wo man melancholisch wird und ein eigenes Recht zu leben nicht verspürt; mich verlangt nach jungem Lande, das grün ist und erfüllt vom Wachstum und nach jungem Volke, das noch nicht berühmt ist und das sich nur mit sich selbst vergleicht. Es ist im Norden und seinen grünen feuchten Wäldern! Ich kann nicht mehr an mich halten, ich begebe mich abseits trotz den Schlangen und den Tarantelspinnen, ich stürze zu den Säulen und scheuche im Thymian fußlange grüne Eidechsen auf, ich umarme die Säule, ich muß schreien! Ich muß schreien! — ich habe mein Taschentuch in den Mund gestopft — und muß schreien: „Friedrich!". Aber trotz dem Taschentuch zwischen meinen Zähnen hat Federigo meinen erstickten Ruf gehört. Er fliegt herbei und schließt mich glühend in die Arme: „Du hast mich gerufen, Eleninetta?"

Ach, der Arme! . . .

Und dann fahren wir durch Öde und Wüste und Trostlosigkeit nach Tarent.

Federigo sagt: „Du leidest an melancolia, carina? Heimweh? Ich weiß! Aber fasse dich noch ein wenig. Es ist schon Mai. Bald

Digitized by Google

wirst du nach Germanien reisen. Wir fahren jetzt quer durch Apulien nachhause. Darf ich raten? Dann lenke dein Herz ab und dein Auge auf die Welt. Wenn je Sichzerstreuen einen Wert hat und Leiden des Herzens mindert, dann durch Blicken auf die Welt. Beobachte einmal scharf, was du siehst, du wirst erleben, wie es dich freimacht, Geliebte!" (Gibt es einen Mann wie diesen?)

Und ich beobachte, beobachte, beobachte:

Tarent! Draußen das große Meer und drinnen die Bucht, das mare piccolo, der herrlichste Naturhafen (der alle Flotten der Welt fassen könnte, sagt Federigo). Eine weiße, hoch bis zum halben Himmel aufgebaute Wand von Haufenwolken, gleich einem Halbrund die Orchestra dieses Hafens und das Theater dieser Stadt umlagernd. Antike Haufen von Schalen der Purpurschnecke sind da, bunte Fische, aufgeschüttet in Bergen, und in Körben liegen die steinigen Austern. Alles riecht stark nach Meer.

Wir fahren in Apulien hinein. Die Kirschen reifen schon, die Winterwasser haben steile Schluchten in den Tafelrand geschnitten, jetzt sind sie trocken. Über einer, hüben und drüben oben auf der Felsfläche erbaut, die zwei Teile einer Stadt, eine hochbogige Brücke verbindet sie, ein opernhaftes Bild.

(Ich beobachte!): Sorgfältig innen in der Krone ausgetrichterte weitständige Ölbäume, jeder ein Vermögen. Im Hain der Ölbäume ein weißer Ziehbrunnen von biblischer Form und ein blendend weißes Haus – ich sehe es mit geschlossenen ermüdeten Augen hinter den Lidern, so leuchtet es.

Über die halb gepflügte Brachstoppel stiebt eine Herde schwarzer geschorener Schafe hin und läßt eine Wolke von scharfem Geruch zurück. Der Kaktus beginnt gelb zu blühen.

Höher die Platte des Landes hinauf ist der Hafer schon schnittreif und in der Sonne fast weiß. Weite Felder ohne Ölbäume, eine Landschaft, wie wenn man daheim in Schwaben über den kahlen Jura fährt. (Oh, nur für dich beobachte ich so peinlich, Friedrich im Norden, damit ich dir davon erzählen kann, wenn du steif in deinem Stuhle sitzest und mich nach dem Süden fragst). Nun folgt lichter Eichenwald, aber er hat nur junge dünne Bäume. Federigo sorgt eifrig für Aufforstung dieses für die Flotten eines geschichtlichen Jahrtausends kahlgeschlagenen Landes. Eine Lerche hängt in der Luft, ich kann den kleinen Liederpunkt im Himmel nicht ausmachen. Weiße Städte mit alten Burgen und hohen grauen Türmen. Alle Grenzungen der Landschaft sind von Stein.

Digitized by Google

Die stolzen Fabelstädte bleiben dahinten, und reine Felswüste beginnt auf der Platte. Man hat ungeheure Fernsicht. Alles ist klar und hart und unsäglich nüchtern. Weiße Punkte ferner wie vergessener Häuser. Die Straße ist schneeweiß, sie läuft durch einen roten Boden. Wunderbar, wunderbar, das muß man sagen, dieser weiße Strich im roten Lande! Da steht ernst und fremd ein dunkelgrüner Johannisbrotbaum.

Allmählich tauchen wieder die Kästen naher Häuser, dann kleine Städte auf, am Sonntagnachmittag voll bimmelnder Glocken. Tolle Jäger knallen in der Landschaft nach den seltenen Vögeln. Immer mehr werden wieder der Menschen und der Häuser, denn wir nähern uns dem drübenen andern Meere. Die Fläche fällt langsam ein, ein dunkler, immer breiter und höher werdender Strich: das Meer. Und davor in der grauen Silberfläche ein weißer Fleck, der rasch zunimmt – das ist eine Stadt. Unsere Stadt. Bari.

Und wir sind „daheim". Weiße Hauptstadt dieses weißen Landes! Oh, wie ich dich hasse! Auf den platten Dächern trocknen Tomaten und Tintenfische. Schächte sind die Gassen, übelriechende, finstere. Auf der muraglia über der Tintenflut des Meeres in den Fenstern der Hurenhäuser liegen die Mädchen in grellen grünen und roten Blusen. Der Himmelsraum blau und leer. Es ist Seewind, die Abwässer, die ins Meer gehen, werden von der aufrückenden Flut gestaut — ein höllischer Pfuhl von Kot und Menschenwasser steht in den Mündungen der Straßen am Meere . . .

O meine schwäbische Kleinstadt! Die Straßen sind saubere Kiesel, von Bürsten und Besen und den vielen Himmelswassern gewaschen. Auf dem Markte rauscht der Brunnen. Wie hohe liebe Mützen stehen die steilen Dächer auf den Häusern. Die Straßen biegen sich in schönem Schwunge. Auf dem Torturm horstet das Storchenpaar. Von der Stadtkirche klingt der Stundenchoral.

Und draußen flutet grünes Land. Über den Fluren weht der kühle Wind. Die Bäche rieseln und rauschen. Die Wiesen sind dichter Pelz. Die Bäume sind dunkelgrün. Die Sonne ist mild, und die lieben Wolken stehen alle Tage am Himmel. Und lange Nächte plätschert der Regen süße Trauer.

In der Ferne aber blaut das Land und blauen die Wälder. Wohltätige Schatten und das heilige Dunkel der Forste. Da wispert es geheimnisvoll in den Wipfeln der Fichten. Es riecht nach Harz und Holz, und rote Nadelstreu dämpft den Schritt. Ein Häher schreit

Digitized by Google

und ein Sperber. Der Specht klopft, und von Holz klingt dumpf der Wald. Und mystisch-dumpf-verloren gurrt die Wildtaube im Tann.

Durch deine Natur gehen noch Gott und alle guten Geister. Hier bei uns ist alles nur Menschenwerk und Zerstörung durch Menschen, und in der Welt ohne heiliges Dunkel knallen nur alberne Vogelschützen und reiten unheimliche Hirten. Und rechnen am Wochenlohn herum und brüten, wie sie den Padrone um ein Schaf betrügen können, das sie bei der Abendzählung unterschlagen werden.

Und der Doktor geht durch die Landschaft, am Bache entlang, dem Flusse nach, niemand ruft ihm Eccellenza! zu und macht einen Diener, kaum rückt der Bauer am Filz und brummt den Gruß, und die Ganshirtin im kurzen roten Röckchen über den stakigen Beinen hat den Finger im Munde, die Gänse lassen das Grasrupfen und wackeln ihm fauchend nach, und die Enten tauchen im Dorfteich.

Oh ihr Unwissenden im wohlig grünen, feucht kühlen Lande, die ihr nach diesen grellen Steinwüsten seufzt! —

Ich soll ein besonderes Vergnügen haben, eine Überraschung erleben, die mich an die Heimat erinnere: Wir fahren nach Bari hinaus. Es geht über Bitonto und Terlizzi (oh wie klingen diese Namen so hart und sind so deutlich!). Der von den schmalen Reifen der Karren voll Zitronenlasten ausgefurchte Weg ist eine Höllenstraße. Und immer Häuser, Häuser, giebellose flache Würfel und Kästen, aus denen es übel nach Nacht riecht. Immer Stadt und Stadt, denn auch die Dörfer sind Städte, die Kinder werden in der Straße gesäugt, in der Wiege gewiegt und aufs Töpfchen gesetzt. Nun kommen Pflanzungen, ewige Zitronenbäume, ewige Zitronenbäume, nie ein Ausblick, immer Gasse, ob zwischen Häusermauern oder zwischen Gartenbäumen, und die Bäume bis tief hinein in den Hain vom Staube der Straße bepudert. Und immer lärmen und schreien diese Menschen, sie wissen nicht, was halblaute Rede ist. Da sind an einem Hange merkwürdige Unterbauten für einen Palast auf der Höhe, der niemals errichtet wurde. In den Gewölben der Bogenbauten über der steilen salita ist eine volle Milchwirtschaft untergebracht, belehrt mich Federigo, Kühe, Rinder, Kälber, die niemals in ihrem Tierleben ins Freie kommen. Sie wissen nicht, was eine Weide ist. Nur in dumpfen Träumen sehen sie sie wie ihr Paradies. Sie wurden als Kälbchen die Pfadtreppe hinaufgetragen und in die Gewölbe gesperrt, oder sie wurden darin schon geboren, werden darin geschlachtet neben ihren Brüdern oder verenden darin, und

Digitized by Google

werden über den Rand in die Abdeckerei am Fusse hinabgeworfen, und harte Wolken von Fliegen brausen metallen auf, wenn ein neuer Kadaver herunterkommt, und peinigen Tiere und Menschen.

Ruvo, Corato (sie sprechen es aus wie mit zwei harten r und drei harten t. Friedrich aber wohnt in Tiefenbronn bei Boblingen...). In Corato mündet fürs erste die große apulische Wasserleitung, die vom Apennin kommt, die Menschen machen in diesem merkwürdigen Lande, das keinen einzigen Fluß hat, (oh meine herrlich nasse, von Bächen rauschende, von Flüssen brausende Heimat!) einen künstlichen, in einer großen tagereisenweit über das Land geführten gemauerten Röhre. Federigo besichtigt die Arbeiten. Das Wasser ist teurer als der Wein. Einen soldo kostet von diesem das Liter, von jenem aber zwei. Da baut ein Mann sich eins der scheußlichen nützlich-nüchternen schmucklosen Häuser. Wahrhaftig, er löscht den Kalk mit Wein! Und Federigo erzählt lachend, sie wollen ein Regierungsgebäude errichten — die Fässer mit Wein stehen aufgefahren da für die Kalkbereitung.

Schon am Morgen um sechs ist die Piazza von Corato voll von diesen Männern, und sie schwatzen und lärmen, als ginge es um einen Mord. Es wurde aber nur eine Taube verkauft. „Eccellenza!" rufen sie wieder und drängen heran wie Briganten. „Evviva il nostro governatore!" Und „donna alta e bionda" ... ich fürchte mich! („Bella", „simpatica" flüstern die verwegenen Männer, wenn man auf der Straße geht und sie einem vorüberstreichen). „Evviva la Germania!" Und ich muß zum Wagen hinaus lächeln und weiß, morgen bei der kleinsten Veranlassung würden sie ebenso begeistert brüllen: „Abasso ...!"

Hinaus aus Corato! Federigo! Per piacere ... ich bitte dich! Die Kastenstadt sinkt in ihren Ölbaumhain zurück. Die Straße ist weiß von Staub wie von Schnee, die Ölbäume nebenan sind weiß wie von Raureif.

Da treten sonderbare Bauwerke auf, tumulusartig, wie riesige Maulwurfshügel. Aber sie sind von Stein. Steinplatten sind geschichtet in Ringen, die sich nach innen verengen, ein geböschter mannshoher Ringbau entsteht. Und dann, an einer energischen Kante, in stumpfem Winkel dazu beginnt der Kegel des Daches, auch aus geschichteten platten Steinen, sich selbst in sich tragend, bis schließlich ein großer runder Stein das Loch in der Spitze schließt. (Federigo erklärt mir mit Wonne diese primitive und freilich großartig ausgedachte Kon-

Digitized by Google

struktion.) Taghäuser sind es für die Bauern, die alle in der Stadt wohnen, denn niemand wohnt bei seinem Acker, abends kehren die Bauern alle ins paese zurück. Das ganze Land ist mit hunderten und tausenden dieser künstlichen, auf der Erde stehenden Höhlen besetzt. Feldermauern, ein paar Ölbäume, und diese Kegelhäuser, das ist das Land. Monumentale Zisternen liegen neben dem Straßengraben, in denen sich das seltene Himmelswasser sammeln soll, mit flachen steinernen Pultdächern (so nennt Federigo es) eben über die Fläche erhoben. Er ist selig von seinem Lande, das er „divino" nennt, hält, hebt den schweren Steindeckel von einer solchen Zisterne, holt Wasser herauf — ich mag nicht trinken, aber ich trinke ihm zuliebe, und das Wasser schmeckt kühl und köstlich. Dann schließt er sorgfältig mit dem Deckel die Zisterne. „Wasser ist heilig!" sagt er feierlich. Unter einem wilden Birnbaume, neben dem ein Haideröslein blüht, ruhen wir im Schatten. Und mir greift das Heimweh so ans Herz, daß ich mich aufs Gesicht kehre und vorgebe, meine Augen sind überblendet von der weißen Sonne, um Federigo die Tränen zu verhehlen, die ich weine...

Wir fahren weiter, indem wir furchtbare Wolken erregen von Staub, der schuhhoch auf dieser Straße liegt. Staub liegt auch im Innern des Wagens, auf meinem Mantel, auf meinen Schuhen, durch alle Ritzen dringt er, durch die Kleider, man hat Staub in der Nase, man mahlt Staub mit den Zähnen, und die Kehle ist kratzig von Staub. Das Land wird öde, und wie die Staubfahnen des Autos weithin über das Land auseinanderschleiern, erscheint in tiefer Ferne auf flachem Buckel das Kastell.

Obgleich wir schnell fahren, nähern wir uns ihm nur langsam. Aber es kommt doch endlich näher, und nun lassen wir den Wagen wieder stehen und steigen durch Haide, zwischen Schildkröten und Schlangen den Hügel hinan. Durch mannshohe Disteln bricht Federigo mir Bahn. Wir kreuzen Züge von eiligen Raupen. Einzelne wilde Mandelbäume stehen da, ich trete gequält von der Sonne unter einen, um einen Augenblick Dunkel zu genießen; aber er schattet nicht, denn die Raupen haben die Blätter alle gefressen, und es tropft aus ihm von kleinen scheußlichen Raupen an Fäden.

Eine Windhose kommt gerade den Berg herab entgegen, ein schwarzes unheimliches Trichtergebilde der Luft. „Hinwerfen!" ruft Federigo. Und wie wir platt am Boden liegen, an den Steinbrocken uns festklammernd, die Hüte und alles Bewegliche unter unsern

Digitized by Google

Leibern, da quirlt brausend der Trichter über uns hin — mich hätte er vom Boden gehoben, hätte Federigo sich nicht auf mich geworfen.

Und stehen vor dem Kastell! Achteckig ist der gewaltige Steinbau, an jeder Ecke springen achteckige Türme heraus. Hohe leere gotische Gewölbe im Innern, und im Innersten der steinerne furchtbare Hof, auf dessen Randmauer die blaue Erzkuppel des Himmels ruht. Nur Falken wohnen im leeren Schlosse. Tausend Falken. Sie kreischen und schreien in Gewölben und Sälen, jagen sich durch den Hof, und eine Vogelwolke stiebt über die Zinnen hinaus ins Blau. Und der Mittagssturm fegt und heult und brüllt, und das Schloß singt im Sturmwind.

„Eretto da Federigo secondo die Svevia", unterrichtet mich Federigo und meint im guten Herzen, das Wort „Schwaben" vereinigt mit seinem Namen müsse mein Heimweh mit ihm und seinem Lande versöhnen. „Euer großer Schwabenkaiser Federigo, der auch unser größter war! Ich wollte sein Schloß dich sehen lassen, carina!" Mir brennt die Brust. Ja, „Federigo", aber „secondo", der andere! Und du bist es nicht, du Guter! Oh könnt ihr es euch ausdenken, was es heißt, immer und ewig, an jedem Tage, in jeder Stunde an einen Menschen denken und nie! nie! nie! nie! von ihm reden dürfen?!

Ihr könnt es nicht denken. Du selbst kannst es nicht denken, Friedrich — der andere! Ich bin die unglücklichste Frau! Und so laßt mich sterben. . .

Ich weiß nicht, was dann geschehen ist, mir war halb im Traume, ich habe lange in dem furchtbaren Hofe wie in einem Gefängnis allein gelegen, während die Falken um mich kreisten und kreischten. Mein Mann ist fortgegangen, eine Stunde ins leere Land hinaus und hat einen Hirten gefunden. Sie sind gekommen und haben mich die Distelhaide hinunter ins Auto getragen, und bei dessen sanftem Fahren bin ich wieder erwacht. Und war dann ernstlich krank.

Diesmal hat mich mein Mann schon im Juni nach dem Norden geschickt. Und jetzt bin ich auf der langen Bahn dem Meere entlang nach dem Po unterwegs. Es geht einen Tag und eine Nacht. Ein einziger Herr aus Griechenland ist mit mir im Abteil, ein höflicher Mann, so übertrieben höflich, wie diese Südländer nun sind. Friedrich würde still in der Ecke sitzen und sich ernst um mich kümmern, wenn ich nahe daran wäre zu sterben. Aber dieser Grieche redet und schwatzt, er hat den Schaffner bestochen, daß kein Reisender hinzukomme, damit es mich nicht störe und ich die Sitz-

Digitized by Google

reihe zum Liegen habe, sagt er, aber ich weiß es besser . . . doch ich fürchte mich sonderbarerweise nicht, ich wünsche fast, daß die Nacht kommt. Der Grieche will nach Genua und Marseille reisen, aber er läßt es sein und sagt, er fahre mit mir so weit er dürfe. Und als ich in der Nacht auf der Polsterbank liegend die quälenden Nadeln ziehe aus dem Haar und er meine blonden Haare gelöst sieht, da sinkt er nieder und küßt mir Haare und Hände und beschwört mich . . . und ich weiß nicht, ich weiß nicht . . . ich hättte die Augen schließen können und das Licht löschen lassen können und denken, dieser stürmische Grieche sei Friedrich, Friedrich von Schwaben, Friedrich aus Tiefenbronn, den ich bald sehen werde und der vor mir sitzen wird wie ein deutsches Heiligenbild geschnitzt aus Holz, und ich hätte vorwegnehmen können, was mir der andere vorenthalten wird . . . Und der Grieche beschwört mich, nur einen Tag meine Reise zu ändern und mit ihm nach Venedig zu fahren, und solch feurigen Stürmen von Männern hat schließlich noch keine Frau widerstanden — da sind wir an der Grenze und der Grieche hat keinen Paß. Fast haben ihn die Grenzer von meiner Seite fortgerissen!

Und als ich an den Bodensee kam, war ich wieder gesund, gesund nur vom Grün der Wiesen und Wälder. Ihr müßt es erleben, wie das bloße, das bloße tiefe satte feuchte Grün die Augen erfrischt und das Herz ergötzt. Und alle böse Begierde war dahin. Und dann war ich wieder in Tiefenbronn bei Boblingen und habe Friedrich wiedergesehen. Und wieder saß er in seinem Sessel und ich ihm gegenüber, wieder durchbohren mich seine blauen Blicke und ich hörte seine spärlichen Worte in meine Ohren fallen. „Sie altern, Frau", sagte er zu mir, es war nicht liebenswürdig, aber ich freute mich, daß er mich so genau ansah, um bemerken zu können, daß ich langsam altere. Und auch er altert, ich sehe es, aber es ist auch ihm gut, denn das Alter macht uns besser und süsser, denn auch er ist ein wenig weicher und milder geworden, und seine Stimme ist nicht mehr so hart, und ein wenig sanfter sind seine Urteile. Und es war mehr Klage als Zorn, wenn er wieder seinen alten Schwabengram murrte und weinte über die aushäusigen Hohenstaufen, die ihre und des Reiches beste Kraft vergeudeten in tollen verbrecherischen Unternehmungen in fernen glühenden Ländern, und als Fremdlinge lägen ihre Größten und Edelsten in den roten Grüften in Palermo, und nur die namenlosen Vettern berge die Grabstätte des Hauses drüben in der Lorcher Klosterkirche im Remstale, der weihereichsten

Digitized by Google

Grabkirche der Welt. Darf ich sie mit Ihnen einmal besuchen, Doktor Friedrich? Aber nein, ich fragte nicht, er würde gesagt haben: Nein, Frau, gehen Sie allein. Im Gram muß man allein sein. Ich werde allein hinpilgern — wenn er es für gut findet, mit bloßen Füßen, und über die Unruhe und den heiligen Wahn der Deutschen weinen, der sie in der Fremde sich vertun läßt . . . Und ich ging von ihm weg, jauchzend in der Seele, den Bach entlang, am Flusse hin und zu Fuß zurück drei Stunden in meine schwäbische Stadt, heimlich vor ihm, denn ich konnte keine unheilige Bahn benutzen, und er würde mich auch nicht begleitet haben. Und darf jetzt wieder kommen, viele Male, viele Male, einen ganzen grünen nassen dunklen deutschen Sommer lang, eine Ewigkeit lang, jede Woche darf ich jetzt kommen (denn er ist milder geworden), o selige Sommerzeit im grünen Deutschland! Und ich werde die Geisbuben von ganz Schwaben bestechen, daß sie ihm Blumen von den Hochhaiden bringen, Erika und Kampanula, und aus den nassen Wiesen Knabenkraut und Herbstzeitlose, wenn es in seinem Gärtchen nicht mehr blühen wird, und duftende Wachholderzweige zur Winterzeit und einen Christbaum zu Weihnacht. Und der Bäcker im Dorfe wird ihm zum Feste im Schnee einen Stollen backen, und das Gänsemädchen wird ihm immer gerne frische Gänseeier bringen, und der Krämer wird ihm Likör auf den Holztisch stellen; und wenn dann am frühen Winterabend das Holz im Kamin knattert und kracht, wird er doch bei seinen Arbeiten ein wenig ruhen und davon trinken und vielleicht denken, wer das wohl für ihn bestellt haben möchte. Und er wird ein wenig lächeln, ein ganz wenig nur um seinen zu engen Mund . . . Und ich werde wiederkommen im andern Sommer und im aber andern Sommer und vor ihm sitzen und mit ihm reden von Feld und Wald und von der Geschichte und von den Menschen, und das viele Sommer noch, viele Jahre noch, und meine blonden Haare werden weiß werden, unten weiß und nach obenhin grünlich-gelb sogar . . . und so werde ich leben, selig leben, ein langes gutes schönes herrliches Leben, denn ich liebe ihn! ich liebe ihn! ich liebe ihn! und ich bin die seligste Frau auf der ganzen Welt!

Digitized by Google

REISE UM DIE ERDE

von

ARTHUR HOLITSCHER

Fortsetzung

2

Talare vor dem Toten Meer

Eigentlich bin ich ja als Gast der Zionistischen Exekutive nach Jerusalem gekommen; die Einladung galt zur Eröffnung der Hebräischen Universität auf dem Skopus. Das Land war neu zu besichtigen, denn drei Jahre sind in dem jungen, gewaltig vorwärtsdrängenden politischen und ökonomischen Gemeinwesen eine bedeutende Zeitspanne, in der sich manche Veränderung ergeben mag. Natürlich lehnte ich sofort bei der Annahme der Einladung jedwede Verpflichtung ab, etwa propagandistisch für Palästina, das heißt Erez Israel zu wirken, falls mir die Entwicklung dieses jüdischen Staates im Staate dazu keinen Anlaß böte, es sogar verböte. Doch habe ich, das sei gleich im vorhinein bemerkt, jawohl eine bedeutsame Entwicklung konstatiert, und so darf ich die Hand, die bereits etwas leichter und lockerer in dem geheilten Gelenk sitzt, mit gutem Gewissen nach der Feder ausstrecken und werde wohl auch den Mund, der nur für ganz kurze Zeit vor Qual verstummt war, öffnen, um Gesehenes, Empfundenes zu verkünden.

In der Tat, es ist eine Entwicklung in diesem von Energien, Spannkraft, positivem Willen und hysterischer Überspannung brodelnden Kessel zu bemerken. Sie strömt nach einer ungeahnten Richtung, aber doch in die Höhe, wenn auch nicht gerade in dem Sinne, daß es eine Vorwärtsbewegung zu ökonomischen und politischen Idealen genannt werden mag. Eher schon darf man sie einen Aufschwung zu metaphysischen Höhen nennen. Aber auch dies mit Einschränkung von mancherlei Graden.

Über die Universität und die charakteristische Feier ihrer Eröffnung muß einiges gesagt werden.

Das Haus der Universität steht aus Steinen in arabischem Stil erbaut, nicht sehr umfangreich, aber schmuck und solid, auf dem Skopus, der den Bergzug um Jerusalem vom Ölberg her in nordwestlichem Bogen fortsetzt. Fährt man von Jerusalem nach dem Skopus, so passiert man ein riesiges Gräberfeld, den Kriegsfriedhhof, in dem englische, arabische und jüdische Soldatengräber, militärisch stramm

Digitized by Google

und einheitlich in Reihen ausgerichtet, wie beim Paradeexerzieren nach dem Kommando: Stillgestanden! unter Betongedenksteinen von der Form der Gesetzestafeln Mose daliegen! Mitten aus dem Friedhof ragt ein schlankes Betonkreuz empor, das statt des Leibes des hier in der Nachbarschaft hingerichteten Menschenfreundes ein Schwert aus Bronce aufgeschraubt trägt. Dieses ragende Denkmal wird von Gethsemane aus sehr deutlich sichtbar sein.

Wenn man auf der Höhe des Skopus atemschöpfend stillsteht und den Blick von der heiligen Stadt ab und ostwärts wendet, gewahrt man in ungeheurer Tiefe den bleiernen Schimmer des Toten Meeres und an seinem jenseitigen Ufer, in bläulich-rosafarbener Ferne, die Geisterlandschaft der Berge Moabs. Moabs Bergzüge, tot und abgestorben, seit Jahrtausenden durchsichtig wie Mondlandschaft, neigen sich zur bleiernen Flut, die ohne Leben ruht, versunkene Welten, vergessene Religionen, Seelen und Blut von Äonen in Staub und Vergessenheit aufgelöst hat.

Dieses Tote Meer, diese Mondlandschaft des rätselhaften Hauran jenseits der Jordansenkung gab den Hintergrund, die Kulisse für die Feierlichkeiten ab, die sich im Garten der Universität, im Amphitheater unter freiem Himmel abspielten — einem Auditorium Maximum, wie es keine zweite Lehranstalt der Welt besitzt.

Auf den Stufen des Amphitheaters gewahrte man, inmitten der festlich und europäisch gekleideten Gäste, einiger tausend aus allen Ländern der Erde zusammengeströmten Juden eine Reihe Burnusträger, arabische Häuptlinge mit silbernen Säbeln und bunten Tüchern um die vermummten Köpfe, Würdenträger aus dem Betschangebiet — jedoch keinen einzigen Kaftan, der auf die Anwesenheit orthodoxer Juden hätte schließen können; die alten Ansiedler des jüdischen Jerusalems hielten sich ferne; wie bekannt, ist diesen die Lehranstalt, die in der Sprache der Schrift, der dreimal heiligen, sich Profanes zu künden unterfängt, ein Greuel und Abscheu. Giftig und hämisch waren die Orthodoxen dem Fest der Zionisten ferngeblieben. —

Am 1. April 1925 nun, nachmittags um drei, marschierte, als auf den Stufen des Amphitheaters all die tausende erwartungsvoll versammelt saßen, von Händelschen Chören mit Hallelujah begleitet, eine Gruppe bunter mittelalterlicher Gestalten in feierlich langsamem Aufzug an der Zuschauerschar vorbei und nahm auf der erhöhten Rednerestrade Platz, den vorderen Reihen die Aussicht auf das Tote Meer und die Berge Moabs raubend. Es waren die Professoren, Würdenträger geistiger,

Digitized by Google

politischer und militärischer Instanzen, die sich zwischen dem Toten Meer und der lebendigen Judenschaft niedergesetzt hatten. Zum größeren Teil jüdische, aber auch christliche Professoren, kein Moslem in der Gruppe, von vielen Universitäten der Welt Delegierte, auf erhöhten, festlich geschmückten Sitzen in bunten mittelalterlichen Talaren angetan, zum Teil mit komischen Kopfbedeckungen, die mich lebhaft an die Ulanentschapkas der weiland kaiserlich-königlichen Armee erinnerten. Alles in allem ein mittelalterlicher Prunk, welcher den Ursprung der höheren Bildungsstätten der Welt wie auch ihre Zurückgebliebenheit in unserer heutigen, vorwärtsstrebenden Geschichtsepoche sinnfällig vor Augen führten. Da saßen sie nun, diese weltlichen Würdenträger der Wissenschaft, neben den Generälen, die das Heilige Land für Englands Imperium erobert hatten, neben den hohen und höchsten Verwaltungsbeamten, die das Land für Englands Imperium verwalteten; es waren aber auch Rabbiner unter ihnen, sogar ein Dichter oder gar deren zwei, sie stachen von den anderen aber höchstens durch etwas schäbigen Rock und Unbehagen ausdrückende Haltung ab.

Auf die ersten Reihen des Auditoriums hatte man, gegenüber der Estrade, gewichtige Vertreter der anderen Weltmacht plaziert, nämlich Vertreter der hochbegüterten, opferwilligen, das heißt zu außerordentlichen Spenden bereiten jüdischen Bourgeoisie des Erdballs, insbesondere der nordamerikanischen Breitengrade. Denn nicht nur Professoren und für die Propaganda brauchbare Intellektuelle waren eingeladen worden, sondern auch und vor allem reiche Leute, die der Universität aus ihren Kinderschuhen zur blühenden Entfaltung verhelfen sollten.

Die Feier erhielt ihr besonderes Gepräge dadurch, daß sie von Ansprachen zweier Rabbiner eingerahmt wurde. Den feierlichen Reigen der Ansprachen, die über die Köpfe der kapitalkräftigen ersten Reihen hinweg in trefflicher Akustik bis zum letzten, auf deren ungepolstertem Beton die Gäste geringeren Grades saßen, hinweghallte, eröffnete der Oberrabiner Kuk von Palästina, ein Mann von großem Wissen, Klugheit und Ansehn, von dem hier noch die Rede sein wird. Mitten in seiner hebräischen Ansprache begann er plötzlich zu singen. Es war wohl ein Psalm, den der Rabbiner hier angesichts der Heerscharen der heutigen Welt anstimmte. Er wurde bei dieser Verrichtung aber gar bald von dem designierten Dekan der Universität, Dr. Magnes, gestört, verließ gekränkt und betreten die Estrade, und nun kamen in Talaren die geistigen und in Gehröcken mit über-

Digitized by Google

worfenen Talaren die weltlichen Würdenträger Palästinas und Großbritanniens an die Reihe, unter ihnen Lord Balfour, der Ehrengast der Zionisten, Verfasser und Pate jener berümten Deklaration, die den Juden eine Heimat sicherte, das Recht gab, sich wieder, nach 2000 Jahren, als Nation zu fühlen, und die eine Woche später, im syrischen Damaskus dem greisen Staatsmann fast das Leben gekostet hätte. Den Reigen aber beschloß wieder eine hebräische Ansprache, diesmal des Oberrabbiners von England Hertz.

All dies Zeremoniell, einigermaßen mittelalterlich, wenn nicht prähistorisch anmutend, schien mir und vielleicht auch noch einem und dem anderen unter den Geladenen und Herbeigeströmten befremdlich und nicht ganz zum Sinn und dem Gedanken einer jüdischen Universität zu passen. Ich mußte an die obersten Namen der heutigen jüdischen Wissenschaft denken, an Einstein, Bergson, Brandes, Freud. Jeder von diesen hatte auf seine Art die Grundlagen, die Festen seines eigenen Wissensgebietes erschüttert, um auf den zertrümmerten Postamenten eine neue Lehre, eine revolutionäre Doktrin zu errichten. Und hier, angesichts des Toten Meeres, aber den Blick dem lebendigen Judentum zugewandt, versuchte man ganz anachronistisch Wissenschaft wieder mit dem offiziellen lieben Gott zusammenzukleben.

(Auch schien es unangebracht, daß in den Ansprachen auf der Estrade die Wissenschaft auf der anderen Seite mit dem Militarismus zusammengeklebt wurde, der Eroberer Palästinas, der Soldat Allenby hatte mitten unter den Professoren seinen Stuhl, sein Name fand des öfteren unter enthusiastischem Beifall der Menge Erwähnung, während der Name des Dr. Theodor Herzl meines Wissens kaum einmal fiel, obzwar Herzl ja im Himmel immerhin seinen Anteil an der Feier beanspruchen durfte.)

Um es kurz herauszusagen: aus dieser Universität ist, auch wenn man Geld genug findet, um ihr die Kinderschuhe aus- und solide breite amerikanische Patentlederstiefel anzuziehn, in absehbarer Zeit keine ausgewachsene Lehranstalt zu machen. Heute dürfte das Haus auf dem Skopus sich überhaupt nicht den Titel einer Universität anmaßen, denn zu einer Universität fehlt's an den drei wichtigsten Dingen: Dozenten, Hörern und Lehrbüchern. Sogar eine Terminologie steht der obligaten hebräischen Unterrichtssprache noch nicht zur Verfügung und die bereits vorhandenen „Skripta" haben sich, wie mir Sachverständige versicherten, als in völlig unzulänglichem Hebräisch

Digitized by Google

übersetzt erwiesen. In Haiderabad, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz Britisch-Ostindiens, sitzen gegenwärtig an die hundert Übersetzer beisammen, die die wichtigsten Werke der Weltliteratur in die Urdu-Sprache übersetzen; nach Beendigung ihrer Arbeit wird die Urdu-Universität ihre Pforten öffnen. So schafft man einer ernsthaften Lehranstalt ihren wissenschaftlichen Grundstock. Die hebräische aber, um die solcher Lärm in der Welt geschlagen wurde, ermangelt dieses Grundstocks in verhängnisvollem Maße. Daher Kopfschütteln, Kritik, Verstimmung, und mannigfache Aufregung in den beteiligten Kreisen. Besonders boshafte Menschen erachten dieses Phantom einer Universität überhaupt als Lockmittel, um Geld, viel Geld, immer noch mehr Geld, herbeizuschaffen, eine Schnurrpfeiferei zu Schnorrzwecken. Jedenfalls hat die grenzenlose, durch den Golus gezüchtete Geschicklichkeit der Juden, für alle möglichen Zwecke, mit allen möglichen Mitteln Geld herbeizuschaffen, hier in einer ganz neuartigen Abart Triumphe gefeiert. Nur die ganz Verstockten sahen, daß der König überhaupt keine Kleider anhatte.

In den Arbeitern der Kolonien, den Chaluzim der Ebene Jesreel, die kaum zu beißen haben, in den armseligen verhungerten Volksschullehrern, die bei einer monatlichen Besoldung von zwölf Pfund bereits ein halbes Jahr lang vergeblich auf Bezahlung ihrer Bezüge warten mußten, ja auch in einem der wichtigsten Dozenten dieser Universiät, einem Breslauer Hebraisten von Weltruf, der infolge ungenügender Bezahlung seiner Arbeit die Universität schleunigst wieder verlassen hat, muß die Feierlichkeit auf dem Skopus seltsame Gefühle geweckt haben.

Hat eine hebräische Universität in Palästina überhaupt Existenzberechtigung? Sie ist, von Europa, wie von Palästina aus gesehn, ein Produkt des Chauvinismus, der sich in dem alten Lande in den letzten Jahren verhängnisvoll rasch entwickelt hat. Den jungen Juden Palästinas kann gar nichts Besseres gewünscht werden, als daß sie für ein paar Jahre an wirkliche Universitäten Europas gehen und mit gründlichen Kenntnissen nach Palästina zurückkehren, um diese Kenntnisse dem Lande zugute kommen zu lassen. Das Geld, das auf die Schaffung einer ephemeren Universität auf dem Skopus verwendet wird, wäre in Stipendien für den Besuch europäischer Lehranstalten besser angelegt. Wäre Palästina bereits ein im nahen Orient verwurzeltes Gebilde, so wäre eine hebräisch-arabische Universität, ein der Erforschung der besonderen Bedingungen des nahen Orients, seiner

Digitized by Google

klimatischen, ethnographischen, politischen, religionswissenschaftlichen, wirtschaftlichen Eigenart gewidmete Lehranstalt wohl am Platze. Als einer Lehranstalt aber, deren Unterrichtssprache in der Nachbarstraße nicht gekannt noch verstanden wird, ist ihr jede Existenzberechtigung abzusprechen. Bei der labilen Stellung, die Palästinas Judenschaft gegenwärtig innerhalb der sie umgebenden Völker des Islam einnimmt, muß die Universität auf dem Skopus als ein gefährliches Element der Provokation aufgefaßt werden. Mag sein, daß diese Auffassung der berüchtigten, dem Schnorren entgegengesetzten Fähigkeit des Juden, nämlich der Krittelsucht entspringt. Nichts wäre tiefer wünschenswert, als daß die Entwicklung Palästinas und seiner Universität die Skepsis, deren sich mancher von uns am 1. April nicht erwehren konnte, Lügen strafte.

Seder beim Gdud in Tel Awiw

Nein, dem Chaluz geht's nicht gut. Das ist, da ich nach drei Jahren das Land wiedersehe, mein erster, zwingender Eindruck.

Die Arbeiterarmee, der Gdud, leidet Not.

Auf den Ebenen haben sie das Land urbar gemacht, den Boden bebaut, die Sümpfe entwässert, Blut und Gesundheit hergegeben für Erez Israel, für das Land der Verheißung. Heute haben sie dort nicht genug zu essen.

In den Städten bauen sie aus festen Ziegeln die Häuser der Reichen, der neuen Spekulanten, hauen sie den harten Stein aus den Brüchen, um feste, solide Heime zu bauen für die anderen — sie selber aber wohnen in elenden Zelten, in Wellblechbaracken, unter denen ein Regenguß das Erdreich hinwegschwemmt.

Noch steht in ihrer Mitte Jehuda Kopelewitsch, der Freund, ein Führer apostolischer Kraft und Glaubens. Ihn lieben und ihm folgen diese aus aller Welt in das harte Land zusammengeströmten jungen Menschen, die Besten unter den Juden dieser Zeit. Er vermag noch, die Ermatteten, die an Leib und Seele Erkrankenden, die Verzagten zum Ausharren anzufeuern — er wird auch an der Spitze der Schar sein, wenn sich diese nach dem unbekannten Hauran jenseits des Mondgebirgs Moab aufmachen wird, um, wie sie sagt, den Hauran für das Judentum zu erobern ...

Der Gdud quält sich, dem Chaluz geht es nicht zum besten — was liegt ihm dran, wenn er unter den wilden Stämmen des unerforschten Transjordan untergeht, geschlagen, vernichtet wird — hat

Digitized by Google

er etwa hier, unter seinesgleichen, Dank und Gerechtigkeit erfahren dafür, daß er seine Gesundheit in den Sümpfen, sein Blut für das Land gelassen hat, das jetzt rasch besiedelt werden wird und durch wen!

Das also ist das Ende der Legende Chaluz, der Legende Gdud. —

Der Gdud zählt heute achthundert Mitglieder. Er wird von den Löhnen von sechshundert erhalten. Den Rest, ein Viertel des Gesamtbestandes an Genossen also, Arbeitslose, Kinder, Lehrer, Pflegerinnen, Schwangere, sowie durch Unterernährung und Mangel an geeigneter Behausung körperlich Heruntergekommene, muß der Gdud mitschleppen. Die sechshundert sorgen für diese zweihundert, als wären sie produktiv, wie sie selber, ja, besser. Es ist schwer, das Leben zu fristen; Zinsen fressen an dem mageren Budget; man mußte Schulden bei den Banken machen, um eine Halle zu baun, Bretterbuden, Baracken.

Heute sind wir, Ernst und ich, von Gdud nach Tel Awiw, dem jüdischen Vorort von Jaffa, eingeladen, um den Seder-Abend mit den Genossen zu begehen. Wir sitzen in der großen Halle am Meer, für die der Gdud seine Zinsen an die Bank bezahlt. Man wird an diesem Abend vergeblich nach den Paraphernalien des rituellen Seders Ausschau halten, es gibt keine feierlich bedeckten Häupter, keine Vorlesung aus der Hagadah, keine silbernen Trinkbecher, noch gesüßten Meerrettich dahier. Auf den Tischen ist Brot und Mazze durcheinander, wegen des Nährwerts, es gibt ein wenig Fleischähnliches, ja Kompott, es ist ja Feiertag. (In anderen Arbeitergruppen wird der Seder strenger gehalten, darüber spreche ich später — hier ist von Ritus noch nichts zu bemerken.)

Nach dem Mahl reden wir von der Bühne herab zu den jungen Menschen, Ernst und ich. Worüber? Über Sozialismus, das Recht des Arbeitenden auf Leben und Lebensfreude, über das obere herrlichere Prinzip der Weltverbrüderung, die höher als Glaubensgemeinschaft, und um die zu erreichen erst einmal die brüderliche Kampfgemeinschaft der Arbeitenden geschaffen werden muß. Während dann nach uns ein Lehrer der jungen Leute es versucht, einen wissenschaftlich erläuternden Vortrag über den Schir Haschirim, das Hohe Lied, zum besten zu geben, bilden sich im Saale bereits Reigen, die das Prinzip des Schir in augenfälliges Geschehen wenden.

Es ist ein großer Kreis geschlungen — die Hora, der Rundtanz aus der alten slawischen Galuthheimat, hat begonnen, ein stampfender,

Digitized by Google

immer wilder werdender Tanz, der mich in der Gelöstheit der Geberden manches jungen leidenschaftlichen Tänzers, mancher hingegebenen, von der Lust des Augenblicks erfaßten Tänzerin an Festfreude in Moskau gemahnen. Seltsam: die Worte, die sie zu diesen Rhythmen singen, die den Bewegungen erst ihren Sinn, ihren Schwung zu geben scheinen, es sind primitive Wahlsprüche und sie werden hundertemal wiederholt:

„Das Volk Israel lebt!"

und:

„Wir werden Tel Josif aufbauen!"

(Tel Josif ist die Niederlassung des Gdud in der Ebene Jesreel), oder:

„Der Tag des Brotes, des Gemüse, der Buttertag ist da!"

Unten rauscht das wunderbare Meer an die Küste heran, Gesang, stampfender Tanz, gelöster Rhythmus übertönt das Rauschen des Elements. Aber draußen, in der Kühle der Nacht, es ist spät, unten wo das Meer allein vernehmlich ist, setzt sich einer oder eine zu uns Gästen, sieht durch die besternte unendliche Nacht uns in die Augen: was soll werden — heute vergessen sie, die dort drinnen, die Tanzenden, die Singenden alles, ihre jungen Körper beben vor Vergessen, aber was soll werden? — was soll aus uns werden? — noch vor Jahren waren wir die Pioniere einer neuen Welt, einer neuen besseren Gesellschaftsordnung — heute aber sind wir Pioniere geworden, wessen! — und eine Handbewegung weist auf die Stadt, dieses Tel Awiw, diesen jüdischen Ort, tobend und zum Bersten voll von einer neuen Art Menschen, die aus dem Chaluz, dem idealbesessenen Kämpfer für den Aufbau des Landes, einen Lohnsklaven zu machen im Begriffe steht — einen Schwerarbeiter, der hart leben, verzagt sterben soll! war das der Sinn? Genosse, Rat, Hilfe!

Oben tanzt man die stampfende Hora, den Reigen der Lebenslust, des Vergessens: hier unten aber, hart am Meer, hält die Hand die feuchte, verzweifelte Hand, blickt das Auge in ein Trost heischendes, flackerndes Auge. Wie soll man helfen? Wie kann der Gast helfen? Was ist es mit diesem Land?

Wir waren zum Sederabend gekommen. Wir blieben ein paar Tage. Denn dieser Ort, diese jüdische Vorstadt von Jaffa, Tel Awiw, „der Frühlingshügel", das „Newyork Palästinas" genannt, weist am deutlichsten die verhängnisvolle Wandlung auf, die das Land in den letzten Jahren durchgemacht hat. In den letzten Jahren? Man sagt,

Digitized by Google

im letzten erst, ja, innerhalb der jüngsten sechs bis sieben Monate. Aus einer bescheidenen Siedlung von etwa 2500 Einwohnern im Jahre 1921 ist Tel Awiw ein über Nacht aufgeschossener, von Lärm, Bewegung, Geschäftigkeit, Geschäftstüchtigkeit, kapitalistischem Übermut und Vergnügungsgier überschäumender von 35000 geworden. Denn die Einwanderung nach Palästina hat sich im Laufe des letzten Jahres gegenüber jener vor drei Jahren um das Zehnfache verstärkt, und die Mehrzahl der Hereinströmenden bleibt in Tel Awiw sitzen.

Seit der Restriktion der Einwanderung nach den Vereinigten Staaten befindet sich Palästina in einer völlig neuen Phase seiner Entwickelung. Wenn es zur Zeit meines ersten Aufenthaltes noch mit Fug ein Arbeiterland genannt werden konnte, ist es, zumal seit die Regierung Polens ihren Juden durch Entziehung der Konzessionen für den Verkauf monopolisierter Gegenstände und Mittel des Gebrauchs und der Ernährung das Leben unmöglich gemacht hat, ein Ersatz für Amerika geworden. Es steht im Begriffe, ein Zufluchtsort, wenn nicht ein Eldorado der Schieber, kleinen Kapitalisten, spekulationssüchtiger und -lüsterner Leute zu werden, die hierher kommen, wie sie in jedes beliebige Land kommen würden, das ihnen die Möglichkeit böte, sich rasch durch unproduktive Arbeit zu bereichern, aus der gegebenen Situation das Beste herauszuholen und dann das Weite zu suchen! —

Schon das äußere Bild dieser Stadt zeigt, wes Geistes Kind ihre Bevölkerung ist. An der Architektur merkt man die Gesinnung der Auftraggeber. Alles aufdringliche Protzentum eines sich in voller Freiheit entfaltenden Kowno, Berditschew, Nalefki macht sich hier breit; man hat wahrhaftig den Eindruck eines potemkinschen Heringsdorfes, und jetzt, da Balfour sich dies angesehen hat, wäre man versucht, den Telawiwern zuzurufen, sie könnten ihre rasch, leichtsinnig und unsolide gebauten Betonhäuser mit Fug zusammenhauen, denn all diese mit Säulen, Umbauten, Freitreppen, Terrassen und Loggien geschmückten grauen und greulichen Villen, Mietsbaracken, Avenuen und Viertel würden bei der hierorts üblichen Bauart in zwei oder drei Jahren ja doch einen wüsten Trümmerhaufen bilden ...

Den beiden Löwen aus Gips, mit Glühbirnen im Gipskopf, die die Freitreppe zu einer der geschmacklosesten Villen Tel Awiws bewachen, hat man bereits rechtens die Schnauzen eingehauen. Der Napoleon dieses neuen Newyork, sein Bürgermeister, erklärt, die nächsten Olympischen Spiele müßten hier, in Tel Awiw, stattfinden.

Digitized by Google

Man wird noch manchem Gipslöwen die Schnauze einschlagen müssen, ehe hier konsistenter gebaut wird.

Inzwischen blüht der Wucher mit Grundstücken, fertigen, im Bau befindlichen, noch nicht gebauten Häusern, mit Laden-, Wohnungs- und Zimmermieten. Der Preis einer aus Betonwänden windig zusammengetakelten leeren Stube ist kaum erschwinglich. Zwölf Familien erhalten durch ihre reduzierte Kauffähigkeit einen von den übermäßig zahlreichen Warenläden der Stadt — aber heute, zu Beginn des Muharrem, das heißt des arabischen Jahres, hat man über Nacht die schon unerträglich hohen Mieten um weitere zehn Prozent erhöht. Dem kleinen Mann, dem Arbeiter, Beamten, Händler, Lehrer geht die Luft aus.

Wovon lebt dieses Volk? Ein Scherzwort behauptet, das Montagsschiff lebe von dem am nächsten Montag eintreffenden. Im elendsten Viertel der Stadt wuchert die Bevölkerung mit ihren menschenunwürdigen Behausungen; sie hat ja bereits eine Bleibe, der nächsten Montag ankommende Einwanderer aber noch keine.

Es ist, als habe sich innerhalb dieser letzten Jahre, nachdem in der Ebene, im Gdud, die höchste Tugenden des Judentums verkörpernde junge Einwanderung Platz gewonnen hat, hier in diesem Seebad das Gegenteil: die große jüdische Unkultur des Galuth ausgebreitet. Man fragt sich und die Herren der Exekutive vergeblich, ob es nötig war, den Galuth hierher zu verpflanzen, ob eine Kontrolle der Einwanderung nicht am Platze gewesen wäre? Die Parole: Palästina sei nicht allein die Angelegenheit eines geringen idealistischen Bruchteils, sondern im Gegenteil des gesamten Judentums, aller Elemente des Judentums, klingt ziemlich bequem und beschwichtigt nicht gerade allzusehr. Konsequent weiter denkende Menschen werden sich eines gelinden Schauers nicht erwehren können, wenn sie sich vorzustellen suchen, welche Folgen diese Weitherzigkeit eines Tages haben könnte!

Die Schwierigkeit der Situation erklärt sich zum Teil aus dem Umstande, daß eben infolge der Abwehr Amerikas und der judenfeindlichen Politik Polens Leute mit einer Tasche voll Geld ins Land kommen, um es höchstpersönlich zu ihrem Vorteil verzinsen zu lassen — es sind vielleicht dieselben Leute, die, hätten sie traurige Umstände nicht zum Verlassen ihrer Galuthheimat gezwungen, einen Teil ihres Geldes aus Palästinabegeisterung dem Landankaufsfonds, dem Siedlungsfonds zur Verfügung gestellt hätten: überpersönlichen Organisationen, die aus überpersönlichen Motiven unterstützt, aus immerhin reinlichen

Digitized by Google

Quellen gespeist wurden. Der Zustrom des Kapitals hat übrigens auch diese Quellen in letzter Zeit einigermaßen getrübt, wenn nicht verunreinigt. Nur allzuwillig läßt man die Kapitalisten, die großen und die kleinsten, gewähren und unterwirft die Schicksale des Landes, besonders des arbeitenden Palästina, ihrem Gutdünken, da sie ja auch den „Aufbau" des Landes erstreben!

Vorläufig wird, so hat es den Anschein, die Gefahr, die von der erwähnten neuen Einwanderung droht, von den Arbeitern selbst nicht übermäßig ernst genommen. Von einem jungen, besonnenen Genossen, qualifiziertem Arbeiter, der in einer neuen kleinen Niederlassung bei Tel Awiw arbeitet, hörte ich, daß die Arbeiterschaft der kommenden Krise des Kapitals in Palästina ohne Erregung zusehe. Denn eine Krise, darüber sei man sich klar, müsse es auf alle Fälle bald geben. Die kleinen Spekulanten würden dann eben, von der Aussichtslosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt, das Land verlassen. Mit dem im Lande bleibenden kapitalistischen Kräften aber werde die Arbeiterschaft sich zu messen haben und bald fertig werden. Es würde sich eine Form des Klassenkampfes ergeben, vielleicht nicht ganz unähnlich der, den die Bedingungen des Arbeitnehmers gegenüber dem Arbeitgeber in Europa und Amerika hervorgerufen haben.

Eine ziemlich quälende Vorstellung: Klassenkampf zwischen jüdischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern in Palästina, auf dem Boden der gemeinsamen alten Heimat: der opferwillige Chaluz als „Arbeitnehmer" im Kampf gegen den Unternehmer, der seine blutige Arbeit mit einer Tasche voll mitgebrachten Geldes meistert!

Solange die Spekulation mit Grundstück, Haus und Miete auf Tel Awiw beschränkt bleibt — gut, das wäre noch erträglich. Gegenwärtig beginnt aber diese selbe Spekulation ihre Fänge und Klauen nach dem Emek, der Ebene Jesreel auszustrecken, wo der durch den Chaluz eben urbar gemachte Boden sich befindet. Dort gibt es noch weite Strecken Ackerlandes, die unter denselben Bedingungen, durch dieselbe Aufopferung des jungen idealistischen Aufbauers melioriert werden müßten, ehe sie reif für die rationelle Bewirtschaftung würden. Läßt sich der Chaluz in den Klassenkampf drängen, so wird er in den Sümpfen zu stehen haben, im tödlichen Sonnenbrand das Feld bestellen müssen — für den Spekulanten, den Bodenwucherer!

Eine unerträgliche Vorstellung,

Die Vermittlung von Bodenkäufen im Emek besorgt die P. L. D. C.

Digitized by Google

— das heißt die „Palestine Land Development Company". Es ist unverständlich, wie man diese Organisation frei gewähren lassen, ihr nicht das Handwerk legen, sie nicht kontrollieren kann. Der Schaden, den die Arbeit, die Zukunft, die Idee Erez Israel aus dieser Entwicklung der Dinge im Emek nehmen kann, ist unabsehbar. —

Solange die Elemente der Korruption in Tel Awiw lokalisiert sind, darf der Arbeiter Palästinas den nächsten Phasen seines Kampfes mit Gleichmut entgegensehen, anders verhält es sich aber, da der Emek bedroht ist. Die Gärung unter den jungen Siedlern, den notleidenden Landarbeitern im Emek wächst denn auch jeden Tag. Sie brauchen sich die Eindringlinge in ihr Land keineswegs auf den Nacken setzen zu lassen. Hier wird es keinen Klassenkampf geben, sondern wohl einen Kampf unter anderen Bedingungen und in anderer Form, und jeder rechtlich Fühlende wird auf seiten der Chaluzim stehen, welche Dimensionen dieser Kampf auch annehmen sollte.

Der Einigkeit der Arbeiterschaft Palästinas droht manche Gefahr. In Tel Awiw sind fünftausend Arbeiter tätig. Sie arbeiten für fixe Löhne, die gar nicht gering sind (nach europäischen Begriffen — indes ist die Teuerung im Lande ja enorm), im Durchschnitt dreißig Piaster pro Tag. Die städtische Arbeiterschaft möchte natürlich die Produkte der Landwirtschaft zu möglichst niederen Preisen kaufen — die Arbeiterschaft der Siedlungen, die zudem Not leidet, sie dagegen zu möglichst hohem Preis verkaufen. Hierdurch ist ein Gegensatz zwischen zwei Schichten der Arbeiterschaft gezüchtet. In Gdud sogar hat sich, aus ähnlichen Erwägungen, vor einem Jahr ein gefährlicher Zwiespalt, ja eine Trennung der in der Stadt und auf dem Lande arbeitenden Gemeinschaft ergeben. En Charod, das ehemalige Nurriß, sozusagen der Geburtsort der Arbeiterarmee, ist jetzt vom Gdud abgetrennt und steht in ausgesprochenem Gegensatz zum benachbarten Tel Josif, das mit den städtischen Arbeitergruppen des Gdud in einträchtigem Zusammenwirken weiter lebt.

Es muß gesagt werden, daß die größte Stadt Palästinas von den Fäulniserscheinungen, die sich in Tel Awiw bemerkbar gemacht haben, verschont ist. Schon infolge seines Charakters einer aus jüdischen, mohammedanischen und christlichen Elementen gemischten Stadt ist Jerusalem ein Ort der Ruhe, der Sammlung, die Heilige Stadt Palästinas geblieben. Dort dürfen die Tendenzen, Instinkte, Süchte und Unarten

Digitized by Google

des jüdischen Badeortes keinen Eingang finden. Auch der bevorstehende Kampf des Juden gegen den Juden wird auf Tel Awiw beschränkt bleiben. Das Leben in Jerusalem ist hart. Wer, um gut zu leben, das Land der Väter aufgesucht hat, verläßt Jerusalem bald und wird ein Bürger Tel Awiws. Der Mangel an Kanalisation, die Beschaffenheit der Straßen, verjagt den Typus Tel Awiw gar bald, und der geheimnisvoll ehrwürdige, das Leben der gesamten Bevölkerung bestimmende Ernst der Heiligen Stadt erleidet keinen Schaden durch die neue Einwanderung. Es wäre furchtbar, wollte man sich ausmalen, was geschähe, wenn jene parasitäre Menschenart sich in Jerusalem ansässig machen wollte, die in Tel Awiw und von Tel Awiw aus gegenwärtig das Leben des jüdischen Palästina verpestet.

Emek

Nach drei Jahren wieder in der Ebene!

Diesmal fahre ich durch das ganze Gebiet der Siedlungen nördlich von Jerusalem, bis zum äußersten Punkt, das schon tief in syrisches Gebiet vorgeschobene Metullah. Aber auch die selten begangenen Wege zwischen dem Genezarethsee und dem Emek, das wilde Gebiet der Yarmukfälle und der Jordansenkung zu Füßen des hohen Betschan weiß unser mutiger Chauffeur, so gut wie die von unzähligen Touristenautos durchflirrten Straßen zwischen Gilboalende und Karmel, zwischen Haiffa und Jaffa die Küste entlang.

Diese Fahrt vermittelt einen starken Eindruck — schlagende Widerlegung der Ansicht, daß Palästina, auch bei systematischer und extensiver Bebauung des Landes, keine Möglichkeit für die Ernährung und die Unterbringung Hunderttausender bieten könnte. Ich erinnere mich und habe es geschildert, wie vor drei Jahren die Gegend um die Goliathquelle, die Siedlung, die damals Nurriß hieß, beschaffen war. Sumpf, Prärie, einige Zelte, Fieber. Ein Blick vom Hügel ob der Quelle zeigt heute endloses, reich und dicht bebautes, bepflanztes, aufgeforstetes Land, riesige Felder mit Gemüse- und Obstkulturen, Ackerboden, ein Wasserwerk an der Quelle, die den Wasserlauf reguliert, an den Berg gelehnt Baumschulen, weiter im Gebiet Eukalyptuspflanzungen, statt der Zelte eine hübsche, saubere Siedlung, gute, aus Holz gebaute Häuser, ein kleines, aber gut funktionierendes Elektrizitätswerk, ein Getreidesilo, Schule und Krankenhaus, Verwaltungsgebäude — kein Schützengraben mehr, wie 1921, es wohnen hier einige hundert Menschen. Die Siedlung führt jetzt den arabischen Namen En Charod.

Digitized by Google

Weit drüben, jenseits der Bahn, langgestreckte Reihen kleiner rotgedeckter Häuser — das ist Kfar Jecheskiel, eine jüdische Kleinbauernsiedlung.

Von En Charod nördlich aber, zwischen Bäumen, die Siedlung des Gdud Tel Josif, nach dem Märtyrer des palästinensischen Chaluz, Josef Trumpeldor, benannt; weiter noch nach Norden, auf einem Hügel, die Doppelsiedlung Beth Alpha, die die berühmte tschechoslowakische Intellektuellengruppe aus Chefzibah und den galizischen Kibutz beherbergt.

Diese drei Siedlungen, En Charod, Tel Josif, Beth Alpha sind kommunistisch geführt. Alle drei leiden Not; Mangel, Krankheit, ja Hunger hausen unter den jungen Siedlern, den Erbauern der Heimat, Entwässerern der Sümpfe, denen, die das Land zur Blüte gebracht haben, das weite unabsehbare, bebaute, blühende Gebiet des Emek.

Es ist nicht zu leugnen, sie sind die Stiefkinder der zionistischen Machthaber, diese jungen, idealbesessenen Erbauer des Landes. Die amerikanischen Geldgeber wünschen nicht, daß der Siedlungsfonds ihre Dollars Leuten überweise, die kommunistische Experimente machen. Dem amerikanischen Geldgeber tönt das Wort Kwuzah, das heißt die „Große Gemeinschaft", ebenso wenig lieblich im Ohr wie „Bolschewismus". Man versucht also, durch allmähliches Abschnüren der Wirtschaftsmöglichkeiten die Kwuzoth zur Preisgabe ihrer Radikalität zu zwingen. Die Siedler sollen die Form ihrer Gemeinschaft ändern oder eingehn.

Es ist angebracht, noch ein wenig bei diesem Gegenstand zu verweilen. Man scheint also von den Chaluzim zu fordern, daß ihre Siedlungen sich endlich auf eigene Füße stellen, das heißt „rentieren". Sie haben ihre Gesundheit geopfert, ihr Leben in den Boden gesteckt, jetzt behandelt man sie wie x-beliebige Bauern, Landarbeiter, vergißt, was sie geleistet haben, was sie, abgesehen von der physischen Arbeit, für das Judentum der Welt durch ihr Beispiel bedeuten. Man nennt sie Dilettanten, macht sie für die schlechte Ernte verantwortlich. (In diesem Jahre war die Ernte besonders ungünstig: Bohnen mußten ausgerissen und zu Dünger vermacht, Weizen und Roggen frühzeitig vor der Reife abgemäht und als Viehfutter verwendet werden.) Man hat sie, durch ungenügende, irreguläre Zuwendung von Beträgen aus dem Siedlungsfonds, zu provisorischen Maßnahmen gezwungen: rasch Baracken bauen, billig und überstürzt das Dringendste für die Wirtschaft, die Viehzucht besorgen; Unruhe, Unsicherheit bemächtigte sich

Digitized by Google

der körperlich ohnehin Geschwächten, der in ihren Hoffnungen, Erwartungen Überschwenglichen, die Arbeit wurde gehemmt, litt, untergraben durch die Ungunst der äußeren Umstände.

Man will jetzt En Charod, Tel Josif, Beth Alpha auf die andere Seite des Emek, jenseits der Bahn verpflanzen, von der östlichen auf die westliche Berglehne setzen, weil dort der Boden gesünder ist, die Luft besser. Das vierte Jahr leben sie nun, auf dem ihnen von der zionistischen Behörde zugewiesenen Boden, heute noch von Malaria heimgesucht; sie haben die Sümpfe unter Lebensgefahr dräniert, den ungesunden Boden bepflanzt, ihre Baracken auf ihn gestellt. Wo waren die Sachverständigen, daß nicht gleich dort drüben, auf der gesünderen Hälfte, Land gekauft wurde? (Die Araber sogar haben ihrer Verwunderung Ausdruck gegeben, als sie die Juden sich auf der gefährlichen, ungesunden Seite niederlassen sahen — wo doch günstiger gelegenes Land leicht zu kaufen gewesen wäre!)

Und wer hat die Siedler beraten, als es hieß, den Boden ertragreich zu bebauen? Wo ist und wann kommt der oft herbeigewünschte geniale Neurer, der hier lukrativere Methoden der Bebauung einführt? Den Emek endlich nach einer neuen Methode saniert? (Ein vornehmer Jude aus England hat herausgefunden, daß im Emek sehr wohl „Primeure", das heißt Frühgemüse, Leckerbissen von Gemüse mancher Art gebaut und nach England exportiert werden könnten, wo es auf den Märkten gewiß guten Absatz fände! Der Chaluz im Emek soll also die Luxusrestaurants in Piccadilly mit Frühtomaten, Spargel und Auberginen beliefern!)

Bei all dem sind die Chaluzim die „Dilettanten"! Sie selber sind schuld daran, daß in mancher Siedlung die Arbeitszeit um zwei Stunden gekürzt werden muß, weil die jungen Menschen zu unterernährt und krank sind, um den Achtstundentag oder die dem Landarbeiter vorgeschriebene Arbeitszeit einzuhalten! — Noch geht es den Kindern in diesen Siedlungen einigermaßen gut. Unter unsäglichen Opfern und Nöten, eigener Entbehrung, pflegt man die Kinder besser als sich. Aber in der heißen Jahreszeit müssen die Kinder doch wieder in neuen provisorischen Baracken in gesünderen Teilen des Emek, auf der Höhe von Nazareth untergebracht werden, in Baracken, die viel Geld kosten, bald abgebrochen werden müssen. Das Budget wird nicht besser durch solche Ausgaben!

Aber die Exekutive hat kein Geld, nicht genug Geld für den Chaluz, den „Dilettanten", den „Experimentierer", den „Bolschewisten".

Digitized by Google

Der palästinensische Arbeiter hat sich mit dem Gedanken abgefunden, daß das Hereinströmen von Kapital, das heißt die Einwanderung von Leuten mit Geld, auch wenn sie Spekulanten und Wucherer sind, für Palästina unbedingt notwendig sei. (Eine merkwürdige Tatsache sei hierbei vermerkt: Kinder solcher Spekulanten fliehen gar bald ihre Eltern, die sich in Tel Awiw niederlassen, und gehen nach dem Emek, um mit den Chaluzim produktiv zu arbeiten! Ein Prozeß tröstlicher Art, einer von jenen geheimnisvollen Regenerationsprozessen, die das Heilige Vaterland an der Rasse der Juden vornimmt!).

Man will also den Kampf aufnehmen. Ohne betonte Aggressivität vorläufig. Das heißt: man will abwarten, ob ein Einvernehmen mit dem Kapitalisten auch ohne ausgesprochenen Kampf zu erreichen sein wird. Sind sie denn nicht, wie wir, Juden? Sind sie denn nicht, wie wir, von dem Heiligen Land angezogen, in die gemeinsame Heimat gekommen? sagen die „Dilettanten" . . .

Die Arbeiterschaft, die, nach berühmten Mustern, bereits eine Bürokratie, eine Art Sowjetbourgeoisie, die in den Büreaux sitzt und auf die Kongresse reist, zu züchten begonnen hat, besitzt eine Führerschaft von anerkanntem Wert. Um Männer wie Bin Gorion, Ben Zwi, Rubaschow, Kaplanski (sämtlich russischer Herkunft) kann jede sozialistische Partei der Welt Palästina beneiden. In einer Sitzung der Arbeiter-Zentral-Organisation, der „Histadrut Hapoalim" in Jerusalem, die wir, diese Führer und einige Arbeiter aus dem Emek mit dem Sekretär der Amsterdamer Gewerkschafts-Internationale Brown hatten, und in der von der Rolle die Rede war, die die sozialistische und kommunistische Arbeiterschaft Palästinas innerhalb der Gewerkschaftsorganisationen in Zukunft spielen sollte, wurde auch von der Möglichkeit gesprochen, die Leute im Emek und die Leute in den städtischen Werken, die gesamte organisierte Arbeiterschaft Palästinas, von dem Druck, der Bevormundung und Willkür der Zionistischen Exekutive zu befreien, ihre Arbeit und die Fortführung ihrer ideellen Gemeinschaft durch proletarische Hilfe durchzusetzen. Die organisierte jüdische Arbeiterschaft der Welt sollte aufgerufen und ermahnt werden, das Schicksal der palästinensischen Arbeiterschaft als ihre eigene, als eine ihrer wichtigsten eigenen Angelegenheiten zu betrachten und die Beiträge zu garantieren, die der Arbeiterschaft Palästinas Existenz und Freiheit schaffen könnten. Das wäre freilich ein wunderbarer Beweis des Verständnisses und der Solidarität; Propaganda in diesem Sinne täte wahrlich not.

Digitized by Google

Denn es haben sich außer den im vorigen Kapitel erwähnten Erscheinungen des Verfalls, des Auseinanderfallens der Gemeinschaft unter den Arbeitern Palästinas bereits andere, noch betrüblichere gezeigt, die eine rasch durchzuführende Sanierungsaktion des gesamten Körpers, soweit es sich um die organisierten Arbeiter handelt, zur dringendsten Notwendigkeit machen. So hat sich zum Beispiel in der (durch Verwendung arabischer Hilfsarbeiter und Zurückweisung chaluzischer berüchtigten) Kolonie Petach Tikwah eine Gruppe junger Genossen eingefunden, die durch Unterbietung ihrer von der Zentrale bestimmten Löhne die arabische Konkurrenz aus dem Felde schlagen will. Es wird hierbei das Prinzip der „Eroberung der Arbeit" verkündet; im Grunde aber ist der Vorgang ein gefährliches Symptom der Not, der die Organisationen ohne ihre eigene Schuld gegenwärtig unterworfen sind. Ebenso betrüblich ist es, daß gewisse neu eingewanderte begüterte Polen und Littauer, Industrielle und angehende Landbesitzer aus ihrer Heimat Arbeiter heranzuziehen und mit hereinzuschmuggeln suchen, die in Zeiten des Kampfes ein Element von Streikbrechern darstellen könnten!

Wie im Gdud, nistet sich im Emek unter den Wertvollsten der Pionierschar allmählich Verzweiflung und Schmerz ein. Denen, die den Klassenkampf ablehnen, gehört mein freudiges Mitgefühl. Denn es ist ein Verbrechen, den Chaluz, nach dem, was er für Erez Israel geleistet hat, in den Kampf mit der neuesten unerwünschten Einwanderung, den unsauberen, unlauteren Elementen dieser Einwanderung zu drängen. Was wird aber geschehen, wenn diese jungen Menschen nicht gewillt sein werden, ihre Überzeugungen zu opfern, das Feld zu räumen, vielleicht in der wörtlichen Bedeutung das Feld, das ihnen kraft ihres Opfers von Rechts wegen gehört, zu räumen? Die im Lande zu bleiben gewillt und entschlossen sind, trotz ihrer Verzweiflung, Not, ihres Nichtmehrweiterkönnens? Die erwartete Krise könnte von derartigem Ausmaß sein, daß das Land durch sie unterminiert und gesprengt würde.

Fragst du die klügsten, mit schärfstem Zielbewußtsein begabten Führer der palästinensischen Arbeiterschaft: auf welche Weise sie ein Zusammenarbeiten, die Organisation der arabischen Massen zur gemeinsamen Arbeit und zum gemeinsamen Widerstand mit den jüdischen gegen den beide bedrohenden Kapitalismus, gegen Ausbeutung und Mißbrauch der Kraft bewerkstelligen wollen, so blickst du in ratlose

Digitized by Google

Gesichter, oder du hörst das gefährliche Wort von den „Imponderabilien" in allen Fragen des Aufbaus Palästinas, ein allzu billiges und bequemes Schlagwort, hinter dem sich oft Trägheit verbergen mag. Einzig und allein die „Mopsi", das heißt die „Miphleget Poalim Sozialistim Iwriim", die konsequenten Kommunisten Moskauer Richtung, haben über diese Möglichkeit ihre feste Anschauung. Diese aber, eine kleine Gruppe, von deren Existenzberechtigung man, bei dem jetzigen Stande der Wirtschaft und der politischen Grundbedingungen, gar nicht überzeugt zu sein braucht, besitzen gar keinen Einfluß auf die Entschlüsse und Erwägungen der Führer der organisierten Arbeiterschaft, sind in ihrer Wirkung gehemmt und systematisch mit größter Schärfe unterdrückt. Der Exekutive sind sie selbstredend ein Greuel, die Regierung aber sperrt sie bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, unter allen möglichen Vorwänden ein, deportiert sie nach Herzenslust — als ob man eine Idee deportieren könnte! — die Haltung dieser kleinen Gruppe, insbesondere in der Araberfrage, ist den Machthabern jedenfalls im höchsten Grade unbequem. —

Ich verbrachte in der Mehrzahl der Emeksiedlungen und in denen des nördlichen Galiläa nur Stunden. Stunden indes, die mir genügten, um mir ein Bild von dem schweren, oft bejammernswert schweren Los zu machen, das den jungen Menschen und ihrem Anhang beschieden ist. Ich habe von ihrer mageren Kost gegessen und in ihre Behausungen geblickt. In einer dieser Siedlungen war das Budget, das bis zum Ende des Sommers reichen sollte, bereits im März aufgebraucht. Man mußte Vieh, Gerät, notwendige Baulichkeiten beschaffen. Ich weiß, man wirft diesen jungen Menschen gelegentlich „Leichtsinn" vor, wenn einer oder der andere etwa seine alten Eltern aus der Galuthheimat nachkommen läßt und die alten Menschen an dem ohnehin mageren Budget als unproduktive Schmarotzer zehren. Auch gibt es hier und dort Zuzug, neue, produktive Genossen gesellen sich zu den alten in der Siedlung, deren Budget auf die vorhandene Zahl von Arbeitern, nicht auf eine vergrößerte berechnet ist. Leichtsinn, Disziplinlosigkeit, Sichhinwegsetzen über Vorschriften, sich nicht nach der Decke strecken wollen, und ähnliches wird den notleidenden Emeksiedlern vorgeworfen, natürlich zugleich mit dilettantischer Unfähigkeit, den Boden rationell zu bewirtschaften und dem Experimentieren mit kommunistischen Illusionen.

Es soll nicht untersucht werden, inwieweit die Zionistische Exekutive

Digitized by Google

verpflichtet wäre, trotz all dieser „Vergehen" den Chaluz gewähren zu lassen. Ihn ausgiebig zu fördern, statt unerfüllbare Forderungen an ihn zu stellen und ihn die wirtschaftliche Fuchtel im Nacken spüren zu lassen. In dem stürmisch intensiven Leben dieser jungen Menschen bebt der Pulsschlag, der das Judentum dieser Zeit erneut hat; man mag über Mittel und Wege sinnen, wie der Emek durch Anleihen und ähnliche ökonomische Bindungen der Arbeit und der Rentabilität saniert werden könnte, die Dankesschuld an diese Besten bleibt dadurch noch ungetilgt.

In folgenden aber will ich von einer Strömung sprechen, die durch den Emek sich gegenwärtig Bahn zu brechen beginnt; hier kann man einmal mit Recht von einem palästinensischen „Imponderabile" sprechen; es muß sich erweisen, ob die Entwicklung, die diese Strömung hervorrufen wird, positiv oder zerstörend auf das gesamte Problem des jüdischen Palästina wirken kann.

Die Anzündung des heiligen Feuers

I

Ostersamstag der Griechisch-Katholischen.

Auf einer Tribüne gegenüber der Grabeskirche in der Altstadt Jerusalems. Der hochaufragende Bau der Kathedrale mit vielen Türmen, Galerien, Dach- und Mauervorsprüngen und Firsten, der enge, von hohen Mauern umgebene Hof zwischen der Kathedrale und unserer Hotelterrasse wimmelt von Menschen. An den Mauern des Hofs haben Händler Heiligenbilder, Rosenkränze, Kreuze aus Perlmutter und Ebenholz hingebreitet; dahinter, an die Mauern gepreßt, stehn und liegen Frauen in bunter orientalischer Tracht; der ganze Hof ist erfüllt von der sich schiebenden, stoßenden, bunten Menge, durch die die gelben Khakigewänder riesiger englischer knüppelbewehrter Polizisten stechen. Wie unten auf dem Hofviereck, wie oben auf den Dächern, den Firsten, sind hier auf unserer Tribüne im Terrassengarten des Hotels St. John Europäer und Asiaten, Christen, Araber lebhaft durcheinandergemengt.

Heut wird das seltsame Fest zelebriert, zu dem vor dem Krieg Hunderttausende aus Rußland gewallfahrtet kamen. In der Nacht vor dem Ostersonntag steigt ein Engel in die Grabes-Kathedrale nieder und entzündet das heilige Feuer in der Kapelle, die unter der Kuppel der Kathedrale errichtet steht. Die Kathedrale, die neben diesem Grabe auch Golgotha und viele andere heilige Erinnerungen bergen

Digitized by Google

soll, ist längst als Ablagerungsstätte dreister Legendenfälschung entlarvt worden: Golgotha stand ja sicherlich außerhalb der Stadt, auf dem Hügel vor dem Damaskustor, an dessen Fuße General Gordon auch eine Grabstätte entdeckt hat, die des Arimathäers Erbbegräbnis sein könnte. Die Via Dolorosa aber führte, in umgekehrter Reihenfolge der gegenwärtig aufgezählten und mit Nummern versehenen Stationen, selbstverständlich aus der Stadt hinaus und nicht in die Stadt zu dieser Stätte, auf die sie die Grabeskirche gebaut haben.

Die Sonne scheint grell auf das vielfarbige Gewühl herunter, das Tor der Kathedrale aber mündet in tiefe Finsternis. Hie und da huscht ein hellerer Schatten dort drinnen vorüber oder aus dem Freien treten helle Gestalten durch das Tor und werden sogleich von der Finsternis verschlungen. Wo sind die Hunderttausende geblieben, die aus Rußland hierherzupilgern pflegten? Zuweilen geht ein altes Mütterchen durch die Menge, eine vor Kriegsbeginn hier stecken gebliebene Babuschka, die seither alles verloren hat, aber auch alles, Heim, Dorf, Familie, nicht mehr weiß, was daheim bei Mütterchen Rußland vorgeht, nur soviel weiß sie, daß Väterchen nicht mehr da ist; in einem Tuch hält sie einem ein paar bemalte Ostereier hin, blickt den Passanten traurig an, bettelt nicht, steht nur da unter den lauten arabischen Krämern.

Hier oben auf der Tribüne, wie unten im Hof, haben Viele Kerzen, Fackeln, Laternen mitgebracht. Wenn drinnen das Wunder geschehen, das heilige Feuer in der Tat niedergestiegen, das heißt entbrannt ist, werden die Gläubigen in der Kapelle ihre Fackeln und Kerzen anzünden. Die Fackeln sind aus 33 Kerzen ineinandergebacken – die Zahl der Lebensjahre Christi. Dann, wenn die Fackeln, die Kerzen brennen, suchen sich die ersten Fackelträger, Kerzenträger den Weg ins Freie. Die auf dem Hof, die auf den Tribünen, die ganze Stadt, das ganze Land entzündet sein Hausaltarflämmchen an diesen ersten Kerzen und Fackeln, die das heilige Feuer in der Kapelle entfacht hat. (Vor dem Krieg trug ein Reiter die brennende Fackel in eiligem Galopp von Jerusalem nach Jaffa ans Meer. Im Hafen stand bereits ein Schiff unter Dampf, das unmittelbar, nachdem der Fackelreiter an Bord gegangen war, in See stach und das heilige Feuer durch die Dardanellen ins Schwarze Meer nach Odessa brachte, von wo es sich über das weite Zarenreich verbreitete: die Millionen Flämmchen vor allen Ikonen der entlegensten Bauernhütte Rußlands waren mittelbar an dem Feuer dieser Kapelle drinnen in der Grabeskathedrale entzündet.)

Digitized by Google

Aus einer Seitengasse naht ein Trupp heulender Menschen. Jünglinge, mit dem Tarbusch auf den geschorenen Köpfen, tragen auf ihren Schultern einen baumlangen, säbelschwingenden Burschen. Die Menge auf dem Hofe, dem Firsten, der Tribüne bricht in wildes Händeklatschen aus:

„Es lebe Gott!“ . . . „Die heilige Jungfrau!“

Wie einem beliebten Tenor, wie einer berühmten Primadonna wird dem lieben Gott, der Mutter Christi zugejubelt. Der ganze bunte Hof, dieser ganze, durcheinandergerüttelte Orient schreit, brüllt, applaudiert — dazu aber ist, von dem Ort her, wo die Frauen sich an die Mauer gepreßt halten, ein feiner, eigentümlich säuselnder Ton zu hören, ein Gezwitscher, dessen Sinn ich mir nicht zu erklären mag, und das, wie ein leichter Duft, ein überirdischer Nimbus, über dem Rasen der lauten Menge zu schweben scheint . . .

Die khakibekleideten Tommys allein, diese starken und wohlgenährten Jungen mit ihren nackten Knien und soliden Knüppeln haben ihre Ruhe bewahrt. Dem Säbelschüttler und seinem Anhang halten sie ein Spalier offen, die brüllenden, tanzenden, springenden Burschen verschwinden im Dunkel der Grabeskirche.

Jetzt hört man auch noch andere Rufe als die, die Gott, der Jungfrau zujubeln. In stampfendem Rhythmus erhebt sich ein fanatisches Geschrei:

„Uns gehört das Feuer — uns allein!“

„Die Juden sind traurig heute! Die Juden sind unsere Hunde!“ . . .

„Für uns allein ist das Feuer angezündet!“

Die Maroniter, eine wilde Sekte aus dem Libanon, Christen, deren Glaube irgendwie noch tief im Islam verwurzelt erscheint, haben die Abordnung mit dem Säbelschwinger in die Kirche entsandt — die Anzündung des Feuers aber scheint eine gemeinsame Angelegenheit der Christen und Mohammedaner zu sein — wehe dem Juden, der sich an diesem Tage in der Grabeskirche sehen läßt!

Nachdem das wilde Geschrei auf dem Hof sich gelegt hat und alles in Erwartung des Wunders zur Ruhe kommt, ist der süße zwitschernde Laut deutlicher zu hören. Jawohl, das Gehör täuschte sich nicht — die Frauen an der Mauer sind es, die den zarten Laut, wie einen Kuß in die Luft hinaussenden: er soll die Liebe zum unschuldigen Lamm Gottes versinnbildlichen. Auf diese Weise vermengt sich Zartheit und primitive Barbarei des tiefen, rätselhaften Orients an diesem Tage, an dem das Feuer aus dem Himmel erwartet wird. —

Digitized by Google

Inzwischen ist die Sonne auf Scheitelhöhe gestiegen, der Hof unter der Terrasse kocht in Hochsommerglut. Um das dunkle Tor der Kirche schwelt die Luft in kleinen zitternden Flammen. Jetzt, jetzt muß das Wunder sich ereignen. Unruhig, aber doch furchtsam vor den khakifarbenen Garden mit den schlagbereiten Knüppeln, drängen sich die Fackelträger, die Kerzenträger mit den weißen Strichen über ihren Köpfen durch die bunte Menge an das Tor heran.

Plötzlich schwingt die Luft in beängstigendem Dröhnen. Die Riesenglocke der Grabeskirche schlägt eherne Wellen gegen die Mauern, an die Brust der Menschenansammlung. Viele kleine hellere Glocken erschwingen im Nu in den Türmen zu unseren Häupten. Das Schreien, Rufen, das Gezwitscher des Hofes antwortet im betäubenden Chor: nun ist kein Zweifel mehr — das Feuer ist herniedergestiegen! Verzweifelt und mit erhobenen Knüppeln stemmen sich die Khakifarbenen gegen den unaufhaltsamen Anprall. Ein Flämmchen erscheint im dunklen Ausschnitt des Tors. Ein zweites. Wie Irrwische flirren zehn, hundert kleine Flammen drin in der Grabeskirche durch das Dunkel auf, stürzen sich dann nach vorn, in den sonnigen Hof, der die Flammen, die flackernden Feuerchen auffrißt, verschlingt; in wenigen Minten brennen all die tausend Kerzen, Laternenlichtlein, Fackeln ringsum im Sonnenschein. Durch die schmalen Seitenpfade stürzt die Menge, mit den Flammen hoch über dem Kopf, in die Stadt hinaus, ins Land, — der Fanatismus der Maroniter teilt sich wie eine Ansteckung, Entzündung, Massenirrsinn dem Volk draußen mit, die Altstadt ist ein rauschender Strom geworden, der durch die verwinkelten Straßen, die Bazargäßchen, um die Winkel und Treppenwege sich ergießt. Hier, in weitem Umkreis um die Grabeskirche, ist kein Jude an diesem Tag zu sehen. Und doch, es wäre gut, sähen sie diese Menge, diese gewaltige Mehrzahl der Eingeborenen des Landes, unter deren Übergewicht ihr Häuflein fast verschwindet.

Aber unten, in der Nähe des Haram, um die alte Klagemauer drängt sich zur selben Stunde eine andere Schar. Es ist Sonnabend. Sie ist durch die kleinen Winkelwege dahergekommen. Vor den ungeheuren, durch Küsse, Stirnanreiben, Tränen und Streicheln fiebernder Hände glatt gescheuerten Quadern stehen lautlos oder wimmernd, das Gesicht gegen den Stein gewendet, mit geschlossenen Augen, unhörbar, rasch sich bewegenden Lippen Menschen, Frauen und Männer in Gebetmänteln, Totengewändern, sie stehen da, seltsam bewegt, mit

Digitized by Google

wippenden Oberkörpern, nickenden Köpfen. Hier und dort hat einer sein Gesicht ganz in ein Steinloch, eine herausgeweinte, herausgekratzte, herausgescheuerte Fuge zwischen zwei Quadern vergraben. Tränen tropfen aus dem blassen Gesicht auf die Quadern der Mauer um das Alte Heiligtum herab.

Wunderbare, wunderliche Gestalten hochgewachsener, in bunte Samtkaftane gekleideter, mit Fuchsfellkappen angetaner Aschkenasen; Bucharen in üppig gemusterten Seidenmänteln; die kleinen, öligen Yemeniten; viele Europäer, Amerikaner, die unzähligen Touristen, die zur Universitätseröffnung, zu Ostern ins Land gekommen sind. Mitten unter ihnen hält sich einer aufrecht, krank, mit zerbrochenen Gliedern, arm, stumm und verzweifelt, ein Jude, der nicht beten kann, sich der Worte des alten Gebets nicht besinnt.

In den kleinen krummen Seitengäßchen, die den Wandernden von weitem schon die Nähe der alten Mauer verkünden, hocken, liegen an den Mauerrändern alte Bündel von zerfetztem Elend. Hier und dort reckt sich aus den Bündeln ein greiser, blutloser Kopf mit langen Strähnen, ein bärtiges, triefäugiges armseliges Gesicht heraus. Eine Hand, mager und knöchern streckt sich dem Vorübergehenden entgegen. Bettler, die Elendsten aus dem alten Stamm, hierher in das Heilige Land, in die Heilige Stadt verschlagen, niemand weiß wie, woher, in Lumpen versinkend, erlöschend, doch in der alten Stadt, in der alten Heimat!

Heute betteln sie nicht, diese Bettler um die Klagemauer! Heute sind sie Schenkende! Am Sabbat halten die armen zitternden Knochenhände den Vorübergehenden kleine Blumensträußchen entgegen. Sie sind es, die an diesem Tage die anderen beschenken, von deren Gnaden sie sonst ihr elendes bißchen Dasein fristen.

Gnadengeschenk sondergleichen! Wie der Segen des Bettlers mit dem grünen Turban in der Musik Kairos, senkt sich das Sträußchen des Armen, aus meinem Stamm, der Segen des mystisch tiefen Orients auf die Binde um meinen kranken Arm nieder. Ich muß für die Gabe dem Ärmsten heute ein Gebet abnehmen. Aus meinem wehen Herzen forme ich ein Gebet, es wird an diesem Tage durch die Gnade des Bettlers zum Ewigen dringen.

2

Aus dem Emek, aus Nahallal, der Siedlung der „kleinen Gruppen" am Fuße der Bergeskette, die über Nazareth nach Haiffa führt, rollt

Digitized by Google

unser Automobil den Osthang des Karmel empor. Hier weht uns schon der scharfe, würzige Wind der nahen Küste entgegen. Es ist eine stundenlange, beglückende Fahrt.

Auf der Bergeshöhe, dem Kamm des Karmel, den wir erreicht haben, gewahren wir eine kleine Siedlung ganz neuer Baracken. Die dürftig zusammengefügten Bretterbuden stehen dicht bei der Chaussee, über die zahllose Automobile vom Meer zum Emek, vom Emek zum Meer rollen.

Wir halten, denn diese Bretterbuden, diese neue Siedlung ist „Nachlath Jakub", die Gruppe des Jablonnaer Rebben.

Wie wir näher an die Buden herankommen, bemerken wir ein paar kuriose Käuze. Ein dicker rotbärtiger Mensch und ein dicker schwarzbärtiger, beide in städtischer Tracht, aber mit den Gebetmänteln um die Schultern, tänzeln Arm in Arm an den Buden vorbei. Beide haben schwarze Sammetmützen auf dem Kopf, rötlich und schwarz wehen die Stirnlocken um ihre pausbäckigen Gesichter. Arm in Arm, tänzelnd und singend bewegen sie sich zu einem Bretterstapel, holen sich einen Arm voll Bretter, den sie, der eine vorn, der andere hinten, zu einer im Bau befindlichen Baracke tragen. Mit einem Blick auf mich und meinen Freund, wir sind gerade aus dem Automobil gestiegen, singt der Rote und mit ihm der Schwarze ein Duett im Vorübertänzeln. Erstaunt hören wir den Text, der nach der Melodie des „Lieben Augustin" gesungen wird:

„Ja, wir müssen arbeiten, arbeiten, arbeiten!
Ja, wir müssen arbeiten . . ." (und so fort ad libitum).

Nun, wie gesagt, die Bretterbuden weisen, von nahe besehen, eine ziemlich unsolide, windige, fachunkundige Bauart auf. Nachts muß es, auf diesem Berggrat, ordentlich durch Fugen und Ritzen pfeifen!

Aus allen Baracken, den fertigen und bewohnten, den halbfertigen, in denen noch gehandwerkt wird, lugen neugierige Gesichter zu uns heraus. Frauen, und sehr viele Kinder. Alle tragen noch städtische Kleidung, und zwar recht gute Kleidung, es sind ja Kleinbürger und auch Leute aus dem wohlhabenden Mittelstand, Kaufleute, Beamte, Gewerbetreibende und ihre Familien, die mit fünfhundert Pfund und mehr aus Polen, eben jenem kleinen Ort Jablonna bei Warschau, gekommen sind, um sich hier auf dem Karmel, in dem Land der Väter niederzulassen. —

Ein armer junger Bursche mit verkrüppelter rechter Hand schleppt unter dem linken Arm mit Mühe und großer Anstrengung Bretter

Digitized by Google

vom Stapel über den Boden vorwärts. Den Draht, der die Bretter zusammenhält, muß er mit der heilen Linken aufdrehen, er nimmt dazu seine Zähne zur Hilfe. Kleine Kinder machen sich nützlich, indem sie Nägel, Hobel, Zangen, Hämmer, munter laufend, den Alten überbringen. Es ist auf dem Berggrat neben der Chaussee ein gar munterer Betrieb.

Das erste Bretterhaus, das hier in der Siedlung fertiggestellt worden ist, war das Beth Hamidrasch, die Synagoge. Das zweite: die Badestube. In der „Synagoge", der primitiven Bretterbude, sind die heiligen Bücher bereits an den Wänden aufgereiht, in einer Ecke steht auf der Erde der siebenarmige Leuchter, ein riesiger, mit Nägeln beschlagener Koffer birgt sieben Gesetzesrollen, die die Jablonnaer mitgebracht haben. Aus einigen Brettern ist ein Altar gezimmert, auch laufen Bänke um die Wände herum und vor dem Altar liegt ein kleiner Teppich.

Diese Kolonie ist nur wenige Tage alt. Kurz vor Ostern kamen die Jablonnaer hierher auf den Berg. Wir geraten mit den beiden fröhlichen Chassiden, dem roten, dem schwarzen, den beiden munteren Freunden ins Gespräch. Sie haben noch nie körperliche Arbeit verrichtet, standen hinter ihren Ladentischen, gleich der Mehrzahl der Männer in der Kolonie, den Vätern der vierzig Familien, die unter der Führung des Rebben, nach dessen Vornamen die Kolonie benannt ist, hierher kamen und denen weitere fünfhundert Familien folgen sollen. (Der Jablonnaer Rebbe selbst ist heute in Haiffa. Wir werden unseren Besuch morgen wiederholen.)

Die beiden ältlichen dicken Freunde sind lustig wie alle anderen dahier. (Die Frauen allein machen besorgte Gesichter.) Sie sind beide, der Rote und der Schwarze, bald an ihre Arbeit zurückgekehrt, wischen sich den Schweiß von den Gesichtern, schleppen Bretter und ziehen dann wieder, sich umschlungen haltend, von der Baracke zum Stapel. Ein bißchen spielen sie wohl auch Theater vor den Fremden, wie Juden, die lustig und übermütig sind, sich selber über ihre Lustigkeit und ihren Übermut wundern.

„Euch muß doch diese Arbeit schwer fallen, das Bauen? Ihr seid es doch nicht gewohnt?"

Unbeschreiblich, wie der eine, der Rote, seine runden Hände mit gespreizten Fingern zum Boden niederstößt, auf den Boden zeigt:

„Es ist doch unser Land!" ...

Es dunkelt bereits, wir müssen nach Haiffa weiter. —

Digitized by Google

Auf dem Weg, den Karmel hinunter, fährt unser Chauffeur langsamer, um einen Trupp vorbeizulassen, der uns von unten entgegenkommt. Es sind Männer in städtischer Kleidung, mit runden Hüten auf den Köpfen. Manche sind alt, haben goldene Brillen, Graubärte, indes wir bemerken auch einen und den anderen jüngeren unter ihnen. Die Mehrzahl aber, das sind alte Männer. Rüstig schreiten sie den steilen Berg hinauf, tragen geschultert Schaufeln, Äxte und Picken. Und alle haben neben ihren Äxten, Schaufeln und Picken Ölzweige und die seltsamen hellen, aus drei langen Streifen gebildeten grauen Blattzweige des Eukalyptus geschultert.

Sie kommen aus den Sümpfen, die sie entwässern, aus den Feldern, die sie gekauft haben und die sie bebauen, urbar machen wollen, für sich, ihre Kinder, für die fünfhundert Familien, die nachfolgen werden, und auch für das Land — „ihr" Land.

Nachlath Jakubs Bewohner sind Chassiden, ehemalige Bürger eines polnischen Städtchens, kleine Handwerker, aber auch Fabrikbesitzer, Kaufleute, Lehrer, Schriftgelehrte, Beamte, wohlhabende Hausherren, niemals an körperliche Arbeit dieser anstrengenden Art gewohnte Leute. Jetzt kamen sie in das alte Land und arbeiten, fröhlich, hingegeben und aufopfernd, bis zum sinkenden Abend. Mit chassidischer Lustigkeit tänzeln sie vor Gott, der auf ihre Arbeit niederschaut.

Nächsten Abend sind wir, diesmal mit unserem Freunde, dem Maler Hermann Struck, der jetzt in Haiffa wohnt, zum zweitenmal zu den Jablonnaern gefahren. Wir treffen die Männer der Gemeinde in der windverwehten Baracke, die sie sich als Gotteshaus gebaut haben, beim Abendgebet. Da steht der Rabbi, ein noch junger Mann, blond, von sanftem Gesichtsausdruck, an der Spitze der Männer, die wir gestern aus den Sümpfen, den Feldern heimkehren sahen.

Nach der Andacht gehen wir, vom Rabbiner geleitet, hinüber in die andere Baracke, die als „Verwaltungsgebäude" dient. Auf einem Brett liegen die Arbeitsbüchlein der Schar. Der Rabbi ist zugleich Sekretär und Kassierer der Gewerkschaft dieser Kolonie. Sie haben das Geld, das sie mitgebracht — und es gibt unter ihnen welche, die beträchtliche Summen beisteuerten — zusammengetan und haben sich Land gekauft, dreißigtausend Dunam, zu denen ihnen der Nationalfonds noch sechstausend gegeben hat. Jeder aus der Schar erhält vom Rabbiner seinen Tagelohn ausbezahlt: fünfundzwanzig und fünfund-

Digitized by Google

dreißig Piaster. Im übrigen leben sie, wie unten im Emek die Chaluzgruppen, im wirtschaftlichen Kommunismus. Sie arbeiten für die Gemeinschaft, ohne Unterschied, ob einer viel, der andere wenig mitgebracht und beigesteuert hat. Der Existenzkampf, der daheim den Einzelnen zu seiner Leistung gestachelt hat, hier, im alten Land, das die Schar aufbauen will, ist er einer reineren Form gewichen.

Die ältlichen Leute leben, wie unten der jüngste Chaluz. In ihren alten Adern ist das heilige Feuer entflammt. Das Land, das alte, gesegnete, hat diesen Menschen eine neue Hoffnung geschenkt. Sie leben jung auf dem alten Boden der Heimat. Sonderbares, heiliges Land, das alten Menschen neue Hoffnung zu geben vermag!

Sonderbares Land...

Ich frage, während ich mit meinem Freund, mit dem Maler Struck, dem jungen Rabbi gegenüber sitze: „Wer hat unter euch zuerst den Gedanken gehabt, das Leben daheim hinzuwerfen und hierher, nach Palästina, zu kommen?"

Der Rebbe sieht mich an, als verstünde er nicht, was ich sage, spricht dann leise, indem er mir in die Augen sieht, leise und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck seiner Stimme:

„Wer? Gott."

Wir trennen uns spät nachts von den Jablonnaern, von dem Rebben, ihrem Führer, einem schlichten und reinen, vielleicht heiligen Menschen, dessen Name und Einfluß sich rasch über Palästina verbreitet hat. —

Was ist das nun? Menschen, nicht vom Drang der Abenteuerlust, der Freude an Neuem, hierher in das alte Land getrieben. Man kann auch nicht sagen, durch die Not der gegenwärtigen, widrigen Umstände, denn sie hatten die Mittel, um standzuhalten. Gewiß nicht aus Spekulationssucht. Vielleicht eher von einer ganz törichten, „unreifen" Sehnsucht nach Gemeinschaft, starkem, reinlichem, irdischem Dasein, wie es jene Chaluzim im Emek führen. Sie sind schon alt, mancher unter ihnen hat das schwere Leben schwer begonnen, kennt die Not des Anfangs, des Wiederanfangenmüssens. Sie haben ihr Leben gelebt und beginnen aufs neue. Sie haben Behagen, Wohlstand, vielleicht Reichtum hinter sich geworfen und sind einem jungen begeisterten Menschen gefolgt, der mit emporgewandtem Blick lange treu gewartet hat. Als der Augenblick gekommen war, von dem es heißt, daß ihn die Werkleute abwarten müssen, soll ihr Tun gesegnet sein, gab

Digitized by Google

er das Signal zum Aufbruch. Das Land entzündet seltsam tiefe Feuer in jenen, die wundergläubig sind, die warten können und in denen die Hoffnung noch nicht erloschen ist.

„Imponderabilien"

Bin Gorion, der Arbeiterführer, hatte schon recht, wenn er von den Imponderabilien sprach, die allen Dingen Palästinas eigen sind. Es ist wohl nicht ungefährlich, wie schon gesagt wurde, mit Imponderabilien rechnen zu wollen, wenn es sich um politischen, um ökonomischen, um Klassenkampf handelt. Denn diese Kämpfe entwickeln sich nach Gesetzen, die ihre Wurzeln in der Erfahrung haben. Aber es ist wahr, die Imponderabilien Palästinas bestehen und sie weisen auf etwas Mystisches, Ungekanntes, Unergründbares hin, auf Quellen des Glaubens, auf den Blick, emporgewandt zum Überirdischen, vielleicht auf ein heißes, nur halb verstandenes Gebot, das den offenen, reinen, empfänglichen und empfindsamen Menschen wandeln und wandern heißt.

Auch in dem Kampfe, den solche reine und starkgläubige Menschen vielleicht schon bald mit dem Element Tel Awiw werden ausfechten müssen, wird es Imponderabilien geben — ich erwähnte auch dies schon, daß der Arbeiter in dem hereinwandernden Spekulanten immer noch den Bruder, den Palästinasüchtigen erblicken und achten will ...

Vollständig verkehrt ist es aber, Palästina, wie das manche superkluge Leute meinen, als politisches Problem, als ausgesprochen politisches Problem, aufzufassen und sonst als nichts. Die Neunmalweisen meinen, Palästina sei eben als letzter Ausläufer Europas zu betrachten und spiele in der Politik der Welt die Rolle des Vorpostens der europäischen Zivilisation. Europa soll am Jordan enden, Asien aber jenseits des Jordan beginnen. Nichts ist verkehrter. Palästina ist Orient. Der palästinensische Jude, er mag kommen, woher er wolle, hat tief in seinem Wesen das Mystische, die Gnade, das gefährliche Element und Erbe des Orientalen empfangen. Immer klarer führt die Entwickelung der Gesinnung in Palästina den Beweis für diese, im Galuth vergessene Tatsache. Wenn es aber verkehrt ist, die Juden in Palästina als ein fremdbürtiges, daher mit besonderem Maßstab zu messendes Element, ein europäisches, nach dem Orient verschlagenes Volk, etwa wie die Engländer in Indien, die Franzosen in Algier zu betrachten, so ist es noch unsinniger, ja es grenzt an Psychose, wenn man gewisse Leute beobachtet, die in Palästina sich gebärden,

Digitized by Google

als wären sie die Herren des Landes, als bildete nicht das arabische, mohammedanische, autochthone Volk hier die erdrückende Majorität!

Hört man Führer des Zionismus sagen: sie wollten sich nicht damit begnügen, hier ein paar Gartenstädte, eine Universität zu errichten, Palästina müsse die Heimstätte des jüdischen Imperialismus werden — so läuft's einem bei solcher Faselei kalt über den Rücken, und was soll man dazu sagen, wenn einem eine solch' erstaunliche Meinung unterläuft: Arabien sei achtunddreißigmal so groß, wie Palästina, es sei daher absurd, daß sich die Araber gerade auf dieses kleine Land versteiften — mit anderen Worten, die Araber sollten doch ein Einsehn haben und das Feld räumen!!

Vorstellungen dieser Art sind so lächerlich, wie sie gefährlich sind.

Die Araber sind den Juden, ich hörte es Kenner äußern, gar nicht feindlich gesinnt. Wären die Juden in Palästina nicht Zionisten, das heißt von Gnaden Balfours Nutznießer, Protégés und Werkzeuge des englischen Imperialismus, so könnten sie sich, so sagen die Kenner, mit den Arabern gut verständigen, vertragen. Aber als Keil, den England zwischen den ägyptischen und den arabischen Nationalismus, das heißt den Befreiungswillen des ägyptischen und des arabischen Volkes getrieben hat, ist der zionistische Jude ein Fremdkörper im erhitzten Fleisch des Volkes im nahen Orient. Da nützen Vorschläge wie des Kalvaryskis: man möge gemeinsame jüdisch-arabische Klubs gründen, nichts, und das Hirngespinst Ruppins: von einer Kreuzung und Amalgamierung des eingewanderten Juden mit dem eingeborenen Araber, platzt gar wie eine Seifenblase und hinterläßt üblen Duft.

Zudem weiß der Araber sehr genau, daß der palästinensische Jude in einem Waffenkampf, bei der schwer zu vermeidenden Auseinandersetzung zwischen England und Asien, obzwar ihn laut Mandat des Völkerbunds kein Gesetz dazu zwingt, unbedingt und mit voller Hingabe auf der Seite Englands gegen Asien stehen wird. Und das verbessert selbstverständlich das Verhältnis keineswegs.

Zudem sind dem primitiven Araber die Methoden der Landwirtschaft, die Formen der Gemeinschaft, die der Jude ins Land gebracht hat, peinlich und verhaßt. Er ist bei seinen jahrtausendealten Methoden stehn geblieben und wird sie nicht aufgeben um einer importierten technischen Gesinnung willen, die seine innerste Seele nicht berührt.

Wird man Palästina endlich als das zu erkennen suchen, was es eigentlich ist — nämlich die Heimat der Religionen, das Land, das die Religionen geboren hat und das den Trieb zur Religion in jedem,

Digitized by Google

der innerhalb seiner Grenzen lebt, entfacht und stärkt! Vielen, die ich hier wiedersah, hat sich diese Erkenntnis zwingend mitgeteilt, und meinen stärksten Eindruck verdanke ich der Beobachtung dieser Tatsache. Als Sozialist muß ich eine derartige Entwicklung beklagen, als Jude ergreift sie mich mit Gewalt. Handelt es sich aber um praktische Orientpolitik, so muß man wiederholen, daß die Russen, das europäisch-asiatische Volk allein es verstanden hat, daß die Völker Asiens bei ihrem stärksten, dem bestimmenden religiösen Instinkt zu fassen seien. Dies trifft insbesondere bei den Mohammedanern zu. Die Russen, die die Religionsübung innerhalb ihres Riesenreichs zu unterbinden suchen, benutzen als kluge Politiker das religiöse Moment bei der Verfolgung ihrer Ziele im Orient, der auf verhängnisvolle Weise in Bewegung geraten ist. Völker, die anderen Erdteilen entstammen, die sich in Vorderasien halten und bewähren wollen, müssen sich mit der Macht des mohammedanischen Bekenntnisses auf eine oder die andere Weise auseinanderzusetzen suchen.

Die beiden Bäumchen

Meine Rundfahrt durch den Emek begann ich in den am Südufer des Genezarethsees gelegenen Siedlungen Degania Aleph und Beth. (Degania Gimmel, das ich vor drei Jahren besuchte, ist jetzt in Degania Beth aufgegangen.)

Degania Beth besitzt zur Zeit ein weithin leuchtendes, stattliches Haus mit breiten Terrassen und Veranden. Mein Freund und ich besichtigten dieses Haus, das als Beweis für die prächtige Entwicklung der alten kommunistisch geleiteten Siedlung gelten darf. (Immerhin arbeiten die beiden Deganioth, wie mir erzählt wurde, mit beträchtlichem Defizit.)

Beim Betreten des Hauses stockte ich schon an der Schwelle, überrascht. Auf eine Mesuse, die kleine, eine Pergamentrolle enthaltene Glashülse, schräg an den Torpfosten genagelt war, weisend, frug ich unseren Begleiter: was denn das sei — seit wann die Kommunisten Mesuses an ihre Türpfosten genagelt hätten? Auf dem Gesicht des jungen Genossen, der gerade von einer Reise nach Moskau zurückgekehrt war, bemerkte ich Verlegenheit. Die Erklärung lautete: einer der Kolonisten habe seine alten Eltern nachkommen lassen, und die Mutter habe erklärt, sie werde das Haus nicht betreten, wenn es nicht durch die Mesuse geweiht ist!

Dagegen hörte ich in anderen Siedlungen, daß es die Kinder der

Digitized by Google

Kolonisten sind, die von den Eltern die Befolgung der Riten verlangen — Kinder zum Teil, die erst in Palästina geboren, die hebräische Sprache als Muttersprache erlernt haben, während ihre im Galuth geborenen Eltern sie sich erst mühselig aneignen mußten — und sich darum auch gar manche Zurechtweisung von seiten der kleinen unverschämten Chauvinisten gefallen lassen müssen. (Die Kinder der palästinensischen Zionisten — ein besonderes Kapitel. Zum Glück sind sie noch in den zarten Jahren, in denen sich die Gesinnung als amüsante Frühreife, Naseweisheit und freche Altklugheit darstellt. Kommt sie erst zu Jahren, diese Gesinnung nämlich, so wird sie den Zionisten noch mancherlei zu schaffen geben.)

In den radikalen En Charod, das ehemals zum Gdud gehörte, sind die Siedler Einflüssen der erwähnten Art, mögen sie nun von der älteren Generation oder der jüngsten ausgehen, bereits unterlegen. Der Führer der Siedlung erklärte uns zwar, daß daher die Festtage in der Form von Festspielen gehalten würden — da ja die Mehrzahl der jüdischen Feiertage auf Vorgänge in der Natur zurückgeführt werden können. Kinderspiele versinnbildlichten diese Feste, nach der Art des englischen „Pageant", Aufzüge und Reigen, Schauspiele, die das Gebet um Regen, die Weihe der Felder, die sich abwechselnden Jahreszeiten zum Inhalt hätten. Dies wäre sehr schön und gut, wenn an diese Spiele knüpfend sich nicht der stärker werdende Übergang zur orthodoxen Form der Gebotebefolgung ergäbe.

Sicher verbürgt ist es, daß aus den Siedlungen des Emek, seit der Jablonnaer Rebbe auf den Höhen des Karmel haust, junge Chaluzim in zunehmenden Scharen sich zur Feier des Sabbat den Berg hinauf begeben — zur Feier, die die Chassidim selbstverständlich nach ihrem Ritus zelebrieren. —

Merkwürdige, betrübliche Spaltungen habe ich in der radikalen Gruppe der Siedler von Beth alpha beobachten müssen. Diese Siedlung besteht aus einem oberen und einem tiefer gelegenen Hof, um beide gruppieren sich Baracken der jungen Arbeiter. Im oberen Hof Beth Alphas wohnen die Chefzibah-Leute, Tschechoslowaken und Deutsche, zum größten Teil Intellektuelle, im unteren aber hat der aus Galiziern und Ukrainern bestehende Kibutz seine Baracken aufgeschlagen. Diese beiden, räumlich so nah benachbarten Gruppen scheinen in ihrer Lebensweise, ihren Lebensanschauungen, ihrer Einstellung zur Arbeit und zu den Vorschriften des Glaubens unendlich und heillos getrennt. Obzwar vor dem Fremden auch der Anschein

Digitized by Google

eines Zerwürfnisses vermieden werden sollte, war der Konflikt der beiden Gruppen deutlich wahrzunehmen. Sie waren auseinandergefallen, hatten kaum mehr miteinander zu tun. Die Chefzibaher hingen mit einige Kilometer entfernten, zum Gdud gehörenden Tel Josif jedenfalls enger zusammen, als mit dem nur wenige Schritte entfernt hausenden Kibutz. . .

Evident ist es, daß die Rückkehr zu rituellen Formen sich bei den aus Polen, Litauen und der Ukraine stammenden Chaluzim in schärferer Weise vollzieht, als bei den westlichen. So wie die Gruppen, die rituelle Kost genießen, sich von denen trennen, die dies nicht tun, werden sie sich über kurz oder lang, nachdem sie vom Tisch getrennt sind, auch vom Bett trennen, das heißt: als Feinde auseinander gehn — was dann eine ernstliche Gefährdung des Kernpunktes der palästinensischen Arbeit bedeuten wird.

Übrigens haben sich in den letzten Jahren einige Misrachi-Kolonien aufgetan, in denen junge und ältere Arbeiter streng nach den Bräuchen des orthodoxen Glaubens leben und arbeiten. Es könnte sich also doch eine in milderen Formen vor sich gehende Umgruppierung vollziehen!

An diesem Stand der Dinge hat der hebräische Nationaldichter Ch. N. Bialik mit seinen formvollendeten, aber in rückschrittlichem Geiste verfaßten Dichtungen sein gut Teil schuld. Man hat den jungen, das Hebräische als nationale Umgangssprache pflegenden Arbeitern so lange eingeredet, daß Bialik der große, überragende Dichter des Judentums sei, daß sie sich nun an den Feierabenden an den Dichtungen Bialiks berauschen, in denen zur Rückkehr in die Talmudschule, zum Sichversenken in die alten Bräuche und Vorstellungen mit dichterischem Schwung gepredigt wird.

Zu den stampfenden Rhythmen der Hora, der Rundtänze und Reigen werden oft Texte gesungen, die den Psalmen, alten Gebeten entnommen sind.

Das sind Symptome einer Bewegung, die man, da es sich um junge kommunistische Arbeiter handelt, als eine Bedrohung des unbeschwerten Zukunftswillens, des Willens zur Bildung einer neuen sozialen, utopischen Gemeinschaft ansprechen darf. Indes, es handelt sich hier nicht um Sozialismus allein; zum Glück ist die Utopie reicher, als daß sie aus sozialen Gesichtspunkten restlos erklärt werden könnte.

Draußen im Galuth, zumal in dem für den materiellen Aufbau Palästinas wichtigen Amerika sind zornige Stimmen laut geworden,

Digitized by Google

die den Chaluzim neben „Bolschewismus" feindliche Abkehr von der Religion vorwerfen. Die Chaluzim wissen genau, fühlen es ja am eigenen Leibe, was diese Animosität der amerikanischen Geldgeber bedeutet. Es wird ihnen recht deutlich vor Augen geführt, daß diese Meiung, wie sie nun einmal in dem kapitalkräftigen Weltteil besteht, der Wirtschaft Palästinas, seiner wirtschaftlichen Entwicklung bös schadet. Sicherlich ist es nicht Opportunismus, der es bewirkt, daß jetzt eine Gruppe nach der anderen zu Bräuchen, Riten zurückschwenkt, deren Befolgung von ihnen verlangt wird — von Leuten, die sich über sie gewiß hinweggesetzt haben, die aber mit ihrem Gelde den Gewissensbissen über die eigene Assimilation Ablaß erkaufen. Sicherlich hat die Schwenkung der Chaluzim zur Orthodoxie tiefere Veranlassung: ich glaube, die tiefste von allen ist eben jener bereits angedeutete, unbewußte Einfluß, den das alte Land auf die Zurückkehrenden ausübt.

Vor Jahren war es noch unmöglich, von so vielen ernsten, intelligenten, ihrer Handlungen klar und zuweilen stürmisch bewußten jungen Einwanderern Antwort auf die Frage zu erlangen: was sie denn eigentlich hierher getrieben habe, ins Land der Vorfahren — Nationalismus oder Abenteuerlust, Liebe zur Scholle, Überdruß an der verrotteten Zivilisation des Galuth, aus dem sie flohen, ob es sozialer Instinkt, Wille zur neuen, reineren, utopischen Gemeinschaft sei, der sie gehen hieß, um das Land wiederzuerobern, aufzubauen?

Heute ist es evident: auf dem Grunde all dieser mehr, minder bewußten Triebe lebte die Anziehungskraft, die Suggestion Palästinas — der Trieb, zur Religion zurückzufinden!

Es ist, obzwar sich die Welt seither gewandelt hat, derselbe Trieb, der in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die ersten jüdischen Kolonisten, jene Bilus von Rischon, Rehoboth, Mikweh Israel und Roschpinah aus Rußland hierher gelenkt hat. Diese Menschen, die ihre Kolonien sicherlich mit nicht geringerem Opfermut, Hingabe, Seelenkraft aufgebaut, wie jetzt die Chaluzim die ihren im Emek.

Und es ist auch dieselbe tiefe Verwurzelung im Glauben, die die ehrwürdigen Familien der christlichen Templergemeinden, die Fast, Hofmann, Rohrer und Groppius ihre Siedlungen bei Haiffa und Jerusalem, Wilhelma und Sarona aufbauen ließen. —

„Theokratie ist im Anmarsch! Passen Sie auf", sagte mir der junge französische Dichter Jean Richard Block, der gleichzeitig mit mir,

Digitized by Google

aber zum erstenmal das Land bereiste, „passen Sie auf, in drei Jahren haben wir Juden hier in Palästina eine theokratische Vertretung, nicht mehr eine weltliche. Die Zionistische Exekutive wird einem Rabbiner-Kollegium gewichen sein."

Als ich nach meiner Rückkehr aus dem Emek den bereits erwähnten Oberrabbiner Palästinas, den ehrwürdigen Kuk, aufsuchte, und ihm, halb im Scherz, diese Meinung meines Freundes Block vortrug, strich sich der ebenso weise wie weltläufige Gelehrte und Seelsorger über seinen Bart und sprach: „Drei Jahr? Das find' ich ä bissele übertrieben."

Im weiteren Gespräch hörte ich aus dem Munde des sehr merkwürdigen, in mancher Hinsicht außergewöhnlichen Mannes einige definitive, wunderbar formulierte Erläuterungen dieses mich tief beunruhigenden Doppelphänomens: des Chaluz, der zu den Bräuchen – und des Chassiden, der zur körperlichen Arbeit zurückkehrt.

Kuk sprach ja von den Chaluzim als von Ketzern. Er tat dies. Aber er unterschied sehr genau zwischen Ketzern aus Roheit und Ketzern aus Idealismus. Daß die Chaluzim zu den alten Vorschriften des Ritus zurückkehrten, die Chassidim aber zu arbeiten anfingen, das formulierte er so: in dem alten Boden Palästinas seien zwei Bäumchen eingepflanzt — das profane und das geistige. Die Profanen, das heißt die Chaluzim, pflanzten gegenwärtig das geistige Bäumchen, die Chassidim aber, das heißt die Geistigen, das profane Bäumchen. Aus beiden breche das Leben des Judentums in Knospen empor.

Er erklärte mir auch, welche Bewandtnis es seiner Meinung nach mit den Bräuchen selbst habe. Rohe Menschen bedürften dieser Bräuche, die sie mit Polizeigewalt zur Einhaltung ihrer religiösen Pflichten mahnten. Die geistig und seelisch hochstehenden, im Grunde unbewußt tief religiösen Chaluzim aber sähen ein, daß sie ihren religiösen Trieb verschönen, ästhetisch gestalten und verzieren müßten — und diese Rolle spielten die Bräuche in ihrem Leben.

Sicherlich, so meinte Rabbi Kuk, werde diese formale Rückkehr den Chaluz in seinem Selbstvertrauen stärken, etwa auf solche Weise, wie die militärischen Übungen das nationale Bewußtsein des Boy Scout stärken. Und als ich bemerkte, es könnte sich bei dieser Rückkehr zur Orthodoxie des Chaluz ein Fanatismus bemächtigen, der seinen Widerpart in dem aufgestachelten Fanatismus des Arabers fände, daß sich dadurch der latente Konflikt zwischen den beiden religiösen Gemeinschaften immer stärker und deutlicher herausbilden müsse –

Digitized by Google

da meinte der Rabbi: daß dann eben die beiden Bekenntnisse, die beiden Rassen hart auf hart um die Macht zu ringen hätten und daß der zurückkehrende Chaluz in diesem Kampfe, eben durch seine Rückkehr zum Glauben, unendlich gestärkt sich bewähren würde.

Es war kein geringes Erlebnis, in der Stube des Rabbi zu sitzen. Sabbatabend war's, und ehe ich mit meinem Freund und Dolmetscher (der Rabbi sprach mit uns im Jargon, ich glaube mit litauischem Einschlag) an die Reihe kam, mußten noch einige Bittsteller oder Gäste erledigt werden. Es war eine seltsame Schar von Menschen, die an diesem Sabbatabend den Rabbi um Rat und Beistand anging. Der ehemalige Saratower Rebbe bat den Amtsbruder um Vermittlung bei der englischen Regierung, damit sein Sohn, der noch in Rußland zurückgeblieben war, einen Paß nach Palästina erhalte. — Zwei Siedler aus einer alten Kolonie des Barons Rothschild waren zum Rabbi gekommen, damit er dem einen von ihnen, der an einer Alterskrankheit laborierte, ein Heilmittel empfehle. — Ein kleiner Kaufmann wollte wissen, ob das Geschäft, das abzuschließen er vorhatte, gegen das Gesetz verstoße oder nicht? — (Oft kamen auch, so hörte ich, junge Arbeiter aus dem Emek zum Rabbi, um sich in Gewissensnöten Trost und Hilfe zu holen.)

Draußen der Vorraum war als Jeschiwah eingerichtet. Singende, betende, lernende und fröhlich lärmende junge Bocher saßen auf den Bänken, eine richtige Talmudschule. Der Rabbi erklärte uns, daß da draußen die Keimzelle seiner Welt-Jeschiwah sei, die er soeben in Palästina begründe. Für diese Institution, so erklärte er, sei schon sehr viel Geld, ein Stück Boden in Jerusalem vorhanden, und außerdem seien schon mehr Hörer, das heißt Studenten, angemeldet, als für die Universität. Denn die Weltjeschiwah werde sich neben der hebräischen Universität auftun, sie habe bereits feste Form angenommen und es sei kein Zweifel möglich, sie werde ihr Amt erfüllten. Ich wagte eine perfide Frage: ob der Rabbi die Teilnahme seiner Bocher an den Kursen der Universität gestatten würde? Warum nicht? antwortete Kuk mit, wie es mir scheinen wollte, diplomatischer Geschicklichkeit: warum nicht, wenn seine Bocher sich auf dem Skopus Ergänzungen ihres in der Jeschiwah gefestigten Wissens holen könnten, sollten sie ruhig in die Universität gehen. Was er verschwieg, der alte, kluge Mann, war: daß er sich von einem solchen Zusammengehen mit dem ihm im Grunde fremden und wenig behagenden Gebilde der Universität, die in der heiligen Sprache profane Weisheit

Digitized by Google

lehrte, etwas sehr Wesentliches versprach, nämlich daß der Einfluß seiner Weltjeschiwah bald die Universität bezwingen und die Theokratie die Oberhand über die weltliche Wissenschaft gewinnen würde. –

Im Laufe unserer Unterhaltung sprach Kuk noch vom Anatogonismus Zions, das heißt des Reichs, und Jerusalems, das heißt des Glaubens; er konstruierte dadurch einen Gegensatz zwischen den Bestrebungen der Zionisten und dem Wesen der religiösen Hauptstadt der Judenheit. In jedem Wort, das er sprach, offenbarte sich sein Bemühen, den Verdacht der Unduldsamkeit von sich abzulenken, den mancher verspüren mußte, wenn ihm der Zwiespalt: Zionismus und Religion, Exekutive und Rabbinat zum Bewußtsein kam.

Was werden die Folgen solcher Rückkehr oder Schwenkung des palästinensischen Arbeiters zur Religion sein? Kommt es zum Kampf der Klassen in Palästina, so wird sich die Bürgerklasse die religiöse Richtung zur Spaltung der proletarischen Klasse, besonders zur Schwächung und Vernichtung des konsequent kommunistischen Teiles der Arbeiterschaft, der diese Schwenkung nicht oder nur zögernd mitmacht, zunutze machen. Seit jeher galt als bestes Kampfmittel der herrschenden Klassen gegen die ausgebeuteten neben dem Säbel die Bibel. Daß aber innerhalb der jüdischen Welt Palästinas mit dem Säbel bereits ausgiebig gerasselt wird (wenn auch mit einem Seitenblick auf die Bibel, versteht sich), dafür gibt es einige wenig erquickliche Beispiele. Üble Reaktion wuchert in Tel Awiw, wo der Polizeigewaltige den Tag ersehnt, an dem er einen sabbatlichen Zigarettenraucher mit Handschellen wird durch die Stadt ins Gefängnis schleifen können. Einen Schritt nur weiter: und der Khakifarbene mit seinem Knüppel, der Landesgendarm im roten Gürtel und mit kurdischen Kettenepauletten ist mit seiner eingelegten Lanze gegen den renitenten jungen Arbeiter auf dem Posten!

Natürlich sind jene Arbeiter, die sich willenlos unter den Einfluß der altvorgeschriebenen Bräuche, religiösen Übungen, all' der Gebote des Glaubens begeben, ob sie das nun unter der Suggestion des Landes, aus ästhetischem Bedürfnis oder um des lieben Friedens in der Familie willen tun, für den drängenden sozialen Fortschritt dieses Zeitalters verloren. Sie haben sich ihres Pioniertums entledigt, ihre Mission aufgegeben. Man kann der organisierten Arbeiterschaft der Welt, ja auch nur dem Segment der Glaubensgenossen unter ihr nicht zumuten, daß sie den Emek unter solchen Umständen durch ihre

Digitized by Google

eigenen Mittel aufrecht erhalte und von der Gnade und Ungnade des Siedlungsfonds befreie, wie es die Histadrut wünscht. Schreitet die Zerklüftung der Arbeiterschaft Palästinas vorwärts, so ist das Ende leicht zu erkennen.

Es muß aber gelingen, das soziale Pflichtbewußtsein, die Verantwortlichkeit des Chaluz gegenüber dem Fortschritt, dem Gebot des Ethos dieser an Entscheidungen reichen Zeit — gerade durch seine Verwurzelung in dem Land der Religionen zu stärken! Es muß gelingen.

Gelingt dies nicht, so ist Palästina gewesen und dieses herrliche Experiment mißglückt, wie so manche andere, nicht minder herrliche Tat in dieser sich nur widerwillig wandelnden Welt vergeblich getan wurde und gescheitert ist.

Stop

Seit jenem Sonntag Reminiscere drei Monate.

Der Arm geheilt. Kein Kreditbrief. Kein Paß. — American Expreß sichert sich durch Formulare, Erklärungen, Unterschriften, tüchtig gegen meinen Verlust. Zurück. Jerusalem, Alexandrien, Venedig. Und da sitze ich wieder an meinem Berliner Schreibtisch, vor der knallroten Backsteinkirche des Heiligen Ludwig. Die Glocken im Turm, im Krieg vor Wonne verstummt, haben Nachfolger erhalten. Sie schwingen, schwingen, wollen mit Gebimmel, Baumel, gar nicht aufhören. Immer wenn man glaubt: genug, jetzt ist's zu Ende, kommt vom lockeren Klöppel noch ein Nachtrag. Zudem sind sie laut und grell, die alten waren's nicht, diese da ersetzen, wirklich zeitgemäß, was ihnen an Substanz fehlt, durch Radau. Ach, ich sitze wieder in Berlin! Atmosphäre dieses gottverfluchten entgötterten Okzidents, kaum zu atmen, dick vor Lügen, Dummheit, Niedertracht, Gefühlsträgheit, stumpfes Sichbescheiden, ohnmächtiges Herumdemonstrieren der Niederen, Schwachen, dafür gewalttätiger Übermut der anderen, zeitlicher Machthaber dieser ephemeren Epoche, die mit Krach und Hallelujah in Trümmer stürzt. Inflation, Deflation — herrliche Sinnbilder der Zeit, Erzengel zu beiden Flanken des Thrones, auf dem dieser stupide Götze sitzt, Fortschritt des Behagens.

Wahrhaftig, der Krieg vergessen. Als ob's nie Krieg gegeben hätte. Als ob's nicht schon wieder Krieg gäbe, dieser Äquator der Apokalypse von Marokko über Syrien bis China, Menetekel in ausgesprochen cyrillischen Lettern an den Horizont geschrieben, vor dem der Bürger den Kopf in den Sand versteckt hält.

Digitized by Google

Schütter unterbrochene Flammenkette, hier, dort, jäh aufzüngelnd.

O Ceylon, Allahabad, Benares, Penang, wundervolles fernes China, du heilige Geburtsstätte immer erneuter Legenden der Weisheit, der Befreiung, aufwachender, neu erstehender Götterorient! – Ferner!

Dafür hier sitzen, mitten in diesen öden Mechanismus, dieses Getrieb geraten, in dem zu leben man verdammt ist, von Ekel übermannt, geschüttelt vom Gekläff allerhand blassen Gesindels. Und dabei dieses Staunen, diese an Entsetzen grenzende Überraschung: der Motor hält nicht, nicht stillzukriegen, immer noch stößt das Blut in gesunden stetigen Stößen zum Herzen, vom Herzen: der zweite Band wird fertig, die Lebensgeschichte bis an diesen heutigen Tag vorwärts und zu Ende gebracht, das letzte Wort unter die letzte Seite gesetzt ... ahhh! Da —

am Tage nach diesem Schlußwort, das dies Buch, diese Lebensperiode beendet — ereignet sich etwas!!

Ein Brief liegt plötzlich auf dem Tisch, ein Brief aus Kairo, vom Konsul. Im Keller des Hotels ist der Kreditbrief (intakt), der Paß (an den Rändern leicht beschmutzt), das Notizbuch, das heißt: alles, bis auf die Brieftasche und die wenigen Pfunde englischer und ägyptischer Währung, die sie enthielt, gefunden worden. Die Diebe haben all dies (vermutlich schon in der Nacht nach dem Diebstahl), durch das Kellerfenster in das Souterrain des Hotels geworfen, dessen Portier sie mich vom Waggon aus herbeirufen hörten. Es waren offenbar kleine Taschendiebe, Diebe kleinsten Kalibers, keine von den großen, internationalen; mit Paß und Kreditbrief haben sie nichts anzufangen gewußt, sie brauchten auch für den Fall, daß sie erwischt würden, einen Milderungsgrund — und jetzt, beim Reinfegen des Hauses nach Saisonschluß hat man die Sachen alle im Keller gefunden! — Was bleibt noch zu sagen übrig?

Dies:

In der Regel, jawohl, in der Regel hat bisher noch jeder, der mich geschädigt, verletzt oder bestohlen hat, früher oder später den verdienten Faustschlag oder Fußtritt erhalten und wird ihn, Gott mein Zeuge, fürderhin in Empfang nehmen;

den ehrenfesten, standesbewußten, entzückenden Mitgliedern der Kairoer Taschendiebsgilde aber,

die mir, ungeachtet der mageren Beute an barem Gelde,

den Erdball,

Digitized by Google

diesen unseren gemeinsamen Planeten so großmütig zurückerstattet haben,
spreche ich an diesem Wendepunkte meines Buches
und irdischen Geschickes, aus tiefster Seele
meinen bis in den Tod unauslöschlichen Dank aus!!!

(Wird fortgesetzt)

IN MEMORIAM LOVIS CORINTH

von

ERWIN ROSENTHAL

Ecce homo!
Ja! ich weiß woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich.
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich!
Nietzsche

Lovis Corinth ist im Jahre 1858 in Ostpreußen geboren und zur Mitte des Jahres 1925 auf einer Reise in Holland gestorben. Seine Schaffenszeit umspannt somit rund fünfzig Jahre. Diese verteilen sich auf das letzte Viertel des neunzehnten und das erste Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts. Dem Maler Corinth heute gerecht werden, heißt: ihn im Rahmen der Kunst seiner Zeit sehen; und mehr: ihn als geschichtliche Erscheinung überhaupt fassen. Denn Malerei selbst ist nur eine besondere Art geschichtlichen Werdens; sie ist ebenso an die Einmaligkeit des erzeugenden Genies wie an die durchgängigen Prinzipien der allgemeinen Weltauffassungen ihrer Epoche gebunden.

Bei der tieferen Erfassung des Wesensgehaltes einer Persönlichkeit und somit auch eines zeitgenössischen Künstlers von der Größe Corinths wird man von der Polarität auszugehen haben, in welcher unser Denken und Bilden festgelegt ist. Es handelt sich um seine, um unsere Stellung zu den Dingen der endlich greifbaren Naturerscheinungen einerseits und zu jenen unendlichen, nur gefühlsmäßig erfaßbaren Seinsformen anderseits. Jede Zeit hat ihr doppeltes Gesicht, indem sie eine eigene Betrachtung und bildnerische Formung der endlich begrenzten Wirklichkeit und eine besondere Sprache für das Irreale schafft. Beide Strömungen freilich können in einem Individuum sich treffen und

Digitized by Google

bekämpfen, sich durchdringen und versöhnen. In der Sprache Nietzsches bedeutet das Apollinische die ideale Verkörperung des auf das Endliche gerichteten Denkens und künstlerischen Formens, das Dionysische die Kraft und die Gestaltung der in uns lebendigen Strebungen zur Unbegrenztheit. Fritz Strich hat, von solchen Voraussetzungen ausgehend, auf der Begriffszweiheit von „Vollendung" und „Unendlichkeit" die geistigen Grundprinzipien von der Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert untersucht und hiermit erstmals systematisch und erschöpfend einen Abschnitt des zeitlichen Geschehens als polares Kräftespiel erwiesen. Dieses Spiel von „Klassik" und „Romantik" ist aber ein ewiges.

Die bildende Kunst des neunzehnten Jahrhunderts stellt sich nach landesüblichen Begriffen als Entwicklung vom Romantischen zum Naturalistischen und Impressionistischen dar, um auf der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert die Umbiegung zu einer neuen Vergeistigung erkennen zu lassen, für welche man den Ausdruck des Expressionismus prägen zu müssen glaubte. Im Grunde handelt es sich auch während dieses Zeitraumes um ein stetiges Doppelbemühen: um Versuche, die sichtbare Natur in ihrer optischen Darbietung zu erfassen und um ein Streben, Inhalte in die Form zu legen und so etwas über diese selbst Hinauszielendes auszusprechen. Die Jugend des Lovis Corinth fällt in die siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, in welchen diese Gegensätze hart nebeneinander standen, und sie begegneten sich natürlich nicht nur in der Malerei, sondern auf allen Gebieten des menschlichen Denkens und Lebens. Es handelte sich letzterhand um die Entscheidung, ob Natur und Geist vereinbare Begriffe oder streng zu scheidende Gegensätze sind.

Nach Hegels Idealismus schien zunächst eine Entgeistigung der Natur notwendig, das allgemeine Geschehen und die natürlich sich darbietende Form sollten nicht mehr Träger und Abbilder einer Idee sein. Um jede Verunklärung zu vermeiden, sollte nunmehr erst wieder die endliche Erscheinung mit aller Sachlichkeit und um ihrer selbst willen geschaut werden. Sieghafte naturwissenschaftliche Entdeckungen unterstellten das Leben mechanischen Entwicklungslehren.

Die Erfassung der endlichen Erscheinung als in sich berechtigtes künstlerisches Glaubensbekenntnis zeitigt erst zu Beginn des letzten Drittels des Jahrhunderts in Deutschland entscheidende Kraft; und die Bewegung kennzeichnet sich sogleich auch durch die Wahl ihrer Vorbilder. War es nun endgültig das Thema geworden, die Welt von

Digitized by Google

höheren Zwecken losgelöst zu gestalten, die Oberfläche der empirisch greifbaren Erscheinung zu studieren, so geriet man auf die Niederländer von 1600–1650 als die klassischen Vorgänger, sowohl als Bildnismaler wie als Landschafter und Sittenschilderer. Und da zeigt sich in den siebziger Jahren – wir stehen in der Knabenzeit Corinths – sofort die Gefahr der bewußten Nacheiferung.

Die Kraft, die neuartige Erschließung von Licht und Luft, die Festhaltung der Individualform aus der sinnlichen Anschauung selbst zu gewinnen und nur „im Dienste des erlernten Lebens die Historie" gelten zu lassen, ist an die Namen Leibl, Trübner, Schuch geknüpft. Die Inaugurierung dieser neuen deutschen Entwicklung ist nicht ohne Zusammenhang mit den gleichzeitigen Reformen in Frankreich verständlich. Ist ihr Grundzug, den Geist der Form zu unterstellen, so ist Wilhelm Trübner der sachlichste und unbeugsamste Darsteller dieser Wirklichkeit. Nicht daß seine oder Leibls Meisterbildnisse geistiger Wesenszüge bar wären! Sie sind nur völlig aufgebaut aus der Summe jener Einzelformen, welche das Individuelle der dargestellten Menschen ausmachen, und sie erstrahlen nicht etwa aus einem visionären Erleben des Künstlers, tragen nicht Züge einer generellen Humanität.

In diesem Kunstkreise, welcher mit Liebermann und Slevogt sowie einer breiten Gefolgschaft in unsere Zeit hereinragt, ist ein reiches Kapitel deutscher Malerei erstanden, welche das endliche Vorbild als Gesamterscheinung zusammenfaßt und dessen transitorischen Charakter hervorhebt. In ihrem Bestreben, gerade auch das Wechselnde in der Beleuchtung und der Atmosphäre aufzufangen, sind die Meister dieser breit gemalten Bilder zu einer früher nicht gekannten lichten Farbigkeit vorgedrungen.

Neben der vitalen Wirksamkeit dieser Richtung steht eine andere Gruppe von Künstlern, welche gerade von der Gegenseite, von der allgemeinen Geistigkeit an die Ergründung der endlichen Form herantreten. Diese Maler unterscheiden sich auch grundsätzlich von der inhaltlich betonten, allzu fruchtbaren historisierenden und moralisierenden Ateliermalerei. Ihre geschichtliche Aufgabe ist: das Erbe des Geistes durch das naturwissenschaftliche Zeitalter hindurch zu retten. Ihre größten Namen sind: Feuerbach, Böcklin, Marées.

Feuerbach trägt schwer an der eigenen Problematik. Um die Synthese von Form und Geist im großen Dekorationsbilde durchzuführen, – dazu ist Feuerbachs Seele letzterhand zu sehr auf den Ton der Elegie gestimmt. Arnold Böcklin ist mehr ein Opfer spätromantischer

Digitized by Google

Vorstellungswelt, als daß er die Welt des Scheins in den Ausdruck einer starken, tiefinnerlichen Gemütsstimmung zu verwandeln vermochte. Die stärkste Erscheinung bleibt Hans von Marées. Man möchte sagen, daß er als Maler hinter dem zurückgeblieben ist, was er als historischer Vermittler zwischen der Kunst von 1800 und 1900 geleistet hat. Er hat mehr geschaffen als eine neue Eurhythmie des Monumentalbildes. Es spinnt sich eine geheimnisvolle Atmosphäre um diese klassisch bewegten Menschen. Man blickt vorüber an apollinischen Vorderfiguren in unermeßliche, nur mit der Ahnung erreichbare Hintergründe. Von da geht der Weg in die Unendlichkeit.

Lovis Corinth hat zu diesen verschiedenen Richtungen Beziehungen, ohne daß er unmittelbar mit einer derselben in ein bestimmtes und bindendes Verhältnis treten würde, wie er sich ja überhaupt einer bestimmten Einordnung in eine Gruppe von Künstlern zu entziehen scheint. Seine Königsberger Anfänge wie die Einwirkung der Münchener Umgebung in den achtziger Jahren wird man zunächst nur im Zusammenhang mit dem als Historismus bezeichneten Kunstschaffen jener Jahre verstehen können. Es gibt Bilder dieser Frühzeit, wo die braunen Tiefen im Sinne der Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts vordringlich sprechen. Schon darstellerisch ist das „Komplott", welches er 1885 in Paris ausstellte, sind auch die Bilder „Sonntagsfrieden" wie der „Schnapsriecher" dieser an holländischen Vorbildern geschulten Richtung zuzuweisen. Es gibt sodann Akte, welche die Pariser Schulung nicht im Sinne der Pleinair-Malerei zeigen, sondern vielmehr die Wirkung der gleichzeitigen Pariser Atelierkunst erkennen lassen. Corinth blieb lange ein Suchender. Faßt man die Zeit bis 1900 als Ganzes zusammen, so ringt sich langsam und immer deutlicher das Eigene durch. Es ist durch eine außerordentliche Verlebendigung des Stofflichen, durch ein Strahlen und Leuchten auf der Oberfläche der Dinge angedeutet. An den Bildern der neunziger Jahre ist es entschieden, daß der Impressionismus und die historisierende Malerei nur Bausteine zu liefern vermochten, daß sich die künstlerische Problematik selbst nunmehr verschiebt. Es kann vor Bildern wie jenem Gruppenbildnis „In Treue fest" (1895), das uns auf eine ganz neue Weise angreift, nicht die letzte Frage sein, ob die endliche Form hier von den natürlichen Erscheinungen der Luft und des Lichtes umgeben dargestellt ist, ob diese Köpfe einen Höchstgrad von Individualität erreichen, oder ob sie einer generellen Geistigkeit unterstellt sind. Das letzte Bewegende dieser Kunst ist ein Irrationales: es ist das Leben — das

Digitized by Google

Leben als immanente und ewig wirkende Kraft. Die schillernde, wechselnde und so schwer auf einen einheitlichen Nenner zu bringende Kunst Corinths gewinnt als Ganzes in diesem Augenblick Einheitlichkeit, wo man sich darüber klar geworden ist, daß nunmehr über die Grundprobleme der neueren Malerei hinaus das Leben als solches, als Macht und Prinzip, als Trieb und Wirksamkeit nach künstlerischen Abbildern verlangt. Die Lebenspotenz, etwas Außerräumliches, wird in räumlich sich ausbreitenden Gestaltungen wirksam. Man trete vor ein konkretes Beispiel, das Bildnis des Grafen Keyserling, um zu sehen, daß diese Kunst von völlig anderen Voraussetzungen aus zu verstehen ist wie Meisterbildnisse Trübners, Leibls oder Liebermanns. Die Frage der augenblicklichen Impression ist durchaus nicht mehr das Entscheidende. Es ist weder Keyserling als das festgehalten, was er dem bildenden Künstler in den Augenblicken des Modellsitzens erschien, vielmehr ist es, als ob das, was gestaltet vorliegt, das Gleichnis des gesamten Lebensstromes wäre. Es ist jene Lebendigkeit Keyserlings, die von der Geburt bis zum Tode ihn begleitet, ihn ausmacht, die aktuelle Lebensbildung des unendlichen Lebensstoffes.

Diese Beurteilung, welche wir der Kritik des Corinthschen Gesamtwerkes zugrunde legen, bedarf, um etwaiger Fremdartigkeit entkleidet zu werden, der Heranziehung paralleler Erscheinungen in der Geistesgeschichte.

Als um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die mechanisch-materialistische Naturauffassung sich unerschütterlich fühlte, schien es ausgemacht, daß selbst das Leben, daß die Lebenskraft mechanisch gedeutet werden müßte. Diese Grundanschauung wurde durch den sogenannten Vitalismus im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts erschüttert. In dieser Zeit, welche einen außerordentlichen Aufschwung des spekulativen Denkens gebracht hat, entzog man die Lebenskraft der mechanistischen Deutung und rückte sie in den Mittelpunkt metaphysischer Systeme. Die wissenschaftliche Formulierung des Vitalismus durch Eduard von Hartmann in den siebziger Jahren hatte sich nicht sofort durchzuringen vermocht. Und Nietzsche schien zunächst einsam zu bleiben, indem er auf seine Weise das Leben als solches zum Ausgang seiner Lehre nahm. Aber die Grundgedanken jener beiden in sich verschiedenen Denker sind dann gegen die Jahrhundertwende als Rettung vor der Überwucherung der erkenntnistheoretischen Kathederphilosophie empfunden worden. Nietzsche hatte mit der ihm eigenen prophetischen Kraft auf das Unheil einer

Digitized by Google

Generation hingewiesen, welche über dem Wissen und wissenschaftlichen Spezialistentum die Einheit von Leben und Bildung verloren hat. Diese Zwiespältigkeit wird nunmehr als der Grund des Niedergangs der Metaphysik empfunden. Die deutschen Verfechter des Vitalismus und insbesondere der Franzose Bergson welcher den „Elan vital" der mechanistischen Lebensauffassung entgegensetzte, haben manche Anfeindung zu erfahren. Aber Unklarheiten und Widersprüche im einzelnen sind keine Beweise gegen die historische Bedeutung dieser Persönlichkeiten, welche zur Wiederaufrichtung eines irrationalen Lebensprinzips, zur Grundlage einer neuen Metaphysik des Lebens gelangt sind.

Das Streben nach der Deutung der Dinge aus der Lebensgesamtheit heraus hat die Wissenschaft, insbesondere die Geschichtswissenschaft ergriffen, und es zieht sich durch die Literatur und das staatliche Leben seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Die größte Wirkung, welche der Berliner Philosoph Wilhelm Dilthey erreichte, liegt vielleicht in seinem Eingreifen in die Auffassung der Geschichte. „Sie erklärt im Gegensatz gegen Hegel die Entwicklung der Philosophie nicht aus den Beziehungen der Begriffe aufeinander im abstrakten Denken, sondern aus den Veränderungen in dem ganzen Menschen nach seiner vollen Lebendigkeit und Wirklichkeit" . . . Nach einer Geschichtswissenschaft, welche zur „stumpfsinnig philologischen Tatsachenkrämerei erniedrigt" wurde, wird nunmehr wesentlich, „daß sie keine anderen Träger des Gesehehens gelten lasse als die menschlichen . . . alle richtig verstandene Geschichte ist Kulturgeschichte, alle Kulturgeschichte ist reine Geschichte" (Karl Voßler). Zieht man die Wandlung in Betracht, welche die Kunstgeschichte der letzten Jahre und Jahrzehnte durchmachte, so ist hier über die bewährten „naturwissenschaftlichen" Methoden hinaus die Untersuchung des Kunstwerkes als einer Äußerung der Gesamtkultur einer Zeit wesentlich geworden. Man sucht die Form aus der Totalität des menschlichen Lebens abzuleiten. Auch hier ist es kein historisierender Rückschritt zu Hegel, sondern vielmehr die Folge eines neuen Lebensbewußtseins.

Wesentlich freilich und gerade für die Dauerhaftigkeit dieser Bewegung sprechend ist die Tatsache, daß die großen, bleibenden Erfolge der naturwissenschaftlichen Welteinstellung und Forschung nicht kühn negiert werden, sondern daß deren Erfahrungen als feste und notwendige Grundlagen der neuen Methoden festgehalten werden.

Digitized by Google

Nur die Parasiten glauben den Wert der positivistischen Vergangenheit leugnen zu dürfen und schaden dadurch dem Ansehen und der Ernsthaftigkeit einer neuzeitlichen Denkrichtung.

Das ist nun auch für Corinths Entfaltung vor allem wesentlich: daß er sich aus dem Kunstkreise, wo nunmehr deutsche Maler die Erfahrungswelt in ihrer augenblicklichen Erscheinung, Belichtung, Atmosphäre neuartig aufbauten, nicht eigensinnig entfernte, sondern daß er diese Errungenschaften seiner Wirksamkeit einbezog. In Bildern und zahlreichen graphischen Werken wirkt sich seine Kraft nach 1900 auf den verschiedenen Darstellungsgebieten weiter aus. In den Bildnissen wie in Landschaften und Stilleben ist es immer der gleiche Urtrieb, um dessentwillen die Dinge gestaltet werden. Das berühmte Bild des „Siegers" ist eine einzige Apotheose auf das unsterbliche Leben, dessen Unergründlichkeit und Ewigkeit der ernste Blick des gepanzerten Ritters zu gelten scheint. Themen des Kampfes und des Raubes, von nackten Körpern belebt, gewähren die Möglichkeit, über die bisher wichtigen künstlerischen Probleme hinaus jenen Wirbel und Aufruhr als solchen, wie er sich in allen Zeiten als Raub und Kampf manifestiert, künstlerisches Gleichnis werden zu lassen. Die Wucht des mit der Fahne auftretenden Florian Geyer wird zum Symbol ewiger Reckenhaftigkeit.

Die geschichtliche Bedeutung Corinths stellt sich nunmehr so dar: Wie Geschichte und Philosophie, so hatte sich die Kunst von Leibl bis Liebermann von romantischen Nachklängen befreit. Das ewige Sein war nun nicht mehr Hintergrund der endlichen Erscheinung. Diese war in ihrer organischen Zusammensetzung, in ihrer Diesseitigkeit entscheidend festgelegt. Nachdem nun aber die Klarstellung der endlichen Vorgänge erfolgt war, verharrt Corinths geniale Strebung nicht mehr in dieser Richtung, welcher er gleichwohl zutiefst verpflichtet ist: sondern ihm gestaltet sich das einzelne Werk als Gleichnis irrationaler Lebenskraft, als Einzelausdruck unendlicher Lebensenergie.

Es scheint nicht mehr nötig, die späteren Werke Corinths in irgendwelchem Gegensatz zu den früheren zu sehen, wie dies manchmal geschieht; vielmehr ist sein Werk durch Steigerung und Weiterentwicklung in sich gekennzeichnet. Es geht eine gerade Linie vom Porträt Keyserlings zu den Spätwerken wie dem vergeistigten Bildnis Grönwolds oder jenem letzten der Selbstbildnisse mit dem der Welt gleichsam schon entrückten Blick. Und es ist gleich, ob wir, wenn wir

Digitized by Google

die tiefste magische Kraft Corinths empfinden wollen, uns an solche Bildnisse halten, oder ob wir vor seinen Landschaften oder seinen Stilleben stehen. Für beide Gattungen, insbesondere die Bilder vom Walchensee wie die Darstellungen von Blumen, wählte Corinth in späten Jahren besonders gerne die Aquarelltechnik, welche ein noch kürzeres Verfahren gestattete, um die Erregung der Seele bildlich zu verwirklichen. Denn dies war der bildnerische Vorgang: daß während jener Umbildung des Augeneindrucks in ein Seelenbild die Wichtigkeit der geschauten Daseinsform sich mehr und mehr abstreifte; daß sich ihm aus dem optischen Ereignis eine Traumvision gestaltete, und er nicht so ein Abbild als ein Sinnbild schuf. Es ist eine Übersteigerung der Natur, eine Wandlung des Naturbildes in der Traumseele des Dichters.

Neben der idealistischen Landschaft Corinths steht die innerliche Landschaftsauffassung Hans Thomas. Von ihr ist Corinth dadurch getrennt, daß hier ein objektiv beobachteter Bestand einzelner Landschaftsteile durch einen allgemeinen Stimmungscharakter zusammengehalten wird. Es ist einundderselbe Gemütszustand, welcher in vielen Bildern wiederkehrt, es ist ein romantischer, ein ethischer Zug, welcher die Einzelform beherrscht. Bei Corinth dagegen ist für jedes einzelne Bild ein durchaus subjektives Erleben bestimmend, er zieht das landschaftliche Phänomen jeweils in sich hinein und setzt es in eine besondere Vision um. Es untersteht also gerade nicht die objektiv gesehene Erfahrungswelt einer generellen Stimmung, sondern aus einem subjektiven Zeugungsakt, aus einer Art Rauschzustand erwächst eine geistige Vorstellung, die als solche objektiver Wert wird. Vor einer der späten Landschaften Corinths hat ein fein nachempfindender Kritiker als das Wesentliche erkannt: „wie ein Besonderes zum All wird" (Hausenstein). Dies ist der Weg Corinths: Die Welt im tiefsten Seelengrunde persönlich umzubilden und sie uns so wiederzuschenken, daß wir sie als Spiegelung des objektiven, des ewigen, des absoluten Seins empfinden.

An diesem Punkt aber, wo nunmehr die Grenzen des Endlichen und des Unendlichen sich zu verwischen beginnen, wo das Individuelle in das Reich des Überindividuellen und Spiritualen hineingezogen wird, war die Möglichkeit für eine neue religiöse Kunst geschaffen.

Es gab während des neunzehnten Jahrhunderts Maler religiöser Themen. Nachdem man die Romantik überwunden glaubte, waren

Digitized by Google

es die historisierenden Künstler wie Eduard von Gebhardt, Albert von Keller, Gabriel von Max, welche mit ihren Bemühungen, Endlichkeit und Unendlichkeit zu versöhnen, auf halbem Wege stecken blieben; denn sie waren eben Opfer jenes verhängnisvollen Historismus, der nicht aus der Lebendigkeit selbst Brücken zum höheren Leben zu schlagen vermochte. An der Jahrhundertneige ist es lediglich Fritz von Uhde, welcher Christus in ein nahes Verhältnis zu den Erdenbewohnern zu bringen versucht; aber es sind hier mehr sozial-ethische Triebe, als Fragen des individuellen Lebens, welche die religiöse Malerei bestimmen. Corinths religiöse Kunst erhebt sich dagegen gerade abseits sozialer und dogmatischer Doktrinen; sie ist nicht aus Grenzziehungen von Klassen, nicht aus irgendwelchem Widerspruch zum Leben, sondern aus dessen höchster Bejahung erblüht. Corinth hat die Heiligkeit der Lebenskraft als Künstler gefunden, und dieser irrationale Lebensstrom ist es, welcher nunmehr seine religiösen Gestalten für uns glaubhaft und auch wiederum ewig geheimnisvoll erstehen läßt. Wie sich die Philosophie vom Leben entfremdet hatte, so auch die Kunst. Nunmehr ersteht eine religiöse Malerei, welche uns ergreift, weil wir in ihren stärksten Äußerungen unser eigenes Leben, weil wir uns selbst darin wiederfinden. Die Fabel vom verlorenen Sohn tritt als solche zurück, wenn wir jetzt vor einer flüchtigen Zeichnung diese Fabel gleichsam neu als Episode des ewigen menschlichen Lebens empfinden. Das Thema des unter der Kreuzeslast zusammenbrechenden Christus, wie des Gekreuzigten selbst, kehrt in den Bildern und Radierungen immer wieder. Sie sind Sinnbilder von Leben und Tod. Die Fragen der Beleuchtung und der Atmosphäre, die Fragen des Raumes und der Formbegrenzung spielen keine besondere Rolle mehr. Figuren, oder auch nur Gesichter tauchen da und dort auf, Farbenzusammenklänge ergreifen, ein scheinbar absichtsloses Durcheinander von Schwarz und Weiß in den graphischen Darstellungen kündet Furchtbares an. Hier gibt es Leben und Sterben. Die symbolische Kraft der künstlerischen Ausdrucksmittel entscheidet. Nach dem Zusammenbruch des Weltkrieges sind sechs Lithographien entstanden: „Die Offenbarung Johannis". Wie tief die Darstellungen der Apokalypse Dürers in seinem Zeiterleben begründet waren, hat Max Dvořák vor wenigen Jahren dargelegt. Man mag füglich annehmen, daß auch für Corinth die Illustrationen zur „Offenbarung" durch erlebte Ereignisse und Entwicklungen mitbestimmt waren. Letzten Endes jedoch war ihm das Apokalyptische

Digitized by Google

immer verwandt. Und so steigen die Darstellungen als entsetzliche Traumvisionen aus den Tiefen seiner Vorstellungswelt auf. Was er gibt, ist der Aufruhr des Geistes schlechthin.

Corinth steht nicht vereinzelt, wohl aber als Führer einer Zeitbewegung mit dem Drange, die Unendlichkeit zu bannen, die sichtbare Welt als Spiegelung einer unsichtbaren, ewigen Kraft zu erleben. Die Geschichte dieser Zeitwandlung zu schreiben, wird es noch einiger Distanz bedürfen. Sie ist letzterhand eine europäische Erscheinung, die sich jedoch im russischen Osten, wo sie besonders starke Quellen besitzt, im französischen Westen und in der deutschen Mitte auf verschiedene Weise äußert. Diese Äußerungen sind naturgemäß auf philosophischem und religiösem, künstlerischem und literarischem, politischem und sozialem Gebiete erkennbar. Hier mag ein kurzer Hinweis lediglich auf die Malerei Frankreichs gegeben sein. Im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts war in Frankreich nie der Gegensatz zwischen den naturwissenschaftlich orientierten Malern und einer mehr auf das Gedankliche eingestellten Kunst so schroff hervorgetreten wie in Deutschland; ja, die Grenzen verwischen sich bei den einzelnen Künstlern oft merklich. Während Menzel mit seiner romantischen Vergangenheit brach, brauchte Daumier seine ethisch erfüllte Kunst nicht aufzugeben. Neben der Naturauffassung Barbizons steht die inhaltlich bedeutsame Landschaft des Jean François Millet, und sie zeugt klar und groß für sich selbst, ist nicht der Problematik der idealen Landschaft Böcklins verfallen. Gleichzeitig mit Manet und Monet aber inauguriert Cézanne ein künstlerisches Sehen und Bilden, welches gerade nicht die Dinge um optischer Eindrücke willen anerkennt, sondern der inneren Gesetzmäßigkeit dieser Erscheinungen nachspürt und, äußerlich vereinfachend und abstrahierend, Sinn und Wesen des Sichtbaren zu erklären versucht. Raum und Farbe gewinnen eine durchaus neue Bedeutung. In der letzten Schlichtheit, man möchte sagen Nüchternheit dieser Bildnisse, Landschaften und Stilleben ist alles fallen gelassen, was in der Romantik als das Inhaltliche galt; es ist nur etwas ganz Leises, tief Musikalisches, welches diese Nüchternheit auf eine ganz neue Weise zum Ausdruck der Unendlichkeit werden läßt. Gleichzeitig mit Cézanne finden wir in Deutschland Marées als den stärksten Mittler zwischen Romantik und dem neuen Unendlichkeitsstreben. Der Franzose Cézanne ist weniger beschwert mit der Zwiespältigkeit des deutschen Geistesverwandten. Heller, klarsichtiger präludiert er bereits in den siebziger

Digitized by Google

Jahren eine neue Geistigkeit. Völlig anders greift bald darauf Vincent van Gogh in die Entwicklung ein: rein und gläubig wie er war, sieht er den Menschen und die Landschaft als ein Mysterium, welches ihn im Innersten erregt. Er hat denkwürdige Worte über Romantik und Realismus gesprochen, die beide nicht voneinander getrennt werden dürften. In seiner tiefen Sehnsucht, das Gesehene als ein Dichter zu gestalten, gründet er seinen neuen Supranaturalismus. Dieser ersteht aus einer neuartigen Tektonik, welche die Bilder durch ein gewaltig wirkendes lineares Gefüge erhalten — sowie aus einer nicht minder neuartigen Ausnutzung der psychischen Möglichkeiten der Farbe. Man möchte es eine neue Farbenmystik nennen, und van Gogh selbst hat es so empfunden: „Hinter dem Kopfe male ich an Stelle der gewöhnlichen Mauer eines gemeinen Zimmers das Unendliche. Ich mache einen Grund von reichstem Blau, das kräftigste, das ich herausbringe, und so bekommt der blonde, leuchtende Kopf auf dem Hintergrunde von reichem Blau eine mystische Wirkung wie der Stern im tiefen Azur."

In Frankreich wie in Deutschland führten sodann die Bestrebungen, geistige und seelische Werte malerisch zu formulieren, zu jener unter dem Namen des Expressionismus zusammengefaßten Dogmatik, welche vielfach ihren rationalistischen Grundcharakter schwer zu verbergen vermag. Hier wird versucht, unter völliger Negierung der unmittelbar ererbten Tradition ganz bewußt die Kunst als Ausdrucksträgerin gelten zu lassen. Der Weg ist gläubig betreten worden; man mag ihn mit dem schönen Worte der Paula Modersohn kennzeichnen: „Wie kann man das Leben verstehen, wenn man es nicht auffaßte als das Arbeiten jedes einzelnen am Geiste, man kann wohl sagen am Heiligen Geiste." Aber nur wenigen ist die naive Kraft beschieden. Während dem Impressionismus gewollt, ja organisiert Widerstand durch Anrufung der Gotik, Ägyptens, Indiens oder Neu-Seelands entgegengesetzt wird, beschwört man die Gefahr des Historisierens, des Eklektizismus herauf. Bisweilen verläßt man die Erscheinungsform völlig und gerät damit statt zum Geist ins Abstruse, ins Chaos. Was dagegen in Frankreich van Gogh, was in Deutschland Corinth die Größe sichert, ist dies: daß sich bei ihnen in langsamer Entwicklung, in stetigem schweren Ringen das Erbgut einer großen voraufgegangenen Malergeneration mit geschichtlicher Notwendigkeit umbildet. Wenn Cézanne, van Gogh und Corinth als eigentliche Reformatoren zu gelten haben, so sind sie es — und jeder von ihnen ist es auf andere, auf

Digitized by Google

seine eigene Weise — weil sie die Erfahrungswelt ins Geistige zu erheben verstanden, weil sie Formerkenntnis mit Reflexion und dichterischem Sinn verbanden, weil sie die Natur auf ihre tiefere Wesenhaftigkeit zurückführten, nach ihrer Urkraft hin steigerten.

So ist es aber bei Corinth jener selbe Vorgang, welcher zu allen Zeiten, sei es im Altertum, im Mittelalter oder in den neueren Jahrhunderten, den Künstler von der endlichen Form abgedrängt und zu idealistischen Umformungen hingetrieben hat: dieser künstlerische Prozeß ist ein sittlicher, er ist der Ausdruck des besonderen Weltsehens. Insofern aber das Lebenswerk Corinths als weltanschauliches Phänomen vor uns steht, scheint es zutiefst mit der Lebenslehre Nietzsches verbunden. Für beide geht der Weg von einer Auswirkung aller Kräfte der Lebendigkeit zu Lebensformen eines höheren Daseins hin. Nun aber trennt sich Corinths Kunst in ganz bestimmter Weise von Nietzsches Lehre, geht über diese hinaus. Nietzsches Drang nach höherer Lebensform stößt sich an der christlichen Religion und treibt ihn zu bitterer Skepsis. Diese Welt des „ewig-sich-selber Schaffens, sich-ewig-selber Zerstörens", dieses „Meer in sich selber stürmender und flutender Kräfte" vermag er nur dionysisch sich verwirklicht zu denken, während es an den Worten der Bergpredigt zugrunde gehen müsse. So führt ihn der Drang, dieses Leben zu heiligen, zu der schroffen Formel: „Dionysos gegen den ‚Gekreuzigten': da habt ihr den Gegensatz." Eben dieser Gegensatz löst sich bei Corinth auf, denn für ihn ist diese unsere ewige Lebenskraft, dieses unser Kraftwirken Äußerung des Absoluten, des Göttlichen selbst. Er konnte kurz vor seinem Tode das „Ecce homo" für uns alle ergreifend malen, da wir hier die körperliche Erscheinung metaphysisch gerechtfertigt erleben und da dieser Heiland als Sublimierung unserer eigenen Ichheit vor uns steht.

Gedanken des deutschen Idealismus scheinen sich künstlerisch zu manifestieren — stärker wohl, als sie jemals in ihrer eigenen Zeit in der Malerei verwirklicht worden wären. Man hört die Worte Fichtes, daß „das Absolute das Leben, und das Leben das Absolute ist".

Und diese Worte wiederum haben über das Mittelalter zurück eine uralte Geschichte. Sie erklingen immer da, wo den Menschen das Verlangen nach einer starken Metaphysik ergriffen hat, die das Leben in einer höheren Lebensmacht rechtfertigt. Für alle, welche heute

Digitized by Google

diese Sehnsucht in sich tragen, haben die Gedanken Fichtes wieder stärksten Gegenwartswert, und man ist geneigt, sich allen jenen Führern der Vergangenheit anzuschließen, die über der Lebendigkeit der Kreatur eine All-Lebendigkeit aufgerichtet haben. So weitet sich Corinths Sendung an die Welt, indem er als bildender Künstler entscheidenden Anteil nimmt an jener ewigen Strebung unseres Ich, die Endlichkeit aus der Unendlichkeit zu folgern.

Jedes Apostolat aber bedeutet ein sich Opfern. Man weiß, wie sich Corinth bei einzelnen Arbeiten verzehrte, um, was er sah, zum Gleichnis zu gestalten; und wie er daran litt, wenn die ungeheuere Konzentration nicht zu vollem Siege führte. Und er hat endlich durch lange Jahre unter schweren körperlichen Hemmungen geschaffen. Sein Opfer galt uns.

Groß ist die Gottheit
Und der Geopferte groß.

AUS LEHR- UND WANDERJAHREN

Erinnerungen von

OSKAR A. H. SCHMITZ

Paris

An einem der letzten Februartage 1897 kam ich um sechs Uhr abends an der Gare de l'Est an. Ich brachte mein Gepäck schnell in das gegenüberliegende Terminus-Hotel und ging, den Stadtplan genau im Kopf, den Boulevard de Straßbourg hinunter auf die großen Boulevards, in deren abendliches Leben ich mich mischte, als sei ich nur hierher heimgekehrt. Am folgenden Morgen suchte ich Zimmer in der Rue des Saints Pères, weil sie ungefähr gleich weit entfernt ist von den Großen Boulevards, dem Quartier Latin, dem Tummelplatz der Jugend, und den Champs Elysées, dem mondänen Viertel, wo ich Empfehlungen abzugeben hatte. Es war nicht leicht ein Zimmer zu finden. Entweder zeigte man mir finstre Löcher; wo sich aber nur das geringste Behagen bot, schienen mir die Preise gleich sehr hoch. Vortrefflich war überall nur das monumentale, zweischläfrige Bett. Wenn ich mir nun auch im einzelnen nichts Reizvolles zu versagen gedachte, so schreckte ich doch davor zurück,

Digitized by Google

das alltägliche Leben von vornherein auf eine zu teure Grundlage zu stellen. Schon wollte ich mich nach dem billigeren Quartier Latin wenden, als ich in der Rue Perronet, dicht beim Boulevard Saint-Germain, ein sehr hübsches Schlafzimmer mit kleinem Salon zu mäßigem Preis fand. Während ich gegenüber in einer Crêmerie frühstückte, kam ich mit einem Studenten ins Gespräch, den ich in ein Kaffeehaus begleitete. Dort hatte er einen Kreis von Freunden, dem ich meine vormittäglichen Erlebnisse erzählte. Als ich Erstaunen über die Billigkeit meines jetzigen Quartiers äußerte, brach einer in Gelächter aus und erklärte mir die Ursache. In den letzten Tagen hatte in diesem Hotel ein Angestellter der Magazins du Bonmarché seine Geliebte getötet, worauf hin die meisten Gäste das Haus verließen. Einen Augenblick war ich betroffen, fand aber dann unter dem Beifall meiner neuen Bekannten, dieses Haus habe damit nun wohl für längere Zeit sein Verbrechen gehabt, es sei doch sehr unwahrscheinlich, daß sich dergleichen so bald am selben Ort wiederhole. Nachdem ich mich indessen doch überzeugt hatte, daß ich nicht gerade in dem Mordzimmer wohnte, das noch polizeilich versiegelt war, stellte ich fest, daß sich außer mir im Augenblick nur zwei Gäste in dem fünf- oder sechsstöckigen Haus befanden. Der eine war ein siebzigjähriger Pensionist, der hier schon vor fünfzig Jahren wie ich als Student gelebt, Examina gemacht, Geliebte empfangen, kurz alle Wechselfälle seines Dasein im selben Zimmer erlebt hatte. Nun erwartete er hier auch seinen Tod. Der andere Gast war eine Greisin, in der ich bald die Witwe des Dichters Herwegh erkannte, von der später noch die Rede sein wird. Die Besitzer, ein sehr liebenswürdiges älteres Ehepaar, waren mir dankbar, daß ich blieb, obwohl ich die Mordgeschichte wußte, und da sich bald das Haus wieder füllte, behaupteten sie immer, ich sei die Maskotte gewesen, die ihnen Glück gebracht hätte. Sie setzten während des ganzen Jahres den Preis nicht hinauf und machten mir den Aufenthalt so angenehm, wie in ihren Kräften stand.

Es ist unmöglich, hier all die bunten Eindrücke der folgenden Wochen und die sich daran knüpfenden Betrachtungen meiner Tagebücher wiederzugeben. Ich muß auf mein Buch: „Was uns Frankreich war, französische Gesellschaftsprobleme“ verweisen, das den Extrakt meiner Erlebnisse in diesem Jahre und bei späteren Pariser Aufenthalten enthält. Da man ihm oft Klarheit und Leichtheit nachgerühmt hat, möchte ich hier betonen, daß diese Vorzüge, falls sie

Digitized by Google

wirklich vorhanden sind, die Frucht schwerer verworrener Kämpfe waren. Paris ging mir nicht annähernd so leicht ein wie Rom, dessen Schönheit ich wie einen berauschenden Wein hinabgetrunken habe. Der Geschmack dieses geistig zugespitzten Pariser Lebens erschien mir trotz allen Rosinen bald herb wie von bitteren Mandeln. Zunächst schwamm ich einmal vier Wochen allein in dem Trubel umher, ohne eine Empfehlung abzugeben, spät aufstehend, die Nachmittage in den Museen oder bei sonstigen Sehenswürdigkeiten verbringend, in der Dämmerstunde zu Hause über meinem Tagebuch und abends in Theatern, den damals gerade aufgekommenen Kabaretts, auf Bällen und in Nachtlokalen. Unter dieser bunten Maskerade indessen blutete mein Herz. Ich hatte den Tod meiner Eltern keineswegs verwunden und litt heimlich an einer namenlosen Einsamkeit, die später durch das Suchen geselligen Verkehrs auch nicht ganz behoben wurde.

Den Höhepunkt des Pariser Trubels bildeten die Karnevalstage. Auf den Boulevards watete man buchstäblich bis über die Knöchel in Konfetti, zwischen den noch laublosen Bäumen hingen die Serpentinen in bunten Schnüren. Dazwischen eine geistsprühende Lustigkeit, die auf dem Opernball in prunkhafte Räume strömte. Dieses mir ganz fremde, aber mich bezaubernde Treiben schüchterte mich nicht wenig ein, doch ich ließ mir die Zweifel an meiner Fähigkeit hier mitzumachen nicht durchgehen und suchte Annäherung an weibliche Masken. Was ich sagte, war vielleicht gar nicht so übel, denn, aus Furcht banal zu sein, dachte ich mir meine Anreden vorher aus, aber der Ton, in dem ich sie von mir gab, muß sehr verlegen und ungeschickt gewesen sein. Noch schwerer wurde mir das Wiederloskommen von Unerwünschten, bis mich eine Erwünschte einmal im Gewühl einfach stehen ließ. Dies machte ich nun ebenso, wenn ich merkte, daß meine Partnerin ein Kokotte war, die heute nacht ihr Geschäftslokal von den Boulevardcafés hierher verlegt hatte, und das war bei fast allen Frauen ohne Begleitung der Fall. Schon hatte ich nach dieser Erkenntnis weiteres Suchen aufgegeben, als ich an einem Büfett ein zierliches Persönchen allein eine Orangeade trinken sah. Über dem jungen Gesichtchen lüftete es etwas die schwarze Maske. Darüber erhob sich eine hohe weiße Rokokoperücke, das schwarzseidene kurze Kleid umrahmte ein weißer Federpelz. Dies war Mlle. Blanche, die nun mitten in mein unruhiges Pariser Dasein ein Idyll einschob, das es bis zu meinem Abschied mit Unterbrechungen

Digitized by Google

immer wieder erwärmte. Sie war allein gekommen, weil ihr Freund, der übrigens demnächst heiraten würde, verreist sei. Er hatte ihr im Hinblick auf ihre baldige Trennung ein kleines Modeatelier eingerichtet, das sie mit einer Freundin betrieb. Jene hatte mehr das Geschäftliche, sie die eigentliche Herstellung übernommen, da sie geschäftlich eine Idiotin sei. Dies alles sprudelte sie in anmutigem Geschwätz hervor, während wir ein kleines Souper verzehrten, und dann wollte sie ebenso genau wissen, was ich in Paris treibe. Als ich ihr sagte, wo ich wohnte, stellte sie mit sichtlicher Genugtuung fest, daß dies auf dem linken Seineufer war, wo sich auch ihr Atelier befand. In Paris fühlen sich Menschen, die im selben Stadtviertel wohnen, als engere Landsleute. Blanche und mich verband nun sofort der gemeinsame Omnibus Batignolles-Clichy-Odéon, den damals noch drei dicke Pferde zogen, und den wir in der Morgenfrühe gemeinsam besteigen würden. Es war klar, daß eines für das andere „son affaire" bedeutete.

Blanche erwies sich als eine der harmonischsten, wohlgeratensten Frauen, die ich in welchen Ländern und Gesellschaftskreisen auch immer kennengelernt habe. Sie war ebenso leidenschaftlich wie vernünftig und ohne jede Spur von Sentimentalität. Dies beweist am besten folgendes: Ihre Beziehungen zu dem alten Freund waren noch nicht ganz liquidiert, so daß sie noch nicht frei über ihre Zeit verfügte, außerdem begriff sie die Notwendigkeit, daß ich Paris kennen lernte. Das drückt einer ihrer Briefe sehr resolut aus: „Tu sais ce que tu m'as promis de ne point chercher de femme, des femmes je veux bien, mais pas une, c'est moi qui suis la femme, voilà. Blanchon." Nichts war entzückender als mit ihr auszugehen. Dann wurde sie ganz „Madame". Ich nahm sie öfters mit in Theater, die mich interessierten. Das war ihr ungewohnt. Ihr Freund besuchte keine ernsten Vorstellungen, er wollte nur „rigoler". Sie fügte sich sofort mit großer Würde in das Neue, als sei sie es gar nicht anders gewohnt, und eines Abends im Odéon, als ich aus dem Foyer zurückkam, ertappte ich sie dabei, wie sie einem alten Ehepaar, offenbar kleinen Geschäftsleuten aus dem Quartier, etwas vorschwadronierte über die Sarah Bernardt, die sie in der Sprache der Theaterhabitués kurz Sarah nannte, und die Réjane, die man nicht miteinander vergleichen könne, was offenbar jene épicière hatte tun wollen. Von mir sprach sie wie von ihrem Mann und erklärte, daß wir nur die literarischen Theater besuchten, was das Ehepaar sehr billigte, ohne

Digitized by Google

sich selbst auf solche steile Höhe versteigen zu wollen. Sie hatten „Die Gespenster" von Ibsen gesehen und dieses Stück nicht nach ihrem Geschmack gefunden: „En voilà une pièce qui n'est pas folâtre." Das fand auch Blanche, aber sie ging nun nicht mehr ins Theater „pour folâtrer".

Blanche besaß nicht viel Bildung, aber sie hatte jenen Instinkt der Romanen für das Weltliche. Sie wußte genau, was es alles in dieser Pariser Welt gab, und besonders, was sie selbst darin bedeutete, und das ermöglichte ihr, sich überall sofort zurechtzufinden. So war alles, was sie sagte und tat, im Grund „richtig". Sie begriff genau, daß ich sie nicht heiraten würde, weil sie keine Dame war, ebensowenig aber war sie eine Kokotte, vielmehr eine honnête fille, die von ihrer Arbeit lebte. Ohne jedes Ressentiment sah sie auf die Damen, ohne Verachtung auf die Kokotten. Das alles gehörte ja zu dieser Pariser Welt, in der auch sie ihren Platz richtig ausfüllte.

Ich gab nun meine zahlreichen Empfehlungen ab. Mit den eigentlich mondänen ging es wie in Rom: es erfolgten einige konventionelle Besuche und Einladungen zu größeren Empfängen, die mich immerhin mit den gesellschaftlichen Sitten des Landes einigermaßen bekannt machten, aber keine näheren Beziehungen ergaben. Ich besuchte ferner, wie schon erwähnt, die in meinem Hotel wohnende Mme. Herwegh; sie lebte in einem einzigen, aber sehr behaglichen, mit alten Erinnerungen ausgestatteten Zimmer. Nichts an der dünnen kleinen Greisin gemahnte mehr an das kecke Wesen, das vor fünfzig Jahren in schwarzen Samthosen und roter Jakobinermütze den badischen Aufstand mitgemacht hatte, es sei denn ihr maßloser Haß gegen das hohenzollernsche Deutschland. Sie führte mich in ein reizendes französisches Haus ein, dessen würdevolle Einfachheit nicht dem Bild entsprach, das sich der Fremde nach den Boulevardstücken von der französischen Häuslichkeit macht. Der verstorbene Hausherr war Professor an der Sorbonne gewesen und hatte eine deutsche Großmutter gehabt. Ihr Typus war in der ältesten Tochter durchgeschlagen, einem blonden, eher schlanken, auf den ersten Blick deutschen Mädchen, aber von früher Kindheit zu romanischer Form und Haltung erzogen. Noch öfters im späteren Leben habe ich ähnliche Begegnungen gehabt und jedesmal gefühlt, zu was für einem zugleich natürlichen und formvollen Menschentum es auch Deutschrassige bringen können, wenn sie nur rechtzeitig der heimischen

Digitized by Google

Problematik entzogen werden, die nach außen so gern in einen formlosen Naturalismus umschlägt. Der Mensch von germanischer Substanz mit romanischer Form würde als Typus selbst den Engländer übersteigen, dessen Form die Herkunft aus trübem Puritanismus oft noch durch die glänzendste Weltlichkeit und Vornehmheit verrät. In meinem Gefühl, noch nichts zu sein und nichts Bestimmtes versprechen zu können, wagte ich nicht, mich diesem vollkommenen, mit mir gleichaltrigen, aber viel reiferen Mädchen zu nähern, obwohl ich öfters die harmonische Ruhe ihres reinen, feingebildeten Kreises suchte.

Selten fehlte ich an den Dienstagen in dem Haus von Mr. und Madame Valette. Er war Direktor des „Mercure de France", ursprünglich einer kämpfenden Revue der Jugend, aber jetzt schon im glücklichen Übergang zu allgemeiner Geltung. Um die Hausfrau, heute berühmt unter dem Schriftstellernamen Rachilde scharte sich die gesamte, auch schon die anerkannte Literatur, soweit sie sich modern fühlte, in einem nicht sehr weiträumigen, dämmerigen, roten Salon, worin ein Rauchverzehrer stets einen Geruch nach Birnen hervorbrachte. Mme. Valette trug meist ein mauvefarbiges Prinzessekleid, in dem ihre üppige Schlankheit Eidechsenwindungen hervorbrachte wie die Réjane auf der Bühne. Sie hatte einen ungemein schlagfertigen Geist, der sich mit anmutiger Weiblichkeit paarte, wenn sie denen wehrte, deren Ton manchmal einem Scherz zulieb die Grenzen zu überschreiten neigte, ohne deren Einhaltung unter Männern ja schnell die Verwilderung einer Wachtstube einreißt. Einer ihrer gewandtesten Partner war Jean Lorrain, außer durch seine Schriften berühmt durch die vielen witzigen Spitznamen, die er Berühmtheiten anhängte. Die Réjane, die mit einem übelriechenden Nasenleiden behaftet war, nannte er: „La réunion des odeurs (auteurs) dramatiques", Kaiser Wilhelm II. den „Bluff (boeuf) à la mode". Schließlich aber fiel er, den man eigentümlicher Neigungen verdächtigte, selbst einem solchen sobriquet zum Opfer. Man nannte ihn „un homme mûr (mure), derrière lequel se passe quelque chose".

Bei diesen Empfängen begegnete ich dem Oberhaupt der Symbolisten, Henry de Régnier, dem jungen todgeweihten Jean de Tinan, dem auch in seiner mittelalterlich-ritterlichen Erscheinung balladesken Paul Fort (heute als „Prince des Poètes" gekrönt) und dem in den Oscar-Wilde-Prozeß verwickelten jungen Lord Douglas, einem Meister der damals modernen Pose, hatte er doch zu seiner Verteidigung in der „Revue Blanche" einen Artikel mit Selbstbildnis durch die Frage

Digitized by Google

eingeleitet: „Est-ce donc ma faute que je suis beau?“ In seiner Gesellschaft war der bleiche, hellblonde Aubry Beardsley, à la brebis frisiert, auf seiner letzten Fahrt nach der Riviera, wo er bald seinem Lungenleiden erlag. An einem Herbsttage stand einige Augenblicke im Hintergrund dieses roten Salons ein gebrochener Mann mit zerrissenem, schlaffem Gesicht, den M. Valette schnell in sein Kabinett führte. Es war Oscar Wilde, soeben aus dem Zuchthaus entlassen, in Paris auf der Suche nach einem stillen Zimmer, um zu sterben.

Von Frauen gab es in diesem Kreis damals neben der geistreichen Rachilde nur die Elsässerin Fanny Zässinger, ein Mädchen von milchweißer Haut, aschblonder Haarfülle und mit einem Spatzenhirn. Sie ist tatsächlich das Urbild eines Frauentypus geworden, der etwa ein Jahrzehnt lang in ganz Europa vorkam. Auf einem köstlichen kleinen Buch „Maîtresse d'Esthète“ von Willy sah man ihre bekannte Gestalt als Titelzeichnung, und bald begegnete man nun auf Schritt und Tritt solchen unirdischen Wesen mit dem Blick ins Leere, in wie Schlangenhaut anliegendem Gewand mit die Hände bis an die Fingerwurzeln bedeckenden Ärmeln. Dazu gehörte ein Gefolge dichtender Epheben, die in verschwiegenen Gemächern vor diesen „Bildern ohne Gnade“ richtigen Weihrauch oder auch Myrrhe und Benzoë verbrannten.

Einmal, als ich an einem Dienstag den Salon der Mme. Rachilde betrat, fiel ein altes Fräulein, das ich weder vor- noch nachher dort angetroffen habe, mit einem Schrei in eine leichte Ohnmacht. Sie glaubte das Gespenst ihrer Jugendliebe, des Malers Delacroix, auftauchen zu sehen. Als ich mir am anderen Tag im Louvre sein Porträt ansah, fiel mir eine tatsächliche Ähnlichkeit mit mir auf, zumal da ich die damalige Mode der literarisch-künstlerischen Jugend mitmachte und die zweimal um den Hals geschlungene breite dunkle Krawatte der dreißiger Jahre trug.

Was mir in diesem Kreis besonders auffiel, war die Skepsis gegen Frankreich, eben dieses Frankreich, das ich bewunderte und zu verstehen suchte. Vor allem war das achtzehnte Jahrhundert und das ganze ancien régime verpönt, auf dessen Fundament doch trotz Revolutionen das neue Frankreich kulturell aufgebaut ist. Trotzdem lehnte man auch Demokratie und Republik ab, überließ sich vielmehr einem ästhetischen, bisweilen mystischen Anarchismus oder aristokratischen Individualismus, der hinter der wilhelminischen Fassade des wenig bekannten Deutschland noch immer einen geheimnisvollen Untergrund von Romantik à la E. Th. A. Hoffmann vermutete. Als poète

Digitized by Google

allemand war man nicht schlecht angesehen. Übrigens veranstaltete der „Mercure“ in dieser Zeit eine Rundfrage bei hervorragenden Franzosen aller Lebensgebiete, was sie von der elsaß-lothringischen Angelegenheit hielten. Die große Mehrheit antwortete in dem Sinn, daß diese Frage ihrer Väter für sie nichts mehr bedeute. Allgemein hatte man sich damals mit unserem materiellen Übergewicht abgefunden und hätte es vielleicht weiter getan, wenn wir dieses Übergewicht nicht so sehr betont, sondern für die anderen etwas sympathischer gemacht hätten. Kurz, von Deutschenfeindschaft merkte man in Paris Ende des vorigen Jahrhunderts nichts mehr, vielmehr spitzte sich ein Gegensatz mit England zu. Nur einer machte gelegentlich unangenehme Bemerkungen über Deutschland, Jean Moréas, ein bedeutender französischer Lyriker, aber geborener Grieche. Er fühlte sich ganz als Franzose und meinte Frankreich, wenn er sagte „chez nous“. Ich ärgerte ihn sehr, als ich ihn fragte, ob es denn bei ihnen wirklich besser sei als in Deutschland, meinte aber mit „chez vous“ das moderne Griechenland.

Im Gegensatz zu diesem sich in der französischen Kultur national verengenden Griechen, war der ebenfalls französisch dichtende, aber Moréas' Bedeutung auf dem gallischen Parnaß nicht erreichende Amerikaner Stuart Merill ein vollkommener Europäer geworden. Auch die deutsche Literatur blieb ihm nicht fremd. Ich besuchte ihn und seine drollige, dicke, kleine Freundin Bob gelegentlich in seinem Landhaus zu Marlotte nahe bei Barbizon, wo ich auch seine Nachbarn traf, den bekannten symbolistischen Maler Armand Point, dessen sylphidenhafte Frau mit Bob ein weibliches Gegenstück zu Don Quixote und Sancho Pansa bildete.

Eines Tages traf ich bei einem Dienstagempfang der Mme. Valette meinen Brüsseler Bekannten Paul Gérardy. Er erwartete Stefan George, den ich erst bei dieser Gelegenheit persönlich kennen lernte. Wir speisten abends in einem Restaurant am Boulevard des Italiens in Gesellschaft des Führers der polnischen Symbolisten, Waclaw Liders, der ebenso wie Gérardy deutsche Verse in den „Blättern für die Kunst“ veröffentlichte. So wenig wie Gérardy glich er dem, was man sich unter einem Symbolisten gewöhnlich vorstellt, war vielmehr sehr witzig und schien Paris gut zu kennen. George hatte seine kosmopolitische Epoche bereits hinter sich und war nur noch einmal vorübergehend in Paris, billigte aber sehr mein vorläufiges Wanderleben. Nur dem, der die Weite kenne, werde die Heimat

Digitized by Google

fruchtbar, sicher ein Bekenntnis im besten deutschen Sinn. Ferner war Richard Perls anwesend, ungewöhnlich schön und der Begabteste in dem damaligen Kreis um George, schon in den letzten Stadien des Morphinismus, dem er bald in München erlag, in dem Wahn, man wolle ihn kreuzigen, womit er sich schließlich dem Arzt gegenüber einverstanden erklärte, falls nur die Nägel gehörig desinfiziert würden. Wenn es einen Menschen in Deutschland gab, der das wirklich verkörperte, was man damals „fin de siècle" nannte, so war es dieser an Huysmans und Baudelaire, Verlaine und Mallarmé genährte, hoffnungslose junge Mensch, der lebte und dichtete: „folgend dem Gott auf verbotener Spur . . ."

Gérardys naturfremder, überspitzter Intellektualismus ging mir, wenn ich mit ihm allein war, doch etwas auf die Nerven. Er konnte nicht begreifen, daß ich allein in der Umgegend herumschweifte und gab mir für das Wesen der Seinelandschaften eine literarische Formel, die ich indessen vergessen habe. Wahrscheinlich wäre mir diese Landschaft sonst nicht immer wieder so reizvoll gewesen. Sie ist mild und lachend wie zu Hause die Main- und Taunuslandschaft, aber gar nicht nachdenklich wie diese. Die an Watteau und Corot erinnernden lichten Buchenwälder und dunklen Kastanienhaine zwischen den sanften Hügeln und dem Silberband der Seine durchstreifte ich oft mit Goethes Gedichten in der Tasche. Bisweilen aber nahm ich auch Blanche mit. Erinnerlich ist mir besonders ein Frühlingstag, an dem wir nach Sèvres in die schon voll aufgeblühte, aber wie mir schien duftlose Natur hinausfuhren. Im Park überraschte uns ein Gewitter, vor dem wir in die Porzellanfabrik flüchteten. Als wir wieder hinaustraten, war der ganze Park in Düften gebadet. An diesem Tag vergaß ich einmal, was ich suchte, und freute mich aus vollem Herzen an dem, was ich hatte. In einer Bude in Saint-Cloud aß Blanche, worauf sie sich seit Wochen gefreut hatte, mit einer solchen Begeisterung von den berühmten, in zweifelhaftem Fett gebackenen Kirschentörtchen, daß ich einige Mühe hatte, sie von der Bude weg wieder in die Natur zu ziehen. „Mais, ça c'est la nature, mon petit", sagte sie mit vollem Mund ernst und ihrer Sache ganz sicher, während der Kirschensaft ihre Wangen färbte.

München

Meine bei Axel Juncker erscheinenden Bücher fanden bei der Kritik jene nichtssagende begeisterte Anerkennung, die man in Deutschland

Digitized by Google

fast allen jungen Talenten zuteil werden läßt, und nur diesen. Fast möchte man dabei an eine unbewußte Absicht glauben, sie durch frühzeitiges Einfangen in den Klüngel der zünftigen Literaten zu binden, ehe sie durch Selbständigkeit unbequem werden könnten. So genoß ich denn, der ich auf ganz andere Autoritäten hörte, die äußeren Vorteile dieses superlativisch schwadronierenden Geredes, das ich innerlich nicht ernst nahm, dessen äußere Wirkung auf das Publikum aber mein seit dem Tod des Vaters so tief gesunkenes soziales Selbstbewußtsein wieder zu heben begann. Das hatte zur Folge, daß ich mich seit meiner Studentenzeit zum erstenmal in Deutschland wieder in die Gesellschaft wagte.

In dem Hause Hugo Bruckmann besaß die Gastgeberin, eine geborene Prinzessin Cantacuzène, die bei uns so überaus seltene Gabe, nicht nur Leute einzuladen und zu füttern, sondern aus ihnen Gesellschaft zu bilden. Indem sie in der Aristokratie und der offiziellen Welt die Menschen mit Geist und in der geistigen Welt die mit hinreichender Erziehung herausfand und in Berührung brachte, entstand ein Salon, der so fern war von offiziellem Kastenwesen wie von formloser Bohème. Der Verlegerberuf des Gatten wie die Herkunft der Hausherrin boten die günstigsten Voraussetzungen. Dazu kam, daß sie selbst vom ernstesten geistigen Streben erfüllt war. Besonders Rudolf Kaßner und später Ludwig Klages waren ihre philosophischen „directeurs de conscience".

Auch mit der offiziellen Münchener Literatur kam ich nun in Berührung, ohne ihr freilich sehr nahe zu treten. Die interessanteste Gestalt war sicher Frank Wedekind, damals noch nicht durch seinen späteren Ruhm verdorben. Er hatte zusammen mit dem originellen Abenteurer Weinhöppel, dem Satyriker Gumppenberg, den jungen Dichtern Leo Greiner und Otto Falckenberg, dem Lautensänger Kothe und dem französischen Kabarettistenpaar Henry und Delvard das Kabarett zu den elf Scharfrichtern gegründet; es war der letzte Ausdruck des echten Münchener Künstlergeistes, der hier eine späte, aber glückliche Ehe mit der Literatur eingegangen ist. Wedekind dampfte damals von Leben. Er hatte noch nicht seine papierenen Schauerdramen geschrieben, sondern trat als Bänkelsänger mit der Gitarre auf. Es heißt, daß er sich dadurch für das Vergnügungsbedürfnis der Lebewelt prostituiert habe, nun, ich meine, in nichts ist er je echter gewesen. Nirgends hat man die tiefe Tragik dieses grunddeutschen Gemüts im steten Kampf mit einer geheimnisvollen Welt

Digitized by Google

so deutlich gefühlt, die er bald brünstig besang, bald voll Ekel verachtete, aber niemals richtig gekannt und verstanden hat. Das alles war so urecht, daß man in jedem Ton Wedekinds eigenes Schicksal fühlte, selbst in dem jungen Mädchen, das nach Baden kam, dort zuerst „gut angeschrieben stand" und dann zugrunde ging. Wedekind war kein Raffinierter, wie es den Anschein hat, sondern ein letzter Primitiver. Was er da unter ironischer Maske vortrug, stieg auf aus den Schichten der Seele, aus denen das Volkslied stammt. Ich habe ihn nicht genau genug gekannt, um auch in seinem eigenen Wesen diese Saiten klingen zu hören, die sicher vorhanden waren. Persönlich habe ich von ihm nur den deutschen Literaten gesehen, der ohne zwingende Notwendigkeit die Welt als Paria, das heißt also schief sieht und in Hirngespinsten lebt. Daher stammte seine flache Aphoristik, die man kritiklos neben Wilde gestellt hat, sowie jenes Moralisieren, das dem verlachten, weltfremden deutschen Professor so viel verwandter war, als etwa dem welterfüllten französischen „Moralisten" und Gesellschaftskritiker. Dennoch besaß Wedekind Geist im Sinne von „Esprit" in einem in Deutschland seltenen Maß. Einmal sagte er mir in seinem prälatenhaften Pathos: „Wie, Sie haben eine Wirtschafterin? Das ist aber gefährlich. Was werden Sie zum Beispiel machen, wenn sie Ihnen eines Tages erklärt, sie bekäme ein Kind von Ihnen?" „Nun," erwiderte ich lachend, „dann setze ich sie vor die Tür." „Aber wenn sie das Kind wirklich von Ihnen hat? Mir ist das passiert."

Eines ungewöhnlichen Mannes in Wedekinds nächster Nähe muß ich noch gedenken. Es ist der Graf Eduard Keyserling, ein Onkel des Philosophen. Er hat der deutschen Literatur eine Reihe von Erzählungen geschenkt vom Range Turgenjeffscher und Maupassantscher Kunst und war das Gegenteil eines Literaten, nämlich der bei uns so seltene, in Frankreich und England häufige Typus des Mannes von Welt mit literarischer Ader. Ein solcher Mensch schafft aus dem reinen, durch keine soziale Theorie verzerrten Erlebnis und darum sind seine Früchte wenigstens nie wurmstichig. Die Früchte Eduard Keyserlings sind aber außerdem saftig. Ich würde sagen, er sei ein geistvoller Causeur gewesen, wenn diese Worte dem deutschen Ohr nicht etwas Minderwertiges, etwa soviel wie witzelnder Schwätzer bedeuteten, statt auszudrücken, daß einem Geist, ob tief oder flach, ein leichtes sprachliches Ausdrucksvermögen zur Verfügung steht. Der Graf war damals schon eine Ruine, auf Stöcken stieg er nachts in

Digitized by Google

die Bar des Hotels zu den „Vier Jahreszeiten“ zu seinem Stammtisch hinunter. Bald darauf erblindete er und saß noch einige Jahre unbeweglich im Lehnsessel, von seinen zwei alten Schwestern betreut. Nie kannte ich einen Menschen, der wie er bewies, daß echter, angeborener und gepflegter Geist im Gegensatz zu intellektueller, nörgelnder Klügelei heiter, ewig jung und gänzlich unabhängig von der Körperlichkeit ist. Sein verwüstetes, einer erloschenen Kraterlandschaft gleichendes Gesicht wurde scharmant im Augenblick, als ihn ein Lebendiges beleuchtender, Gleichgültiges belebender Einfall durchzuckte. Ich habe ihn einmal in der Bahn zwischen München und Frankfurt getroffen und auf dieser langen Fahrt begriff ich, was er eigentlich in Literatenkreisen suchte, nämlich eine oft naive, leidenschaftliche Bewegtheit, die dem überlegenen Weisen persönlich so fern war wie dem Weltmann. Das Literatencafé hatte für den großen Herrn wohl etwas von dem raffinierten Reiz, den oft schlechte Gesellschaft auf solche ausübt, die von der guten übersättigt sind.

Etwas abseits von dem Wedekindkreis, aber mit ihm bekannt, lebte Max Dauthendey. Es ging ihm und seiner robusten schwedischen Frau, Anny, immer schlecht, oft, hieß es, hätten sie nichts zu essen gehabt. Trotzdem überkam einen bei ihnen das Gefühl, daß um sie immer Sonntag sei. Fand man sich um fünf Uhr in dem vierten Stock eines gotisch gebauten Hauses mit Spitzbogenfenstern ein, so saßen sie mit Bekannten, darunter oft Ausländern, um den Samowar. Man befand sich hier — ein in München sehr seltener Fall — in Europa und spürte nie etwas von Dürftigkeit. Der wie ein Malaye aussehende, schmächtige Hausherr war einer der besten Erzähler, die ich gekannt habe. Oft saß er mit übergeschlagenen Beinen auf einem Diwan oder einem Bett, mit einer Kunststickerei beschäftigt, und erzählte Anekdoten und Märchen, wozu ihm seine ausgedehnten außereuropäischen Reisen und seine okkulte Veranlagung den Stoff boten. Er lebte ohne Staunen, sondern, als verstünde sich alles von selbst, in einer Welt wunderbarer Ereignisse. Er war Wehrwölfen und Vampiren begegnet und sah im Wald Elementargeister, Gnomen und Salamander. Meist lebte er in künstlerisch geschäftigem Müßiggang in den Tag hinein, dichtete oder verfertigte schöne Dinge, während Frau Anny bei den Verlegern herumlief, wo sie durch die kindliche Sicherheit entwaffnete, womit sie den Anspruch ihres genialen Mannes auf Lebensunterhalt vorbrachte. Als Schwedin verstand sie durch Massage ein Nebeneinkommen zu erzielen. Trotz seiner oft hilflosen

Digitized by Google

Kindlichkeit war Dauthendey durchaus Weltmann ohne soziales Ressentiment und in keiner Lage verlegen. Sein ganzes Wesen verriet innere und äußere Noblesse. Das hinderte nicht, daß er manchmal geradezu kindisch sein konnte, aber er war es mit der Sicherheit des Kindes und schämte sich der daraus entstehenden Komik nicht. Ich war einmal dabei, als er einem eintretenden Gast, der wie ein Bruder im Hause verkehrte, die Hand nicht geben wollte, er sei ihm böse und spreche heute nicht mit ihm, und zwar wegen eines Wortes, das jener gestern gesagt hätte. Das war so wenig ernst zu nehmen, daß der Gast sich ruhig zu Frau Anny setzte und sich von ihr Tee eingießen ließ, die das Ganze in der Art einer Mutter auffaßte, die es aufgegeben hat, ihr unartiges Kind zu beeinflussen. Es kamen noch mehr Besucher, ein lebhaftes Gespräch entstand, aber der Hausherr saß mit abgewandtem Gesicht auf einem Teppich am Boden und stickte. Am folgenden Tag war er mit seinem Feind wieder versöhnt. In München wirkte er als Kosmopolit. Im Sommer hingegen lebte er oft in seiner Heimat bei Würzburg auf einem Gutshof, der seiner Familie gehörte. Dort war ich einmal einige Tage zu Gast, sah ihn in dem Milieu seiner Kindheit und durchwanderte mit ihm die fränkische Mainlandschaft. Hier lag das, was uns bei so großer Verschiedenheit verband. Auch er war, von allen europäischen Kulturen durchdrungen, in der ganzen Welt zu Hause, und doch der Heimat nicht untreu geworden, ja, er erlebte sie nun zugleich als Fremder. Nur dieses eigentümliche Doppelerlebnis erweist die Berechtigung des deutschen Triebes in die Ferne. Ohne es kommt der internationale Deutsche nicht über das Niveau eines Hotelportiers hinaus, bleibt der nationalistische Deutsche ein kulturfeindlicher Hinterwäldler.

Eine ganz andere Welt entfaltete sich um den alten Raschid Bey. In jungen Jahren, aber schon verheiratet, hatte er in Weimar die damals sechzehnjährige Helene Böhlau entführt und war, um sie heiraten zu können, in Konstantinopel zum Islam übergetreten, von dessen Vorschriften er bis an sein Lebensende die einhielt, daß er stets ein Fez trug. Seine Überzeugungen galten indessen, wenigstens in der Münchener Zeit, dem Buddhismus, dessen bei weitem geistvollster Vertreter er in Deutschland wurde. Die kristallklaren Aufzeichnungen dieses echten Weisen sind erst nach seinem Tod von der Gattin herausgegeben worden. („Das hohe Ziel der Erkenntnis", Verlag R. Piper.) Zu seinen Lebzeiten konnte man seine Weisheit nur

Digitized by Google

mündlich vernehmen. Helene Böhlau hatte in ihrer Schwabinger Villa allwöchentlich einen Jour. Ehe man sich zum Tee in den Salon begab, konnte man den bärtigen Greis in seinem Studierzimmer besuchen, wo er einem Kreis von Schülern vorlas. Leider war deren Niveau zu gering, als daß die darauf folgende Diskussion über den damals landesüblichen Rationalismus hinausgegangen wäre. Das letztemal traf ich den sterbensmüden Mann allein im Schein einer Petroleumlampe, um die mit Stecknadeln eine alte Zeitung als Schirm befestigt war, was sehr mit der eher üppigen orientalischen Umgebung kontrastierte. Er sprach über sein Lieblingsthema, die Vergänglichkeit, worin er den Haupteinwand gegen das Leben sah. Ich widersprach, um ihn zu trösten. Mir schienen und scheinen heute mehr als je die zunehmenden Jahre keinen Verlust, sondern einen Gewinn zu bedeuten, vorausgesetzt, daß jedes im Augenblick wirklich erlebt wurde und heute im Lichte eines Sinnes liegt. Davon aber wollte der alte Verneiner nichts hören. Ihm bedeute es im Augenblick nichts mehr, daß er einmal nachts ungeduldig auf dem Pferd zur Geliebten gesprengt ist. Er wollte nicht sehen, daß dies Vergangene in die Gegenwart eingeht, die ohne es ganz anders wäre. Wer einst zur Geliebten sprengte, ist grundverschieden von dem, der es nie tat. Bald nach diesem Gespräch ist Raschid Bey gestorben.

Noch einer Persönlichkeit sei hier gedacht, mit der ich in ihren letzten Lebensjahren befreundet war, Helene von Dönniges, jener seltsamen Frau, derentwegen Lassalle im Duell gefallen ist. In den Jahren 1903 bis 1905 hatte sie nicht mehr die Schönheit, noch die politischen Überzeugungen, die einst dieses Ereignis möglich machten. Sie war mit einem russischen Fürsten verheiratet, der den Geschmack besaß, da er sich mit allerlei Geschäften abgeben mußte, seinen Titel nicht zu führen, und sich Sergei von Schewitsch nannte. Der hochgewachsene, ergraute Mann war der Typus eines russischen Grandseigneurs und behandelte die etwas fette alte Frau, mit der er nicht sehr harmonisierte, mit der größten Ritterlichkeit, wenn sie nachmittags von der historischen roten Haarflut umwallt, in dünner weißer Seide und roten Schühchen auf der Ottomane lag und Gäste empfing. Nur durch langes Massieren und Elektrisieren am Morgen war es möglich, sie auf einige Stunden zu dieser nachmittäglichen Funktion für zwei bis drei Stunden in Form zu bringen. Dann aber wurde sie scharmant, und ihr echter Geist belebte dieses groteske Hinsterben auf ähnliche Weise wie bei Eduard Keyserling. Leider verfiel sie immer mehr

Digitized by Google

theosophischen Einflüssen, was aber dadurch erträglich wurde, daß sie die Zirkel auseinanderzuhalten wußte. Als ich sie bat, mich lieber in ihrem alten mondänen Kreis einzuordnen, erstaunte sie dieser Wunsch, sie willfahrte ihm aber mit großer Liebenswürdigkeit. Einige Jahre später endigte das Ehepaar in einem Abstand von wenigen Tagen durch Selbstmord.

POLITISCHE CHRONIK: DAS VORGELÄNDE

von

SAMUEL SAENGER

I

Ich schreibe diese Chronik in Locarno, am Tage der Konferenzeröffnung. Die Aufstellung der Parteien ist soeben erfolgt; das Arbeitsprogramm und die Arbeitsmethoden sind festgelegt, die ‚gegnerischen' Standpunkte sauber herausgestutzt, die menschenfreundlich übertünchten Hintergedanken für die Vaterländer und ihre öffentlichen Meinungen blitzblank gesäubert, — und unzählige Federn spitzen sich, um das Wechselfieber des Kongreßverlaufs im Wort festzuhalten. Die Meinungmacher und ihre Zuträger laufen aufgeregt durch die Gassen und berauschen sich, vom südlichen Schimmer der Landschaft beschwingt und über den Alltag hinausgehoben, am Schauspiel. Aber ach, sollte es wieder nur ein Schauspiel sein? Ich setze mich abseits, während der golden-heitere Abendschatten sich auf See und Alpen niedersenkt, mit den Palmen, Araukarien, Bananen, Eukalyptus, Feigen, Kamelien, Zitronen vor dem trunkenen Auge, und beginne, das geschichtlich-politische Vorgelände zu säubern.

Zunächst eine zeitgemäße Erinnerung. Nach der Schlacht bei Sedan erhob sich die warnende Stimme von Marx-Engels und versuchte, von der Annexion oder Reannexion von Elsaß-Lothringen abzuschrecken. Sie werde das Schicksal Europas auf Generationen bestimmen; einmal unter preußischer Regie vollzogen, werde sie einen Rassenkrieg der sich vereinigenden Romanen und Slawen gegen die Germanen unvermeidlich machen. Das Gerede vom Defensivkrieg werde hinfort diese Entwicklung nicht aufhalten, das blutige Schicksal Europas sich nicht ‚lokalisieren' lassen. Die Prophezeiung, die 1913 der unter

Digitized by Google

Wilhelms des Zweiten Vormundschaft stümpernde Bethmann Hollweg während der Balkankriege wiederholte, als ob der treue habsburgische Bundesgenosse ‚rein' germanisch und nicht zu drei Vierteln slawisch wäre: sie hat sich auf grauenhafte Art erfüllt. Es war eine blutige Operation mit erschütternden Nachwehen und Fernewirkungen. Aber lief sie etwa nur irrationell neben dem Recht und den seit lange sichtbaren Entwicklungsgesetzen einher? Besteht unsere Aufgabe darin, die erste Phase der Revolution, die mit der neuen Gewichtsverteilung unter den führenden Rassen unseres Kontinentes eben erst begonnen hat und deren dienendes Glied die Konferenz von Locarno zu werden bestimmt ist: besteht sie darin, den großen Reinigungsprozeß von Schuld und Sühne auf die dumme, blinde und enge nationalistische Weise zu stören oder ... durch Anerkennung des Schicksalhaften der Entscheidung und durch Eingliederung in den europäischen Gesamtwillen unserem nationalen Lebensrecht einen neuen und zwar gewaltigen Spielraum zu gewinnen? Durch die Emanzipation der West- und Südslawen zum Beispiel, die von neuem unter dem Patronat der Westmächte (unter Führung der Vereinigten Staaten) als selbständige Staatsnationen in die Geschichte eingetreten sind, hat sich Deutschlands Lage radikal verändert. Locarno wird vor allem dieses Verhältnis in eine tragbare Form bringen müssen; mißlingt das, so vegetieren wir weiter in einem Frieden auf Kündigung.

2

Für das, worum es auf der Konferenz geht, ist darum ‚Westpakt' ein gar kümmerlicher, weil die Aussicht verdunkelnder Ausdruck. Entwicklungsgeschichtlich gesehen, geht es um unendlich mehr als um eine lokale Abmachung oder Konvention. Erinnert man sich noch jener politischen Amateure von 1914, die glaubten, weil sie tief in den Akten ihrer Provinzkanzleien saßen, den Weltbrand ‚lokalisieren' zu können? Unendliche Stöße von Druckpapier legten hinterher ihre Blindheit bloß, aber ihre abgestandene Denkweise spukt noch überall, und darum glaubt man in den verschiedenen Vaterländern auch heute noch, der Friede lasse sich lokalisieren. Die eigentliche Funktion von Locarno kann nur die sein, mit diesen Vorstellungen aufzuräumen und alle Teilbündnisse, die stillschweigend immer mit einem Feind und Gegner rechnen, allmählich verschlucken zu helfen. Schon aus der juristischen Form des sogenannten Westpaktes — man kann es nicht oft genug wiederholen — tritt dieser Sinn und diese Bestimmung scharf heraus: es ist vielmehr ein Bundesvertrag, der seine

Digitized by Google

Teilnehmer als Glieder eines und desselben Systems voreinander schützt und ihre gleichen Rechte unter die Obhut der Gesamtheit stellt. Kommt also dieser Pakt zustande, so muß er die Idee, um die herum er kristallisiert ist, nach allen Richtungen hin erweitern, unsere östlichen und südöstlichen Nachbarn mit einbeziehen, bis ... ja bis sie ganz Europa in den Kreis ihrer Wirkung einbegriffen hat. Darum also geht es bei dem Westpakt. Es gibt keine Lokalkrise mehr auf diesem engen und übervölkerten kleinen Kontingent, es gibt keine Akteure und Zuschauer, es gibt kein Neutralitätsidyll mehr, es gibt also nur noch, wenn überhaupt, einen allgemeinen und keinen lokalisierten Frieden mehr.

3

Wer dächte bei diesen Ausführungen nicht an Paneuropa! Man hat so lange diesen Gedanken als utopisch verschrien und zu verkleinern gesucht, man hatte das Wort angeblich aus Realpolitik so lange zum Spielball sämtlicher Zyniker erniedrigen lassen, bis ein Zustand herangereift ist, der ganz offenbar Paneuropa zur realpolitischen Idee zu stempeln im Begriff ist. Verletztes Nationalgefühl, unsaubere Grenzführung mitten durch gemischtsprachige Siedlungsgebiete, Zerstörung oder Störung mühsam hergestellter Wirtschaftseinheiten: dies und manches andere lassen eine paneuropäische Gesinnung schwer aufkommen und nähren das Widerstreben. Aber das Unternehmen von Locarno wäre sinnlos, wenn diese Gesinnung nicht schon Teil des in den Untergründen der Seele wirksamen politischen Gewissens wäre. Er will den Weg für die paneuropäische Welt frei machen.

Daß ihre Verwirklichung von unten, von der Wirtschaft, von der Not des Alltags her ausgeht und der Gedanke des Zollbundes in dieser oder jener Form gerade unter den weitsichtigsten Wirtschaftspolitikern aller Länder in überraschender Weise um sich greift, wird man geradezu als experimentellen Beweis für die Richtigkeit der paneuropäischen Bewegung ansehen müssen. Es scheint so, als ob die Geschichte des deutschen Zollbundes in umfassendstem Ausmaß sich zu wiederholen anschickt. Ganz offenbar ist die Voraussetzung für diese Entwicklung dadurch gegeben, daß der Prozeß der nationalstaatlichen Individualisierung der europäischen Völker trotz aller noch vorhandenen Mängel der Grenzführung (die einmal reguliert werden müssen und mit Hilfe der abzuschließenden Verträge schiedlich reguliert werden können) abgelaufen ist. Als wesentlichste Aufgabe der neuen Epoche drängt sich nun von selbst die Überwindung

Digitized by Google

des wirtschaftlichen Chaos und die allmähliche Herstellung einer wirtschaftlichen Gemeinsamkeit und Kooperation für den Kontinent auf. Das Aufflackern der Schutzzollbewegung in den staatlich selbständigen Teilgebieten ist durchaus kein Gegenbeweis, sie ist ein Verlegenheitsprodukt und wird als solches sehr bald durch die immer bedrohlicher werdende Schwierigkeit erkannt werden, als ‚gerecht' empfundene Handelsverträge herzustellen.'

4

Es war darum ein glücklicher Gedanke des Grafen Coudenhove-Kalergie, gerade jetzt, wo so außerordentliche Dinge von entscheidender Wichtigkeit für ganz Europa sich vorbereiten, einige Hefte seiner Zeitschrift mit den Antworten auf eine Rundfrage zu füllen, die sich auf die Wünschbarkeit und Möglichkeit von Paneuropa beziehen. Man kann die Lektüre der aus allen Ländern eingelaufenen Antworten nicht dringend genug empfehlen, denn die Männer, die gefragt wurden, gehören zu den bekanntesten Staatsmännern, Politikern, Wirtschaftlern, Schriftstellern und Publizisten Europas, bekennen die verschiedenen politischen Glaubensbekenntnisse und wurden durchaus nicht nach vorausgefaßten Meinungen ausgewählt.

Natürlich gibt es einige Antworten, die rundweg ablehnen, oder die von Männern stammen, die das Gefühl des ihrem Volke angetanen Unrechts gedanklich unfrei macht. Für diese Art mag Professor Othmar Spann von der Wiener Universität als Typus gelten, obwohl es doch höchst seltsam ist, daß ein Nationalökonom und Soziologe durch die läppische Art der Antwort bezeugt, wie wenig er eigentlich die ganze Fragestellung verstanden hat oder — verstehen will. Denn sie bezieht sich ja nicht im geringsten auf die kulturell-politische Selbständigkeit der einzelnen Nationen, die nur zum Schutz der nationalen Minderheiten durch eine strenge Kontrolle des paneuropäischen Areopags im Völkerbund eingeschränkt werden muß, sondern darauf, ob ihre bisherige wirtschaftliche Souveränität (oder wie man es nennt) aufrechterhalten und die Grenzen weiter als wirtschaftliche Verkehrshindernisse und Daseinsstörungen funktionieren dürfen. Recht viel Antworten stammen von Leuten her, die zweifeln, obwohl sie glauben möchten; die die paneuropäische Wünschbarkeit in heißem Idealismus bejahen, aber die Möglichkeit für alle absehbare Zeit in Frage stellen. Für sie spricht in sehr prägnanter Form Otto Flake. Er kann eben die Menschen und die Geschichte, die

Digitized by Google

er erlebt hat, nicht vergessen. Er sieht, wie der Einzelne zwar sich dem Vernunftgebot unterwerfen kann, aber daß die Völker Masse sind und kein Staatsmann, wie es bei der gestellten Aufgabe doch nötig wäre, sich in irgendeiner Nation zu halten vermöchte, wenn er den Versuch machte, den durchorganisierten Machtwillen der Finanz, der Industrie, der Großindustrie, der politischen Parteien usw. zurückzudrängen. Er sieht darum noch entsetzliche Kriege kommen und einen Lichtblick für uns Europäer erst am Horizont auftauchen, wenn wir aus allen anderen Erdteilen herausgeworfen und auf uns selbst gestellt sein werden. Also: notwendig? ja; wünschenswert? in höchstem Maße; aussichtsvoll? in denkbar geringstem Maße. Aber derjenige, der eine Zielvorstellung glaubt, hilft sie verwirklichen. Paneuropa ist nicht mehr Europa als ein einheitliches Deutschland oder Italien vor hundert Jahren.

In allerhand Variationen werden die Schwierigkeiten für Paneuropa aus den seelischen Hemmungen und Gegensätzen, die der Krieg bis zur Überschärfe entwickelt hat, hergeleitet. Wilhelm Medinger, der Deutsch-Böhme, und Karl Melchior, der Hamburger Bankmann, Professor Francis Pribram in Wien und Karl Renner, der ehemalige österreichische Bundeskanzler, bejahen, wie viele andere, die Wünschbarkeit und die praktische Ausführbarkeit des Gedankens, aber sie unterstreichen doch mit hoffnungsarmer Bitterkeit, was dieser ökonomischen und kulturellen Vernunftmöglichkeit im Wege steht. Doch auch sie sehen, was sehr bezeichnend ist, als anderes Glied der Alternative, die uns gestellt ist — die Katastrophe. Das ist unlogisch. Denn Paneuropa, das man sich ja doch zunächst als Zweckverband zu denken hat, und dessen juristische Verfassung (Vereinigte Staaten von Europa als Staatenbund oder Bundesstaat) man vorläufig im Nebel belassen kann, ist möglich, weil es notwendig ist. Schon spürt man aller Orten, daß die Souveränität von Duodezstaaten kein Lebenselixier ist; daß Maulwurfshaufen mit ihren gegenstrebigen Kräften, um Professor Brockhausens drastische Wendung zu brauchen, sich mit göttlichen Symbolen schmücken. So geschieht das längst Erwartete: die meisten Antworten tragen in der Form das national bestimmte Gepräge des Befragten, wie es ja begreiflich ist, wenn Benesch oder Caillaux, die Italiener Schanzer oder Graf Sforza, die Deutschen oder Deutsch-Österreicher Erich Koch (der frühere Reichs-Innenminister und jetzige Führer der Deutsch-Demokratischen Partei), Seipel, Graf Keßler, Professor Schücking, Max Warburg unter

Digitized by Google

anderen das Wort ergreifen; aber in der Sache stellt sich ein geradezu überraschender Eindruck heraus. Man fühlt, wie der ‚kontinentale Regionalismus' (Benesch) im Sinne eines wirtschaftlichen und schließlich auch politisch bestimmenden Zweckverbandes aus dem Wirrwarr der Vorstellungen siegreich emportaucht. Zollbundideen geben der Idee die konkrete Form und stellen die Aufgabe für die nächste Zeit, wie es zum Beispiel der junge Edmund Stinnes etwas ungewandt, aber gut durchdacht und begründet, zum Ausdruck bringt. Überall das gleichmäßige Bestreben, den paneuropäischen Gedanken von unten, von der Wirtschaft her aufzuschirren; überall ein ängstliches Ausweichen vor dem Gespenst eines machtpolitischen Gebildes; ziemlich oft der Wunsch, mit England und Rußland in organisatorischer Fühlung zu bleiben; und häufig die nachdrückliche Weisung, den paneuropäischen Zweckverband irgendwie in den Völkerbund einzugliedern. Seltsam ist nur die Meinung des so klugen holländischen Außenministers van Karnebeek, der den Gedanken mit Sympathie aufnimmt, seine natürliche Verkörperung aber im Völkerbund findet und vor weitergehenden (!) Formen politischer Vereinigung warnt, solange der Völkerbund nicht universal und dauernd gesichert ist. Die Mehrzahl der Meinenden folgert umgekehrt: weil der Völkerbund in seiner jetzigen Verfassung einen zu vagen und weiten Rahmen bildet, muß sich ein engerer kontinental-europäischer Zusammenhang herauskristallisieren. Einmal aus dem Lebenswillen zur wirtschaftlichen Selbsterhaltung; und dann weil es täglich unerträglicher wird, daß nordamerikanische, asiatische und afrikanische Staaten, die teilweise jetzt schon in anderen Bündnissystemen und Zweckverbänden (britisches Imperium; panamerikanische Union) stecken, fortwährend ins europäische Schicksal hineinreden und hineinpfuschen. Jeder Schritt, der jetzt auf einer der bevorstehenden Konferenzen in der Richtuug des europäischen Friedens geschieht, wird darum auch die Emanzipation von diesen unerträglichen Zuständen erwirken helfen.

Vieles an dem paneuropäischen Gedanken bleibt noch, wie nicht erst gesagt zu werden braucht, problematisch, oder besser gesagt: problembehaftet. Aber es läßt sich nicht mehr leugnen, daß er Zeugungskraft besitzt und im Begriff ist, sich konkrete Wirkungsformen zu schaffen. Darum haben wir in Deutschland ihn in das Programm der demokratischen Reichspartei aufgenommen. Hinfort werden diejenigen sich lächerlich machen, die ihn aus Gedankenarmut oder weil sie rückwärts in atavistischen Vorstellungen leben, lächerlich

Digitized by Google

zu machen suchen. — Graf Sforza nennt ihn einen vom Schicksal in langsamem historischen Prozeß zur Verwirklichung uns vorgesetzten Gedanken. Aber wenn er hinzufügt: ‚wann, wie, ob nach neuem Blutvergießen und nach neuen Schmerzen: das ist das Geheimnis der Zukunft', so dürfen wir unseren Willen zum Werk durch den Hinweis auf die via dolorosa des geschichtlichen Lebens nicht fatalistisch verkrüppeln lassen. Denn wenn wir einmal überzeugt sind, vom Schicksal (das heißt von der historischen Vernunft) auf einen bestimmten Weg getrieben zu werden (solche Aufgaben nennen wir in der Geschichte: Ideen), so werden wir von selbst Missionare dieser Idee und bauen an der Kirche der Zukunft.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Jugoslawische Kultur

Im *Mercure de France* schreibt Graf Louis Voinovitsch über die Kultur Jugoslawiens. Er selbst nennt sie eklektisch. Sie ist noch Suchen, aber doch schon produktiv, besonders in der Literatur.

„Der Roman beginnt schüchtern zu keimen, ein Beweis dafür, daß eine Gesellschaft sich bildet oder rekonstruiert. Er hat noch nicht die Muße des inneren Blicks. Die Beobachtung ist realistisch, stechend bitter, entwöhnt des misereor super turbam des russischen Romans. Die lyrische Dichtung hat Akzente der Zärtlichkeit und Frische, bei unfehlbarer Form; zu häufig verrät sie noch eine ausgesprochene Nachahmung der französischen Parnassiens und Symbolisten (wie sie früher die deutschen und italienischen Romantiker nachgeahmt hat). Aber seitdem sie sich der Ursprünge erinnert, der Landschaften und vertrauten Horizonte, der Profile der Berge, in denen eine starke und fruchtbare Rasse ihr Obdach hat, die an alle Rauheiten eines von Schlägen bedrängten Lebens gewöhnt ist und eine unvergleichliche Würde wie einen Reflex einer mächtigen Epopöe in ihrer kriegerischen Armut bewahrt — seitdem die jugoslawische Dichtung sich an all das erinnert und sich zu Regionen erhebt, wo nichts mehr sie hemmen oder sie durch literarische Vorbilder herabmindern kann, schafft sie lyrisch-epische Meisterwerke, farbig, nüchtern und herbe wie dieser „Bergkranz" von Vladika Peter von Montenegro, den man mit nichts in der Literatur der ganzen slawischen Welt vergleichen kann, ein stärkeres und originaleres Werk als die poetischen und dramatischen Erzählungen von Miskiewicz und Puschkin. Das prächtig aufsteigende Drama ist romantisch in Tendenz und Geist, durch Charakter-Analysen gemäßigt, durchdrungen von Realismus und bitterer Traurigkeit. Die Malerei hat alle Schulen passiert: von den süßlichen Visionen und dick aufgetragenen Predigten von Cabanel, vom historischen Genre des Jean-Paul Laurens und der Münchener Grau-in-Grau-Malerei bis zu den letzten Formeln des Impressionismus, und erhebt sich manchmal zu einer wirklichen Größe der Linien und Töne im Zusammenhang mit der Landschaft der Vorfahren. Der Jugoslawe ist mehr Maler als Zeichner. Er zieht die Materialität der irdischen Vision der geistigen linearen Kunst der Japaner und Florentiner vor. Die Plastik stammt in direkter Linie eher von den Herbheiten des Georg von Sebenico als von den Raffinements Laurens'; sie ist stark modelliert, von sicherer Technik, beeinflußt von asiatischen Träumen, abhängig auch von Wiener ‚wissenschaftlichen' Ideen; sie schuf einen Frauen-Typus, der den Hütten und Felsen des Karsts näher ist als der idealen Schönheit der Heldinnen der Volkslieder. Die Architektur beugt sich den Forderungen eines rapiden Aufstiegs der reich gewordenen Klassen und unterstreicht den Bruch mit dem ausgesprochenen Schönheitskult aus der Zeit, als die Rasse in prächtigem Gleichschritt mit dem baumeisterlichen Genie von Rom und Byzanz marschierte. Der nationale Stil hat mit wenigen Ausnahmen keine Verwendung gefunden. Die Wissenschaften haben Repräsentanten von erstem Rang; — Geographie, Archäologie, Geologie, Chemie, Naturwissenschaften, Mathematik, Philosophie setzen würdig die großen Traditionen von Boscovitsch und den anderen großen Ragusern fort. Die Geschichte ist noch nicht aus den Windeln einer übergroßen Gelehrsamkeit des deutschen Typus herausgekommen. Verbohrt in dem romantischen Nationalis-

Digitized by Google

mus des vergangenen Jahrhunderts, öffnet sie sich nur langsam durch wenige Ausnahmen einer Auffassung der Geschichte, als Kunst und Wissenschaft zugleich, der französischen Schule und der englischen Vorbilder. Die Philologie ist das bevorzugte Gebiet der Jugoslawen, die mehr als irgendein anderes Volk das Bedürfnis spüren, zu den Ursprüngen der Dinge herabzusteigen, wobei sie sich sorgsam von der Vergangenheit scheiden, die ihnen zugleich Talisman und Scham ist. Der von Nietzsche bekämpfte Historismus und — fügen wir hinzu — der ‚Philologismus' ist das Übel der Slawen. Die Kritik ist noch in ihren ersten Versuchen und noch nicht von subjektiven und persönlichen Vorurteilen befreit. Die Musik versteht noch nicht, dem riesigen Reichtum an Volksmelodien den möglichen Teil zu entlocken, den man in einigen Seiten von Haydn (der selbst vielleicht von slawischem Ursprung war) und Beethoven antrifft. Das Kunstgewerbe ist beeinflußt vom nationalen ornamentalen Stil und bringt reizvolle Werke hervor. Alles zusammengefaßt: die jugoslawische Kultur ähnelt einem weiten und prächtigen Bauplatz mit verschiedenartigsten Bauten, vielfachen Versuchen, zögernd auf ihrem Weg, aber mit der Ahnung einer großen Mission in den Nebeln der Ferne."

„Eingeborene" Literatur

Die New Yorker *Nation* geißelt mit Recht den geistigen Nationalismus, der jetzt auch in Amerika sich breit macht und eine hundertprozentige amerikanische Literatur verlangt. Nur nationale Themen und Gedanken werden von den neuen Dunkelmännern erlaubt. Es wird geraten, den Blick von Europa abzuwenden und nach einer wirklich ursprünglichen Vergangenheit unter den Indianern zu suchen.

„Was diese letzte Eingebung betrifft, so könnte nichts in größerem Maße künstlich sein. Geistig haben wir heute zu den Indianern wenig mehr Beziehung als zu den Hottentotten, und was je in früheren Tagen möglich gewesen sein mag, als unsere Vorväter mit einer anderen lebenden Kultur in Verbindung standen, darüber kann heute nur der Archäologe nutzbringend mit ihren trockenen Überbleibseln sich Sorgen machen. Indianische Legenden und Gebräuche sind uns kaum näher als die chinesischen, und obgleich sie wie die letzteren ein exotisches Kolorit besitzen, haben sie doch keinen Anteil an unserer Seele. Auch können sie den weniger fanatischen Advokaten einer allgemeiner definierten eingeborenen Tradition nicht sehr von der Literaturgeschichte fortlocken, um ihre Sache zu unterstützen. Immer hat die Literatur mit Einfluß und Borgen begonnen.

Obgleich seine Ursprünge in Dunkelheit verloren sind, borgte Griechenland zweifellos von Ägypten, und die Literatur der Romanen wäre allerwahrscheinlichst überhaupt nichts geworden, wenn sie nicht gerne Formen, Gedanken und Ziele von den Griechen übernommen hätten. Die italienische Literatur wurde geboren, weil sie Klassiker kopieren konnte, und von Italien ging der Einfluß über Frankreich nach England und schuf so auf jeden Fall eine Literatur, wo keine Literatur sich selbst schaffen konnte. In späteren Jahren befruchtete Frankreich sowohl Deutschland wie England, und in keiner großen europäischen Nation gibt es eine nationale Literatur, die nicht auch abgeleitet ist. Chaucer verdankte seine Kunst dem Besuch eines fremden Landes. Shakespeare zeigte gewiß keine ausschließliche Vorliebe für ‚eingeborene Themen' und hieß willkommen, was immer an ‚fremdem Einfluß' ihn erreichen konnte. Soll allein Amerika von allen Nationen der westlichen Christenheit völlig selbstgenügsam sein und fordern, daß jemand

Digitized by Google

mehr Amerikaner sei als Shakespeare Engländer?

Balladen, Legenden und Sagen — sie können vielleicht durchaus eingeboren sein, aber der Geist selbstbewußter Literatur ist immer Import. Er ist eine Art kostbarer Flut, die von Land zu Land getragen wird und eine ganze Nation erhebt. Er arbeitet in eingeborenem Material und ist niemals eine Verunreinigung. Wenn er je in einem wirklich reichen Geiste keimt, dann ist das Produkt echte Kunst, und wenn das einzige Ergebnis eine schlaffe Nachahmung ohne völlig Besonderes ist, kann man sicher sein, daß nichts beraubt worden ist. Überdies fürchtet niemand, daß eine weniger amerikanische Literatur nicht wirklich amerikanisch sei; wo immer ihre Atome ihren Sauerteig herbeziehen — ihre Seelen, wenn sie welche haben, sind gezwungen, ihr Eigentum zu sein. Wie sehr Chaucer es auch versucht haben mag, konnte er doch unmöglich ein Italiener werden. Und kein Amerikaner kann aufhören, Amerikaner zu sein, unter der Bedingung daß er zu Beginn überhaupt etwas ist. Das einzige Rassen-Geburtsrecht, auf das ein Mensch verzichten kann, ist eins, das er nie wirklich hatte."

In der Welt des Gedächtnisses

In verschiedenen Arbeiten beschäftigte sich Albert Thibaudet mit Wesen und Wirkung des Bergsonismus (dessen Bedeutung er meiner Meinung nach sehr überschätzt). In Deutschland ist der Bergsonismus schon recht überlebt. Er trat innerhalb einer irrationalistisch-metaphysischen Strömung auf, die heute bereits verebbt ist. In Frankreich hält die Wirkung noch an und zwar anscheinend stärker als in der eigentlichen Philosophie in ihren verschiedenen Nachbarreichen. Vor allem sind es die Begriffe der ‚durée' und der ‚mémoire', die immer noch in der Bergsonschen Ausdeutung erregend wirken.

Im letzten Heft der *Nouvelle Revue Française* dringt Thibaudet in die ‚Welt des Gedächtnisses' im Sinne Bergsons ein und zwar bei Gelegenheit eines Werkes ‚Die sozialen Rahmen des Gedächtnisses' von Maurice Halbwachs, dessen Ausgangspunkt Bergsons Hauptwerk ‚Stoff und Gedächtnis' ist. Halbwachs weicht allerdings dadurch von Bergson ab, daß seine Einstellung weit mehr psychologisch und soziologisch als philosophisch ist. Die kritischen Gedanken, die Thibaudet an das Halbwachssche Werk knüpft, führen zu diesen bemerkenswerten Darlegungen:

„Tradition ist organisches Gedächtnis. Sie bewahrt die Vergangenheit nur, um daraus ein Aktions-Prinzip zu machen. Eine Gesellschaft mit starken Traditionen vermag durch die gleiche Fähigkeit sowohl zu leben als auch sich mit Energie und Vorteil zu entwickeln. Noch stärker ist die Stellung der Tradition in der Gesundheit und in der Kraft einer Familie: das Dasein der adligen Klassen ist gegründet auf einem System von Traditionen, und die adlige Lebensart besteht darin, sich in eine Tradition einzufügen, eine Tradition zu empfangen und zu überliefern, als Erbe unter der Kategorie der Tradition zu denken. Das ist eine Gedächtnis-Gewohnheit, die nach einer nützlichen Wirkung, nach einem Zweck orientiert und eingestellt ist.

Im Gegensatz dazu spielt die reine Geschichte, das heißt die interessenlose Geschichte die Rolle einer Gedächtnis-Erinnerung. Sie ruft die Vergangenheit zurück und entwickelt sie, nicht um sich ihrer zu bedienen, sondern um sie zu kennen und sie zu betrachten. Man muß beachten, daß die Geschichte ihre große Entwicklung, im neunzehnten Jahrhundert, genommen hat, als die Traditionen schwächer wurden, als die politischen, ökonomischen und künstlerischen Revolutionen die Tradition abgesetzt, sie

Digitized by Google

von der Tat losgelöst und die auf sie begründeten Lebensweisen zersprengt und vermindert hatten. Die vier großen griechischen Historiker, die die Geschichte auf ein beachtbares Maß von Desinteressiertheit geführt haben, Herodot, Thukydides, Xenophon und Polybios, waren alle vier entwurzelt, Menschen, die es verstanden hatten, mit einer lokalen und nationalen Tradition zu brechen. Man weiß, wie sehr heute die uninteressierte Geschichte den Traditionalisten verdächtig ist, wie sehr sie — mit Recht — sie vom Aktions-Schauplatz entfernt sehen und wie sie sie geringschätzig ins Gebiet des Traums und des Unnützen zurückweisen.

Aber eigentlich ist diese reine Historie etwas so Unmenschliches. Sie ist in dieser Hinsicht wie die reine Gedächtnis-Erinnerung, deren wir nicht bedürfen oder vielmehr deren Abwesenheit wir bedürfen, und die sich unbestraft nur preisgibt (wie die Beobachtungen der dem Tode Entronnenen glauben lassen), wenn wir unser Leben beenden. Die wirkliche Geschichte hat im allgemeinen eine Mischform zwischen Gedächtnis-Gewohnheit und Gedächtnis-Erinnerung, zwischen Tradition und reiner Geschichte angenommen. In ihrer kräftigsten Periode, der um 1830, sah man die Geschichte sich als Tradition organisieren, als Tradition der Bourgeoisie mit Guizot, als Tradition der Revolution mit Michelet, als Tradition des französischen Staates mit Thiers, und auch das ist wie eine Tradition: wie ein Macaulay die englische Geschichte, ein Treitschke die preußische organisiert. Die Tradition schließt übrigens eine leitende Idee ein, allgemeine Ideen, deren der Historiker wie der Ingenieur und Künstler bedarf.

Heute sieht man das große Publikum über die Geschichte Frankreichs durch zwei buchhändlerische Unternehmungen unterrichtet, die beide zu loben sind: die ‚Französische Geschichte', die unter Leitung von Ernest Lavisse steht, die ‚Geschichte der französischen Nation', von Hanotaux betreut; die erste allgemeiner, die zweite akademischer Herkunft; beide entsprechen zwei verschiedenen Arten von Publikum, zwei verschiedenen Bedürfnissen. Die eine legt den Ton auf das Wort Geschichte, die andere auf das Wort Frankreich — die eine, die danach strebt, auf eine Ebene der Uninteressiertheit zu gleiten und sich mit einer Geschichts-Erinnerung zu mischen, die andere, die sich einem Punkt des Interesses und der Handlung nähern und mit einer Geschichts-Tradition zusammentreffen möchte.

Ich habe nur, bei Gelegenheit der ‚Sozialen Rahmen der Gesellschaft', auf das Interesse hinweisen wollen, das ein Buch ‚Sozialer Stoff und soziales Gedächtnis' und heute ferner auch die Beziehungen zwischen den Arbeitsstätten der Psychologen und der Soziologen bieten würden. Die Literaturgeschichte, die uns jeden Tag zwingt, das Soziale und das Psychologische aufeinander zu übertragen, würde sich dabei übrigens nicht als Fremde betrachten und könnte gute Lehren beitragen, um die ihr eigenen Probleme zu behandeln."

Zur italienischen Literatur

In der *Revue de Genève* spricht Giuseppe Prezzolini über die gegenwärtige italienische Literatur, über ihre Essayisten und Ironiker. Die Ironie als Kunstmittel spielt bei einer Reihe jüngerer italienischer Dichter eine nicht unwesentliche Rolle. Zu ihnen gehört Antonio Baldini und vor allem Massimo Bontempelli, der in einem der nächsten Hefte unserer Zeitschrift zum ersten Male in deutscher Sprache zu Worte kommen wird.

„Die Kunst von Antonio Baldini ist von konkreterer, weniger wunder-

Digitized by Google

hafter Art. Seine Phantasie nimmt den Charakter des Traumes an, mit all seiner Launenhaftigkeit; aber die Kombinationen, die er darstellt, enthüllen einen feinen Geschmack von Ironie. Die mysteriöse Geschichte der Menschheit, die bei Cecchi schwingt, von den wilden Sitten primitiver Völkerschaften bis zu den modernen Arten des Aberglaubens, erscheint bei Baldini nicht. Oder wenn sie erscheint, so nur um von den heiligen Sockeln und Altären herabzusteigen und mit uns auf die Straße zu gehen und uns an einen Café-Tisch zu begleiten... Die Ironie ist hier aus der Vertraulichkeit geboren, die der Autor sich mit alten Personen oder heraldischen Tieren erlaubt, die wie der römische Wolf oder der ‚Marzocco' von Florenz aus den Wappen heraustreten, um auf ihn zuzukommen. Aber für den Augenblick ist das kleine Meisterwerk von Baldini der ‚Michelaccio'; oh wie überaus italienisch ist es! Michelaccio ist der Typus des Faulenzers, des Lazzaroni, der, wenn er in einem Straßengraben schläft, sich nicht einmal die Mühe nehmen will, den Arm zu heben, um das Glück, das neben ihm steht, bei den Haaren zu packen. Faul und, natürlich, von den Göttern geliebt; untätig und mit Lumpen bedeckt; aber morgen können sich seine Lumpen in Hof- oder päpstliche Gewänder verwandeln, vorausgesetzt daß es nicht zuviel Mühe macht, weil sonst im schönsten Schloß immer zwei Türen zu viel sind und sogar eine einzige; denn es genügt ein Fenster, um zu entkommen. Michelaccio hat einen gewissen Zug von Herablassung, wenn er eine Einladung zum Diner annimmt oder wenn er sich dem Bett nähert, wo eine schöne Frau ihn erwartet, damit man sagen kann, daß er die Gunst bezeigt und das Mahl veranstaltet. Er endet selbstverständlich in Rom, der Stadt des guten Essens und des durch Nachsicht beruhigten Gewissens.

Im Gegensatz zu dieser konkreten Kunst besteht die Kunst Massimo Bontempellis völlig aus unrealen Starrheiten. Seine Komik ist immer ein wenig tragisch: und es ist das Tragische des Statuarischen. Auch Bergson hat in dem Erstarrten die Quelle des Lachens gesehen. Bontempelli, der diese Intuition in sich trug, strebt in seinen Werken der letzten Jahre danach, die irrealen Welten zu entdecken. Absolute Phantasie herrscht dort: aber es ist nicht die Phantasie des Traums, weder eine Häufung von durch das Leben gegebenen Tatsachen und noch weit weniger durch geschichtliche. Es ist eine Art literarischer Kubismus, der seine Spektralwirkungen durch künstliche Lichter erhält. Bontempellis Erzählungen scheinen immer sich auf einer Bühne abzuspielen...

Die neue Generation, die der Nachkriegszeit, liefert noch keine Früchte. Ich beobachte aufmerksam alle entstehenden Zeitschriften, und mit mir erwarten auch andere ängstlich das Werk der Jungen. Haben die wirtschaftlichen Sorgen schuld oder die Leidenschaften, die der Krieg erregte und der politische Kampf fortsetzte? Tatsächlich ist jedermann der Meinung, daß man noch keine Gruppe der Jungen sieht oder eine Hoffnung erweckende Persönlichkeit; der Platz ist noch von denen besetzt, die vor dem Kriege an der Spitze standen und sich heute den Vierzig nähern."

Rudolf Kayser

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

LOCARNO

von

SAMUEL SAENGER

Unterwegs

Ein fahles Frühlicht lag über dem Zürchersee, als der Zug, der uns nach Locarno bringen sollte, die Stadt Zwinglis passierte. Schon entzündeten sich auf den Graten des vor und um uns gelagerten Gebirgsmassivs die Lichter des aufsteigenden Tages, zartes Gold sprühte von jenseits über die Kuppen, aus Himmelshöh' stürzende Silberbäche blitzten auf, und ‚alles ward erquickt, dich zu erquicken'. Ferne, verschüttet geglaubte Erinnerungen an irrendsuchende, beschwingende, von Sehnsucht ins Ideenland erhellte Wandertage wurden wach. Schwamm nicht da hinten, im blassen Dämmer, die Insel Ufenau, wo Ulrich von Hutten, müde gekämpft und mit verglommenem Lebensmut, im neu gedüngten Acker seiner Zeit und halbvergessen in Staub sank? Damals, als Jüngling — es sind mit Nationalismus, Hochkapitalismus, Imperialismus, Militarismus und Sozialismus überstopfte Jahrzehnte her, bis der Kessel barst —: damals war ich hingepilgert, um dem freien Geist still zu huldigen, der sein ‚Ich hab's gewagt' den politischen, geistigen und kirchlichen Dunkelmännern seiner Gegenwart entgegengeschleudert hatte. Sein Wirken, ein leuchtendes Pünktchen im Kampf um europäische Neugeburt, war längst verweht, aber er hatte seine Umwelt entkutten helfen, selbst der Zelle früh entlaufen, während Luther noch lange im Gefängnis schmachtete. Durch seinen Humanismus und Reformismus blinkte schon jenes hellere Deutschtum, das in den Leibniz, Lessing und Goethe gipfelte, um sich dann bis zur Wesensveränderung zu materialisieren und zu mechanisieren; sein Europäertum lag, in noch zu säubernder nationaler und bürgerlicher Prägung, wie das Morgenrot künftiger Tage über seiner schöpferischen Unruhe.

Ist das Gefühl ihr nicht vergleichbar, das unsere Wirrheit durchzuckt und durchflutet? Der individuelle und nationalstaatliche Ent-

Digitized by Google

wicklungsprozeß, der damals mächtig angekurbelt wurde, befruchtet zugleich von einem geistigen Europäismus, der auch den Absonderungs- und Emanzipationsbestrebungen im einzelnen die Kräfte und die Säfte zuführte: jetzt scheint er abzurollen und, im engeren Bezirke unseres Erdteils, so gut wie zu Ende gestaltet. Könnte durch eine wirksame gemeineuropäische Kontrolle verhindert werden, daß nationale Minderheiten dem Mißbrauch des Mehrheitswillens in den neu entstandenen Staaten mit gemischten Bevölkerungen zum Opfer fallen, so wäre die Bahn für produktivere und jedenfalls nicht mehr verschiebbare Aufgaben frei. Darum hätten (nicht wahr?) unsere heutigen Huttens nun umgekehrt die Aufgabe, die Einheit Europas geistig, politisch und wirtschaftlich vor der Überfülle ihrer Vielheiten, das heißt diese selbst vor dem Verkümmern zu schützen. Aus der deutschen Not, die aus einem geradezu irrsäligen Mißverständnis bismärckischer Blut- und Eisenpolitik entstanden war und politisch unfähige Epigonenherrschaft am Volke bestrafte, war zur Rettung des deutschen Nationalstaates und der deutschen Kulturmission unseren Führern offenbar diese europäische Aufgabe zugefallen. Was seit der Reichsgründung, ja seit den Anfängen der großdeutschen Bewegung in liberaler Färbung hinter ihnen liegt, was für Bismarcks politisches Testament (Erinnerungen, Noten, Depeschen, Randbemerkungen auf Akten, Briefen, Reden) das Erfahrungsmaterial hergab, mit dem er seine Grundanschauungen begründete, aus dem er seine Lehren ableitete, auf dem sich seine Handlungen aufbauten: es muß ihnen heute als blutgetränkter Umweg vorkommen, als eine wahre Wüstenwanderung, um ihr Volk endlich zu sich und zu seiner eigentlichen Bestimmung zurückzubringen. Aller dynastischen Gängelbänder ist es nun ledig, es kann in freier Selbstbestimmung und Selbstbesinnung auf die charaktervolle Ausbildung seiner Anlagen, Reichtümer und Weistümer bedacht sein. Spricht man hinfort von Befreiungskriegen, so werden ihre Aufgaben ganz nach innen verlegt sein. Nach dem Scheitern des zu heroischer Geste geblähten Willens, als Spätling unter den Großmächten mit Flotten und Heeren eine imperiale Weltgeltung zu ertrotzen, wird das deutsche Volk in Zukunft sich freilich mit der kontinentalen ‚Sicherung' seines nationalen Daseins bescheiden müssen — die Fürst Bismarck bis zu seinem letzten Atemzug für gefährdet, der gleichfalls gefürstete Bülow für in alle Ewigkeit garantiert hielt. Aber es bliebe ihm lohnende Arbeit übergenug. Sie könnte sogar auf die ganze Umwelt einen idealischen Schimmer werfen, wenn

Digitized by Google

unsere Führer, inmitten zoologischer Kämpfe um die Futterkrippe und um materielle Güter, ihre Deutschen lehrten, wieder ‚das geistige Prinzip der Weltgeschichte zu repräsentieren'. Mit dieser Formel setzte sich einst im Vormärz der gute alte Pfizer, ein prachtvoller Schwabe, für die Einigung der deutschen Stämme unter preußischer Führung (aber unter Voraussetzung einer späteren . . Germanisierung Preußens) begeistert ein, — sollte in der Geschichte die Wiederkunft des Gleichen unmöglich sein?

. . Also wäre alles, was sich vor diese europäische Aufgabe stellte, Zwischenaktspolitik gewesen? Nicht gar zu lange vor der Katastrophe hatte Nietzsche, auch ein Mann der schöpferischen Unruhe, diese Entwicklung als ‚zwangsläufig' vorverkündet: „Dank der krankhaften Entfremdung, welche der Nationalitäts-Wahnsinn zwischen die Völker Europas gelegt hat und noch legt, Dank ebenfalls den Politikern des kurzen Blicks und der raschen Hand, die heute mit seiner Hilfe obenauf sind und gar nicht ahnen, wie sehr die auseinander lösende Politik, welche sie treiben, notwendig nur Zwischenaktspolitik sein kann, — Dank alledem und manchem heute ganz Unaussprechbaren werden jetzt die unzweideutigsten Anzeichen übersehn oder willkürlich und lügenhaft umgedeutet, in denen sich ausspricht, daß Europa Eins werden will." In der Zweckidee Locarnos liegt ganz sicher dieses Unaussprechbare als Aufgabe, sie ist gründlich genug mit Blut übergossen worden, und der Staatsmann, der sie ihrer Lösung entgegenführen soll, muß darum mindestens ebensosehr Geistmensch wie Willensmensch sein.

Die alte und die neue Ideologie

Es wird also nicht rein zufällig gewesen sein, daß solche Gedanken mir durch's Hirn wirbelten, während die Maschine uns keuchend zum Gotthard emportrug . . Doch da stock' ich schon. Unsere Staatsmannschaft befindet sich seit dem Februarangebot eines westlichen Sicherungspaktes, gleichgültig, mit welchem Grade ursprünglicher Bewußtheit es gemacht und mit welcher Energie seine Grundidee durchdacht wurde, mitten auf der Fahrt nach Europa. In der Form des Völkerbundsstatuts war diese Grundidee völlig unorganisch dem vom alten Gewalts- und Rivalitätsgeist angefüllten Vertrage von Versailles vorgeklebt worden. In Versailles war der Völkerbund im Taumel der imperialistischen Krisen (der französischen, der italienischen, der japanischen, der chinesischen, der türkischen und aller

Digitized by Google

anderen) und während der ‚dunklen Periode' der Verhandlungen die einzige Konzession an Wilsons neue Ideen, aber sie ließ die grausame Härte der den besiegten Ländern auferlegten Bedingungen unberührt und war ursprünglich nichts weiter als ein Flick neuen Tuches auf einem zerfetzten Gewand (so unter anderen in der Macdonald-Presse, Mai 19). Und dann, in wessen Händen lag all' die Jahre hindurch dieser ‚Schlüssel zum Frieden'? Der Völkerbund funktionierte als theoretisch übergeordnetes Schlichtungsorgan entweder gar nicht, oder er wirkte in Fragen, die unsere nationalen Daseinsrechte berührten, als Verewigung oder gar Steigerung der in Versailles kodifizierten Ungerechtigkeiten. Das heißt: als Partei, als verschleiertes Organ der Gewalt; denn der Druck einer machtvollen neutralen Gesinnung als Sachwalter des Prinzips fehlte. Wir blieben Objekt, das im Statut kristallisierte internationale Rechtsgut schien verschwendet, auch das Genfer Protokoll hauchte ihm kein Leben ein; und das einzig Reale war der Ring großer und kleiner Sonderallianzen, der uns, mit und ohne Völkerbund, umschlossen hielt. Da, endlich — wir wissen, wie es gekommen war — endlich wurde die Periode der Entsühnung eingeleitet. Der deutsche Nationalstaat hatte alle Stöße und Püffe von außen und innen überlebt, das allgemeine wirtschaftliche Siechtum hatte die Einsicht befestigt, daß der Lebensspielraum der Völker nicht mehr durch Kriege, sondern nur noch durch Zusammenarbeit gesichert werden könne, wenn also unsre Staatsmänner muthaft, und zunächst natürlich um der Befreiung von der Fremdherrschaft willen, den Weg beschreiten, der, mit einer unsauberen Formel zu sprechen, zum europäischen Regionalismus innerhalb des weitmaschigen Völkerbundes führen muß, so liegt darin unzweifelhaft der Willenskeim einer politischen Vision großen Stiles. Schrieb Bismarck dem neunzigjährigen alten Herrn, dem die Loyalität des Rückversicherungsvertrags mit Rußland nicht einleuchten wollte: „Unser System geheimer Verträge setzt eine Prämie auf friedliches Verhalten", so erklären sich die Herren Luther und Stresemann heute für ein System offener Verträge, unter der in Locarno gegebenen Voraussetzung gleichberechtigter Baumeisterschaft. Statt der Allianzen gegen Deutschland: eine Allianz mit Deutschland; oder vielmehr, um das dem Wort anhaftende negative Vorzeichen zu meiden, ein Vertrag der Besitzsicherung jedes gegen jeden. Dazu, mit dem Westpakt organisch verknüpft, eine Reihe von Schiedsabkommen, die gegenseitige Rechtssicherung durch Unterordnung unter Schiedsgerichtsbarkeit begründet.

Digitized by Google

Alle bisherige internationale Politik war vom cauchemar des coalitions begleitet: für die Mitte wie den Nordwesten Europas war's damit zu Ende; und damit, der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit nach, für den größeren und kulturell wesentlichsten Teil des Kontinents überhaupt. Tritt Deutschland in dieser Umrahmung dann in den Völkerbund ein, so bildet sich in ihm sofort eine engere europäische Kammer, und der bisher starre Begriff der nationalen Souveränität träte in eine Periode der Umbildung, deren Folgen sich auch eine magere Phantasie ausmalen kann.

Sie haben nach außen hin ‚es gewagt', unsere Delegationsführer, — in der ganzen Physiologie der hohen Politik, die Bismarck hinterlassen hat, findet sich kein Rezept für ihren Schritt — aber gleichzeitig schleppen sie ängstlich behutsam eine Gefolgschaft hinter sich her, der sie . . Gehorsam schuldig zu sein scheinen und in der die wundervolle Huttensche Empfänglichkeit für das Neue, das Ungeborne mit seinen ahnungsvollen Herztönen noch geringer ist als anderswo. Unsere Regierenden huldigen, so sieht es bis heute wenigstens aus, dem holdseligen Glauben, als gehörten die Innen- und Außenpolitik seelisch verschiedenen Gesinnungsfeldern an: jene beackert von der ‚staatserhaltenden' Ideologie der alt- und neuwilhelminischen Zeit, diese gedüngt von der Zielvorstellung der Vereinigten Staaten von Europa, für die die verkrüppelten Nationalwirtschaften und die Nutz- und Sinnlosigkeit des Sieges und der Siegesmittel die gegen ihre Schlachtopferfunktion sich aufbäumenden Völker und Vaterländer experimentell reif gemacht haben. In ihrer deutschnationalen Gefolgschaft will man von dieser Trennung noch nichts wissen; ihr Machtstaatbegriff hat seine zueinander gehörige Innen- und Außenseite, ihr rückwärts verankertes Gefühl schaudert vor dem Neuen als vor einem Verrat am Deutschtum. In dieser dick vernebelten Zwitterwelt verlischt das Licht des Westpaktgedankens, der den Begriff der Grenze revolutioniert. Werden unsere Vertreter da unten, hinter den Bergen, den Mut haben, zu ihrem Wagnis zu stehen?

Kein Zweifel, die Logik ihrer Überlieferungen und die Geschlossenheit ihrer Gesinnungen sprechen, wo sie echt sind, für die Haltung des konservativen Kerntrupps unter den Deutschnationalen, die bis zum Zusammenbruch alle Herrentümer besessen und verwaltet haben. Auch wenn ihre Parlamentarier aus Opportunitätsgründen für das spätere Locarnowerk ‚stimmen' sollten, wird ihnen die Idee, aus der

Digitized by Google

es geboren, ewig fremd bleiben. Das Reich war ihnen nur, um ein Wort des großen Märkers zu travestieren, so lange das höchste Gut, als über den Leib der deutschen Einheit der junkerlich-preußische Rock gezogen war. Sie können, wie der maßvolle Meinecke ihnen bescheinigt, aus dem Vorstellungskreis der altpreußischen Militärmonarchie nicht heraus. Alles, was ihnen früher nach Liberalismus roch, jetzt nach Demokratie oder Sozialismus schmeckt, ist ihnen verhaßt; ist ihnen der Feind des Nationalen, wie sie es auffassen; muß mit den gleichen Mitteln bekämpft werden, mit denen man bisher noch immer den äußeren Feind zu überrennen und zu vergewaltigen trachtete. Nach außen hin ist ihnen Staat: Macht, niemals werden ihm andere Mittel der Behauptung zur Verfügung stehen als die der Gewalt; nach innen hin: ein System der Unterordnung in den überlieferten Formen der Militärmonarchie. Hat nicht der große Bismarck selbst in dem berühmten Dreibundkapitel seiner Erinnerungen und in sonstigen Bekundungen die Materie in Ewigkeitsbeleuchtung gerückt? Ist nicht sein Vermächtnis schmählich vertan worden, weil ‚man' — wenn von diesem unbestimmten Fürwort gesprochen wird, hält sich unsere offizielle Welt in Staat und Gesellschaft noch immer mäuschenstill — weil man sich also mit denen allzusehr eingelassen hatte, die Feinde des ‚Systems der Ordnung auf monarchischer Grundlage' waren und auf abschüssiger Bahn der sozialen Republik zutrieben? Es wird unseren Staatslenkern und Staatsdenkern nicht viel helfen, wenn sie diesen ‚staatsbejahendsten' Teil ihrer Gefolgschaft fragen, ob etwa der Weltkrieg, mit seinem Getümmel von Bourgeois gegen Bourgeois, so ein Kampf der roten Fahne gegen die Elemente der Ordnung gewesen sei, wie ihn Bismarck, um ihn von einem Bündnis mit der französischen Republik abzuschrecken, dem Zaren Alexander dem Dritten als bevorstehend ausgemalt hat. Der ‚Felsgrund' ihrer Ideologie ist sanfter Belehrung unzugänglich.

Aus dieser Grundwurzel entfalten sich ohne jedwede Differenzierung ihre politischen Machtinstinkte und suchen Betätigung. Innen- wie Außenpolitik betreiben sie nach wesentlich gleichen Methoden. Trotz der Revolutionierung aller die Entwicklung eines Volkes bestimmenden Verhältnisse, und obwohl die Welt ziemlich getreu der napoleonischen Weissagung nach dem Zerfall der drei Kaiserreiche bolschewikisch (kosakisch) und republikanisch geworden ist, sucht diese Gruppe auch heute noch die aufbauenden Kräfte für das Reich dort, wo sie nach ihrer Überzeugung in Preußen immer waren und immer liegen müssen.

Digitized by Google

Wie will man diese stahlharten Blut- und Eisen-Ideologen zu ehrlichen Bekennern einer Politik des ‚regionalen' Pazifismus machen? Erinnern wir uns: Dem blutsverwandten ersten Kanzler war es nicht einmal in seiner ‚liberalen' Epoche gelungen, dieser Staats- und Gesellschaftsauffassung auch nur innenpolitisch das anachronistische Haupt zu zertreten und Preußen zu ‚entborussifizieren' (Rede vom 14. März 1877), es in Deutschland aufgehen zu lassen, — seine schwachmütigen Nachfolger im Amte haben es später erst recht nie vermocht, diese unwandelbaren Militärmonarchisten (die, modernisiert, das heißt: in Kontinenten denkend, alldeutsche Kraftmeier und Imperialisten verwegenster Art geworden waren) außenpolitisch gefügig zu machen. Und nun soll es nach einer gründlich ‚verpfuschten' Revolution glücken, solch langen und unbrechbaren Willen durch leisetreterisches Zureden und mit der Theorie der getrennten Gesinnungsfelder zu einer Außenpolitik zu bekehren, die auf dem denkbar radikalsten Umlernen beruht! Ihre Seele (wenn sie eine hat) ist die Überzeugung, daß ein gänzlich neues Kapitel der deutschen und der europäischen Geschichte anhebt. Nicht etwa in dem Sinne, als ob wir durch besonderes Pech etwa in den Zustand von 1648 zurückgeworfen wären und nun durch neue Mächtekombinationen und Allianzen das nur zeitweilig verschobene Gleichgewicht unter den Staaten des Kontinents wieder herzustellen, durch Kriege die verlorene Macht und Freiheit wieder zu gewinnen vermöchten, sondern in dem deutlich umschriebenen anderen Sinne, der sich im Schiedsvertragsgedanken und im westlichen Grenzsicherungspakt enthüllt. Der bestimmt alles in Locarno irgend Erreichbare. Nur als Glied einer Politik auf lange Sicht hat darum die Konferenz am Lago Maggiore Sinn und Fernewirkung . . Von Napoleon sagte Treitschke mit einem guten Worte: er war das Schwert der revolutionären Ideen. Revolutionär ist die Idee von Locarno nicht minder als die von '89. Aus einem Meer von Blut und Tränen ist sie emporgestiegen, aber nur das Schwert des vorausschauenden Geistes kann sie erlösen.

Ich fürchte ein wenig die Zweifelder-Theorie unserer gegenwärtigen Regenten; ich fürchte die Taktik, die eine Erziehung zum abstimmungsreifen Opportunismus vorbereitet; ich fürchte das ‚Listen' mit der Schiedsgerichtsidee. Die Außenpolitik, die unsere Führer seit Februar so klug und so mutvoll vertreten, fegt, zu Ende gedacht, jene Scheidung von Innen und Außen in alle Winde, sie ergreift und durchseelt den ganzen Staatsbegriff, sie gräbt zwischen Vater- und Kinderland,

Digitized by Google

zwischen Zukunft und Vergangenheit einen Abgrund. Mit dem Gestammel alter Worte wird man den neuen Geist nicht erhaschen.

Die falschen Erwartungen

In Locarno selbst ging es äußerst ruhig zu, von dem ‚Hochflug' der Gedanken und Stimmungen, wie sie sich in gewissen Gehirnen austobten, war nichts zu merken. Die unvermeidlichen sentimentalen Flachköpfe, die laut in Natur schwelgten und dadurch ihre Lockungen und Reize verdunkelten, paßten sehr gut in den lebhaften Betrieb, der in und zwischen den Hauptlagern der einzelnen Delegationen die Arbeit umhüllte. Ein paar hundert Journalisten und Reporter wirbelten auf der Suche nach sensationellen Wendungen der Konferenz, die ausgeschlossen bleiben mußten, geschäftig die Straßen auf und ab, die nachdenklicheren Köpfe unter ihnen, die ernsten und gewissenhaften Chronisten, die am Schicksal ihrer Völker- und Vaterländer inneren Anteil nahmen, konnten die dicken Banalitäten nicht schmackhafter machen, deren Walze fast bei jedem Gespräch über einen dahinsauste . . . Ich will damit nicht sagen, daß die Beamtenstäbe, aus denen sich neben den führenden Köpfen die Delegationen zusammensetzten, in hellerem Lichte des Geistes und der politischen Visionen strahlten, gewiß nicht; nur hatten sie den Journalisten gegenüber den Vorteil, sich an juristisch greifbare Einzelheiten der Besprechungen – also an das weltgeschichtlich Gleichgültige aber zeitgeschichtlich Unentbehrliche – halten zu können und dadurch vor den bloß Meinenden (und als Privatpersonen auch wollenden) die Wissenden spielen zu können. Die Ärmsten, die in den ersten Tagen, wo positiv nichts irgend Wesentliche ‚verlautbarte', nur Windeier zu bebrüten hatten, waren in bedauernswerter Lage. Aber das war vorauszusehen, denn die Substanz dessen, was hier in Locarno geboren werden sollte, lag ja fest und mußte die paar zu behandelnden Einzelheiten bestimmen.

War in London, im Sommer 24, das Problem der deutschen Entschädigungsverpflichtungen nach dem zerstörenden Unfug der vorhergehenden Jahre zu entpolitisieren, zu versachlichen: so war hier im herbstlichen Locarno das bisherige Allianzsystem unseres Kontinents zu europäisieren. Dem Spiel der Freundschafts- und Feindschaftsbünde war ein Ende zu machen, unter der Voraussetzung, daß die neue territoriale Gliederung Europas in ihren Grundlinien ein für alle Male anerkannt, die Grenzführung im Westen als endgültige

Digitized by Google

heilig gesprochen und für die im Osten ersehnten Grenzkorrekturen als Revisionsmittel an Stelle der Gewalt der schiedsgerichtliche Ausgleich gesetzt werden. Wie darnach der Westpakt aussehen und welche selbstverständlichen Reflexe er über den ganzen Kontinent senden mußte, war längst vor Locarno entschieden; — entschieden also war, daß der Gedanke an einen halbseitigen, westlich gerichteten Pazifismus ein Unding sei, weil unter der Herrschaft des Schiedsgedankens, auch wenn zunächst seinen Entscheidungen in politischen Dingen nur ‚moralischer' Wert zukommen würde, der Kontinent sich nicht in ein westliches Idyll des ewigen Friedens und in einen östlichen Käfig für neue nationale Stierkämpfe hinfort würde teilen lassen. Das Frage- und Antwortspiel in den seit Februar ausgetauschten diplomatischen Noten ließ darüber keinen Zweifel. Es wurde auf die europäische Zusammengehörigkeit zwischen Ost und West darin hingewiesen, es wurde der Einbau des neuen Garantiepaktes für den Westen in den Rahmen der Völkerbundsatzung als conditio sine qua non verkündet, es wurde die materielle(!) Unberührbarkeit der in Kraft befindlichen Verträge proklamiert: was hieß das anderes, als daß ein neuer gesamteuropäischer Bund alte Verträge, die die Signatarmächte binden, nicht auslöschen wohl aber sie alle dem Leben untertan machen sollte. Es war daher zum Totlachen komisch, zu sehen, wie wichtig bürokratische Gehirne Einzelheiten von sekundärer Bedeutung nahmen. Zu ihnen rechne ich zum Teil auch, ohne den Erziehungswert des dialektischen Kampfes für den in der Macht thronenden Gegner zu verkennen, das Aufblasen des Artikels 16, des sogenannten Durchmarschartikels, zum Symbol unseres freien Willens nach Osten hin: mir stand längst fest, daß er, vor Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, weder abgeschafft werden wird, noch durch Erklärungen der Verhandlungsgegner unserem besonderen Bedürfnis wirklich angepaßt werden kann. Wichtig schien mir bei allem dem nicht das etwaige materielle Ergebnis, das im Verkehr der Kanzleien sichergestellt werden konnte, sondern die seelisch und politisch auf der ganzen Linie (Entwaffnung und Räumung, Änderung des Rheinlandregimes, Saarfrage, Flugwesen usw.) entspannenden Folgen eines Gedankenaustausches von Staatsmännern, die, trotz ihrer Belastung mit den nationalen ‚Belangen', gleich bei der ersten Berührung erkennen mußten, daß sie Träger des gleichen Schicksals und Vertreter einer wachsenden Gemeinsamkeit der Interessen seien. Paneuropäische Besessenheit? Meinetwegen. Aber gerade darum packte mich Mitleid

Digitized by Google

mit den gequälten Zeitungsspähern, die mit Leichenbittermiene durch die Ritzen der amtlichen Dunkelkammern den Leib des neuen Geistes zu fassen versuchten, nachdem er seine Seele längst offenbart hatte.

Die richtigen Erwartungen

Es wurde gleich in den ersten Tagen der Konferenz sichtbar, daß die dort versammelten Staatsmänner europäisch miteinander zu sprechen versuchten: eine Sprache, die sie während der nationalistischen und imperialistischen Epoche ihrer Vaterländer verlernt hatten. Der Kampf um die Gegengabe: die Erleichterungen im Rheinlandregime als symbolischer Auftakt zum Frieden, schafft immer wieder Kopfschmerzen, der Zunge wird's noch schwer, das vom sacro egoïsmo verabschiedete europäische Einmaleins automatisch zu plappern, aber — es wird gehen. Wie lange war's denn her, daß sie alle, hilflos zappelnd im Ring ihrer blutzersetzenden ‚Ideologien', den Niagara hinuntergesaust sind? Kurz vor der Abfahrt streifte der Blick die lange Reihe von Bänden, die in meiner Bibliothek die Geschichte der letzten dreißig Jahre registrieren, — mich durchrieselte Schauder, wie wenn die Gorgo Medusa mich angeschaut hätte. Unter den Scherben eines unseligen Systems, das da in allen Tonarten beschrieben, besungen, verflucht wurde, lagen die europäischen Humanitäten begraben, in ein dichtes Netz angeblich unentrinnbarer Ursächlichkeiten eingespannt. Warnungen und düstere Prophezeiungen hatten sich noch ungeheuerlich übersteigert, seit Carlyle den Industrie- und Finanzkapitalismus vor den Wagen des (bourgeoismäßig verhärteten) Nationalismus gespannt sah. Der europäische Liberalismus, in dem die Freiheit des Individuums und das Sichselbstgehören wurzelten, war in den Straßenkot gewälzt; und der völlig unpersönliche Heroismus der miteinander ringenden Massenorganisationen hatte das Werk eines Jahrhunderts der Aufklärung, der Wissenschaft, der Technik, des Patriotismus gekrönt, indem er schließlich in unsere heutige Synthese von Irrenhaus und Gefängnis führte. Das war die furchtbare Impression eines Augenblicks der Besinnung; aber das soll nun ja — alles vorüber sein. Noch war schwefligsaurer Brandgeruch in der Luft; und nicht nur das deutsche Antlitz war verzerrt. So manchen Festredner von gestern, der großen Zeit, sah man, gleich beim ersten Ausgang, schon wieder in fettig glänzender Selbstzufriedenheit lustwandeln, ihre alt-dummen Belange ableiernd. Und es roch zuweilen (glücklicherweise nicht aufdringlich) nach schreibender Lakaienzunft. Ich hatte mir, offen gestanden, die ‚Atmo-

Digitized by Google

sphäre' etwas anders gedacht. Es galt ja eine Auferstehung: wie konnte ihr Wunder anders als in stiller heißer Einkehr und Umkehr erwirkt werden? Doch der Albdruck schwand, als sich zeigte, daß die Staatsmänner, offenbar vom guten Stern Europas gelenkt, ihre Sühneopfer darzubringen und für Europa zu optieren bereit waren.

Die Stacheldrahtgesinnung von Versailles schien wie ein böser Traum hinter ihnen zu liegen, und es sah beinahe so aus, als ob die Vertreter der großen Westmächte den Repräsentanten des Landes viel abzubitten hätten, das sie aus dem monopolistisch verwalteten Weltverteilungssyndikat endgültig hinausgedrängt, seines Weltmachtapparates beraubt und auf dessen Kosten sie die dankbare Rolle von Erlösern der nach nationalstaatlicher Selbständigkeit drängenden Völker und Volkssplitter im Osten und Südosten Deutschlands gespielt hatten. Sie hatten ja inzwischen die Erfahrung gemacht, daß mit einem siechen und gewaltsam niedergehaltenen Reich in der Mitte das zerstörte Gleichgewichtsverhältnis nicht wieder herzustellen, das künstlich untergrabene Gleichwertigkeitsgefühl nicht wieder zu verlebendigen, die gesprengte kulturelle Verklammerung nicht wieder zusammenzuleimen sei, in einer Welt, die mit den neu entstandenen ‚planetarischen Kraftfeldern' die Fortdauer ihrer Imperien aufs schärfste bedrohte. Aus Sorge um ihre Eigenexistenz mußten sie also endlich für Europa ‚optieren', und sie taten es, indem sie Deutschland ‚entgegenkamen'. Entgegenkommen dem Lande gegenüber, dessen freiwilliges Angebot einer Grenzsicherung ihre eigene Sorge um die imperiale Sicherung von einer schweren Bürde entband! Der Zwang zur Solidarität, bei den Geistigen, den Europäern von gestern und von übermorgen, höchstes Bedürfnis und unstillbare Sehnsucht, schien endlich, nach dem grausigen Spuk der vergangenen Jahre, bei den Politikern beinahe Rechenexempel geworden zu sein.

Freilich, wenn man sie unter vier Augen fragte, diese eng bedrängten Optimisten der Weltverteilung, wie sie eine wesentliche Voraussetzung für ihr Europawerk schaffen, wie sie nämlich die unter ihrem Patronat entstandenen überhitzten Nationalkörper zur bescheidenen Eingliederung in das neue System, zum Verzicht auf Übergriffe in andere nationale Kulturautonomien bringen und erziehen wollten, so wurden sie verlegen. Aber sie sahen ein und gaben zu (unter vier Augen, versteht sich), daß die über Gebühr verschobene Gleichgewichtslage mit dem einmal vollzogenen deutsch-französischen Ausgleich sich ‚von selbst' korrigieren würde. Gelingt er, so würde

Digitized by Google

eine gewaltige Kampfperiode in der Geschichte unseres Erdteils ja verschwinden. Man solle nicht verlangen, daß Frankreich die Folgen eines solchen wahrhaft europäischen Ereignisses gleich bar auf den Tisch lege. An dem Strick dieser Argumentation zerrte man nun schon lange Monate hin und her, da unten in Locarno konnte einem dabei zuweilen schon etwas schlecht werden. Aber war nicht in der Tat das ganze abzuschließende Vertragswerk auf Glauben, nicht auf ein Tauschgeschäft gestellt? Wie der Magnet die Eisenfeilspäne, so würde er die Rückwirkungen nach sich ziehen. Seltsam! Diese Diplomaten, diese Zweifler, diese Hintergedankler von Berufs wegen, die noch vor ein paar Jahren in Geheimverträgen schwelgten und sie manchmal auch voreinander geheim hielten: sie bestanden mit einemmal auf dem Glauben. Den meinten sie, wenn sie vom Geist von Locarno sprachen. Er müsse Zeit haben, sich auszuwirken. Inzwischen müßten ‚selbstverständlich' die bestehenden Sonderbündnisse, die Frankreich mit Polen und der Tschechoslowakei verknüpften, bestehen bleiben, so in der Art der von Bismarck geheiligten Rückversicherungen, die ja bekanntlich auch nur eine Prämie auf friedliches Verhalten setzen sollten.

Es war daher vorauszusehen, und war von denen, die Gesinnungen und Stimmungen in anderen Lager kannten, vorausgesagt worden: daß Locarno in diesem Punkte zunächst nur ein Kompromiß bringen könne. Deutschland wird die französische Garantie der mit den beiden Oststaaten zu schließenden Schiedsverträge ablehnen, es kann ja unmöglich bei dem Versuch, ein neues europäisches Regime des Vertrauens und der Gleichberechtigung aufzurichten, Frankreich zum Oberrichter darüber einsetzen, ob sie nach Geist und Buchstaben eingehalten werden. Das Richteramt werden, nach Deutschlands Eintritt in den Völkerbund, die von der Satzung vorgesehenen Instanzen üben. Frankreich erkennt diese ausdrücklich an, bekräftigt aber gleichzeitig den Weiterbestand seiner Bindungen. Hier muß die Initiative der deutsehen Staatskunst von neuem einsetzen. Sie hat die östliche Grenzführung nicht anerkannt, aber sie hat — man kann das nicht oft genug wiederholen — auf die Gewalt als Revisionsmittel verzichtet: ihr bleibt daher als aussichtsreiche Möglichkeit der Versuch, durch eine Wirtschafts- und Verkehrsunion ohne jedes schielende Machtattribut die nationalen Gegensätze zu überwölben. Der heutige Zustand bedroht, denkt man ihn sich unveränderbar, das Leben aller Beteiligten.

(Schluß des Aufsatzes im nächsten Heft)

Digitized by Google

JENSEITS DER BÜNDNISSE

von

ALFRED FABRE-LUCE

Die größten europäischen Mächte haben soeben einen Bündnisvertrag unterzeichnet, und sie wissen nicht gegen wen. Der unterzeichnete Pakt wird automatisch in Kraft treten gegen einen anonymen Angreifer, der durch nichts im voraus bezeichnet werden kann. Die moralische Internationale wird im letzten Augenblick die Zusammenarbeit organisieren. Diese einfache Bemerkung genügt schon, um den Pakt von Locarno von früheren Bündnissen zu unterscheiden. Jene waren geschlossen worden angesichts einer bestimmten Situation, fixierten ein einziges Bild in den Geistern, führten die technischen Vorbereitungen in eine bestimmte Richtung, schufen eine Bewegung von Sympathie und Antipathie. Selbst wenn sie defensiv waren, genügten sie, um eine Parteilichkeit zu bestimmen, durch die sie bereits aufhörten, nicht offensiv zu sein. Übrigens konnte das Wort „defensiv" beim Fehlen einer internationalen gesetzlichen Regelung keinen bestimmten Sinn haben: man hat es ja im Jahre 1914 gesehen, wo Bündnisse mit solchen Eigenschaften zur gleichen Zeit und im entgegengesetzten Sinne gewirkt haben. Besteht das Kriterium des Angriffs in der Kriegserklärung oder der Mobilisation oder der Weigerung zu Konzessionen? Die Meinungen gingen in diesem Punkt auseinander. Da ein europäischer Rat und eine allgemeine schiedsgerichtliche Organisation fehlten, existierte weder ein Verfahren zur friedlichen Regelung der Konflikte, noch eine Kontrolle der kriegerischen Vorbereitungen, die, insofern es menschlich möglich ist, gewisse allgemeine Anzeichen eines kriegerischen Willens liefern könnten. Heute hat sich der Sinn der Gefahr verschoben und die Entwicklung der Bündnisse erlaubt. Die größte Drohung der Nationen ist nicht mehr ein rivalisierender Ehrgeiz, sondern der Krieg selbst. Die „Versicherungsgesellschaften" streben danach, die „Erwerbsgesellschaften" zu ersetzen.

Indessen ist nichts geschehen. In Locarno hat man sich summarisch beschränkt, untereinander die auf verschiedenen Wegen schon gewonnenen Fortschritte zu vereinigen und in einem Text das einzutragen, was schon in der Realität der nationalen Psychologien vorgebildet war. Man hat das Gebiet der Völkerbunds-Organisation durch

Digitized by Google

Einbeziehung Deutschlands geographisch erweitert; man hat die durch den Vertrag gebotenen Möglichkeiten mit Vorteil in der Ordnung des obligatorischen Schiedsgerichtes für juristische Konflikte verwandt; aber man hat die Befugnisse des Rates nicht auf politische Konflikte ausgedehnt. Was ist der Sinn des Rheinpaktes? Er wird nunmehr dahin verstanden, daß Frankreich und Deutschland, wenn sie die entmilitarisierte Zone überschreiten, ohne vorher zu einem Vermittlungsverfahren Zuflucht genommen zu haben oder ohne den Grund zu einer schiedsgerichtlichen Garantie vorbringen zu können, England, Belgien und Italien gegen sich wird intervenieren sehen. Aber war die Verallgemeinerung des Krieges in einem analogen Falle nicht schon gesichert? Der Vorgang von 1914 hat zweifellos für lange genügt, um in dieser Hinsicht die Regierungen zu belehren, und es ist unendlich wenig wahrscheinlich, daß selbst ein Angriffswille diesen augenscheinlich gefahrvollen Weg einschlagen würde. Man hat also eine ausgezeichnete Organisation ausgearbeitet, um dem am wenigsten wahrscheinlichen Konfliktsfalle zuvorzukommen. Die Regierung des schlechten Glaubens, die man sich immer vorstellen muß, wenn man an der Verbannung des Krieges arbeitet, wird fortfahren, Lücken im Vertrage zu ihrer Verfügung zu finden, die in dem Pakt durch Definition geschaffen worden sind. Sie wird auch behaupten können, daß der Krieg nach einem vergeblichen Versöhnungsversuch und im Falle von Uneinigkeit im Rate die einzig mögliche Lösung sei. Sie wird indirekt den rheinischen Konflikt hervorrufen können, indem sie in einem anderen Konflikt die Garantie ihres Gegners spielen läßt. Man darf keineswegs die Unterhändler von Locarno deshalb beschuldigen. Ein ehrgeizigeres Bemühen auf ihrer Seite wäre mißlungen. Die Mängel, die sie, wie die Urheber des Völkerbundes, in ihrer Friedensorganisation bestehen ließen, entsprechen den Begrenzungen des internationalen Rechtes. Eine gewisse intellektuelle Atmosphäre, wie sie aus den Gesetzbüchern ausstrahlt, begrenzt das Arbeitsfeld der Unterhändler. Solange sie nicht geändert werden wird, werden sie sich immer an den gleichen Hindernissen stoßen. Auch das Genfer Protokoll, was man auch von ihm gesagt hat, mußte ihnen Opfer bringen und tatsächlich darauf verzichten, alle Kriege zu untersagen. Es ist kein Zufall, daß der Vertrag zugleich die Existenz gewisser Kategorien von Fragen, die ausschließlich der inneren Souveränität der Staaten unterworfen sind, und andererseits (wenigstens stillschweigend) die Gesetzlichkeit gewisser Kriege anerkennt. Das Verbot der Zuflucht zur Gewalt ist

Digitized by Google

nicht zu trennen von der Organisation einer pazifistischen Regelung aller Konflikte. Es fehlt die Hoffnung auf die Kräfte der Entwicklung. Man wird nie das Mittel finden können, die Welt zu entmobilisieren; wenn man kein Mittel erfinden kann, ihre Wandlungen zu regeln, muß man sich wohl darin fügen, sie durch Gewalt vollzogen zu sehen.

Der Pakt von Locarno läßt also der pazifistischen Initiative während der nächsten Jahre einen großen Raum. Und allein seine Existenz stellt schon wichtige Probleme, bei denen es nicht genügt, nur zu beschließen. Als man vom Genfer Protokoll zum Rheinpakt kam, hat man ein System allgemeiner Sicherheit zu gunsten eines Systems beschränkter Garantie aufgegeben. Wie wird diese besondere Vereinbarung auf die allgemeinen Verpflichtungen der Unterzeichner des Völkerbund-Paktes wirken? In welchem Maße werden sie gezwungen sein, Sanktionen gegen die zu eröffnen, die durch Verletzung der dem Geist des Völkerbundes völlig entsprechenden Vereinbarungen scheinbar als Angreifer zu bezeichnen sind, aber diese Vereinbarungen gar nicht unterzeichnet haben? Welches wird andererseits die Situation der Mächte sein, die in einem Kriege intervenieren, der nach einem Versöhnungsversuch oder nach der Spaltung des Rates unternommen wird, das heißt in einem Krieg ohne Angreifer? Werden sie nicht selbst als Angreifer dastehen und vielleicht ungerecht? Das sind nur zwei Hinweise auf Schwierigkeiten, die durch das neue diplomatische Instrument entstanden sind. Zwischem ihm und seinen Vorgängern wird die ganze Arbeit der Vereinigung durchzuführen sein.

Soll das heißen, daß sein Wert minimal ist und das vollbrachte Werk wenig wichtig in Hinsicht auf das noch zu vollbringende Werk? In keiner Weise. Es erscheint schon als ein Verhandlungserfolg, wenn man den Gegensatz der verschiedenen Gesichtspunkte betrachtet und die Art, in der sie einander genähert wurden. Man lese noch einmal die verschiedenen Noten, die zwischen den Alliierten und den früheren Feinden seit dem deutschen Memorandum vom 9. Februar 1925 gewechselt worden sind. Man wird die Klugheit bewundern, mit der die deutschen Diplomaten auf die Initiative der Alliierten hin die Notwendigkeit zugegeben haben, in ihren ursprünglichen Plänen den Beitritt Belgiens aufzunehmen, den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, die Achtung vor den Verträgen, die Gleichzeitigkeit der Schiedsgerichtsverträge, was alles nicht vorhergesehen war, und die Klugheit, mit der die allierten Diplomaten die Notwendig-

Digitized by Google

keit einer Annahme des Artikels 16 empfahlen und eine Abänderung der „individuellen Garantie" annahmen, die nunmehr auf flagrante Fälle des Angriffs beschränkt sein wird. Diese Bemühungen zur Vermittlung haben es erlaubt, einen Ausweg aus einer der ernstesten und dauerndsten Schwierigkeiten zu finden, die sich der Schöpfung eines Systems europäischer Sicherheit entgegenstellen: die Entdeckung einer Formel für den Hinzutritt Englands. Das britische Reich ist vom psychologischen Gesichtspunkt aus besonders schlecht für das Werk des Völkerbundes vorbereitet, da es, aus traditionellen Gründen, die heute durch die Sorge, seine Unantastbarkeit nicht zu erhalten, verstärkt sind, es immer vermeiden wollte, weitreichende Verantwortungen zu übernehmen. Und andererseits würde es, wenn man nur die materiellen Möglichkeiten betrachtet, ihm durch seine geographische Ausdehnung, durch seine finanzielle Macht seine Flotte liefern, das schönste Sanktions-Instrument. Aber gerade diese Möglichkeiten haben das englische Volk fürchten lassen, daß es dem Völkerbund als ständiger Gendarm dienen soll und durch diesen Organismus viel mehr neue Verpflichtungen und Kriegsgefahren übernehmen muß, als Versprechungen auf Beistand und Friedensgarantie. Und so hatten die natürlichen Vorteile die politischen oder moralischen Argumente für die Nicht-Intervention verstärkt. Von da an wurde es nötig, ein Mittel zu finden, die Verpflichtungen der Londoner Regierung geographisch und moralisch zu begrenzen. Indem man sie auf den Westen beschränkte und ihr ausnahmslos alle großen westlichen Mächte gesellte, verminderte man im einzelnen die Gefahren und bewahrte dennoch das Lockmittel, Einfluß zu gewinnen. Die Vielfältigkeit der Unterschriften hat die Wirkung der räumlichen Beschränkung verdoppelt, und der Pakt konnte endlich als ein gutes Geschäft erscheinen, wo die Wahrscheinlichkeiten der Intervention im umgekehrten Verhältnis zu den Versprechungen zu intervenieren steht.

Andererseits vollendet diese Verhandlung auf glücklichste Weise die Anpassung des juridischen Monuments von Versailles, von dem man lange gefürchtet hat, daß es nicht ohne Krieg gefestigt oder umgestürzt wird sein können, an das internationale Leben. Der Vertrag von Locarno wird sich in Zukunft endgültig in fünf Teile teilen: der eine, der die Entwaffnung betrifft, ist bereits durchgeführt; ein zweiter, der die Reparationen betrifft, wird durch einen allgemeinen Vergleich revidiert und durch die mit einbegriffene Verbindung der Reparationen mit den interalliierten Schulden geeignet sein, in den

Digitized by Google

französisch-deutschen Beziehungen nur eine zweitrangige Rolle zu spielen; ein dritter, der die Verantworlichkeit am Kriege betrifft, wird auch weiterhin der Gegenstand zweier entgegengesetzter Auffassungen sein, aber er ist ohne Einfluß auf die praktische Politik geworden; ein vierter, der die Ostgrenzen regelt, ist nunmehr dargestellt als eine Angelegenheit, die der Revision bedarf, aber keine Kriegsursache werden kann; ein fünfter endlich, der territoriale Zustand im Westen, ist soeben feierlich anerkannt worden, und dieses Mal handelt es sich nicht mehr um aufgezwungene Bestimmungen, sondern um eine freiwillig eingegangene Verständigung.

Endlich liefert der Pakt eine ausgezeichnete Vorrede zu all der Arbeit der intellektuellen und wirtschaftlichen Annäherung, die den Frieden wahrhaft besiegeln wird. Ein solches Werk stellt sich nach seiner Unterschrift nicht mehr unter dem gleichen Gesichtspunkt dar. Ohne Zweifel hat der Pakt nur die großen Schwierigkeiten abgewendet, sie geschickt entfernt und an ihrer Stelle entgegengesetzte Möglichkeiten bestehen lassen. Er hat innerhalb der Maschen seiner Organisation, für den Fall, da das Schiedsgericht und die Verhandlungen nicht genügen, sie zu schließen, die Legitimität dieser im Sinne des Krieges defensiven Bündnisse aufrecht erhalten, die, wenn sie nicht allmählich den Einfluß des neuen Geistes erfahren, danach streben würden, ein System der Rivalitäten zu erneuern. Aber selbst dies kann als ein Erfolg von denjenigen betrachtet werden, die eine Verhandlung nicht allein nach der Größe ihres Ergebnisses beurteilen, sondern auch nach der Gerechtigkeit ihres Vergleichs mit der Zeit, die sie bedingt. Und vor allem ist es nicht gleichgültig, ausgesprochen zu haben, daß man nicht die Lösung der großen Schwierigkeiten abzuwarten braucht, um am Werk der Wiederannäherung zu arbeiten. Man wird vielleicht eines Tages die Unterhändler von Locarno beglückwünschen um dessentwillen, was zuerst als Mangel an Mut erschienen ist. Die Probleme, denen sie ausgewichen sind, verlieren vielleicht ihre Bedeutung gegenüber der Größe der Wiederannäherungsversuche, die sie bestimmt haben werden. Ihr Verdienst wird vor allem gewesen sein, den schädlichen Zauber gebrochen zu haben, der die hypnotisierten Völker in einem gegenseitigen Mißtrauen hielt und in der sadistischen, willfährigen, fruchtbaren Vorstellung ihrer gegenseitigen Feindschaft.

Im Laufe einer vor kurzem stattgefundenen Umfrage über die Aussichten eines zukünftigen Krieges hatte sich ein französischer

Digitized by Google

Journalist Ruffin an Booth gewandt, den Präsidenten der Internationalen Handelskammer. Er sah ihn vor dieser Frage bestürzt wie ein Arzt im Krankenzimmer. „Aber der Krieg existiert nicht," sagte dieser Amerikaner, „man muß dies Wort schnell aus unserer Sprache verbannen. Um Gottes willen sprechen Sie es nicht aus." Das haben soeben auch die Unterhändler von Locarno zu Europa gesagt. Sie haben hoffentlich das Zeitalter der Mythen beschlossen und das der praktischen Zusammenarbeit eröffnet.

Es handelt sich übrigens hier keineswegs um eine Beschwörung durch das Wort. Der Pakt von Locarno hat in der Tat ein System vervollständigt, das vielleicht nicht genau der üblichen Interpretation seiner Bewunderer entspricht, aber doch zumindest eine wirksame Organisation zur Sicherheit im Westen darstellt.

Zwei Hypothesen des Konfliktes bieten sich dem Geiste. In der einen, die durch die Führung des Völkerbundes am häufigsten ausgedrückt ist, handelt es sich um einen Konflikt, der für die juristische Beilegung oder zumindestens für eine sehr reinliche moralische Beurteilung geeignet ist. In diesem Fall ist es unendlich wahrscheinlich, daß der Pakt die eigentliche Aufgabe erfüllen wird, die man von ihm verlangt, und auf die sicherste Weise diese moralischen Kräfte gruppieren wird, die allzu häufig geleugnet oder überschätzt, in Wirklichkeit ein Element unter anderen, aber ein wachsendes Element in dieser „Technik des Friedens" sind, von der de Monzie so glücklich gesprochen hat. Der Völkerbund ist geschaffen worden, um diesen Einfluß zu entwickeln. Der Vertrag von Locarno wird ihm erlauben, sich in jedem Augenblick den vollen Ertrag zu sichern.

In der anderen Hypothese wird sich die Frage der Gewalt aus Mangel an einem sicheren Kriterium notwendig erheben. Aber selbst dann ist der Völkerbund berufen, eine bedeutende Rolle zu spielen, die man nicht oft genug beleuchtet. Zu gunsten der Kriterien des Angriffes oder aus Mangel daran wird man allein aus der Länge und Öffentlichkeit der Verhandlung teilweise die zukünftigen feindlichen Gruppen skizzieren können. Der Krieg wird voraussehbar und dadurch vermeidbar. Man wird durch ein Kompromiß versuchen, den künftigen Frieden zu erraten. Wenn an der Spitze der Regierungen sich Realisten befinden, wird ihnen die Arbeit des Völkerbundes gestatten, den Völkern jene Form des Konflikts zu ersparen — vielleicht die häufigste unserer Zeit —, die aus einem Irrtum in den Prognosen stammt.

Digitized by Google

Alles in allem wird der Krieg nicht mehr bestimmte Wege nehmen können. Es wird — das ist das Schwierigste — übrig bleiben, die verschiedenen Begriffe des internationalen Lebens zu versöhnen, die, wenn man sie in aller Unendlichkeit entgegengesetzt sein läßt, eine Erneuerung des Nationalismus hervorrufen würden und so die Barrieren der Verträge zu ungenügenden machen würden. Aber bei jeder Hypothese wird die alleinige Existenz des Paktes es viel schwieriger machen, den wieder hervorgerufenen Feindseligkeiten eine militärische Form zu geben. Es wird noch schmerzhafter erscheinen, den Gefahren einer internationalen Bestrafung die Stirn zu bieten, als auf egoistische Gesichtspunkte zu verzichten. Man wird vielleicht gemäß dem Wort von Talleyrand von neuem die Diplomaten ansehen als „zu dumm, um sich zu verstehen, aber zu feige, um sich zu schlagen". Und während dieser glückliche Winkelzug auf Lebenszeit erschöpft sein wird, sind Aussichten auf die moralische Entwicklung gegeben.

Endlich stellt der unterzeichnete Text eine Begrenzung der Befugnisse dar, woran der Völkerbund während der letzten Jahre sehr glücklich und sehr still gearbeitet hat. Bei Gelegenheit eines solchen Sieges sieht man, daß die eingetretenen Schlappen kaum ansehnlich waren. Vor dem Gelingen sind andere Verständigungspläne gescheitert. Aber man muß sie vor allem als Propagandaverfahren betrachten. Man hat von dem Fehlschlag des Genfer Protokolls gesprochen. Aber dennoch ist der neue Vertrag teilweise nur eine begrenzte Anwendung seiner Prinzipien. Und man wird andere Anleihen bei ihm machen müssen, wenn man endgültig den Angriffskrieg verbannen will. Aber dennoch wird von jetzt ab die Nation, die dagegen vorgeht, sich jene öffentliche Mißbilligung zuziehen, die die beste Vorbereitung für Sanktionen ist. Und dies Protokoll, welches von den Regierungen nicht ratifiziert worden ist, wird vielleicht in Wirklichkeit leben.

Bei der Begrenzung der politischen Befugnisse handelt es sich jetzt darum, ein wirtschaftliches Gegengewicht zu schaffen. Wird es gelingen, eine öffentliche Meinung zu schaffen, die fähig ist, die individuellen Egoismen zu begrenzen und sie derartig zu organisieren, daß sie ihr eine Blöße geben können? Das wird das Werk von morgen sein. Das wird der Unterbau des Vertrages sein. Aber auch in dieser Hinsicht bieten uns die Arbeiten von Genf hoffnungsvolle Aussichten.

(Berechtigte Uebertragung aus dem Französischen von Rudolf Kayser)

Digitized by Google

EPILOG ZU „INSEL DER GROSSEN MUTTER“ (ÎLE DES DAMES)*

von

GERHART HAUPTMANN

Vor einigen Jahren gingen Nachrichten durch die Zeitungen Europas von einem Ehepaar, das völlig einsam auf einer sonst unbewohnten, kleinen Insel Polynesiens gelebt hatte und dort gestorben war. Der Mann, wie die Frau waren Deutsche, allerdings von jener Art, die aus dem Grundsatz heraus: „Mein Feld ist die Welt“ ihr Leben gestalten. Ich darf es sagen, denn ich habe das Ehepaar auf einer meiner größeren Reisen kennengelernt.

Ich will zunächst erzählen, wie dies geschah. Es wird dann verständlich sein, daß ich mich, nachdem ich die Zeitungsberichte gelesen hatte, an einen gewissen Schiffskapitän des Bremer Lloyd wandte, nicht nur, um zuverlässige Einzelheiten über das Ende meiner Freunde, kann ich wohl sagen, zu erfahren, sondern mich über den Verbleib eines gewissen Vermächtnisses zu unterrichten, das hier zu erwarten war.

Nach wochenlanger, ruhiger Fahrt, in welcher mein aufrecht gestellter Rasierpinsel nicht ein einziges Mal umgefallen war, näherte sich unser Postdampfer einem kleinen Inselchen an, das ich Mesid nennen will. Es schien begrünt, von Baumwuchs gekrönt, linder Lufthauch brachte köstliche Düfte von seinen Ufern herübergetragen.

Als gewisse Anstalten darauf hinwiesen, daß wir hier einen Hafen anlaufen würden, fragte ich unsern prächtigen Kapitän, mit dem ich manches Stündchen verplaudert hatte, was denn auf diesem kleinen Eiland zu holen wäre. Ach, sagte er, habe ich Ihnen davon noch nichts erzählt? Aber nun ist es zu spät, Sie werden ja selbst sehen.

Ich nahm mein Zeißglas aus dem Futteral, um, wie allgemein üblich, mit den Augen unserer Landung zuvorzukommen. Allerdings schien die Insel mit ihren Hainen von Palmen, Eukalyptus und vielen mir unbekannten Bäumen und Sträuchern ein kleines Paradies. Aber es war kein Rauch, noch irgendein anderes Anzeichen für die Anwesenheit des Menschen auf ihr zu entdecken.

Wir glitten durch eine offene Stelle in eine von Korallenbänken

---

* Dieser Epilog wurde vom Verfasser unterdrückt. Er wird hier auf Wunsch der „Neuen Rundschau“ abgedruckt, ohne Anspruch, als Teil des Werkes, für das er ursprünglich gedacht war, zu gelten.

Digitized by Google

umschlossene und gesicherte Bucht, die Anker fielen, und im nämlichen Augenblick kam ein hurtiges Motorbötchen in Sicht, das sich soeben vom Ufer gelöst hatte.

An Bord unseres Dampfers wurden mir bald darauf Herr Stradmann und Gattin vom Kapitän vorgestellt. Ich fand dabei zunächst wenig Merkwürdiges, bis mir beim Lunch, das der Kapitän in seiner Kajüte servieren ließ, zum Bewußtsein kam, daß ich es hier mit recht ungewöhnlichen Menschen zu tun hatte.

Herr Stradmann liebte es nicht, viele Menschen zu sehen, deshalb hatte der Kapitän nur mich noch hinzugezogen. Wieso er dies wagen durfte, weiß ich nicht.

Und doch erschienen Stradmann und seine Frau durchaus nicht menschenscheu. Insonderheit war seine Unterhaltung von einer so schillernden, geradezu glänzenden Art, wie ich sie seitdem nicht wieder genossen habe. Sie erstreckte sich vom Witzigen, leicht Frivolen bis zum im besten Sinne Ethisch-Gehaltvollen, wobei eine umfassende Belesenheit in den hauptsächlichsten europäischen Sprachen, ja, eine gründliche Bildung zum Ausdruck kam. Die Ankunft des Schiffes schien für das Ehepaar, und besonders für diesen Mann, ein Festtag zu sein. Das bewies seine blendende Laune, bewies endlich seine übersprudelnde Lustigkeit. Er setzte, oft über das Begriffsvermögen des Kapitäns, Berliner, deutsche und europäische Zustände unter die Beleuchtung eines unerschöpflichen, geistreichen Feuerwerks. Er charakterisierte Gelehrte, Staatsmänner und Schauspieler der sogenannten wilhelminischen Zeit, und ich hatte in vielen Fällen Gelegenheit, die witzige Treffsicherheit seines Griffels, seines Pinsels, seiner phonetischen Begabung bei mir selbst feststellen zu können. Trotz seines Alters, zwischen sechzig und siebzig, hatte sein Kopf immer noch etwas Apollinisches, sein großer Wuchs noch die volle Elastizität. Man wurde etwa an Byron erinnert.

Noch während des Frühstücks dachte ich nicht anders, als es sei auf der Insel eine mehr oder weniger große Siedlung. Erst als wir nach Tisch, nur wiederum der Kapitän und ich, außer dem Ehepaar, das Motorboot bestiegen hatten, in dem wir wegen der inzwischen hereingepfropften, mitgebrachten Pakete und Kisten kaum Platz fanden, wurde ich eines andern belehrt. Dies Ehepaar besaß die Insel als Eigentum und bewohnte sie ganz allein.

Herr Stradmann war reich. Er hätte sich ein Luxusleben in Paris, in London, Berlin ohne weiteres leisten können. Welche Schicksale,

Digitized by Google

welche Erfahrungen konnten einen Menschen wie ihn fähig machen, mit einer Lebensgefährtin zur Seite, dem ungeheuren Druck der Einsamkeit und Verlassenheit inmitten des Weltmeers standzuhalten?

Gewiß, diese Art Einsamkeit hatte manches, ja vieles, wie ich bald erfuhr, was sie in ihrer Wirkung lindern konnte. Stradmann besaß ein entzückendes Anwesen. Zwei vollständig gleiche Holzhäuser, deren Materialien man von Schweden hierher transportiert hatte, waren von schwedischen Zimmerleuten in einem wundervollen Gelände aufgestellt worden. Statt des Parterregeschosses gab ihnen eine luftige Eisenkonstruktion gleichsam Pfahlbaucharakter. Um die Holzwände liefen breite Veranden, auf die sich Türen und Fenster öffneten. Von Haus zu Haus führte ein Verbindungsgang, und Herr Stradmann trug sich damit, den zwei Gebäuden ein drittes anzufügen.

Herr Stradmann hatte einen irischen Hunter in seinem Stall, da er ein leidenschaftlicher Reiter war. Wir sahen das Pferd zwischen einer kleinen Kuhherde grasen. Braune Teckel kamen uns mit fröhlichem Geläute entgegen. Einer sehr edlen Hündin sah man es an, daß ein neuer Wurf recht bald zu erwarten war. Einige schöne, große Katzen schweiften umher, Hühner und mancherlei anderes Geflügel. Auch ein Volk weißer Pfauen bewegte sich in dem natürlichen Park unter Palmen, Eukalyptus und angesiedelten Zedern, sowohl Zedern vom Libanon als vom Kaukasus, gravitätisch herum. Immer seltsamer ward diese Welt, je weiter wir in sie eindrangen. Herr Stradmann hatte Damwild und eine unendlich zarte Gazellenart auf der Insel heimisch gemacht. Alle diese Tiere schienen nicht nur untereinander Frieden zu halten, sie fürchteten auch den Menschen nicht, so daß man, durch ihre Vertraulichkeit und den zauberischen Reiz, den das Ganze bot, im Tiefsten betroffen, wohl an die Insel der Kirke denken konnte.

Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als wir beim Eintritt in eines der Häuser auf zwei große Webstühle stießen, deren jeder einen noch unvollendeten Bildteppich trug. Frau Stradmann selbst war die Weberin. Die Kunst aber, die in ihnen zum Ausdruck kam, war wiederum von einer so überraschenden Höhe, daß ich mich nicht enthalten konnte, entzückt, wie ich war, die Weberin mit Athene selbst zu vergleichen. Eine andere Arachne nannte ich sie, aber ohne die jener so verhängnisvolle Überheblichkeit. Die schöne, immerhin schon bejahrte Frau dankte mir durch ein tiefes Erröten.

So gab es denn, wie gesagt, in diesem Anwesen mancherlei, was

Digitized by Google

gut gegen Grillen, Langeweile und Melancholien war. Und da wir nicht allzulange zögerten, ehe wir wieder zu Tische gingen, konnte ich bemerken, daß Küche und Keller allen billigen Ansprüchen wohl gewachsen waren. Der halbe Tag und die ganze Nacht waren vergangen, als wir den Fuß wiederum, mit Bedauern, ins Boot, zur Rückfahrt an Bord, setzten.

Die kluge, stille, versonnen-heitere Hausfrau bewegte sich ab und zu, obgleich im ganzen und einzelnen alles im voraus geordnet war. Während des ausgedehnten Desserts hatte sie eine Handarbeit vorgenommen. Ihre Bemerkungen waren einfach, offen und nicht zurückhaltend. Aber die längere, zusammenfassende Rede schien sie geflissentlich ihrem Mann überlassen zu wollen. Es war für mich ein besonderer Reiz, die schlichte und innige Augensprache zu verfolgen, durch die das Paar sich über die vielen kleinen Maßnahmen ihrer herzlichen Gastfreundschaft einigte. Die Bewegungen beider Menschen hatten übrigens etwas Großes, Freies, Bequemes an sich. Man merkte, daß der Rhythmus unserer modernen Zivilisation mit seiner unedlen Jagd und Hast hier einem anderen, höheren Rhythmus gewichen war.

Der Kapitän und ich wurden nach aufgehobener Tafel in das Nebenhaus geführt, wo Herr Stradmann seine Bibliothek und sonstigen Sammlungen in zwei Stockwerken untergebracht hatte. Der Aufenthalt hier war überaus anregend und angenehm. Atlanten, Karten und Globen, die Bücherwände hinzugenommen, boten für Erde und Himmel jede denkbare Orientierungsmöglichkeit. Es waren mehrere Schreibmaschinen da. Ein gewaltiger Stoß von Briefen, den unser Kapitän mitgebracht hatte, und ein anderer, der dafür von Frau Stradmann in den Briefsack getan wurde, bewies die Verbindung des Ehepaares mit der Großen Welt. Nicht nur Briefe jedoch diktierte, wie ich bald erfuhr, Herr Stradmann seiner Frau, sondern auch mancherlei, was auszusprechen ihm nahelag. Auf diese Art hatte ein Manuskriptenschrank, den Frau Stradmann mir zeigte, das Archiv, seinen wohlgeordneten Inhalt bekommen.

Frau Stradmann verstand es, Bücher zu binden, und so waren die einzelnen Konvolute in Pappbände zusammengefaßt, die grüne Schilde am Rücken trugen. Auf einem der Schilde las ich die Worte, ich weiß nicht, ob „Das Geheimnis“ oder „Das Wunder von Île des Dames“.

Der Kapitän hatte nach dem Schiffslunch Zeit gefunden, mir einiges aus dem früheren Leben des Ehepaars mitzuteilen und mich so einigermaßen, wie man zu sagen pflegt, ins Bild zu setzen. Stradmanns

Digitized by Google

Vater war bei einem Schiffbruch zugrunde gegangen. Seine Mutter, mit der zusammen er, dreizehnjährig, irgendeinen Hafen erreicht hatte, an den Folgen der Katastrophe bald darauf. Zehn oder zwanzig Jahre später hatte ein Dampfer ihn und seine jetzige Frau in einem kleinen Boot auf hoher See aufgegriffen und für tot an Bord geholt. In Europa gelang es Stradmann dann, den Nachweis zu führen, daß er der verschollene Sohn seines verschollenen Vaters sei und Anspruch auf dessen Vermögen habe. Er wurde als Erbe eines Landgutes, mehrerer Häuser in Berlin und eines beträchtlichen Barvermögens anerkannt. Stradmann trieb sich danach an deutschen Universitäten herum, lebte in London, Berlin, Paris und Rom, alles und alles studierend, durchschnüffelnd und durchdenkend. Schließlich kam jener Augenblick, wo er dem Weltgetriebe Valet sagte und die verlassene Insel bezog.

Der Kapitän war eine allzu unzusammengesetzte Natur, um in diesem Schritt mehr zu sehen, als die Schrulle eines Sonderlings. Verschmitzten Lächelns verriet er mir, es gäbe bei Stradmann einen Punkt, wo sein Sonderlingstum ganz unverkennbar in eine noch schlimmere Geistesverfassung umschlage. Also sei dieser Punkt sein dunkelster Punkt, weil eine gewisse Dunkelheit einer gewissen Lebensepoche seiner Vergangenheit mit ihm verbunden sei, die sich durchaus nicht aufhellen lasse.

Die Rettungsinsel, auf der, wie Stradmann behaupte, auch seine Mutter begraben lag, spuke ihm nämlich noch immer im Kopfe. Er habe schon allerhand Kapitäne durch Vermutungen und verkehrte Angaben über diese Insel irregeführt. Man lache schon, wenn er auch nur davon anfange. Er behaupte, es seien mit ihm eine Unzahl Frauen gerettet worden und lebten noch und hätten Nachkommen, Frauen, die seit dreißig Jahren verschollen und, wie man weiß, mit dem Cormoran untergegangen sind. Sie wissen, schloß der Kapitän, was Sie davon zu halten haben, wenn er auf diese Sache zurückkommen sollte.

Ich las also: „Das Geheimnis“ oder „das Wunder von Île des Dames“, worauf ich naturgemäß eine gewisse Erregung zu bemeistern hatte. Die selbstgewählte Robinsonade, wo das Vertraute mir wie auf einem anderen Planeten entgegentrat, das Gackern des Haushuhns sich draußen mit dem Gelärm der Papageien, dem Schrei der Pfauen vermischte, eine fremde Vegetation fremde, berauschende Düfte in paradiesischen Hauchen durch die Fenster hereinwehte, berückte und verwirrte

Digitized by Google

mich. Es war mir, als müßte dies Manuskript noch rätselvollere Dinge enthalten. Da trat, von einigen seiner Teckel umkläfft, die an ihm emporsprangen, mein gastlicher Wirt an mich heran: „Ja, ja,“ sagte er, das Geheimnis von Île des Dames. Und ich wußte sofort: nicht nur, daß dies Manuskript und das, was der Kapitän den dunkelsten Punkt im Haupte und im Leben Stradmanns genannt hatte, ein und dasselbe war, sondern auch, daß der Urheber des Manuskripts bei seinem Lieblingsthema gelandet war. Was ich indessen weiter erlebte, konnte das Urteil des Kapitäns nicht bestätigen.

Stradmann nahm das Manuskript aus dem Schrank heraus, wir traten an einen großen Tisch, und ich hoffte schon, er werde daraus vorlesen. Da er mir diese Erwartung ansah, sagte er scherzhaft: Fürchten Sie nichts. Ich habe, wie Sie wissen, in meiner Jugend einen Schiffbruch durchgemacht. Die Insel, auf die ich verschlagen wurde, ist bis heut nicht wiedergefunden worden. Wir Schiffbrüchigen nannten die Insel Île des Dames und den tätigen Vulkan, den sie trug, Mont des Dames. In diesen unendlichen Gewässern des Großen Ozeans werden ja aller Augenblicke, könnte man sagen, solche Inseln emporgehoben oder auch in die Tiefe hinabgezogen. Dies aber, wie ich annehme, mag auch meinem Rettungseiland widerfahren sein.

Er lachte von ganzem Herzen heraus.

Wenn dieses Manuskript wirklich etwas Lesenswertes enthalten sollte, so müßte man es nur als ein Spiel der Phantasie zu genießen trachten. Es brauchte darum nicht ohne eine tiefere Wahrheit sein. Ereignisse, die ihm etwa zugrunde liegen, sollte man nicht zu ergründen versuchen. Sie könnten alles im Keime enthalten, was meiner Spielerei ein vorübergehendes Leben gibt, ohne ihr äußerlich ähnlich zu sein. Sie werden sagen, ich sei ein recht seltsamer Heiliger, da ich Ihnen und in Ihnen gleichsam der Öffentlichkeit gegenüber ein Werkchen verteidige, das Sie nicht kennen und die Öffentlichkeit nie kennenlernen wird. Denn schließlich habe ich mich doch nicht umsonst hierher zurückgezogen. Ich werde doch nicht den ruhelosen Satanisten der Kontinente eine Brücke bauen, über welche sie mir die Wanzen, Flöhe, Mäuse, Ratten, Füchse und reißenden Wölfe, die Sbirren ihrer höllischen Gerichtshöfe auf meiner stillen Insel einschwärzen können. — Aber ich merkte Ihnen ein gewisses Interesse an. Und da wir doch letzten Endes, wenn wir auch für uns selber schreiben, nicht für uns selber schreiben, und wenn wir unser

Digitized by Google

Geschriebenes auch niemand zu lesen geben, doch den Leser voraussetzen, so stellt sich ein gewisser, unüberwindlicher Automatismus heraus. Sie aber sind sein Opfer geworden.

Ich gab meinem Wirte zur Antwort, daß ich, um den Inhalt seiner Manuskriptblätter zu erfahren, noch zu ganz anderen Opfern bereit wäre. Ich hätte von seinem Schiffbruch gehört, und als ich das Wort Île des Dames gelesen, habe ich sogleich an seine Rettungsinsel gedacht.

Er sagte darauf: Ihre Vermutung ist nicht ganz unrichtig. Es besteht zwischen „Île des Dames“ und der Insel, auf der ich mit anderen Geretteten lange verschollen gelebt habe, ein gewisser Zusammenhang. Auch manches Erlebnis von dort hat in mein Manuskript seinen Weg gefunden. Denken Sie: ich habe mich nicht zwei Jahre meiner Rückkehr nach Europa gefreut, als ein entsetzliches Heimweh nach dem Orte meiner Verbannung mich zu plagen begann. Es hatten sich nämlich dort mit der Zeit recht eigentümliche Zustände entwickelt. Ihr Eigentümliches lag in der Mischung von aufgedrungener Primitivität und europäischen Kulturelementen, die jeder der Schiffbrüchigen mitbrachte und in die neuen Verhältnisse ausschüttete. Das auf diese Weise werdende und gewordene Neue zeichnet sich durch etwas Knospenhaftes, Blütenhaftes, Frühlingshaftes und so überhaupt Jugendliches aus. Könnte man die Summe von Freude wägen, die auf jeden unserer Kolonisten stündlich entfiel, sie würde hinreichen, einen Kulturmenschen, einen Großstädter mindestens für ein Jahr mit dem Artikel Freude auszustatten. Und was nützt mir aller Fortschritt, alle Erkenntnis, wenn sie mir nicht Freude und wieder Freude vermittelt. Freude ist es, die ich will. Ich will Freude, Freude und wieder Freude: Steigt mir eine Welle oder auch nur eine Regung der Freude auf, so ist der Sinn des Lebens restlos erfüllt. War es so mit der Freude bestellt, der Artikel Schönheit war mindestens ebenso reichlich auf unserm Eiland vertreten. Sie werden nicht unterschätzen, was das bedeuten will. Wir haben ein Dasein fast durchum und durchaus in Schönheit gelebt. Der Artikel Schönheit war bei uns billig wie Brombeeren, während er in der großen Zivilisation ausgestorben ist. Ja, sogar das Bedürfnis nach ihm ist dort ausgestorben.

Freude und Schönheit: wie stehen sie eigentlich zueinander? Ich glaube, daß sich aus der Freude die Schönheit gebiert und wiederum aus der Schönheit die Freude. In diese Kette diamantener Kausalität vermag sich nichts anderes einzudrängen. Aller verdrossene Qualm,

Digitized by Google

Mißmut, Sorge, Verbitterung, Kummer, Ehrgeiz, Wissen, Irrtum, Unwissenheit wird von ihr durchlichtet, vernichtet, wie schlechte Luft durch den Rauchverzehrer aufgezehrt. Sie duldet diese Dinge nicht. Ein Mensch, in dem Freude und Schönheit zu Hause sind, könnte, auch wenn er es wollte, Haß, Neid, Mißgunst, Tücke, Geldgier, Ehrsucht, Hochmut in sich nicht zugleich beherbergen.

Meine Neugier wird immer heftiger, sagte ich. Könnten wir nicht das Geheimnis von Île des Dames doch ein wenig aufdecken? Ich meine nur das Geheimnis als solches, abgesehen davon, ob die Lösung gegeben ist oder nicht. Und haben Sie nicht am Ende die Verpflichtung, Herr Stradmann, sofern, wie ich sicher vermute, ein Abglanz der Freude, ein Abglanz der Schönheit Ihres verschollenen Eilands in das Manuskript gerettet ist, es der Öffentlichkeit, der Welt nicht vorzuenthalten?

Ach, sagte er, in dieser Beziehung bin ich gar nicht zufrieden damit und in mancher anderen Beziehung ebensowenig. In meiner Seele lebt dieses Eiland wie hunderttausend Jahre trunkener Seligkeit. Die Trunkenheit aber hat sich nur spärlich mit der Nüchternheit meines Manuskriptes vermengt, die hunderttausend Jahre Seligkeit haben kaum einen Minutengehalt an meine Handschrift abgegeben. Zudem habe ich in bezug auf die Moral oder Unmoral meines Werkchens ein Gefühl der Unsicherheit. Zwar neige ich dazu, es für hochmoralisch zu halten. Aber Moral und Moral ist zweierlei, und ich muß Ihnen gestehen, es hatte sich, wie es Notgeld gibt, zunächst bei uns eine Notmoral eingeschlichen, aus der dann eine besondere Inselmoral ins Kraut geschossen war. Sie ist vielleicht in Europa anstößig.

Es kommt hinzu, daß, falls man mir mit zudringlichen Fragen, inwieweit ich bei der Sache, von der ich fable, persönlich beteiligt sei, lästig würde, ich von dem Recht Gebrauch machen würde, wonach man sein Zeugnis in einem gewissen Falle verweigern kann.

Schließlich ist mein Bericht von Île des Dames eigentlich weder Fisch noch Fleisch. Auf der einen Seite läßt er sich wie ein Paradigma an, auf der andern Seite prätendiert er die Zufälligkeiten einer Realität. Wenn man mich also fragt: Was haben Sie damit gewollt, mein Herr? so könnte ich höchstens sagen: Ein Fragezeichen aufrichten. Und wenn man mich fragt: Wollen Sie, daß ich an Ihre unwahrscheinliche Geschichte glauben soll? so könnte ich wiederum weder ja noch nein sagen, sondern höchstens: ja und nein. Vollständig

Digitized by Google

schweigen müßte ich aber auf die Frage: Wünschen Sie, daß ich das Ganze amüsant finde?

Hier wurden wir von Frau Stradmann neuerlich zu Tisch geführt.

Während und nach dem Speisen ward dem Champagner wacker zugesprochen und das Schicksal Europas von allen Seiten eruiert. Es dauerte kaum ein halbes Jahr, bis der europäische Krieg zum Ausbruch kam. Allein man glaubte im Ernst noch nicht an ihn und ahnte nicht, in welchem Umfang er sein moralisches Vernichtungswerk ausüben würde. Man glaubte an Fortschritt, an die Segnungen von Religion, Kunst, Wissenschaft und an den endlichen, allgemeinen Sieg der Humanität. Es war natürlich, daß in diesem Zusammenhang auch die Frauenbewegung erörtert wurde. Stradmann stand rückhaltlos auf seiten der Frau. Zweifel an ihrer Gleichberechtigung, ihrer Gleichwertigkeit mit dem Manne wollte er absolut nicht zulassen. Die sogenannte Entlarvung der Frau, die Schopenhauer, Nietzsche, Strindberg und anderen zugeschrieben werde, nannte er, bei allem Respekt vor diesen Namen, eine Erbärmlichkeit. Nicht jeder Gedanke eines bedeutenden Mannes sei wohlgeboren. Und dieser Feldzug gegen die eigene Mutter sei nicht nur kein Heldenstück, sondern könne den Kämpen, wie dem ganzen Männergeschlecht nur zur Schande gereichen. Er schäme sich, wiederholte er immer wieder, eingestehen zu müssen, daß selbst erlauchte Geister unter den Männern so trauriges Kinderstubengeschwätz über das Weib hätten zutage fördern können, und mehr noch darüber, daß man ihm den Wert von Offenbarungen zuschreibe.

Endlich war die Grenze erreicht, bis zu welcher eine verstandesklare Unterhaltung möglich blieb, und heitere Tollheit fing an, um sich zu greifen, wo denn folgerichtig der Kapitän der Frauenfrage die unter Männern zu später Stunde nicht ungewöhnliche, besondere Richtung gab. Er war nicht mehr jung genug, um das: „Bruder, deine Liebste heißt“ anzustimmen, aber er zog dafür dies und jenes wohlverwahrte Liebesabenteuer aus den Futteralen seiner Erinnerung hervor, um es mit viel Behagen und merkbarem Stolz in möglichst vorteilhaftem Lichte spielen zu lassen. Auch ich vermochte es nicht, der Versuchung zu widerstehen und gewisse selige Geister zu zitieren. Beinahe geflissentlich schwieg Stradmann zu alledem.

Ich breche hiermit den Bericht über meine Begegnung mit Stradmann ab. Nicht etwa, weil sich mein Thema erschöpft hätte, ich bin in seine Tiefen noch keineswegs eingedrungen, sondern weil

Digitized by Google

ich für meine Zwecke genug, vielleicht schon zu lange dabei verweilt habe. Nur etwas möchte ich hier noch nachholen. Zuweilen brach aus den Augen Stradmanns ein Feuer hervor, das, oberflächlich betrachtet, vielleicht einen krankhaften Eindruck machen konnte. Mir erschien es dagegen gesund, gefährlich bis zur Furchtbarkeit, naturwesenhaft. Es gibt keinen anderen Menschen, bei dem ich es wiedergesehen habe.

Ich wandte mich also an meinen Lloyd-Kapitän, als der Bericht von dem seltsamen Leben des Ehepaares und seinem Ende durch die Zeitungen ging. Und das Vermächtnis, um dessentwillen ich es vornehmlich tat, war jenes Île des Dames-Manuskript, das mir all die inzwischen verflossenen Jahre nicht aus dem Sinn kommen wollte. Wie oft, im Toben des Weltkrieges, sehnte ich mich nach Stradmanns Südseeparadies zwischen den Wendekreisen und beneidete diesen Mann, der sich, in Gemeinschaft mit einer stillen, treuen Lebensgefährtin, gleichsam im Weltall lebendig begraben hatte.

Acht Tage nach meiner Anfrage war ich in Bremen eingetroffen, da mich der Kapitän zu einer mündlichen Aussprache über den ganzen Fall eingeladen hatte. Stradmann ist seiner Frau im Tode vorangegangen, sagte der Kapitän. Ein vom Zaun gebrochener Anlaß ermöglichte mir, seine Insel anzulaufen, die uns, wie alles, was wir besaßen, im Weltkriege verloren gegangen ist. Zu meiner Freude bemerkte ich bald das Motorboot, aber nur Frau Stradmann darin. Mir ahnte nichts Gutes, und ich hatte denn auch die traurige Nachricht von seinem Tode entgegenzunehmen. Ich dachte nicht anders, als daß Frau Stradmann mit mir nach Europa gehen würde, als sie mir später einige Kisten an Bord brachte. Aber sie erfüllte damit nur, sagte sie, einen letzten Willen ihres Ehemannes, seine gesamte Hinterlassenschaft an Handschriften meiner Obhut anzuvertrauen. Was werden Sie nun sagen, schloß der Kapitän, wenn ich Ihnen bekenne, daß die Kisten beim Löschen der Ladung, ich hoffe, nicht verloren gegangen, aber jedenfalls abhanden gekommen sind. Sie werden gewiß noch in Bremen sein, aber da ich in wenigen Tagen wieder in See gehe, belastete mich der Gedanke, daß damit die Aussicht, sie wiederzufinden, beinahe bis auf den Nullpunkt herabsinkt. Nun kam Ihr Brief. Ich sah sozusagen Gottes Finger darin. Unterwegs schon hatte ich ja beschlossen, mich wegen der Durchsicht und würdigen Verwertung des literarischen Vermächtnisses an Sie zu wenden. Ich zweifle nun keinen Augenblick, daß Ihnen entweder

Digitized by Google

die Entdeckung der uneröffneten Kisten oder wenigstens dieses oder jenes Manuskriptes gelingen wird. Einige Spuren sind vorhanden.

Ich dachte mir das meinige über den Leichtsinn des Kapitäns und wie letztwillige Verfügungen so oft ihr Vertrauen auf die falsche Instanz setzen. Noch in derselben Stunde jedoch fing ich, brennend für die Angelegenheit interessiert, die Spuren zu verfolgen an. Frau Stradmann hatte, heroisch und nun vollständig vereinsamt, die Rückkehr nach Europa abgelehnt und war bald darauf ebenfalls gestorben, was ein englisches Schiff festgestellt und nach Europa gekabelt hatte.

Vierzehn Tage habe ich nach dem Verbleib der Manuskripte geforscht und endlich die Kisten, halbleer, in einem Schuppen, wo Makulatur aller Art aufgehäuft wurde, gefunden. Natürlich durchwühlte ich sie zunächst nach dem Geheimnis oder dem Wunder von Île des Dames. Zu meiner bitteren Enttäuschung war es in ihnen nicht aufzufinden. Es mochte also herausgenommen, verbrannt, vermahlen oder sonstwie vernichtet worden sein. Der Kerl, welcher in diesem Schuppen hin und wider ging, dick mit grauem Staube bedeckt, aus entzündeten Augenrändern schielend, ließ sich erst gegen ein gutes Trinkgeld bereit finden, etwas darüber nachzugrübeln, wo die herausgerissenen Papiermassen etwa hingeraten sein könnten. Und wahrhaftig, er kroch fast bis zur Unsichtbarkeit in einen Berg von Papier aller Arten und Färbungen und brachte einen noch einigermaßen zusammenhaltenden Stoß Manuskript an die Oberfläche. Er enthielt unter andren Stradmannschen Schriften auch „Das Wunder von Île des Dames“.

Das war ein seltsames, ein trauriges und doch auch wieder ein freudiges Wiedersehen.

Muß ich erzählen, ob ich von der Lektüre entzückt oder enttäuscht worden bin? welche Bedenken in mir aufgestiegen und wie ich sie zum Schweigen gebracht habe?

Ich will einiges davon andeuten.

Es kam mir vor, als stehe die Erzählung Stradmanns etwas allzu entfernt von der erdgeborenen Wirklichkeit. Und neben dem Physiologischen vermißte ich auch das Individuell-Psychologische. Ein Stoff wie dieser konnte schließlich auf eine gesundere und derbere Art angepackt und entwickelt werden. Nun gut, sagte ich mir, Stradmann selbst hat ja an seinem Werk bereits Kritik geübt, und ich muß ihm in mancher Beziehung beistimmen. Die Frage, ob Matriarchat oder Patriarchat das wahrhaft Kulturbildende sei, wird

Digitized by Google

wirklich mit einem Fragezeichen beantwortet. Um ein solches Problem zu erörtern, dürfte übrigens die Form der einfachen Abhandlung die gegebene sein. Mit dem Geheimnis oder Wunder von Île des Dames ist nun ein Zufallsmoment in die Geschichte hineingekommen. Die Frage des Matriarchats und Patriarchats wird freilich davon berührt, aber mehr noch viele andere, äußerst heikle, den ideellen Gesellschaftsbau betreffende Fragen, die alle um „ein heilig öffentliches Geheimnis“ als ihren Mittelpunkt sich bewegen. Hierauf mochte sich möglicherweise Stradmanns Wort beziehen: „Wenn in meinem Manuskript Ironie zutage tritt, so richtet sie sich gegen mich“. Schließlich hat das Werk etwas Fragmentarisches. Stradmann macht es sich leicht, wenn er einfach sagt, ein Ausbruch des Mont des Dames habe vielleicht das ganze Inselidyll in den Abgrund gezogen. Schließlich war es ja in der Tat aus dem Stadium des Idylls noch nicht eigentlich herausgelangt. Aber wir wollen mehr wissen. Die Vermutung, mit der uns Stradmann entläßt, ist nicht sehr tröstlich. Man sieht das traurige Ende des in Schönheit Begonnenen nach dem allgemeinen Schema auch hier voraus. Man vergleiche einen heutigen Franziskaner in Chile oder sonstwo mit Jacopone da Todi oder dem heiligen Franz, und man wird wissen, was ich meine. Man muß das Ganze symbolisch auffassen, und ich gebe zu, daß die Ballung von Île des Dames, ähnlich einer mantischen Kristallkugel, nicht ohne vielfältige mystische Strahlungen ist. Aber weshalb mußten wir geplagten Europäer in dem Augenblick entlassen werden, wo diese Kugel nur noch an einem dünnen Faden über dem Abgrund hängt, in den sie stürzen, in dem sie zerschmettern wird?

Oder kann man mir sagen, warum die Ratten, warum die sogenannte edle Laurence und Phaon das Schiff verlassen?

Ich habe, wie dies Büchlein beweist, meine Bedenken zum Schweigen gebracht. Wenn die leuchtende Kugel über einem Abgrund hängt — nun, das hat sie ja schließlich mit unserer Erde und ebenso mit der Menschheit auf ihr gemein. Der große Darwin sagt: durch die jetzt schlummernden, unterirdischen Kräfte könne England in einer einzigen Nacht vollständig vernichtet werden. Und er nennt es ungemein bitter und demütigend, Werke, welche den Menschen so viel Zeit und Mühe gekostet haben, in einer Minute zerstört zu sehen. Wenn die heutigen Franziskaner entartet sind, so haben doch Jacopone da Todi und der heilige Franz von Assisi gelebt. Und wenn gewisse Verhängnisse, Gefahren der Entartung durch Mangel an frischem Blut,

Digitized by Google

wenn die Gefahren der Zwietracht über dem klaren Himmel von Île des Dames wie unsichtbares Gewölk hängen, so hat das die Insel mit der ganzen bewohnten Erde gemein. Vergeblich liefen wir bis ans Ende der Welt, wollten wir diesen Dingen ausweichen. Jeder Mensch erschöpft sich und fühlt den Augenblick, wo seine irdische Mission zu Ende ist. Damit dürfte der Fall der edlen Laurence seine Rechtfertigung erhalten. Phaons Flucht, gemeinsam mit Dagmar-Diodata, zu verstehen, bedarf es nur einigen tieferen Nachdenkens.

Ich hatte einst zu Herrn Stradmann gesagt: ‚Haben Sie nicht am Ende die Verpflichtung, sofern, wie ich sicher vermute, ein Abglanz der Freude, ein Abglanz der Schönheit Ihres verschollenen Eilands in das Manuskript gerettet sein sollte, es der Öffentlichkeit zu überantworten?‘ Nun, einen Abglanz von Freude, einen Abglanz von Schönheit fand ich in ihm und einen Abglanz des übermütigen Wesens, das Stradmann auszeichnete. Diese Lustigkeit geht vielleicht manchmal etwas weit, aber wehe uns, wenn wir auch noch die gelegentlichen Humore des Lebens in unserer gebenedeiten Zivilisation, wie die Motten mit Insektenpulver und Naphthalin, ausrotten wollten. Ich habe nach der Verpflichtung gehandelt, die meiner Ansicht nach durch alle diese Umstände gegeben ist.

Das Konvolut, welches mit den Merkworten: „Île des Dames“ bezeichnet war, enthielt wohl zehnmal so viel Material zu dem gleichen Stoff, als die engere Île des Dames-Erzählung beträgt. Alles, was wir etwa im „Wunder von Île des Dames“ vermissen könnten, und noch weit mehr, findet sich darin. Die Tatsache wird für manchen einigermaßen wertvoll sein.

Was wir vermissen könnten, enthalten, sagte ich, diese Blätter und noch weit mehr: nein, sie enthalten so viel mehr, daß ganz Île des Dames davon, wie von einer riesigen Flutwelle, hinweggespült werden könnte. Damit wäre denn auch das ganze Idyll hinweggespült. Herr Stradmann hatte recht, das helle, luftige, durchsichtige, morgendlich improvisierte Bambuszelt seines Île des Dames-Berichtes dagegen mit aller Sorgfalt zu vermauern.

Mit einem Wahrheitsfanatismus, der den Jean Jacques Rousseaus womöglich noch übertrifft, sind hier eine Unmenge Einzelheiten zusammengetragen, physischer, psychischer, psycho-physischer und metaphysischer Art, die zwar für den Anthropologen, den Psychologen, den Philosophen und vielerlei Spezialforscher eine Fundgrube sind, für eine breite Öffentlichkeit sich aber nicht eignen.

Digitized by Google

Ich schließe mit einem Bericht, der mir jüngst erst zugekommen ist.

Frau Stradmann, die seinerzeit ihren Mann mit eigener Hand begraben hatte, ist von Matrosen in die Erde gebettet worden.

Als die Matrosen ihr Boot wiederum bestiegen hatten und eine Weile gegen ihr Mutterschiff hingerudert waren, erblickten sie, wie sie übereinstimmend aussagen, seltsame, bunte, niegesehene Vögel von Taubengröße über dem gemeinsamen Grabe hin und her fliegen.

Das aber war noch nicht das eigentlich Seltsame.

Bald darauf sahen sie nämlich eine Art Fabeltier aus dem nahen Haine hervortreten. Es konnte die Größe eines Elches haben, welche ja die eines Hirsches weit übertrifft. An der Stirn aber trug es, wie man mit dem Zeißglase feststellte, ein speerartig gerade nach vorn gerichtetes, gedrehtes Horn.

Das wunderbare Wild schritt, ohne zu sichern, dem Grabe zu und stellte, endlich dort angelangt, die Vorderläufe auf den Hügel, so daß es gewaltig erhoben stand und dem fern abrudernden Boote nachblickte. Von Bord des Dampfers bemerkte man es nicht mehr.

ÜBER DIE STELLUNG DER MUSIK IN DER GESCHICHTE

von

ROMAIN ROLLAND

Erst allmählich beginnt die Musik sich in der Geschichte die Stellung zu erobern, die ihr gebührt. Es ist seltsam, daß man behaupten konnte, einen Überblick über die Entwicklung des Geistes zu geben, ohne eine seiner tiefsten Ausdrucksformen zu berücksichtigen. Aber haben wir denn schon vergessen, wie langsam die andern beliebteren Kunstgattungen sich das Verständnis der Franzosen erworben haben? Wie viel Mühe hatten sie, sich in der Geschichte das Bürgerrecht zu erwerben? Wie lange ist es denn eigentlich her, daß sich die französische Intelligenz der Literaturgeschichte, den Naturwissenschaften, der Philosophie, der gesamten menschlichen Geisteswelt erschlossen hat? Das politische Leben einer Nation ist jedoch nur der äußere Anblick ihres Wesenskernes. Um ihr inneres Leben kennen

Digitized by Google

zu lernen, um zum Ursprung ihrer Handlungen zu dringen, muß man bis zu ihrer Seele gelangen: durch die Literatur, die Philosophie und die Künste, wo die Ideen, die Leidenschaften und die Träume eines jeden Volkes zurückgestrahlt werden.

Die Hilfsquellen, die die Literatur der Geschichte bietet, sind bekannt. Welche Hilfe können zum Beispiel die Dichtungen eines Corneille und die Philosophie eines Cartesius bieten, um die französischen Generationen zur Zeit des Westfälischen Friedens zu verstehen! Oder, was wäre die Revolution von 1789 für ein toter Buchstabe, wenn man sich nicht mit der Gedankenwelt der Encyklopädisten und der Salons des achtzehnten Jahrhunderts vertraut gemacht hätte!

Auch hat man sich Rechenschaft über die wertvollen Aufschlüsse gegeben, die die bildende Kunst für die Kenntnis eines Zeitalters liefert: sie ist der Ausdruck ihrer Physiognomie, ihrer Typen, Gebärden, Trachten, Moden, — kurz das ganze Antlitz des Alltagslebens wird durch sie wieder lebendig gemacht. Und welcher Hinweis ist die bildende Kunst erst für die Geschichte! Alles liegt darin: die gesamte politische Revolution findet in einer künstlerischen Revolution ihre Rückwirkung. Das Leben einer Nation ist ein Organismus, in dem alles miteinander verknüpft ist: die ökonomischen wie die künstlerischen Phänomene. Zusammenhänge und Unterschiede der gotischen Denkmäler brachten einen Violett-le-Duc dazu, die großen Handelswege des zwölften Jahrhunderts wiederaufzufinden. Das Studium nur eines Architekturteiles, zum Beispiel das Studium des Glockenturmes, hat das Emporblühen des Königtums in Frankreich zeigen können, indem die Isle-de-France seit Philipp August den kleineren Provinz-Bauhütten den schöpferischen Bautypus aufzwang. Aber das große historische Verdienst der Kunst besteht in dem Weg, den sie zur Seele der Epoche gefunden hat, indem sie uns ihre feinsten seelischen Empfindungen berühren läßt. Scheinbar geben die Literatur und die Philosophie ein Bild von größerer Klarheit, da sie die verschiedenen Charakterzüge einer bestimmten Zeit auf eine feste, scharf umgrenzte Formel bringen. Aber sie führen eine so künstliche Einfachheit ein, daß sie nur eine steife, verwässerte Idee davon geben. Die Kunst nimmt das Leben als Modell. Und ihr Wert wird nur dadurch gesteigert, daß ihr Gebiet unendlich weiter ausgedehnt ist als das der Literatur. Kunsterzeugnisse von zehn Jahrhunderten liegen vor uns, doch wir sind schon sehr oft mit einer Literatur von vier Jahrhunderten

Digitized by Google

zufrieden, um den französischen Geist zu beurteilen. Außerdem gewährt uns zum Beispiel die mittelalterliche Kunst einen Einblick in das Leben der Provinz, während uns unsere klassische Literatur fast gar nichts darüber sagt. Unser Land ist wie wenig andre aus ungleichförmigen Elementen zusammengesetzt. Rassen, Traditionen, Wirkungskreise sind verschieden, ja oft entgegengesetzt: Italiener, Spanier, Deutsche, Schweizer, Engländer, Flamen und andere. Eine starke politische Einheit hat alle diese Elemente zusammengeschweißt, hat einen Durchschnitt geschaffen, ein Gleichgewicht unter den Zivilisationen, die sich bei uns aneinanderstießen. Aber wenn diese Einheit in der Literatur gekennzeichnet ist, so sind die zahlreichen Abstufungen, die unsere Persönlichkeit bilden, ziemlich abgeschwächt worden. Die Kunst gibt ein mannigfacheres Bild des französischen Geistes. Es ist kein Bild in einförmiger Grisaillemalerei, sondern es ist das Glasgemälde einer Kathedrale, wo alle Farben des Himmels und der Erde zusammenströmen. Ich denke an die gotischen Fensterrosen, wie sie die französische Kunst, die rein französische Kunst der Champagne und der Isle-de-France, hervorgebracht hat. Und ich denke daran: dies ist das Volk, von dem man sagt, daß seine Kennzeichen die Vernunft und nicht die Einbildungskraft, der gesunde Menschenverstand und nicht die Phantasie, die Zeichnung und nicht das Kolorit sei! Dieses Volk aber hat jene mystischen Rosen des Orients geschaffen!

So erweitert und beseelt die Kenntnis der Künste die Idee, die man sich von einem Volke nur nach seiner Literatur gemacht hat.

Wie sehr wird diese Idee aber noch bereichert, wenn wir zu ihrer Vervollständigung die Musik heranziehen!

Von der Musik werden nur diejenigen irre geleitet, die sie gar nicht fühlen. Ihr Stoff scheint ungreifbar: er entgeht der Vernunft, er scheint keine Beziehung zur Wirklichkeit zu haben. Also welche Hilfe kann die Geschichte von dem haben, was außerhalb des Raumes, außerhalb der Geschichte zu liegen scheint?

Aber einmal stimmt es nicht ganz, daß die Musik einen derartig abstrakten Charakter hat: sie steht in ständiger Beziehung zur Literatur, zum Theater, zum Leben einer Epoche. Daher wird jeder zugeben müssen, daß die Geschichte der Oper für die Kulturgeschichte und für die weltliche Einstellung einer Epoche aufklärend wirkt. Jede Form der Musik ist an eine Gesellschaftsform gebunden und

Digitized by Google

trägt zu deren Verständnis bei. Andrerseits steht die Geschichte der Musik in vielen Fällen in engem Zusammenhang mit der Geschichte anderer Kunstgattungen. Unaufhörlich beeinflussen sich die Künste gegenseitig, durchdringen sich, oder gelangen durch das Ergebnis ihrer natürlichen Entwicklung sozusagen dahin, sich außerhalb ihrer Grenzen, in der benachbarten Kunst zu bewegen. Bald gibt sich die Musik für Malerei aus; bald bedient sich die Malerei der Musik. „Die gute Malerei ist eine Musik, eine Melodie", sagt Michel-Angelo in einem Augenblick, wo die Malerei tatsächlich der Musik den Vorrang läßt, wo die italienische Musik, wie man sagen kann, sich sogar von der Dekadenz der andern Kunstgattungen freimacht. Die Grenzen zwischen den einzelnen Kunstgattungen sind lange nicht so hermetisch geschlossen, wie die Theoretiker meinen. Beständig findet ein Übergang über die Grenzen statt. Eine Kunstgattung setzt sich in der andern fort und gelangt in ihr bis zur höchsten Vollendung. Es ist der gleiche Vorgang wie beim Geist, der, nachdem er die Schöpfung der Form in einer Kunstgattung erfüllt hat, in einer andern ihren vollkommenen Ausdruck sucht und findet. Deshalb ist die Kenntnis der Musikgeschichte oft für die Geschichte der bildenden Künste notwendig.

Aber nehmen wir die Musik in ihrem eigensten Wesen. Liegt nicht ihr größtes Interesse darin, uns den völlig reinen Ausdruck der Seele, die Geheimnisse des Innenlebens, die ganze Welt der Leidenschaften preiszugeben, die sich lange im Herzen angesammelt haben und dort so lange gären, bis sie ans Tageslicht treten? Oft ist die Musik dank ihrer Tiefe und Ursprünglichkeit das erste Anzeichen von Tendenzen, die später in Worte und darauf in Taten übersetzt werden. Die „Eroica" geht dem Erwachen des deutschen Volkes um zehn Jahre voraus. Die „Meistersinger" und „Siegfried" besingen zehn Jahre im voraus den kaiserlichen Triumph Deutschlands.

In einigen Fällen ist sogar die Musik allein die Künderin des gesamten inneren Lebens, wovon sich sonst nichts nach außen überträgt. — Was erfahren wir aus der politischen Geschichte über das Italien und das Deutschland des siebzehnten Jahrhunderts? Eine Folge von Hofintrigen, militärischen Niederlagen, aufgesammelten Verderbtheiten, fürstlichen Vermählungen, Festen und Miseren. Und wie sollen wir uns nun daraus das wunderbare Wiederaufleben dieser beiden Völker im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert erklären? Das Werk ihrer Musiker enthüllt es uns. In Deutschland zeigt es

Digitized by Google

die Schätze des Glaubens und der Kraft, die sich in der Stille angesammelt haben: einfache, heroische Charaktere, wie den erstaunlichen Heinrich Schütz, der mitten im Dreißigjährigen Krieg, mitten in den fürchterlichsten Schicksalsschlägen, wie sie kaum jemals ein Land getroffen haben, ruhig fortfährt, von seinem starken, herrlichen, unerschütterlichen Glauben zu singen. Um ihn sind Johann Christoph Bach und Johann Michael Bach, die Vorfahren des großen Bach, die in sich das ruhige Vorgefühl des Genies tragen, das aus ihrem Blute hervorgehen wird. Pachelbel, Kuhnau, Buxtehude, Zachow, Erlebach, — sie alle sind große Seelen, die in dem engen Lebenskreis einer kleinen Provinzstadt eingeschlossen sind — von einer kleinen Anzahl von Menschen gekannt — ohne Ehrgeiz, ohne Hoffnung auf Nachruhm, still für sich allein und für ihren Gott singen. Trotz aller häuslichen und politischen Trübsal sammeln sie langsam und ausdauernd Vorräte an Kraft und moralischer Gesundheit, und bauen Stein auf Stein an der künftigen Größe Deutschlands. — Gleichzeitig sehen wir in Italien ein Aufschäumen der Musik, die ganz Europa überschwemmt. Sie ergießt sich über Frankreich, Deutschland, Österreich, England und zeigt, daß noch im siebzehnten Jahrhundert der italienische Geist die Vorherrschaft hatte. Unter dieser prunkenden und unausgeglichenen Überfülle musikalischer Schöpfungen bezeugen tiefe und konzentrierte Geister wie Monteverdi in Mantua, Carissimi in Rom, Provenzale in Neapel die hehre Seelengröße und Herzensreinheit, die sich mitten in der Leichtfertigkeit und Schamlosigkeit der italienischen Höfe erhalten konnte.

Noch ein treffenderes Beispiel: es ist wenig wahrscheinlich, daß jemals wieder die Menschheit eine furchtbarere Zeit durchmachen wird als das Ende der alten Welt, die Zersetzung des römischen Weltreiches und die großen kriegerischen Eroberungszüge. Dennoch glimmt unter diesen rauchenden Schutthaufen die reine Flamme der Kunst. Die Leidenschaft für die Musik bringt die siegreichen Barbaren und die besiegten Gallo-Romanen einander näher. Die verabscheuungswürdigen Cäsaren aus der Zeit des Niedergangs und die westgotischen Könige in Toulouse waren gleicherweise vernarrt in Musik. Die römischen Paläste und die halbwilden Feldlager hallten vom Klang der Instrumente wieder. Chlodwig ließ Musiker aus Konstantinopel kommen. — Dies würde noch nicht Liebe zur Kunst bedeuten; was jedoch bemerkenswerter scheint, ist, daß gerade diese Epoche eine neue Kunstgattung geschaffen hat. Aus dieser Umwälzung der Menschheit ist eine Schöpfung hervorgegangen, die ebenso vollkommen,

Digitized by Google

ebenso rein ist, wie die vollendetsten Schöpfungen aus den glücklichsten Zeiten: es ist die Schöpfung des Gregorianischen Gesanges, der nach Gevaert zum erstenmal im vierten Jahrhundert in dem Gesang des „Halleluja" auftrat, „dem Siegesruf des Christentums nach einer Verfolgung von zweieinhalb Jahrhunderten". Die Meisterstücke des Gregorianischen Gesanges sind vermutlich am Ende des sechsten Jahrhunderts zwischen 540 und 600, das heißt zwischen den Einfällen der Goten und der Langobarden entstanden. „Also zu einer Zeit, die unserer Phantasie als eine ununterbrochene Folge von Kriegen, Metzeleien, Verwüstungen, Pest und Hungersnot erscheint, als eine Zeit derartiger Umwälzungen, daß der heilige Gregor darin die Symptome des Weltunterganges und die Vorboten des Jüngsten Gerichtes sah." Dennoch sind die Gesänge von dem Frieden und der Hoffnung auf die Zukunft erfüllt. Eine pastorale Einfachheit, eine strenge und leuchtende Klarheit der Linien wie auf einem griechischen Relief; eine freie, von Natürlichkeit erfüllte Poesie; eine unendlich rührende und herzliche Lieblichkeit, — das alles spricht aus jener Kunst, die aus der Barbarei hervorging, und in der nichts Barbarisches enthalten ist: „ein sprechendes Zeugnis für den Seelenzustand derer, die mitten in jenen fürchterlichsten Ereignissen lebten." — Und man kann nicht etwa sagen, daß man es hier mit einer abgeschlossenen Klosterkunst zu tun habe, die auf eine Welt für sich beschränkt war. Eine volkstümliche Kunst herrschte vielmehr in der alten römischen Welt. Von Rom kam sie nach England, Deutschland und Frankreich. Niemals hat eine Kunst ihr Zeitalter besser verkörpert. Unter der Regierung der Karolinger, die für die Musik das goldene Zeitalter bedeutete, begeisterten sich die Fürsten leidenschaftlich für sie. Karl der Große und Ludwig der Fromme verbrachten ganze Tage mit Singen und Zuhören dieser Gesänge und versenkten sich ganz darin. Karl der Kahle pflegte — trotz seinen Regierungssorgen — einen musikalischen Briefwechsel und komponierte Gesänge gemeinschaftlich mit den Mönchen des Klosters von St. Gallen, das im elften Jahrhundert der musikalische Mittelpunkt der Welt war. Es gibt nichts Ergreifenderes als diese Hingabe an die Kunst, als die lächelnde Blütezeit der Musik mitten in den sozialen Zuckungen, — allem zum Trotz, allem zum Hohn.

So zeigt uns hier die Musik die lückenlose Fortdauer des Lebens unter den äußeren Anzeichen eines Scheintodes, die ewige Erneuerung unter den Trümmerhaufen der Welt. Wie vermöchte man also die

Digitized by Google

Geschichte dieser Epochen zu schreiben, wenn man ihre wesentlichen Charakterzüge außeracht ließe? Wie will man sie begreifen, wenn man ihre wahren, geheimen Kräfte verkennt? Und wer weiß, ob dieser fundamentale Irrtum nicht dahinführt, nicht nur das Bild eines geschichtlichen Augenblicks zu fälschen, sondern die ganze Weltgeschichte? Wer weiß; ob Worte der Renaissance oder Dekadenz, die wir auf gewisse Perioden des Weltgeschehens anwenden, nicht daher stammen, wie bei dem eben erwähnten Beispiel, — daß wir unser Blickfeld auf eine einzige Seite der Dinge begrenzen? Eine Kunst kann sich abwärts neigen; aber kann die Kunst jemals sterben? Sie wandelt sich, sie paßt sich den Umständen an. Es ist offenbar, daß sich in einem zu Grunde gerichteten Volk, das durch Kriege oder Revolutionen zerrüttet ist, die schöpferische Kraft schwerlich in der Architektur äußern kann; die Architektur erfordert Geld; sie braucht neue Bauten, Wohlstand und Vertrauen in die Zukunft. Man kann sogar sagen, daß die bildenden Künste im allgemeinen zu ihrer freien Entfaltung des Luxus und der Muße bedürfen, ja einer raffinierten Gesellschaftsschicht, eines gewissen Gleichgewichts der Zivilisation. Sind aber die materiellen Lebensbedingungen härter, wird das Leben von Sorgen zerquält, ist es ihm nicht gestattet, sich nach außen hin zu entfalten, so zieht es sich auf sich selbst zurück, und sein ewiges Bedürfnis nach Glück läßt es andre künstlerische Wege finden. Die Schönheit verwandelt sich, sie nimmt einen mehr verinnerlichten Ausdruck an, sie flüchtet sich in die tieferen Kunstgattungen: in die Dichtung und in die Musik. Sie stirbt nicht. Ich bin von dem Glauben erfüllt, daß sie niemals stirbt. Es gibt für sie weder Tod noch Wiedergeburt der Menschheit. Das Licht erlischt nicht, es verläßt nur seinen Standort, es geht von einer Kunstgattung zur andern, wie von einem Volk zum andern. Wenn man nur eine einzige Kunstgattung studiert, wird man naturgemäß dahin gebracht, festzustellen, daß es in der Geschichte wohl Unterbrechungen gibt und Ohnmachten, wo das Herz zu schlagen aufhört. Hat man aber den Blick auf die Totalität aller Künste gerichtet, so wird man den Ewigkeitsstrom des Lebens rauschen hören. Darum glaube ich, daß man für die Grundlage der ganzen Weltgeschichte eine Art vergleichende Geschichte aller Kunstformen braucht. Das Außerachtlassen einer einzigen unter ihnen kann die Gefahr mit sich bringen, das Gesamtbild entstellt wiederzugeben. Die Geschichte muß die lebendige Einheit des menschlichen Geistes zum Gegenstand haben. Sie muß also die Kohäsion aller ihrer Gedanken aufrecht erhalten.

Digitized by Google

Wir wollen versuchen, den Platz aufzuzeichnen, den die Musik im Laufe der Geschichte einnimmt. Dieser Platz ist weit bedeutender, als man gewöhnlich annimmt. Die Musik steigt aus den Niederungen der Zivilisation auf. Wer sie etwa noch für sehr jung hält, den muß man an Aristoxantes von Tarent erinnern, der den Verfall der Musik bis zu Sophokles zurückführt, und an Plato, der mit einem reineren Geschmack erkannte, daß seit dem siebenten Jahrhundert und seit den olympischen Gesängen nichts Gutes mehr geschaffen wurde. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat man wiederholt, daß die Musik ihren Höhepunkt bereits erreicht hatte, und daß ihr nur noch ein Absteigen beschieden sei. Es gibt keine Epochen, die nicht musikalisch waren. Es gibt kein zivilisiertes Volk, das nicht in irgendeinem Augenblick seiner Geschichte für Musik begabt gewesen ist, sogar solche Völker, von denen wir gewohnt sind, sie am wenigsten für Musik begabt zu halten, wie zum Beispiel England, das bis zur Revolution von 1688 ein musikalisch bedeutendes Volk war.

Gibt es noch andere historische Umstände, die der Entwicklung der Musik günstig waren? — Es möchte in gewisser Hinsicht natürlich erscheinen, daß die musikalische Blütezeit mit dem Niedergang anderer Kunstgattungen zusammenfällt, sogar mit den Schicksalsschlägen eines Landes. Die Beispiele, die wir aus der Zeit der kriegerischen Eroberungen erwähnt haben, wie die aus dem Italien und dem Deutschland des siebzehnten Jahrhunderts, lassen solche Vermutungen zu. Und es würde auf den ersten Blick hinlänglich logisch erscheinen, daß es sich tatsächlich so verhielt, weil die Musik ein individuelles Nachsinnen ist, das — um zu leben — nichts weiter verlangt als eine Seele und eine Stimme. Ein Unglücklicher, der von Not und Elend umgeben, im Gefängnis, von der übrigen Welt getrennt ist, vermag ein musikalisches oder dichterisches Meisterwerk zu schaffen.

Dennoch ist dies nur eine der Formen der Musik. Die Musik, die eine intime Kunstgattung darstellt, kann auch zur sozialen Kunst werden. Sie kann aus Andacht und Schmerz, sie kann aber auch aus Freude, ja selbst aus Leichtfertigkeit geboren werden. Sie paßt sich den verschiedenen Charakteren aller Völker und aller Zeiten an. Wenn man die Geschichte der Musik und ihre Formen kennt, die sie im Laufe der Jahrhunderte angenommen hat, wundert man sich nicht mehr über den Widerspruch in den Definitionen, die über sie die Ästhetiker gegeben haben. Der eine nennt die Musik ein sich bewegendes Bauwerk, der andere eine poetische Psychologie. Der eine sieht in

Digitized by Google

ihr eine vollkommen plastische Ausdruckskunst, der andere eine Kunst von rein sittlichem Empfinden. Für den einen Theoretiker gilt die Melodie als das Wesen der Musik, für den andern die Harmonie. Und in Wirklichkeit ist beides wahr, und sie haben alle recht. Kurz, die Geschichte führt dazu, durchaus nicht an allem zu zweifeln, sondern alles teilweise zu glauben, und die allgemeinen Theorien auf die Urteile zurückzuführen, die für eine Gruppe von Tatsachen und für einen Zeitabschnitt der Geschichte als wahr gelten, indem man sie als Fragmente der Wahrheit ansieht. Und es entspricht ebenfalls der Wahrheit, wenn man die Musik mit allen jenen Namen nennt, die man ihr gibt. In gewissen Jahrhunderten, wo die Architektur vorherrschte, und bei Völkern, die für die Architektur besonders begabt sind, ist die Musik ein Bauwerk in Tönen, wenn ich so sagen darf, wie zum Beispiel bei den Flamen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Bei den Völkern, die Sinn und Liebe für die Form haben, ist die Musik Zeichnung, Linie, Melodie, plastische Schönheit, wie bei malerisch und bildhauerisch begabten Völkern, zum Beispiel den Italienern. Bei einem poetischen und philosophischen Volk, wie den Deutschen, wird die Musik zur lyrischen Herzensergießung und philosophischen Betrachtung. Die Musik paßt sich allen Gesellschaftsbedingungen an. Sie ist eine Kunst des galanten und poetischen Hofes unter Franz dem Ersten und Karl dem Neunten; eine gläubige und kampfbereite Kunst zur Zeit der Reformation; eine Kunst des Pomps und des fürstlichen Hochmuts unter Ludwig dem Vierzehnten; eine Kunst des Salons während des achtzehnten Jahrhunderts; sie wird beim Herannahen der Revolution zum lyrischen Ausdruck revolutionärer Persönlichkeiten; und sie wird die Stimme der demokratischen Gesellschaften der Zukunft sein, wie sie die der aristokratischen Gesellschaften der Vergangenheit gewesen ist. Keine Formel beengt sie. Sie ist der Gesang der Jahrhunderte und die Blume der Geschichte. Sie entsprießt dem Schmerz wie der Freude der Menschheit.

Der unermeßlich große Raum, den die Musik in den antiken Kulturstaaten einnimt, ist bekannt. Er wird durch die griechischen Philosophen bezeugt, durch die Rolle, die man ihr in der Erziehung beimaß, durch ihre engen Beziehungen zu den andern Künsten, zu den Wissenschaften, zur Literatur und vor allem zum Drama. Vom ganzen Volk gesungene und getanzte Hymnen, dionysische Dithyramben, ganz in Musik getauchte Tragödien und Komödien, — alle literarischen Formen

Digitized by Google

hüllt die Musik ein. Sie ist überall, sie reicht vom Beginn der griechischen Geschichte bis zu ihrem Ende. Sie ist eine Welt, die nicht aufgehört hat, sich zu entwickeln, und deren Entwicklung nicht weniger Variationen der Formen und Stile bietet als unsere moderne Musik. Nach und nach gewinnt die reine Musik, die Instrumentalmusik, einen fast unermeßlichen Platz im sozialen Leben der gesamten hellenistischen Welt. Ihre volle Entfaltung zeigt sie am Hofe der römischen Kaiser. Einige unter ihnen: Nero, Titus, Hadrian, Caracalla, Helagabal, Alexander Severus, Gordian der Dritte, Numerianus waren leidenschaftliche Musiker, sogar Komponisten und bedeutende Virtuosen.

Das entstehende Christentum machte sich die Macht der Musik dienstbar; es bediente sich ihrer zur Eroberung der Herzen. Der heilige Ambrosius sagte: „Bestricket das Volk durch den melodischen Zauber der Hymnen". Und man hat gesehen, daß von dem gesamten Erbteil des römischen Weltreiches die Musik die einzige Kunst ist, die sich nicht nur während der Barbareneinfälle rein bewahrt hat, sondern die kraftvoller wieder aufgeblüht ist. — In den darauf folgenden Jahrhunderten, in den Epochen der romanischen und gotischen Kunst behielt die Musik ihre hervorragende Stellung. Der heilige Thomas von Aquino sagte, „daß sie den ersten Rang unter den sieben freien Künsten einnähme, und daß sie die edelste der menschlichen Wissenschaften wäre". Überall wurde Musik gelehrt. Vom elften bis zum vierzehnten Jahrhundert stand in Chartes eine große Schule für theoretische und angewandte Musik in hohem Ansehen. An der Universität Toulouse gab es im dreizehnten Jahrhundert einen Lehrstuhl für Musik. In Paris, dem Zentrum der musikalischen Welt des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, verzeichnet man die berühmtesten damaligen Musiktheoretiker in den Listen der Universitätsprofessoren. Die Musik gehörte mit der Arithmetik, Geometrie und Astronomie zum quadrivium (den vier höheren Wissenschaften). Denn sie war damals ein Werk der Wissenschaft und der Vernunft oder beanspruchte wenigstens, es zu sein. Ein Wort von Hieronymus von Mähren am Ende des dreizehnten Jahrhunderts zeigt zur Genüge, worin sich die Ästhetik jener Zeit von der unserigen unterschied: „Die Hauptschwierigkeit, um schöne Töne zu schaffen, liegt in der Traurigkeit des Herzens". Was hätte unser Beethoven darüber gedacht? Und was bedeutet es anderes, als daß den Künstlern von damals das individuelle Empfinden vielmehr ein Hindernis als eine

Digitized by Google

Anregung für die Kunst erschien? Denn die Musik war für sie eine unpersönliche Kunst, die vor allem die Ruhe eines sehr klaren Verstandes verlangte. Niemals war die Musik mächtiger als in der Zeit, wo sie am scholastischsten war. Außer dem tyrannischen Einfluß des Pythagoras, der von Boethius ins Mittelalter übertragen wurde, gab es für diesen musikalischen Intellektualismus noch andere Gründe: moralische Ursachen, — dem Geist einer Zeit entsprungen, die in Wirklichkeit viel rationalistischer als mystisch, viel vernünftelnder als lyrisch war; — soziale Ursachen, die von der zur Gewohnheit gewordenen Verbindung von Geist und Gewalt herrührten, die den Gedanken jedes Einzelnen, so originell er auch sein mochte, in der Hülle des Gedankens der Allgemeinheit festhielt. Wie in jenen Motetten, wo verschiedene Melodien mit verschiedenen Worten recht und schlecht zusammengebündelt wurden. — Schließlich gab es technische Ursachen — der großen materiellen Arbeit entspringend —, die es zu erfüllen galt, um die unförmige Masse der modernen Polyphonie zu ordnen, die man damals zwecks Modellierung einer Statue bildete, bevor Leben und Geist sie durchströmten. — Ziemlich früh stellt sich dieser scholastischen Kunst die auserlesene Kunst der Ritterpoesie mit ihrer liebeatmenden Lyrik, ihrem sprühenden und verfeinerten Leben und ihrem klaren volkstümlichen Empfinden entgegen.

Seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts macht sich ein Hauch aus der Provence als erster leiser Vorbote der Renaissance in Italien fühlbar. Schon steigt zur Zeit Dantes, Petrarcas und Giottos bei den florentinischen Komponisten die Morgenröte in Form von Madrigalen, Cascie (Jagdmusik) und Balladen auf. Von Florenz und Paris aus verbreitet sich die neue Kunst — ars nova — über Europa, und erzeugt im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts jene reiche Ernte an Vokalmusik, die man bis heute kaum ganz wieder entdeckt hat. Der Geist der Freiheit, der aus der Profanmusik emporwächst, dringt in die Kirchenkunst ein. Und am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kommt der Glanz der Musik dem der andern Künste dieses glückseligen Zeitalters gleich. Die Musikliteratur der Renaissance ist von einem Reichtum, der in der Geschichte vielleicht einzig dasteht. Die in der Malerei so bezeichnende Überlegenheit der Flamen bestätigt sich noch mehr in der Musik. Die flämischen Kontrapunktisten überfluten ganz Europa; sie wurden die Lehrmeister der Musik aller andern Völker. Franzosen und Flamen herrschten in Deutschland, in Frankreich und in Rom. Ihre Werke sind herrliche Bauwerke

Digitized by Google

in Tönen, Linien und gebauschten Rhythmen, von einer überquellenden Schönheit, die anfangs weniger expressiv als formal ist. Aber in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erwacht überall in der Musik die Individualität, die sich schon in den andern Künsten gezeigt hatte. Das Persönlichkeitsgefühl macht sich frei, man kehrt zur Natur zurück. Glarean schrieb von Josquin: „Niemand hat in der Musik die Leidenschaften der Seele besser wiedergegeben" (affectus animi in cantu). Und Vincenzo Galilei nennt Palestrina „diesen großen Nachahmer der Natur" (quel grande imitatore della natura).

Mit der Nachahmung der Natur, mit dem Ausdruck der Leidenschaften wird die musikalische Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts von den Zeitgenossen charakterisiert, denn dies war für sie der unterscheidende Charakterzug dieser Kunst. Wir sind um so mehr darüber erstaunt, als diese Tendenz der Musik zur sittlichen Wahrheit nicht aufgehört, sich vielmehr fortgesetzt und gesteigert hat. Aber was uns in der Kunst dieser Epoche mit Bewunderung erfüllt, ist die Formschönheit, die weder jemals übertroffen, noch auch nur je wieder erreicht wurde, wenn man einige Stücke von Händel und Mozart ausnimmt. Ein Zeitalter reiner Schönheit: überall blühte die Musik vermischt mit allen sozialen Lebensformen, vereinigt mit allen Künsten. Niemals waren Dichtkunst und Musik inniger miteinander verbunden als zur Zeit Karls des Neunten. Damals besangen sie Dorat, Jodelle und Belleau. Ronsard, der die Musik „die jüngere Schwester der Dichtkunst" nannte, sagte, „dass die Dichtkunst ohne die Musik fast ohne Anmut, wie die Musik ohne die Melodie der Verse unbelebt und tot wäre". Baïf gründete eine Akademie für Dichtkunst und Musik und arbeitete daran, in Frankreich eine Sprache zu schaffen, die zum Singen geeignet sei, indem er Beispiele in einem den Griechen und Lateinern nachgebildeten Versmaß gab: ein Schatz, von dessen fruchtbarer Kühnheit die Dichter und Musiker von heute noch nicht einmal etwas ahnen. Niemals ist Frankreich wieder so tief musikalisch gewesen: die Musik war nicht das Erbteil einer Gesellschaftsklasse, sondern der ganzen Nation: des Adels, der geistigen und bürgerlichen Elite, des Volkes, der katholischen und der protestantischen Kirche. Die gleiche Überfülle der musikalischen Kraft zeigte sich im England Heinrichs des Achten und Elisabeths, im Deutschland Luthers, in dem Genf Calvins, in dem Rom Leos des Neunten. Die Musik war der letzte Zweig der Renaissance und vielleicht der, der sich am weitesten ausbreitete; er bedeckte ganz Europa.

Digitized by Google

Der immer klarer werdende Ausdruck der Empfindungen in der Musik führte, nachdem er sich während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts in einer Folge von pittoresken und beschreibenden Madrigalen versucht hatte, in Italien zur Schaffung der Musiktragödie. Der Einfluß der Antike half bei der Entstehung der Oper, wie bei der Bildung und Entwicklung der andern italienischen Künste. Die Oper war dem Geist ihrer Gründer gemäß eine Auferstehung der antiken Tragödie. Sie war also gleichzeitig eine literarische wie musikalische Gattung. Und in der Tat, nachdem sogar die dramatischen Grundsätze der ersten florentinischen Meister in Vergessenheit geraten waren, nachdem sogar die Musik zu ihren Gunsten die Fesseln, die sie an die Dichtkunst banden, gesprengt hatte, übte die Oper weiterhin einen Einfluß auf den Geist des Theaters aus (besonders am Ende des siebzehnten Jahrhunderts), den man vielleicht noch nicht genügend belichtet hat. Es wäre unrecht, wollte man etwa den Triumph der Oper durch ganz Europa als unbedeutende Erscheinung und die krankhaften Verhimmelungen, die sie hervorrief, geringschätzen. Man kann behaupten, daß man ohne sie nicht die Hälfte des künstlerischen Geistes dieses Jahrhunderts begriffe, daß man nur die rationelle Seite sähe. Nirgendwo berührt man besser als hier den Boden, den sinnlichen Grund dieser Zeit, ihre wollüstige Phantasie, ihren sentimentalen Materialismus, und wenn ich zusammenfassend sagen darf, — den unsicheren Hauptgerichtstag, auf den sich die Vernunft, der Wille und der Ernst der französischen Gesellschaft des großen Jahrhunderts verließen. Dagegen trieb zu gleicher Zeit der Geist der Reformation in der deutschen Musik starke und tiefgehende Wurzeln. Die englische Musik leuchtet und erlischt mit der Vertreibung der Stuarts und dem Sieg des puritanischen Geistes. In Italien schläft der Geist am Ende des Jahrhunderts in dem Kultus einer wunderbaren und leeren Form ein.

Im achtzehnten Jahrhundert setzt die italienische Musik fort, die Leichtigkeit, die Süße und die Nichtigkeit des Lebens widerzuspiegeln. In Deutschland beginnen sich die seit einem Jahrhundert angesammelten Quellen der inneren Harmonien in zwei mächtigen Strömen — Händel und Joh. Sebastian Bach — zu ergießen. Frankreich arbeitet daran, das musikalische Theater, das von den Florentinern und von Lully entworfen wurde, eine große tragische Kunst nach dem Vorbild des griechischen Dramas, zu gründen. Paris ist das Laboratorium, wo sich die Bemühungen der größten dramatischen Musiker Europas — Franzosen,

Digitized by Google

Italiener, Deutsche und Belgier — vereinigen und mit einander wetteifern, um den Stil der Tragödie und der lyrischen Komödie zu schaffen. Die gesamte französische Gesellschaft nimmt leidenschaftlichen Anteil an diesen fruchtbringenden Versuchen, die den musikalischen Revolutionären des neunzehnten Jahrhunderts den Weg bahnten. Das Beste am Genius Deutschlands und Italiens im achtzehnten Jahrhundert liegt vielleicht in ihren Musikern. Frankreich, das in den andern Kunstgattungen schöpferischer ist, als gerade in der Musik, holt sie hierin, glaube ich, dennoch ein: denn ich sehe unter den großen Malern und Bildhauern während der Regierung Ludwigs des Zwölften kein Genie, das dem eines Rameau vergleichbar wäre. Rameau war viel mehr als ein Nachfolger Lullys. Er begründete die französische musikalische und dramatische Kunst einmal auf der Harmonielehre, die er schuf, dann auf der Naturbeobachtung. Endlich tritt das gesamte französische Theater des achtzehnten Jahrhunderts, das Theater ganz Europas, zurück vor den Werken eines Gluck, die nicht nur Meisterwerke der Musik, sondern meines Erachtens die Meisterwerke der französischen Tragödie im achtzehnten Jahrhundert sind.

Gegen Ende des Jahrhunderts drückt die Musik das Erwachen des revolutionären Individualismus aus, der die Welt aufgerüttelt hat. Das verschwenderische Wachstum ihrer Ausdruckskraft — dank den Bemühungen der französischen und der deutschen Meister und der unerwarteten Entwicklung der symphonischen Musik — stellte ihr das Instrument eines beispiellosen Reichtums zur Verfügung, der noch dazu fast ganz neu war. Innerhalb von dreißig Jahren schufen die Orchester-Symphonie und die Kammermusik ihre Meisterwerke. Die alte sterbende Welt fand darin ihr letztes Abbild, in Haydn und Mozart vielleicht das vollendetste. Und die Revolution, die mit französischen Musikern des Konvents — Gossec, Méhul, Lesueur, Cherubini — ihre Kräfte versucht hatte, fand ihre heroischste Stimme in Beethoven. Bethoven, der größte Dichter der Revolution und des Kaiserreiches, hat am leidenschaftlichsten alle Stürme der napoleonischen Zeit, die Ängste, Verwirrungen, den Kriegsbrand, die trunkene Wollust einer freien Seele ausgedrückt.

Endlich rieseln die Fluten romantischer Poesie, die Lieder eines Weber, Schubert, Chopin, Mendelssohn, Schumann, Berlioz. Diese großen Lyriker der Musik, diese Dichter jugendlicher Träumereien über ein neues Zeitalter, das zum Lichte zu drängen scheint und das ein ungekanntes Fieber erzeugt. Das alte Italien, faul und wollüstig,

Digitized by Google

läßt seinen letzten Sang in Rossini und Bellini ausklingen. Das neue Italien, das laute und herbe Piemont, erscheint mit Verdi, dem Sänger der Kämpfe des Risorgimento. Deutschland, das seit zwei Jahrhunderten mit einem Kaiserreich trächtig geht, findet bei dessen Geburt sein Fleisch und Blut gewordenes Genie in der riesenhaften Persönlichkeit Wagners. Er ist der dröhnende Herold, der das militärische und mystische Kaiserreich feiert, er ist der despotische und gefährliche Meister, der die ungezähmte Romantik eines Beethoven und Berlioz, die Tragödie eines Jahrhunderts, an den Fuß des Kreuzes, zum Mystizismus eines Parzival, führt. Nach ihm breitet sich die mystische Flut über ganz Europa aus: durch César Franck mit seiner Schule, durch die italienischen und bulgarischen Meister des Oratoriums. Man kehrt zur Antike, zur Kunst Palestrinas und zu Bach zurück. Und während ein Teil der zeitgenössischen Musik das wunderbare Instrument benutzt, das die Genies des neunzehnten Jahrhunderts vervollkommnet haben: die zartesten Seelenregungen einer bis zur Dekadenz verfeinerten Gesellschaft zu malen, beginnt sich eine volkstümliche Bewegung zu entfalten, die an der Quelle des Volksliedes die Kunst zu erfrischen sucht, indem sie die Empfindungen des Volkes in Musik übersetzt, — von Bizet bis Mussorgski, um nicht die Jüngsten nennen. Es ist noch eine schüchterne und tastende Bewegung, aber ich hoffe, daß wir sie mit der Welt, die sie ausdrückt, wachsen sehen werden.

Man möge mir diese ein wenig grob gezeichnete Skizze verzeihen. Ich habe nur versucht, den Aspekt eines Panoramas dieser ausgedehnten Geschichte zu geben, indem ich zeigen wollte, wie eng die Musik mit dem übrigen Teil des sozialen Lebens vermischt ist.

Der Anblick dieser ewigen Blütezeit der Musik ist eine sittliche Wohltat. Sie bietet einen Ruhepunkt inmitten der Weltbewegung. Die politische und soziale Geschichte ist ein Kampf ohne Ende, ein heftiges Vorwärtsdrängen der Menschheit zum Fortschritt, der beständig wieder in Frage gestellt, bei jedem Schritt wieder aufgehalten wird, und Zoll um Zoll mit einer schrecklichen Hartnäckigkeit wieder erobert werden muß. Allein die Kunstgeschichte entwickelt sich in Überfülle und in Frieden. Hier gibt es keinen Fortschritt. Wenn wir weit in die Vergangenheit blicken, so ist die Vollkommenheit schon erreicht worden. Und das wäre ein rechter Tölpel, der da glaubte, daß die Bemühungen der Jahrhunderte den Menschen um

Digitized by Google

einen Grad der Schönheit näher gebracht hätten, — seit dem heiligen Gregor und Palestrina! Da gibt es weder Traurigkeit noch Demütigendes für den Geist, im Gegenteil. Die Kunst ist der Traum der Menschheit, ein Traum vom Licht, von der Freiheit und von der reinen Kraftentfaltung. Dieser Traum hört niemals auf, und wir haben keine Furcht für die Zukunft. Unsere Unruhe oder unser Hochmut möchten uns oft überzeugen, daß wir den Gipfel der Kunst erreicht haben und alle im Augenblick des Abstieges begriffen sind. So ist es von Anbeginn gewesen.

In allen Jahrhunderten hat man geseufzt: „Alles ist bereits gesagt, und man kommt zu spät". — Ja, vielleicht ist alles gesagt. Aber alles ist noch zu sagen. Die Kunst ist unerschöpflich wie das Leben. Nichts läßt das besser empfinden als diese unerschöpfliche Musik, dieser Ozean von Musik, der die Jahrhunderte füllt.

(Deutsch von Wilhelm Herzog)

VON DER GEGENWART VERGANGENER LITERATUREN

von

HERMANN HESSE

Die Art, in welcher eine Zeit die ihr überkommenen geistigen Güter, das Vätererbe, verwaltet, kennt und benutzt, ist ebenso wichtig und ist für eine Zeit ebenso charakteristisch, wie die Art von Literatur, die sie selbst hervorbringt. Das Bild der Weltliteratur, wie auch die Vorstellung von der eigenen klassischen Literatur, verändert sich in jedem Volk von Generation zu Generation. Eine deutsche Klassikerbibliothek fürs Bürgerhaus sah vor zwanzig, dreißig Jahren sehr viel anders aus als heute. Dichter, die zu den Halbgöttern zu zählen schienen, sind versunken und vergessen, und andre Dichter, damals unbekannt oder als altväterisch verlacht, sind wieder heraufgestiegen. Dichter, von denen unsere Väter eine knappe Auswahl für genügend hielten, verlangen wir heute in möglichst vollständigen Gesamtausgaben, und andre, die damals viele Bände füllten, drängen wir heut auf einen schmalen Band zusammen. Geister, die Generationen lang ein kostbares Geheimgut für wenige gewesen waren,

Digitized by Google

werden plötzlich Allgemeingut und ihre Namen stehen auf den Plakatsäulen. Ein Beispiel aus der deutschen Dichtung: Hölderlin. Ein Beispiel aus der Weltliteratur: Lao Tse.

Mag man, nach Art der Historiker, die Ursachen dieser Wandlungen für auffindbar und für identisch mit den produktiven Zeitströmungen selbst halten, oder mag man diese ganzen Verschiebungen lediglich als ein irrationales Spiel, wie etwa die Mode, betrachten, nachdenklich und auch amüsant bleibt das Spiel auf alle Fälle, und die Kataloge jener Verleger, die von Neudrucken leben, interessieren mich, offen gesagt, stärker, als die der zeitgenössischen Literaturlieferanten. Ich selbst habe manchesmal die Rolle des Herausgebers alter, vergessener Dichtungen gespielt, und habe mit Vergnügen die Konkurrenz der alten Literaturen gegen unsre eigene, heutige unterstützt. Heute nun möchte ich für die, denen gleich mir die alten Bücher lieb sind, einen kurzen, sachlichen Bericht über das geben, was mir unter den zahlreichen Neudrucken und Neuausgaben der letzten Zeit bemerkenswert scheint.

Für die Gemeinde jener ernsten und ausdauernden Leser, die sich um die Kenntnis der ältern deutschen Geschichte bemühen, hat der Inselverlag eine Fülle von verschollenen Quellen neu erschlossen und genießbar gemacht in jener Bändereihe, die Johannes Bühler unter dem Gesamttitel „Deutsche Vergangenheit“ herausgibt. Die vier bislang erschienenen Bände heißen „Klosterleben im Mittelalter“ — „Völkerwanderung“ — „Das Frankenreich“ — „Die sächsischen und salischen Kaiser“. Besonders dem Band „Klosterleben“ verdanke ich viel. In diesen Büchern hat Bühler aus den Chronisten und Geschichtschreibern der deutschen Frühzeit Erzählungen, Schilderungen, Biographien zusammengestellt und großenteils aus dem Latein übersetzt, hat Briefe, Gesetzestexte, Verträge und andre Dokumente eingeordnet, und hat durch die kluge Anordnung, die guten Übersetzungen, die gediegenen Anmerkungen und Einleitungen etwas Außerordentliches zustande gebracht. Eine Riesenmenge treuer Arbeit steckt in diesen Bänden, deren Lektüre so genußreich ist.

Ein anderes Erbe des Mittelalters, die „Deutschen Volksbücher“, hat Richard Benz im Verlag Diederichs für unsere Zeit neu auf eine Form gebracht. Diese wunderbaren Erzählungen, von „Tristan und Isolde“, von „Fortunat“ und den „Sieben weisen Meistern,“ von „Eulenspiegel“ und „Faust“ gehören zum Besten und Stärksten, was uns aus der deutschen Vergangenheit geblieben ist. Ihre Wiederentdeckung

Digitized by Google

war ein Verdienst der Romantik, vor hundert Jahren hat Görres seine unübertroffenen Aufsätze über diese Volksbücher geschrieben. Es begann damals auch sofort eine recht emsige Herausgebertätigkeit, an deren Ende die Ausgaben von Simrock stehen, die sich bis heute erhalten haben. Diese Ausgaben aber glätten, modernisieren und schwächen die ursprüngliche Gestalt dieser spätmittelalterlichen Romane und Erzählungen so sehr, daß es längst an der Zeit war, diese Aufgabe neu in Angriff zu nehmen. R. Benz hat seit einer Reihe von Jahren sich um die ersehnte neue Gestalt der Volksbücher bemüht, er ist nicht bloß den besten Texten mit Sorgfalt nachgegangen, sondern hat mit Geschmack und Glück einen Ton, eine Sprache für diese köstlichen Bücher geschaffen, viel kräftiger und saftiger als die Simrockschen Bearbeitungen, und doch für heutige Leser durchaus genießbar. Es sind bis heute sechs Bände erschienen, jeder einzeln käuflich. Der letzte Band bringt etwas besonders Erfreuliches: das „Buch vom großen Alexander", ein seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht mehr neu ediertes Volksbuch. Als Einführung sei die Benzsche Schrift über die Volksbücher (Diederichs) empfohlen. Die Rückkehr aus den Differenziertheiten moderner Literatur zur Kraft und Lebensfülle dieser Dichtungen gehört zu den schönsten Lesegenüssen.

Johannes Keplers, des Astronomen, „Kosmische Harmonie" hat im Inselverlag W. Harburger in Auswahl übertragen, es war eine heikle Arbeit, dies Buch für mathematisch Ungeschulte zu bearbeiten, und sie wurde mit Liebe getan, wie der Leser von dem wohltuenden Vorwort bis in die Erklärungen des kleinen Wörterbuchs hinein verfolgen kann. Der heutige Gebildete ist stolz darauf, daß er nicht mehr, wie noch vorgestern, die Gedanken und Systeme der vormodernen, vorkritischen Epochen bloß zu belächeln weiß, daß er Lebenswerte hinter ihnen vermuten lernte. Ach, wenn man nun so ein Buch ansieht, wie dies Keplersche, dann schüttelt es einen vor Grausen über unsre Leere, und man staunt ergriffen über die Fülle von Leben, Wissen, Ehrfurcht, Andacht, Freudigkeit, Frömmigkeit, mit welcher ein Gelehrter der Zeit um 1600 so ein Buch schreiben konnte! Es ist eine Harmonielehre, in welche zwar die musikalische Harmonielehre mit einbegriffen ist, jedoch nur als Teil. Das Ganze gilt nicht der menschlichen Musik, sondern der Musik des Weltalls, dem Schöpfungskonzert, und hat zur Grundlage den freudigen Glauben an die Einheitlichkeit und Harmonie des Weltplanes, ein Glaube, in dem Nachklänge von Pythagoras und starke platonische Einflüsse

Digitized by Google

mit einem naiven Christenglauben sich aufs beste vertragen. Oft klingt es darin wie Händelsche Musik, so stolz und zugleich warm, so überlegen und zugleich naiv, so strahlend und verklärt.

In einer Bücherreihe „Aus alten Bücherschränken", bei der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg, fiel ein Band mir auf: Jakob Boehmes „Vom dreifachen Leben des Menschen", herausgegeben nach der Ausgabe von 1730. Da Boehme-Neudrucke nicht eben häufig sind, sei die Erscheinung mit Freude begrüßt, die von Lothar Schreyer besorgte Ausgabe wird manchem einen Wunsch erfüllen. Mag Boehme noch so unbequem zu lesen sein, er stellt doch einen Extrakt deutschen Geistes, einen Höhepunkt deutscher Meditation dar, dessen Auswirkung noch nicht beendet ist. Es steckt dort ein Stück echtester deutscher Philosophie.

Eine hübsche Taschenbibliothek von zweisprachigen Ausgaben antiker Autoren, griechischer wie römischer, hat der Verlag Ernst Heimeran in München begonnen. Wohlfeil und in angenehmer Ausstattung kann man da in kleinen bequemen Bändchen einige Werke des Altertums kaufen, bei welchen links der Originaltext, rechts die deutsche Übersetzung steht. Die Übersetzungen sind teils ganz neu, teils nach ältern revidiert, es ist ernstliche Sorgfalt auf sie verwendet worden. Einige der Bändchen sind lustig, doch nicht eben bedeutend illustriert. Erschienen sind die Gesänge des Horaz, der „Tiberius" von Tacitus, Ovids „Liebeskunst", Plutarchs „Kinderzucht", die „Perser" des Äschylus, „Hetärenbriefe" des Alkiphron, auch eine kleine Probe aus Lukian.

Eine mit Großzügigkeit und Geschmack durchgeführte Bücherreihe sind die „Werke der Weltliteratur" im Berliner Propyläenverlag. Man findet unter diesen Büchern die verschiedensten Werke aller Sprachen in guten, meist illustrierten, Ausgaben und Übersetzungen in schöner Buchform, man findet da neben Grimmelshausen und Cervantes die „sentimentale Reise" von Sterne und den „Ardinghello" von Heinse (mit vielen Bildern) und eine Menge andrer, klassischer und würdig reproduzierter Werke. Die letzten Bände dieser Ausgabe, die ich sah, waren ein Benvenuto Cellini und ein Alonso de Contreras. Der Cellini ist die erste vollständige und kritische deutsche Ausgabe der schon von Goethe übersetzten Memoiren des schneidigen Florentiners, fußend auf der erst neuerdings erschienenen italienischen kritischen Ausgabe, der einzigen, welcher das Originalmanuskript Cellinis zu grunde gelegt werden konnte. — Alonso de Contreras

Digitized by Google

„Leben, Taten und Abenteuer" hat Otto Fischer aus dem Spanischen übersetzt. Diese Memoiren eines Soldaten und Abenteurers aus der Spätzeit des spanischen Weltreichs sind des Kennenlernens wert, etwas Starkes und Heldisches klingt in diesem äußerst bunten und rauhen Leben.

Ebenfalls im Propyläenverlag kam eine hübsche Auswahl aus den Werken Schleiermachers heraus, und es wäre zu wünschen, daß dieser etwas vergessene Denker der Romantik nicht bloß in protestantischen Pfarrhäusern gelesen würde. Die Auswahl, in einem Bande, besorgt von H. Mulert, bringt zunächst die auch heut noch nicht vergessenen und oft neugedruckten Werke, obenan die „Reden über die Religion", dann aber mehrere kaum mehr gekannte Aufsätze und eine kleine Auswahl merkwürdig schöner, tiefgehender Predigten. Eine erwünschte Ergänzung zu diesem stattlichen Band in Großoktav, mit welchem einem großen Autor sein Recht zuteil wird, ist der Band „Briefe Schleiermachers", vom gleichen Herausgeber ausgewählt und eingeleitet.

Die Sammlung klassischer Romane der Weltliteratur, die bei Paul List in Leipzig unter dem Titel „Epikon" begonnen und schon kürzlich hier mit Auszeichnung genannt wurde, hat neue Fortschritte gemacht, auch sind jetzt alle Bände dieser apart und klug gemachten Reihe auch in schönen schmiegsamen Lederbänden käuflich. Die Auswahl, mit welcher dies „Epikon" eine Handbibliothek der wertvollsten Romane aller Völker zusammenstellt, geschieht vom höchsten Gesichtspunkt aus. Jeder Band hat ein gutes Geleitwort, es hat Thomas Mann zu den „Wahlverwandtschaften", Hofmannsthal zu Stifters „Nachsommer", Hans Reisiger zu Merediths „Egoist" sehr Lesenswertes geschrieben. Die ausländischen Werke sind alle neu, gewissenhaft und zum Teil glänzend übersetzt, hier sei nochmals Hans Reisiger (Meredith), und Otto Flake (Stendhal) genannt. Aus der deutschen Dichtung bringt die Sammlung mehrere Werke, deren Aufnahme in eine so strenge Auswahl eine Mahnung an die Leser bedeutet, denn es sind nicht mehr viele, welche den „Siebenkäs" und Immermanns „Münchhausen" kennen. Daß der „Münchhausen" (mit gutem Nachwort von Wassermann) mit aufgenommen wurde, war ein Wagnis, dem ich herzlich zustimme.

Eine deutsche Gesamtausgabe der Werke Machiavellis in fünf starken Bänden wird Historikern und Politikern willkommen sein,

Digitized by Google

auch viele Literaturfreunde, etwa im Anschluß an Burckhardts Werk über die Kultur der Renaissance, interessieren. Machiavell ist jedenfalls eine der ganz wenigen politischen Intelligenzen, deren Gedanken noch nach Jahrhunderten Wert haben, denn er ist der Führer und Meister einer unsentimentalen Politik des Bewußtseins, ohne Theater und Selbsttäuschung, die man in der Praxis unendlich selten antrifft. Die Ausgabe ist von H. Floerke besorgt und bei Georg Müller verlegt. Das Hauptwerk, die „Discorsi," sowie seine meistgenannte kleinere Schrift, der „Principe", führen am unmittelbarsten in die Welt und Denkart dieses großen Politikers ein. In den Komödien, namentlich der „Mandragora", imponiert der klare Florentiner Geist dieses männlichen, kräftigen Autors hinterm Oberflächenspiel eines recht derben Lustspiels, mit bitter satirischer Gesellschaftskritik. Ein Dichter, im heiligen Sinn des Worts, ist dieser überlegene Geist allerdings nicht.

Die deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart bringt eine Reihe „Klassiker des deutschen Hauses", das sind ausgewählte Ausgaben der großen deutschen Dichter. Die Ausgaben von Schiller (fünf Bände), von Kleist (drei Bände) und von Hölderlin (zwei Bände) sind mir vorgelegen. Es sind sehr reichliche Auswahlen, ohne gelehrten Apparat, mit sympathischen und zum Teil entzückenden Vorworten von Martin Lang. Die Ausstattung ist solide und hält in Satzbild und Einbänden eine angenehme Mitte zwischen dem bisherigen Typ der Klassikerausgaben und einem modernen Buchtypus. Die große Schrift sei gerühmt. — Wenn man diese neuen Ausgaben betrachtet (die der Verlagsanstalt und die des Verlags Hädecke sind einander ziemlich ähnlich), so fällt dem, der sich an die Ausgaben derselben „Klassiker" vor dreißig Jahren erinnert, allerlei auf. Er sieht bei Schiller die Prosa stärker betont als damals, er erkennt die damals äußerst stiefmütterlich behandelten, noch gar nicht so recht als „Klassiker" anerkannten Erscheinungen Kleists, Hölderlins und des Novalis kaum wieder. Er vermißt Gestalten wie Wieland, von dem eine schöne neue Auswahl sehr zu wünschen wäre, was ebenso von Herder gilt. Für einige der größern deutschen Autoren um 1800 fehlt es auch heute noch ganz an handlichen Ausgaben, die den Eindruck einer gewissen Endgültigkeit erwecken könnten, so zum Beispiel für Ludwig Tieck. Von anderen sind überhaupt keinerlei Ausgaben da, weder gekürzte noch vollständige, es sei erinnert an Fr. Schlegel, an Hippel, an Forster. Auch heute, wie es immer war,

Digitized by Google

ist der Ausschnitt dessen, was von unsrer besten ältern Literatur dem momentanen Bewußtsein der Nation erreichbar ist, nur von der Mode abhängig. Dichter, die vor zwanzig Jahren zu Unrecht vergessen waren, sind wieder sichtbar geworden (Büchner!), aber andre sind dafür untergesunken, welche später einmal wieder emportauchen werden.

Der Stuttgarter Verleger W. Hädecke gibt seit einigen Jahren Ausgaben deutscher Dichter heraus, die er „Diotima-Klassiker" nennt. Diese Klassiker, bei sehr mäßigen Preisen anständig ausgestattet, mit guten bibliothekgemäßen Einbänden, stellen eine überdurchschnittliche Verlagsleistung dar. Einige dieser Ausgaben seien genannt: Da ist ein Hebbel in acht Bänden, besorgt von W. Scholz, der ja seit Jahrzehnten dem Problem Hebbel innig nahe steht und ein beachtenswertes Geleitwort zu seiner Ausgabe schrieb. Sie ist übrigens nahezu vollständig. Auch der ebenfalls von Scholz edierte Eichendorff, vier Bände, ist eine sehr reichliche, genügende Auswahl, dagegen ist der Versuch, einen ausgewählten Jean Paul in nur zwei Bänden zu bringen, den Manfred Schneider in dieser Sammlung gemacht hat, abzulehnen. Von den Hauptwerken enthält diese Ausgabe einzig den „Katzenberger" ungekürzt, alles übrige sind herausgeschnittene Stücke, klug und schön ausgewählt, aber völlig ungenügend um dem Leser ein ein Bild des Dichters zu geben. Dazu ist die Wiedergabe mindestens eines der großen Romane denn doch unentbehrlich. Wir finden jedoch im Nachwort zu diesem Jean Paul ein tröstliches Wort. Diese allzu sehr gekürzte Ausgabe, heißt es dort, wolle nur für den Dichter werben, und wenn der Versuch gelinge, so denke der Verlag daran, das Wagnis der seit so langer Zeit ersehnten Gesamtausgabe Jean Pauls zu unternehmen. Ein Wort, an das wir den Verleger gelegentlich wieder erinnern wollen. — Sehr schön ausgewählt und geordnet ist in Hädeckes Sammlung der Band Lichtenberg, von R. K. Goldschmit besorgt, der dem Buch auch einen guten Aufsatz mitgegeben hat. Derselbe Herausgeber hat einen Band „Sturm und Drang" zusammengestellt, der nicht minder geglückt ist und Lob verdient.

Wenn wir auch, wie es scheint, auf die Gesamtausgabe Jean Pauls noch lange warten müssen, so hat der dafür berufenste Herausgeber, Eduard Berend, doch inzwischen Wichtiges getan, indem er Jean Pauls Briefe (bisher vier starke Bände) gesammelt herausgibt. Es war eine ungeheure uud mühsame Arbeit, und sie wurde mit der Liebe und Sorgfalt getan, mit der Berend alle seine Publikationen besorgt. Die

Digitized by Google

Briefbände sind nun für alle, die den lang verkannten Dichter in seiner Wärme, Phantasie — und Liebeskraft lieben, ein ganz köstlicher Besitz. Sie erschienen bei Georg Müller und enthalten mehr als die Hälfte bisher ungedruckter Briefe. Die vier fertigen Bände reichen bis ins Jahr 1804, bis zur Niederlassung des Dichters in Bayreuth, die Fortsetzung soll uns willkommen sein. Ein typisches deutsches Dichterschicksal, im Äußern wie im Innern, spiegelt sich treu in diesen Briefen, voll Drang und Not, und von einer Herzensfülle, die uns immer wieder ergreift. Wenn irgendwo, war hier die jahrzehntelange Philologenarbeit eines treuen Dieners am Wort wohl angebracht.

Worauf wir ebenfalls noch warten, das ist eine befriedigende Biographie Jean Pauls. Einen Anlauf dazu nimmt W. Harich in seinem Buch „Jean Paul" im Verlag H. Haessel in Leipzig, einem wertvollen Versuch, den ich jedoch, kurz vor Abschluß dieses Berichts, nur eben noch flüchtig durchblättern konnte.

Luxusdrucke in kleinen numerierten Auflagen mit künstlerischem Schmuck und in reicher Ausstattung legt der Avalun-Verlag in Hellerau vor. Einige davon, die ich in Händen habe, sind bei Jakob Hegner mit gewohnter Meisterschaft gedruckt und von hoher Vollkommenheit, die Handeinbände von Demeter nicht zu vergessen. Erfreulicherweise sind für diese kostbaren Liebhaberdrucke lauter Texte von hohem Wert gewählt. Wir finden da die „Galatea" von Cervantes, diese erstaunliche fragmentarische Dichtung, in einer neuen freien Bearbeitung und mit zart spielenden, geistvollen Steinzeichnungen von Otto Hettner. Ferner Jakob Boehmes Gespräch „Vom übersinnlichen Leben", eines der kleinern (und schönsten) Werke des Görlitzer Weisen. Arnims „Majoratsherren", diese geheimnisvolle Novelle mit ihren tiefen Schatten und ihrer zauberhaft dichterischen Luft, ist von Kubin mit vierundzwanzig Federzeichnungen versehen, als Illustration vielleicht die kräftigste, potenteste Leistung dieser Serie. Und dann, mir besonders lieb, ist da Sternes „Empfindsame Reise", mit vielen Steinzeichnungen von Richard Dreher; dies bewährte köstliche Buch in handlichem Oktav scheint mir besonders geglückt. Den Freunden kostbarer Bücher seien diese Drucke empfohlen.

Wer übrigens nach ausgezeichneten Drucken von Meisterwerken sucht, und kein Freund von Illustrationen ist, kommt auf seine Rechnung bei der Offizina Bodoni in Montagnola, deren ungewöhnlich gediegene Drucke und Einbände zum Besten gehören, was zur Zeit in

Digitized by Google

der Welt gedruckt wird. Shakespeares „Sturm“ in englischer Sprache und Goethes „Römischer Carneval“ seien als Musterbeispiele genannt.

Das erfreulichste Ereignis für den Chronisten der Neuausgaben ist es stets, wenn ein Werk oder ein Autor vergangener Zeit in neuer würdiger Form aufersteht, nachdem lange Zeiten ihn vergessen und vernachlässigt hatten. Für manche Dichter hat unsre Zeit zwar das Verständnis und Bedürfnis, noch aber nicht die würdige Form einer Neuausgaben gefunden — die Philologie geht nicht Hand in Hand mit dem Zeitbewußtsein. Es warten noch unentbehrliche Dichter ihrer Gesamtausgabe. Heute nun ist die endgültige Ausgabe eines nicht gerade vergessenen, doch stark vernachlässigten Dichters zu melden, die Gesamtausgabe der Werke von Wilhelm Heinse, in zehn Bänden, herausgegeben im Inselverlag von Carl Schüddekopf. Das Erscheinen dieser prachtvollen Ausgabe wird jeder Bücherfreund mit einem eigenen Fest feiern. Die Ausgabe, deren ich mich seit Jahrzehnten bediente, stammte aus dem Jahr 1857, in fünf Taschenbändchen, und ich glaube, seither ist in der Tat nie mehr der Versuch einer ernsthaften Heinse-Ausgabe gemacht worden, obwohl einzelne Werke wiederholt wieder gedruckt wurden, am meisten der „Ardinghello“. Die Inselausgabe stellt nun diesen bedeutenden Autor, der von der Literarhistorie gewöhnlich zu „Sturm und Drang“ gerechnet wird, der aber auch stark teilhat am Geist von Weimar, an den ihm gebührenden Platz. Heinse hat nicht bloß den berühmten, auch berüchtigten „Ardinghello“ geschrieben, den Roman des Schönheitsenthusiasmus, den prüde Zeiten als pornographisch verdächtigten, er hat nicht nur jenen geistreich eleganten Arabeskenroman über das Schachspiel geschrieben, er ist, neben Wieland, auch einer der wenigen Vorläufer und Väter einer ernsthaften deutschen Publizistik. Seine Aufsätze und Briefe zu lesen ist ein Vergnügen, innerhalb der oft etwas verbohrten und winkelig kleinbürgerlichen Literatur unsres achtzehnten Jahrhunderts wirkt dieser feine und kultivierte Geist, neben Wieland und Goethe, im edlen Sinne als Weltmann. Ein andermal mehr von ihm!

Das Ergebnis ungewöhnlich treuer Forscherarbeit ist die Ausgabe der Droste-Hülshoff, die bei Georg Müller erschien (bisher fünf Bände). K. Sch. Kemminghausen hat sie zusammen mit Berta Dadt und K. Pinthus besorgt, in vieljähriger peinlicher Kleinarbeit, unter Benutzung aller überhaupt erreichbaren Handschriften. Damit ist für unsre Zeit die möglichst vollständige Ausgabe dieser Werke geleistet Wer je ein einziges Blatt einer Drosteschen Handschrift betrachtet

Digitized by Google

hat, der ahnt die Größe und Verwickeltheit dieser Aufgabe, die Manuskripte der Dichterin sind alle wieder und wieder überarbeitet. Die Ausgabe bringt denn auch eine Masse von Varianten; allzu viele vielleicht, welche sämtlich für den harmlosen Leser nicht in Betracht kommen. Für den aber, der einmal auf diese außerordentliche Frau ernstlich neugierig geworden ist, sind die Varianten voll von Aufschlüssen und Anregungen. — Einsam steht dieses träumerische und kränkliche adelige Fräulein, einsam und auch heute noch in vielem rätselhaft und unverstanden. Jeden aber, der ein Organ für echte Dichtung hat, bezaubert diese scheue und oft verirrte Seele tief durch jenes Geheimnis aller großen Kunst, durch das geheimnisvolle Zusammenarbeiten einer ungewöhnlichen Geistigkeit mit einer ebenso ungewöhnlichen Sinnenkraft. Die sinnliche Fülle ihrer Gedichte, ihr Vermögen für Aufnahme und Wiedergabe zartester Schwingungen, flüchtigster Farben ist so genial, ist von so urtümlicher Kraft und von so verfeinerter Sensibilität, daß die Dichterin daran immer wieder sprachschöpferisch wird, neue Klänge, neue Worte erschafft. Auf diesem Instrument einer seltenen Sinnenverfeinerung und Sprachkraft nun spielt die gefährdete und tief leidende Seele ihr lebenslanges Lied, voll Klage, voll Trotz, voll Verzweiflung, voll Aufschwung und neuem Sichverlieren. Die Fragwürdigkeit alles Menschentums, die Anklage gegen die Schöpfung steht heimlich hinter all diesen herrlichen Gedichten.

Wem diese große, etwas überfüllte Ausgabe der Werke allzu umfänglich ist und wer auf die Varianten verzichten kann, der findet eine angenehme, nicht kritische, aber gut gemachte und hübsche Ausgabe in drei kleinen Bändchen im Verlag Lichtenstein in Weimar.

Gegen dreißig Jahre lang war die beste Ausgabe von Heines Werken die von E. Elster, in sieben Bänden, beim Bibliographischen Institut. Es war eine musterhaft gearbeitete Ausgabe für jene Zeit, wurde aber überholt durch die neuern Funde und Forschungen, und heute ist die große Ausgabe von Fränkel (Inselverlag) ohne Zweifel die vollkommenste. Nun hat Elster sich daran gemacht, seinen berühmten Heine nochmals völlig neu einzurichten, umzuordnen und im alten Verlag erscheinen zu lassen. Bisher sind leider erst vier Bände erschienen, wichtige Teile der Prosa fehlen noch, der Verlag hofft die Ausgabe mit zwei weitern Bänden bald vollenden zu können. Sie ist mit reichlichen Anmerkungen versehen, in denen da und dort Elsters Heinekenntnisse sich erstaunlich bewähren, unter den beigegebenen

Digitized by Google

Bildern ist namentlich die Totenmaske Heines eine willkommene Neuheit. Sie stammt aus jenem großen Teil des Dichternachlasses, der bis heute einzig Elster zur Bearbeitung zugänglich war.

Eine originell und frisch angepackte Unternehmung ist die Bücherreihe „Wunderhorn", in welcher P. A. Merbach im Verlag Mörlins in Berlin begonnen hat, die Prosadichtung der deutschen Romantik, soweit sie ihm noch lebendig scheint, in hübschen und billigen Taschenbändchen zu einer kleinen Bibliothek zu vereinigen (jeder Band ist aber einzeln käuflich). Der Plan der Sammlung wird bei Fachleuten da und dort Kopfschütteln erregen, zur „Romantik" rechnen wir weder Heinse noch gar Musäus, und manches romantische Buch, das uns wichtig scheint, ist bisher im Plan der Sammlung nicht genannt. Dagegen machen die bisher gekommenen Bändchen den besten Eindruck: gute Texte durchweg wertvoller Dichtungen, deren Auswahl allerdings noch den Anschein einer gewissen Zufälligkeit trägt, mit kurzen Geleitworten, auf kleinem Raum fast ohne Gewicht, richtige Taschenbändchen, gut gedruckt, in Leinen und auch in Leder erhältlich, und sehr billig. Wir finden da die Hauptwerke von Hoffmann in vier originell geordneten Bänden, die Erzählungen Hauffs (ohne die Märchen) in drei Bänden, Meinholds „Bernsteinhexe", Bonaventuras „Nachtwachen", den „Peter Schlemihl", „Schlegels Lucinde", zusammen mit Schleiermachers Lucindebriefen. Das „Wunderhorn" erschöpft zwar den Begriff der Romantik nicht, es gibt nur eine Seite von ihr, aber es gibt sie in geschickter Auswahl und Form, und verdient Erfolg.

Eine außerordentliche Persönlichkeit aus dem Kreis der spätern Romantik beginnt hier und dort in Neuausgaben wieder aufzutauchen: Carl Gustav Carus. Seine Psychologie und Anthropologie, zu ihrer Zeit nur halb verstanden und längst nicht zur Auswirkung gelangt, berührt sich mit modernen Strömungen, und hat vor ihnen die breite Basis einer einheitlichen, religiös befestigten Anschauung voraus. Ein umfangreiches Lesebuch der Romantik, das ich mit C. Isenberg gemeinsam vorbereite und das im kommenden Jahr erscheint, wird auch Carus, und neben ihm den Frankfurter Passavant, stark berücksichtigen. Von Carus erschien in Neuausgabe die „Symbolik der menschlichen Gestalt" (bei Kampmann in Celle) und „Über Lebensmagnetismus", seine konzentrierte Schrift (bei Benno Schwabe, Basel). Dazu erschien bei Diederichs eine sehr lesenswerte Schrift über Carus' Psychologie von Chr. Bernoulli.

Digitized by Google

Die hübsche Inselbücherei, diese ausgezeichnet geleitete Sammlung kleiner Geschenk- und Taschenbändchen, wird bald schon vierhundert Nummern haben. Von den letzten Erscheinungen seien genannt: Stendhal, „Schwester Scholastica“ — Pocci, „Kasperlkomödien“ — Mehreres von Tolstoi — Görres, „Die deutschen Volksbücher“ — Heinse, „Aphorismen“ — Balzacs „Oberst Chabert“.

Die „Bibliothek der Romane“, ebenfalls im Inselverlag, hat gleichfalls Fortschritte gemacht. Die Bände haben jetzt alle wieder den alten, bewährten roten Leinenband mit grünem Schild, allen Bücherfreunden vertraut und willkommen. Neu hinzu gekommen sind zwei Bände von Tolstois „Erzählungen“, Stevensons „Schatzinsel“, Zolas „Dr. Pascal“, die „Bartholomäusnacht“ von Mérimée, Balzacs „Vater Goriot“, Swifts „Gulliver“. Tolstois kleinere Erzählungen, vier Bände, sind in dieser Sammlung jetzt vollständig zu haben.

Die Tolstoi-Ausgabe des Inselverlags, in neuen schönen Übersetzungen, ist jetzt fertig geworden, es sind zwölf schöne Bände, sämtliche Romane und Erzählungen enthaltend. Es ist eine Freude, das ganze Werk des großen Erzählers in dieser klassischen Form beisammen zu haben. Ich habe dies Jahr die „Karenina“ wieder gelesen, vor zwei Jahren „Krieg und Frieden“ — was ist das für eine wunderbar beseelte Welt voll Liebe und tiefer Menschlichkeit, und wie klassisch, wie vollendet als Darstellung, als Dichtung! Und nächstens gedenke ich, in dieser prächtigen Inselausgabe, das Buch von Tolstoi wieder zu lesen, das mir das liebste ist, mit dem Titel „Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre“.

Im Verlag Eugen Rentsch in München rückt die große, endgültige Ausgabe aller Werke von Jeremias Gotthelf (die sogar einen großen Roman als Erstdruck bringt!) vorwärts. Daneben gab der Verlag eine volkstümliche Ausgabe der Hauptwerke von Gotthelf heraus, die sich durch sorgfältig revidierte Texte und durch wohlfeile Preise bei gutem Äußeren auszeichnet. Es gibt seit Jahrzehnten nicht bloß in der Schweiz, sondern auch in Deutschland treue Gotthelfer, denen dies gewaltige Erzählungswerk eine immer wieder durchlesene Bibel bedeutet, die Menge jedoch weiß auch heut noch nicht Bescheid um diesen Dichter. Wie das germanische Wesen in der Vorzeit, in der mythischen Epoche, sich im hohen Norden auszusprechen begann, so klingt es in seiner Spätzeit im Süden, in den Werken dieses Schweizer Erzählers, gewaltig und zürnend aus. Gotthelfs Pessimismus, sein Unglaube an den Geist des „Fortschritts“, seine begeisterte und angst-

Digitized by Google

volle Liebe zum Bauerntum und zu alter deutscher Art, die er noch wohlerhalten, doch bedroht von einem flachen zivilisatorischen Allerweltsgeist zu seinen Zeiten blühen sah — das alles hat sich als Prophetenwort bewährt. Gotthelf ist der große Epiker und zugleich Trauersänger deutschen Bauerntums, das er in einer provinzialen Sonderart kennt und schildert, gebunden an einen eng begrenzten Dialekt, ohne aber darum der Größe und Würde seines Stoffes weniger gewachsen zu sein. Er verlangt von seinen Lesern, daß sie in die enge Welt des Emmentaler Bauernlebens eingehen, und wenn der Leser wirklich eingedrungen und bis ins Kleinste darin heimisch geworden ist, dann merkt er plötzlich mit Erschütterung, daß er da nicht bloß ein apartes Stück Volkskunde getrieben hat, sondern deutsches Volk, deutsches Schicksal, deutschen Charakter miterlebt hat. — Es sind von der Volksausgabe elf Bände erschienen, drei fehlen noch und sollen bald folgen.

Die große, mit allem philologischen Apparat, Lesarten, Kommentaren, usw. versehene Gesamtausgabe von E. T. A. Hoffmann, welche C. G. von Maaßen im Verlag Georg Müller herausgibt, braucht bei der außerordentlichen Gründlichkeit dieses Herausgebers wohl noch eine Weile, ehe sie fertig wird. Doch schreitet sie vorwärts, und die bisher vorliegenden Bände sind Musterleistungen gediegener Arbeit, auch von Seiten des Verlags. Der Herausgeber interessiert sich speziell für die nicht seltenen Anleihen, die Hoffmanns Gedächtnis bei älteren Autoren gemacht hat, und weist interessante Beispiele dafür nach. Jeder Band dieser Ausgabe bringt eine Anzahl von Bildern, Porträts, Zeichnungen Hoffmanns, Proben seiner Hand- und Notenschrift usw., auch in diesen Bildern kommt vieles völlig Unbekannte ans Licht und ich gestehe, daß ich lieber einen großen Teil der Kommentare und andern Anhänge entbehren möchte als diese Bilder. Die verdienstvolle Grisebachsche Ausgabe ist durch Maaßen nun überholt. Doch darf man von Hoffmann nicht reden, ohne der Verdienste Hans von Müllers zu gedenken, denen jede neuere Hoffmannausgabe mit verpflichtet ist.

Bei der Erhaltung, Verwaltung und Sichtung der überkommenen Literatur haben sich von jeher nicht bloß die Gelehrten, sondern häufig auch die Dichter tätig beteiligt, ja zeitweise haben sie das Beste daran getan, es sei bloß an Brentano und Arnim erinnert. Und jetzt hat im Verlag der Bremer Presse Hofmannsthal sein zweibändiges „Deutsches Lesebuch“ herausgebracht, eine sehr schöne Auswahl bester

Digitized by Google

Prosastücke aus der Zeit zwischen 1750 bis 1850, die Hofmannsthal kurz und schön „das deutsche Jahrhundert" nennt. Man erkennt da und dort die Abhängigkeit von Wackernagels klassischem Lesebuch, womit ich nicht etwa einen Vorwurf gegen das neue Lesebuch, nur ein hohes Lob für Wackernagel aussprechen will. Hofmannsthals Auswahl bringt nicht nur zahlreiche vergessene Stücke von hohem Wert, sondern zeigt auch durchweg den höchsten Sinn für hohe Qualität, und das Geleitwort ist ein Kleinod. Die beiden schönen Bände sind ein Hausbuch edelster Art.

Außer dem Lesebuch bringt derselbe Verlag der Bremer Presse schöne geschmackvolle und wohlfeile Bücher heraus, eines der hübschesten sind die „Deutschen Epigramme", ausgewählt von Hofmannsthal, 45 Seiten mit den schönsten Epigrammen von Goethe bis Hebbel. Auch einige bemerkenswerte Übersetzungen aus ältern Literaturen: die „Germania" des Tacitus, von Borchardt verdeutscht, von demselben ein Band „die großen Trobadors", worin der kühne und großzügige Versuch gemacht wird, jene große, tieftönige, durch und durch geglühte Lyrik der Provenzalen, eine der höchsten Blüten europäischer Dichtung, dem Deutschen anzunähern. Vergils „Georgika" sind in ähnlicher Ausgabe erschienen, übertragen von R. A. Schröder, der mit seinem guten rhythmischen Gefühl und mit bester Laune die Arche Noah dieses Bauern- und Gärtnergedichts unter Dach gebracht hat. Diese Bücher, billig bei vornehmster Ausstattung, gehören zu den erfreulichsten Leistungen im neuern Verlagshandel.

Der ehrwürdige Cottasche Verlag hat eine Ausgabe der Gedichte Schillers vorgelegt, besorgt von dem gewissenhaften Ed. von der Hellen, der sich im Vorwort mit den Schwierigkeiten seiner Aufgabe auseinandersetzt. Schiller selbst hat keine endgültige Ausgabe seiner Gedichte hinterlassen, wohl aber Notizen zu einer Auswahl, welche denn hier benützt sind, nachdem v. d. Hellen einmal vom Prinzip der chronologischen Anordnung abgekommen war. Den Bruch mit diesem Prinzip erklärt er aus der Erwägung, daß Schiller in späteren Jahren seine Jugendgedichte stark umgearbeitet hat. Indem ich in dieser Ausgabe blättere, weht mir aus all den vertrauten Überschriften und Gedichtanfängen wieder die Stimmung jener Lesestunden entgegen, in denen ich als Knabe Schillers Gedichte kennen lernte, und ich denke der Begeisterung jener Stunden mit Dankbarkeit. Noch immer hat dieser Dichter seine merkwürdige doppelte Anziehungskraft: die geistige für Männer reifen Alters (man spürt sie nirgends stärker als

Digitized by Google

beim Lesen von Schillers „Gesprächen" in der Ausgabe von Petersen) und die sentimentale für Knaben.

Zugleich erschien bei Cotta eine Schillerausgabe in sechs Bänden, vom selben Herausgeber, eine reichliche gute Auswahl, weggelassen sind vor allem die Übersetzungen und die Geschichtswerke. Für die Texte war die denkbar beste Vorarbeit schon getan, in der ebenfalls bei Cotta erschienenen Gesamtausgabe, der sogenannten Säkularausgabe. Die Dramen sind alle aufgenommen, von den Abhandlungen die wichtigsten. Die gut gebundene Ausgabe ist ein Gegenstück zu dem fünfzehnbändigen Goethe desselben Verlags.

Für die Hausbibliothek bewähren sich auch noch immer die Klassikerbände des Verlags Ph. Reclam, die sich in der äußern Erscheinung modernisiert sowie in Auswahl und Textbehandlung heutigen Ansprüchen gewachsen zeigen. Ein Lessing (Auswahl) in drei Bänden, ein vierbändiger Heine, der die drei ursprünglichen Gedichtbücher sowie die Haupt-Prosawerke ungekürzt enthält, und ein Lenau in zwei Bänden liegen mir vor. Das Satzbild ist, namentlich bei den Prosabänden, angenehmer und moderner geworden als in den frühern Reclamausgaben, und bei recht gutem Papier und einfachen, anständigen Leinenbänden sind die Preise noch immer niedrig. Ein gut gewählter, wohlfeiler Brentano, Novalis und Arnim wäre in diesen Ausgaben noch zu wünschen.

Ein junger katholischer Verlag in München, der Theatiner-Verlag, hat sich durch mehrere Wiederausgaben schwer erreichbarer Schriften aus der katholischen Welt verdienstvoll eingeführt. Darunter ist eine hübsche Übersetzung der „Legenda trium sociorum", jenes legendären Berichtes dreier Gefährten über das Leben ihres Bruders Franz von Assisi, der neben den Fioretti die schönste alte Urkunde über den Heiligen ist. Ferner begann der Verlag die Ausgabe der Werke des heiligen Johannes vom Kreuz in deutscher Sprache. Da ich mich um die alte, vor etwa siebzig Jahren erschienene Regensburger Ausgabe dieser Schriften wiederholt erfolglos bemüht hatte, bin ich für diese auf fünf schwache Bände angelegte Ausgabe sehr dankbar. Zwei Bändchen sind erschienen, außerdem ein Sonderdruck der Gedichte des Johannes vom Kreuz, spanisch und deutsch nebeneinander, in den Übersetzungen von Diepenbrok und Storck, die noch aus der Romantikerzeit stammen. Der spanische Heilige mit seiner lodernden Glut und brennenden Sehnsucht ist ein echter Dichter gewesen, der Bericht

Digitized by Google

seines Lebens (in der Theatiner Ausgabe fehlt er noch) ist erschütternd und aufregend zu lesen. Schließlich gibt der Verlag noch die Werke eines großen, wenig mehr gekannten Katholiken, die von Alessandro Manzoni, der bei uns eigentlich nur noch als Dichter der „Promessi sposi" bekannt ist. Seine übrigen Schriften, namentlich die „Betrachtungen über die katholische Moral", erscheinen hier in einer schönen deutschen Ausgabe in sechs Bänden; als Herausgeber zeichnen Hermann Bahr und Ernst Kamnitzer. In der guten Ausstattung seiner Bücher gibt der Theatiner-Verlag den in dieser Hinsicht lang etwas rückständig gebliebenen katholischen Verlegern ein gutes Beispiel.

Unter den Gemeinschaften und Bünden, die in den letzten Jahren mit dem Zweck gegründet worden sind, ihren Mitgliedern ausgewählte gute Lektüre möglichst billig zu vermitteln, verdient besondere Beachtung der Deutsche Meister-Bund. Er gibt, im Deutsch-Meister-Verlag, wertvolle Bücher bewährter deutscher Autoren, auch aus neuerer Zeit, in gefälliger, zuweilen sehr geglückter Form heraus. Übrigens unterscheidet er sich von ähnlichen Bünden auch dadurch, daß er den Kleinbuchhandel nicht ausschaltet. Ich sah eine Auswahl seiner Bücher, alle von freundlichem und festlichem Äußern, und notierte mir, als besonders geglückt und zu Geschenken geeignet, einige davon: „Die Schneckenprozession," eine Auswahl aus Abraham a Sancta Clara — Hauffs „Märchen" — Hoffmanns „Prinzessin Brambilla" — Einzelausgaben aller Werke Gottfried Kellers — Kleists „Kohlhaas" — Mörikes „Hutzelmännlein". Besonders angenehm wirken die Halblederbände, mit Ledern verschiedener Farben und gut gewählten Buntpapieren. Daß Jean Paul, Claudius und manche andre Dichter noch nicht in die Sammlung aufgenommen wurden, während Zschokkes „Humoresken" sich darin finden, kann man bedauern, im ganzen jedoch ist die Auswahl literarisch sehr gut.

Der großen Memoirenliteratur habe ich noch nicht gedacht, sie ist ein Kapitel für sich. Doch sei eine einzelne Erscheinung, ihres Wertes wegen und weil sie die Bedeutung einer Entdeckung hat, den Lesern von Erinnerungen aus dem achtzehnten Jahrhundert sowie den an Mozarts Biographie Interessierten empfohlen. Es ist die von G. Gugitz besorgte, vom Verlag Paul Aretz sehr schön edierte, dreibändige Ausgabe der „Denkwürdigkeiten" des Venezianers Lorenzo da Ponte. Er hat den Text zu Mozarts „Don Giovanni" gedichtet, er war ein Lebe- und Theatermann aus jenem internationalen Kreise, dem auch Casanova und ähnliche elegante und abenteuerliche

Digitized by Google

Erscheinungen angehörten, aus einer dem Theater und der Oper merkwürdig verwandten Welt und Lebensstimmung voll Buntheit und Spiel. Gugitz hat mit seiner Ausgabe diese Erinnerungen für Deutschland zum erstenmal in würdiger Form vorgelegt; der Verlag hat mit den drei illustrierten schönen Oktavbändchen (zahlreiche Abbildungen, namentlich Faksimiles von Stichen) in jeder Hinsicht etwas Geglücktes dargeboten.

Eine Reihe willkommener Bücher gibt unter dem Titel „Bücher der Bildung" der Verlag A. Langen in München heraus. Ein geistiger Leiter der ganzen Reihe wird nirgends genannt, doch scheint Josef Hofmiller daran beteiligt zu sein. Außer einem Bändchen, das Goethes „schönste Essays", und einem, das eine Auswahl aus Schillers Aufsätzen enthält, außer einer Auswahl aus Rousseau und aus den Schriften Richard Wagners finden sich, besonders dankenswert, hier einige Zusammenstellungen aus bedeutenden Prosaisten, die zum Teil in Gefahr waren, vergessen zu werden. Es sind da Döllinger, Gregorovius, Rudolf Jhering, Rudolf Hildebrand zu nennen. Diese Auswahlbände, ebenso wie der aus Macaulay und der aus Taine, haben ein wirkliches Verdienst und sind nicht etwa bloß zufällige Reproduktionen aus beliebigen ältern Schmökern, deren es da, wo ein Verleger seine Schnellpresse beschäftigen muß, so viele gibt.

Eine der gelungensten deutschen Übersetzungen eines chinesischen Meisterwerks, Lao Tse's Tao Te King in der Verdeutschung von Viktor von Strauß, ist nach langer Pause wieder zugänglich geworden, der neue Leipziger Verlag „Asia Major" hat einen guten Neudruck davon gebracht. Außer dieser Übersetzung kommt wohl nur noch die von R. Wilhelm ernstlich in Betracht. Es ist heute nicht nötig, für Lao Tse Leser zu werben, zwanzig wirklich ernste Schüler dieses Weisen wären mir lieber als die Zehntausende, die heute im Tao Te King blättern. Dem allgemeinen Mißverständnis gegenüber, an dem auch die Bemerkung über Lao Tse in Spenglers Buch teilhat, sei daran gemahnt, daß Lao Tse, wenn man ihn lediglich als „paradoxen" Denker nimmt, nichts als eine Interessantheit ist, und daß sein Umfang und Wert erst einleuchtet, wenn man sein Denken nicht als „paradox", sondern als wahrhaft bipolar erkennt.

Als ein liebenswertes Kuriosum sei erwähnt das Buch von Karl Hobrecker „Alte vergessene Kinderbücher". Der Verfasser macht einen Spaziergang durch die verschollene Literatur der Fibeln, Bilder- und Kinderbücher früherer Zeiten, ohne gelehrte Ansprüche, aber mit

Digitized by Google

großen Kenntnissen. Die einseitig kindliche Einstellung des Autors verursacht gelegentlich kleine Entgleisungen, so den unverzeihlich törichten Satz über E. T. A. Hoffmann. Das Büchlein ist reichlich mit schwarzen und farbigen Bildern, Wiedergaben von Illustrationen aus alten Kinderbüchern, geschmückt. Es erschien im Mauritius-Verlag in Berlin.

Mit einer Einleitung und kurzen Nachworten von Franz Blei kamen bei Georg Müller die „Ausgewählten Werke" von Ch. Baudelaire heraus. Mag man noch so sehr von der eigentlichen Unübersetzbarkeit solcher Verse wie der der „Fleurs du mal" überzeugt sein, ein tiefes Bemühen um das Erreichen des Unmöglichen ist dennoch immer fruchtbar. Die Übertragung der „Fleurs du mal" durch Therese Robinson ist ein solcher Versuch; die Übersetzung der Prosa ist von E. Schwalbach und H. Steinitzer, kleine Stücke hat auch Franz Blei übersetzt. Damit ist ein neuer Versuch gemacht, den größten und unverständlichsten unter den neuern französischen Dichtern deutschen Lesern darzubieten. Mögen sie sich einfinden, die deutschen Leser! Franz Bleis Einführung tut das irgend Mögliche, um Baudelaire, den noch heute Ungekannten, vor dem hergebrachten sentimentalen Mißverständnis zu retten.

Das Werk von Emile Zola ist im Verlag Kurt Wolff in München in einer hübschen Gesamtausgabe erschienen, meist in ganz neuen Übersetzungen; es ist die erste wirklich streng und gewissenhaft durchgeführte Zola-Ausgabe, in zwanzig Bänden (auch einzeln käuflich). Bemerkenswert sind, neben denen von Johannes Schlaf, die Übersetzungen von Alastair.

Und neuestens hat derselbe Verlag Kurt Wolff auch das Werk von Maupassant in einer deutschen Gesamtausgabe gebracht, dem Zola brüderlich angepaßt. Ich gestehe, daß mir die Romane Maupassants auch in diesen neuen Übersetzungen nicht lieber geworden sind, und daß eine gewisse charakteristische Impressionisten-Melancholie in vielen seiner Werke uns heute fremd und zum Teil unleidlich geworden ist. Aber das sind Zeitstimmungen. Unvergänglich besteht Maupassants Meisterschaft, seine raffinierte Kunst des anekdotisch kurzen Erzählens, seine geniale Fähigkeit, auf kleinem Raume seelische Situationen und Verwicklungen gleichsam im Querschnitt überblickbar zu machen. Gelegentlich, auf seiner besten Höhe, erinnert er, trotz allen Gegensätzen, auch an seinen großen Lehrer Flaubert.

Hier darf auch die Dostojewski-Ausgabe nicht vergessen werden,

Digitized by Google

die im Verlag I. Ladyschnikow in Berlin erscheint. Es sollen in zwei Abteilungen, zusammen in sechzehn Bänden, Dostojewskis sämtliche Dichtungen herauskommen: die erste Abteilung, mit acht Bänden, ist schon fertig und macht den besten Eindruck. Die Übersetzungen dieser Ausgabe sind zum Teil ganz neu, zum Teil sind es hervorragende ältere, die früher vereinzelt da und dort erschienen waren; so findet man hier mit Vergnügen die Übersetzung wieder, die einst Korfiz Holm von „Ein Werdender" gemacht hat. Die Bände haben ein hohes Oktav-Format, dadurch konnten jene allzu dicken blockigen Bände vermieden werden, die bei der frühern Gesamtausgabe dem Leser oft unbequem wurden. Die Ausgabe kommt zur rechten Zeit, noch steht Dostojewski im Mittag seiner Wirkung auf Europa. Mag man ihn nun, wie es häufig geschieht, als den Poeta christianissimus auffassen oder seine Erscheinung einfach mit zu dem Einbruch Asiens in den alt gewordnen Westen empfinden, auf alle Fälle ist er auch heute noch der große Mahner und Aufpeitscher. Die Jugend sei übrigens davor gewarnt, in Dostojewski, auf Kosten Tolstois, den echtesten, reinsten, russischesten Russen zu sehen (diese Auffassung hat im Buch der Tochter Dostojewskis einen recht törichten Ausdruck gefunden). Ein Teil von dem, was den Leser bei Dostojewski ergreift und fasziniert, ist echtester Westen. Daß er ein großer Mensch ist, daß sein Herz die große Liebe hat, das ist das innerste und wichtigste seiner Geheimnisse. Der Mangel an dieser Liebe ist es, der die seitherige europäische Dichtung so arm, so epigon macht.

Von Théophile Gautier, dem französischen Romantiker, war wohl seit fünfzig Jahren kaum mehr etwas übersetzt worden. Er ist keiner von den wirklich großen Dichtern, aber ein geistreicher, warmherziger und liebenswerter Mensch, eine Figur aus der Atmosphäre von Murgers „Bohème". Jetzt hat der Avalun-Verlag in Hellerau sich zu einer deutschen Gautier-Ausgabe, soweit eine solche möglich scheint, entschlossen. Es waren anfänglich nur die Erzählungen (deren bekannteste der „Fortunio" ist) im Plan, zu meiner Freude gelang es mir dann, den Verlag zu bestimmen, daß er auch Gautiers stofflich interessantestes und menschlich liebenswertestes Prosabuch aufnimmt, die „Histoire du romantisme en France". Drei Bände Prosa sind bisher erschienen, die preziösen Verse Theos aber werden wohl unübersetzbar bleiben. Die Ausgabe, in kleinem Taschenformat, ist auch fürs Auge hübsch.

Was für ein Bücherhaufen! Da ich indessen einmal diesen Bericht zu schreiben übernahm, wollte ich immerhin eine Übersicht über das

Digitized by Google

Wichtigere anstreben, und habe mich nicht den zufälligen Verlegerzusendungen überlassen, sondern selbständig ausgewählt, wobei eine große Menge von Minderwertigem ausgeschieden blieb. Die Aufnahme eines Titels in diesen Bericht bedeutet, was ich zu beachten bitte, an sich schon eine Empfehlung.

NEUE FRAGMENTE

von

FRIEDRICH SCHLEGEL

Das Schicksal, das es schon zu Lebzeiten mit Friedrich Schlegel nicht gut gemeint hat, ist ihm auch bei der Nachwelt wenig hold gewesen. Die Freunde Novalis und Schleiermacher, die, nach eigenem Zeugnis, keinem Mitmenschen mehr zu danken hatten, haben seinen Ruhm verdunkelt. Als er starb, lagen an die hundert mit seinem alle Grenzen sprengenden Geist geladene Notizhefte vor, aus denen der Nachlaßverwalter Windischmann nur Spärliches zutage gefördert hat. Heute konnten, trotz eifrigster Suche, nur noch zwei Dutzende dieser Hefte geborgen werden. Sobald ihr Inhalt in einer geplanten Gesamtausgabe der Schriften Friedrich Schlegels aller Welt vorliegt, wird die Einrede derer verstummen, die diesen universalen Geist nur achselzuckend neben dem bewunderten Novalis gelten lassen wollen. Aus einem dieser Hefte (es enthält Aufzeichnungen aus dem Jahre 1797, die noch vor der Veröffentlichung der sogenannten Lyceums-Fragmente liegen) sei im folgenden ein kleines Häuflein paradoxer Einfälle ausgeschüttet, die hiermit zum ersten Male veröffentlicht werden. Josef Körner

Fragmente sagt man (sie kommen einem), Massen sammelt man, Rhapsodien dichtet man, strömt man aus. Systeme müssen wachsen; der Keim in jedem System muß organisch sein.

Es gibt Menschen, die systematisch leben: Cäsar und Sokrates.

Kritisieren heißt, einen Autor besser verstehen, als er sich selbst verstanden hat.

Digitized by Google

Über Jean Paul: Richter lächelt nicht übers Weinen, sondern weint übers Lächeln. Richters Devise: Tout Jean Paul, toujours Jean Paul, rien que Jean Paul. Wo Friedrich Richter zu denken scheint, parodiert er doch eigentlich nur die Gedanken anderer.

Talent ist die Antithese von Charakter und ist unvollständiges Genie.

Originalität ist doppelte Individualität, oder individuelle Genialität.

Der reine Ästhetiker sagt, so liebe ich das Gedicht, der reine Philosoph, so verstehe ich's. Die Frage vom Wert ist ursprünglich schon ethisch.

Klassisch ist, was zugleich Absicht und Instinkt hat, wo Form und Materie, Inneres und Äußeres harmoniert. Korrekt ist negativ und absichtlich klassisch. Alles Klassische ist zyklisch; klassisch ist zugleich regressiv und progressiv.

Wie jeder Stil seine eigentümliche Orthographie, so hat auch jeder seine eigentümliche Interpunktion.

Ursprünglich zu Hause ist in Deutschland besonders der scholastische Witz — aber auch aller andre da nationalisiert; nur ein Deutscher kann ganz (universell) witzig sein.

Von Zeit zu Zeit erscheinen mir individuelle Gedanken, die ich selbst anfangs nicht sonderlich verstehe, die ganz fest sind und höchst klar, und die ich so allmählich charakterisieren und erkennen lerne, wie gegebene Individuen.

Die Parodie ist eine witzige Übersetzung.

Der Roman, den wir jetzt so nennen, eigentlich nur ein (romantischer) Essay.

Studium ein unendliches unendlich potenziertes Lesen; bei einem plastischen Werk ein solches Betrachten.

Digitized by Google

Pedanterie ist wissenschaftlicher oder künstlerischer Rigorismus wo er nicht hingehört; oft mehr aus der Beschränktheit des konsequenten Genies und Virtuosen, als aus Mangel an Takt.

Jeder Mensch hat gewisse Geistesmanieren, Wendungen, geistige Hindernisse und Formeln, die er besonders liebt. Jedes Individuum hat endlich seine Punkte, Linien und Zyklen; diese sind als das Fließende weit schwerer zu charakterisieren als Art, Stufen, Grenzen und Verhältnisse; jene Manieren, der Gipfel der Charakteristik, entstehen aus solchen Punkten, Linien und Zyklen. Jeder potenziert gebildete Mensch umfaßt eine unendliche Menge Zyklen, liniiert nach allen Richtungen, und alles ist Punkt für ihn.

Man muß derselbe und doch ein andrer sein, um jemand charakterisieren zu können.

Nur wer klassisch gelebt hat, verdient eine Biographie.

Zur literarischen Biographie ist der Autor der beste, der als Autor lebte, der sich dem Naturcharakter der Poeten und Philosophen am meisten nähert. Der moderne Autor hat auch immer mehr oder weniger vom Charakter des Weltbürgers und Politikers an sich.

Die kritische Prosa muß fließend und schwebend sein und gegen eine feste Terminologie kämpfen; denn dadurch bekäme sie ein illiberales Ansehen, als ob sie der Philosophie nur diente.

Je klassischer ein modernes poetisches Individuum, je weniger Instinkt. Dies ist die Opposition der Natur im Einzelnen gegen die Kunst im Ganzen.

Auch das größte System ist doch nur Fragment.

Individuum ist ein historischer Begriff, oder vielmehr eine historische Idee.

Alle eigentlichen ästhetischen Urteile sind ihrer Natur nach Machtsprüche und können nichts anderes sein. Beweisen kann man sie nicht, legitimieren aber muß man sich dazu.

Digitized by Google

Das Fundament der Metrik ist der Imperativ, die Poesie möglichst zu musizieren; das der Schauspielkunst der, die Poesie möglichst zu plastisieren.

Es wird mit dem Verstehen und Wertschätzen mancher Dichter, wie mit Philosophen, die oft durch sehr späte Nachfolger klar werden.

Die Schönheit des psychologischen Romans oder vielmehr seine Größe besteht in einer unerschütterlichen Kälte. Er muß die Einbildung nur heiß machen, das Herz gar nicht beschäftigen, die Sinne auch nicht.

Synthetische Charaktere sind solche, die genialisch aber inkorrekt sind.

Die Szene eines guten Romans ist die Sprache, worin er geschrieben wird; Lokalitäten, die ganz individuell und eigentlich Parekbasen sind, taugen durchaus nichts. Für den phantastischen Roman müßte man die deutsche Sprache durchaus zotisieren.

Die Bibel ist der einzige wahre und universelle Volksroman; sie müßte nun auch in der Form romantisiert werden.

Geist ist absolute Individualität.

Voßens Louise ist der episch homerisierte Iffland vom Lande.

Jugend und Liebe erzeugen, ja sind selbst eine Art von Naturpoesie.

Der gute Kritiker und Charakteristiker muß treu, gewissenhaft, vielseitig beobachten wie der Physiker, scharf messen wie der Mathematiker, sorgfältig rubrizieren wie der Botaniker, zergliedern wie der Anatom, scheiden wie der Chemiker, empfinden wie der Musiker, nachahmen wie ein Schauspieler, praktisch umfassen wie ein Liebender, überschauen wie ein Philosoph, zyklisch studieren wie ein Bildner, strenge wie ein Richter, religiös wie ein Antiquar, den Moment verstehn wie ein Politiker usw.

Digitized by Google

VON DER SUBSTANZ DES ROMANS

von

OTTO ZAREK

Wege zum Roman

Wege zum Roman führen von der Novelle, der Skizze, von der Erzählung, der Reiseschilderung, vom Essay, von allem, was im Satz-Fall der Prosa sprachlichen Ausdruck fand. Wege zum Roman führen von der selbstsicheren Tradition der großen Franzosen und von der erschütterten Phalanx der russischen Epik, die bald sich am wieder aufgefundenen Torso der gestrigen Sprache nachbildend zu neuem Ausdruck emporrankt (Bunin), bald mit neuem Erleben, ein wenig verwirrt und mit suchendem Blick, einsetzt (Schmeljow)*; sie führen von der substanzmächtigen Sphäre der nordischen Prosa wie von den jung einhergaloppierenden, blutsfrischen Erzählungen der amerikanischen Zonen zu einem Ziel: dem Roman von morgen, dessen Leib sich aus allen Säften dieser Erde nährt und sich satt trinkt an allen Strömen allen Blutes.

Unmöglich ist es, was in diesem Augenblick, verstreut und zufällig, wie Herbstlaub zu uns geweht, als schöpferisches Werk vor uns hintritt, isoliert zu betrachten, als individuelle Gestalt von profiliertem Gesicht. Unmöglich, denn das einzelne Buch, wieviel es an Wertigkeiten birgt, spricht sich in seinen drei- oder vierhundert Seiten nicht aus; es bleibt (wie sehr es auch formal geglückt und zu einem Abschluß geführt sei) ein Versprechen auf das Morgen — torsohaft im Sinne der Idee des Romans. Das einzelne Buch wäre bedeutungs-los, ungewichtig ... erst im strömenden Leben alles Schöpferischen verrät es verborgenen Wert, überpersönlichen Sinn, zeitlichen und überzeitlichen Gehalt. Und nur was apriori Zeit-fern ist, was aller Theorie zum Trotz von absolutem Leben ist, nur das Geniale, da es mystischen Ursprungs ist, bliebe außerhalb dieser chemisch-elektrischen Prozesse, die zu Zerfall und Aufbau heute das ganze europäische Schrifttum durchdringen, verketten, mischen, synthetisch verbinden; mit einem Wort: nur Hamsun kann von historischer, typologischer, formalästhetischer Betrachtung frei, kann isoliert die Totalität seines schöpferischen Wesens ausstrahlen ...

Wenn also die Erfassung des epischen Werkes nicht vom Kontem-

* „Die Sonne der Toten" von Iwan Schmeljow, S. Fischer Verlag, Berlin.

Digitized by Google

plativen, sondern vom Normativen ausgehen soll, so müßten uns aus der wissenschaftshaltigen Durchdringung des Romans als einer Kunstform die Normen zu praktisch-kritischem Ansatz gegeben sein. Daß dem nicht so ist, daß eine Wissenschaft des Romans nur im Wunschbild der Katheder-ästhetiker existiert, daß sich dem erobernden Wissen eine Formenlehre der Prosa-dichtung bis heute nicht ergeben hat... das bestätigt die Eigenart des Romans, die dieses seltsame und eigentlich etwas befremdliche Kunst-gebilde aus der Gesetzlichkeit aller Kunst-leistung heraushebt. Die Ungreifbarkeit der formalen Prinzipien muß eine Attribution des Wesens „Roman" selber sein, und dieses Gebilde, zwischen Dichtung und „prosaischer Prosa" (wenn wir so die Grenzen ziehen dürfen) muß sich aus innerstem Zwang jedem mathematisierendem Zugriff der Vernunft entwinden. Lyrik, Malerei, Sinfonie, das Material gleichsam überspringend, sind reine Form; es gibt für sie die Antithese der Stile — nicht so für den Roman. Das Gegenständliche im „Heinrich von Ofterdingen" ist nicht viel anders materienhaft als im „Wilhelm Meister", die psychischen Gegenstände in der „Education sentimentale" nicht wesenhaft verschieden von jenen der „Anna Karenina". Es gibt daher keine Typologie des Romans in dem Sinne wie es etwa eine „Dramaturgie" gibt.

Die Schaffenskraft eines neuen Weltgefühls muß in neuem Angriff auf die Lebensgebilde, auf die Zone der Wirklichkeit, in neuem Verhältnis zum Sachlichen bestehen, wenn sie „romanhaft" sein will. Zum Sachlichen... das heißt auch: zum Problematischen; denn das Problematische eines „Stoffes" ist ja Teil des Gegenständlichen, der motivische Teil des Roman-Vorwurfs. Im Anschlagen des Motivs (der Sphäre eines Lebens, der psychischen Situation der Gestalten, der handlungsmäßigen Grundlage) unterschieden sich Zeiten, Rassen, Generationen, Individualitäten. Das Thema bestimmt die Romanidee; die Wahl des Themas ist Stigma des dichterischen Antriebs.

Das soziale Thema

Unter den thematischen Gegebenheiten, deren innere Substanzmächtigkeit dem Anspruch des Romans auf Materie gerecht wird, ist das soziale Thema dominierend in jeder Epoche — freilich der Auffassung jeder Epoche entsprechend aufgerollt. Dem ersten Angriff eines jeden Schrifttums öffnet sich das Außen als eine Ordnung sozialer Schichtungen, gleichgültig, ob aus dieser thematischen Grundlage sich eine Durchführung des Themas ergibt, die neutral auf das Erfassen der Zeit

Digitized by Google

oder die protesthaft gegen die Zeit gestellt ist. Wie immer diese sozialen Schichtungen sich zeigten, ob sie kulturhistorisch sich weiteten zur Demonstration von Weltbegriffen, ob sie in sozialpsychologischer Rückwirkung inneres Schicksal wirkten (Typen des Helden, des Märtyrers, des Voltigeurs meißelten...), gemeinsam waren die wirkenden Elemente des sozialen Romans: die Penetranz der sozialen Gegensätze; die unterminierende Gewalt der „sozialen Adhäsion", jener Anziehungskraft, die zwischen den Schichten schwingt, die Autorität der unheimlich-unterirdischen Willensstrebungen, über das Sozial-Antithetische hinweg zu menschlicher Berührung, zum transsozialen Bilde des Menschen vorzudringen.

Der soziale Kampf (im weitesten und im weltanschaulich fundiertesten Sinne) ist das Urbild jeden Konfliktes, der „über-privat" ist. Der soziale Kampf ist das erste und fruchtbarste Roman-Thema ... der erotische Kampf das spezifisch dramatische. Der Eros-Konflikt läßt seine energetischen Ströme ins Innere pulsen, treibt aus dem Einzelschicksal Wort, Gebärde, Ausdruck hervor ... der soziale Kampf bezieht seine Gestalten stets auf die Dimensionen der Umwelt, überhöht sie durch die Wirklichkeit und Wirksamkeit von Raum und Zeit. Das Soziale ist dem Roman die wirksamste Voraussetzung: Fülle des Schaubaren in unmittelbarer Anschaulichkeit darzustellen.

John Galsworthy hat das Thema des Sozialen so durchgeknetet, daß ihm thematisch eine erschöpfende Soziologie der englischen Gesellschaft gelungen ist. Dabei verläßt der Roman „Der Patrizier" (Paul Zsolnay Verlag) nirgends das Romanhafte. Es wird nicht kulturhistorischer Bericht geliefert, nicht das Detail zur Illustration verwandt. Es ist große und reife Romankunst, die es vermag, im Kolorit der Sprache Atmosphären hinzusetzen. Der Patrizier ist der junge Lord, Anwärter auf einen Sitz im Parlament, den das Leben anspricht als ein Fremdes, Rätselhaftes. Ihm, dem durch die Wirksamkeiten der Tradition Abgeschiedenen und Eingezwängten, ist das Leben, ist das Außen schon: der Geruch der anderen Kaste. Ja, der Geruch ... denn es ist die betörende Freiheitsgeste des Literaten Courtier, es ist die Bohèmeluft, in der Mrs. Noel ihr Leben in heiterer Vorurteilslosigkeit aufbaut, es ist die anti-patrizische Lebensauffassung, von denen er Wind bekam und die ihm neuen Atem gaben. Dieser Patriziersohn ist durchaus Patrizier, solange er „Sonderling" bleibt — jemand, der „nach seinen eigenen Gesetzen zu leben wünscht". Beginnt er aber, auch nach seinen eigenen Gesetzen handeln zu wollen, so

Digitized by Google

zersprengt er die Gebundenheit des Blutes, der Herkunft, der Kaste. – Hier öffnet sich, aus dem soziologischen Grundriß dieses Romans, dem Dichter Galsworthy ein Panorama unerhörtester Gegenstände, die seinem epischen Genie zu gewaltiger Aufgabe sich darbieten. Wie des grüblerisch-absonderlichen Lord-adepten vorsichtiges Entgleiten zur „anderen Schicht" in der Umgebung Reaktionen auslöst, das ist mit souveräner Klarheit gesehen, mit meisterlicher Prägnanz dargestellt, mit köstlichem, gütigem Humor, mit quellender, üppiger Farbigkeit. Herrlich, wenn die alte Lady Casterley, Großmutter des Hauses, die sagenumwobene Bohème-Person aufsucht, vor ihrer Tür zurückschreckt, weil ein Stier wütend die Ebene umkreist, wenn sie in einer Art aristokratischer Hybris sich dem Stier als Mitglied der höchsten society befehlend zu erkennen gibt. Ja, hier ist restlos geglückt, aus der thematischen Disposition organisch eine Welt aufzubauen und die Ideen des geistvollen Buches einzugründen in epischer Schilderung.

Kampf zweier Schichten, zweier Lebenskreise ist auch Thema des neuen Romans „Gora" von Rabindranath Tagore (Kurt Wolff Verlag, München). Er entführt uns in die inner-indischen Probleme und ist Talent genug, dem Nichtkenner die komplizierte Lage dieses sozial-religiösen Konfliktes zu fixieren. Ein sehr seltsamer Effekt bewegt uns hier bei näherem Betrachten: Tagore hat in „Gora" seinen ersten wahren Roman geschrieben — denn die Produktivität seines Talentes (das zweistrebig ist) fand hier den adäquaten Stoff. Die soziologische Grundlage der indischen Politik ist nicht, wie die der englischen, eindeutig durch die Haltung der beiden Kasten, der regierenden und der regierten, bestimmt. Zwei Koordinatensysteme schneiden sich hier, die politisch-wirtschaftliche und die rassenmäßig-religiöse Fixierung der Tendenzen, und zwischen beiden liegt der Kampf, beide bewegen die Gestalten. Daher der doppelte Aufriß des Romans: es genügt nicht, hier den „Patriziersohn" Gora, den Brahmanen, im Konflikt mit der Tradition zu zeigen — in ihm schneiden sich gleichzeitig die Ideen zweier Rassen. Es ist selbstverständlich, daß diese unserer Kenntnis fremde Deutung des sozialen Phänomens Indien so breiten Raum beanspruchen muß, daß der Fluß der Erzählung lehrhaft, oft leitartikelhaft durchsetzt scheint. (Die Diskussion darüber, was ein Brahmane darf, was nicht, illustriert nicht die innere, sondern zu lange die äußere Situation des Helden.) Die sphärische Lage des Stoffes, die Welt Indiens erlaubt aber dem sprachkräftigen Autor der fern-östlichen Zonen soviel dichterische Schönheit, nicht nur im

Digitized by Google

Glanz der Bilder, sondern auch in der Zartheit seelischer Vorgänge, daß dies zweibändige Buch doch liebenswert bleibt. Tagores Kraft ist die Melodie — mühsam dagegen umkreist sein Ausdruck das sachlich Gegebene. Schwer nennen sich ihm die Dinge, gesanghaft leicht und darum eingängig die Regungen der Seele.

Genau das Gegenteil ist Otto Flake, ein unerhört sicherer Erfinder im Gegenständlichen, ein komplizierender und mühsam tüftelnder Auskultator des Seelischen. Sein Roman „Der gute Weg" (S. Fischer Verlag, Berlin) krallt sich an das Abbild jeder Landschaft, jeder Gesellschaftsschicht. Er packt sofort, mit sicherem Griff, ein Stück Schlesien wie er München oder Lindau packt. Er zeichnet einen Großunternehmer, einen einsamen Gelehrten (die beste Figur des Romans!), wie er eine Diva zeichnet. Er hat nicht die Vision einer Landschaft im Blut wie Tagore (von den Größeren, von Hamsun schweigen wir hier) — er hat die besten Kenntnisse aller geographischen, aller sozialen, aller materiellen Situationen. Und das ist es: die Kenntnisse deuten das soziologische Thema, das er sich stellt: einen Querschnitt durch gegenwärtiges deutsches Leben zu geben. Lahm aber wird er, wenn seine Personen, Figuren eines ausgezeichnet intelligenten Schachspiels, Menschen werden müßten; wenn in ihnen etwas vorgehen soll. Ihre Rede bleibt Disputation, ihr Sich-offenbaren ein geistiges Kreiselspiel, sie sagen nie ihr Gefühl aus, immer reden sie Intellektuelles. Sicherlich wird mit staunenswerter Klugheit ein soziologischer Aufriß gegeben, der an Wahrheit und Klarheit alles Geschriebene übersteigt. Die Prägungen dieses unbestechlichen Kopfes sind unantastbar, der Gerechtigkeitswille dieses forschenden Geistes und der Spürsinn für jede sozial-bedingte Regung bewundernswert. Dafür aber ist alles Handeln im Roman dem Befehl der Vernunft nachgeordnet; alles bleibt Deskription eines durchdringenden Gehirns — nichts dichterischer Intuition überlassen.

Dies aber erst ist die große künstlerische Leistung für den Romancier, der das soziale Thema durchkomponiert: das Intellektuell-Konstatierte sichtbar zu machen, indem es in der Vision des Lebens aufgeht und im Lebendigen sich darstellt. Was anderes als dies ist die wunderbare Gewalt von ‚La Terre' und von „Krieg und Frieden"? Dem Geistigen, das isoliert neben der Materie ausgesagt wird, bleibt die Wahl, entweder in den Stoff bestimmend einzugreifen und die Erzählung nach dem Diktat der Ratio umzubiegen (wie bei Flake) oder in den Stoff eingestreut die Sonderexistenz lehrhafter Monologie zu führen; im ersten

Digitized by Google

Fall bleibt uns der Geschmack des Journalistischen, im anderen der des Epigrammatischen. Die „Einlage" des Geistigen war es, die ich an Jakob Wassermanns ‚Faber' hier feststellte — wenngleich hier die ganze Stofflichkeit in den Bezirk der Idee gehoben, durch die Thematik der Roman schon zum „Ideen-roman" verdichtet wurde. Es war natürlich, daß es Wassermann als Aufgabe empfinden würde, das Ideeliche mit dem Plastisch-Realen zu vereinigen, die Diskussion eines geistigen, eines sozialen Themas zu ersetzen durch das Sichtbar-Lebendige romanhafter Entwicklung.

„Laudin und die Seinen" (S. Fischer Verlag, Berlin), sein neuestes Werk, ist dieser Aufgabe gewidmet. Er verläßt nicht die bürgerliche Welt, in deren innere Kompliziertheiten er sich eingegraben hat. Er sieht das Leben dieser einen, ihm vertrauten Schicht — und will den verborgensten Sinn dieses bürgerlichen Seins enträtseln. Was hier den Dichter fesselt, sind nicht so sehr die Institutionen der bürgerlichen Welt wie die Frage der Werthaltigkeit dieser Institutionen — die Wirkungen entfesseln sich nicht aus der pragmatischen Natur der bürgerlichen Lebensformen, sondern aus der problematischen Art ihrer Betrachtung. Symbol dieser Welt ist die Ehe — nicht also als erotisches, nicht als ein irgendwie dem individuellen Erleben überlassenes Ereignis, sondern die Ehe als bürgerlich-organisatorisches, ja, als ethisches Problem. Laudin, ein Advokat von typischer Lebenshaltung, würde die Ehe niemals als erlebendes Subjekt zu bewerten Anlaß nehmen. Da er, durch ein traumatisches Erleben, gezwungen wird, sie objektiv auf ihre Werthaltigkeit zu prüfen, verliert er das Bewußtsein ihres ethischen Sinnes. Der Vor-fall, der ihn aus seiner Lebensform schleudert, ist sehr konstruiert: Selbstmord eines Jünglings. Die Wirkung: der Advokat gibt seine bürgerliche Existenz auf. Die Folge: er verliert sich an eine Welt, in der eine Schauspielerin Zentrum eines Kreises lockerer Menschen ist, bis wieder ein Zufall die Niedrigkeit dieser neuen Existenz entlarvt.

Gegen diese Schilderung ist stofflich vielleicht zu sagen: stellt Wassermann dem Bürgerlichen eine zweite Welt gegenüber, so könnte diese in demselben Ethos-kräftigen Sinn, eine Welt sein. Was er entwickelt, ist die pathographische Studie eines aus dem Geleise geworfenen pflichttreuen Bügers. Es ist also nicht der Kampf zweier ethischen Prinzipien. Der „anderen" Welt fehlt die Freiheit, sie ist ohne Lebens-berechtigung. Und wenn Laudin, nach schwierigen Zwischenstationen, zu den „Seinen" zurückfindet,

Digitized by Google

atmet man auf: endlich! Für ihn ist ein Abschluß eines merkwürdigen Abenteuers gefunden. Ein anderes Thema wäre die Lösung der ethischen Antinomie von Freiheit und Zwang in der Lebensform.

Dies wäre das Thema des Romanes, der morgen zu schreiben ist: unsere Lebensformen festzustellen, nicht das soziale, sondern das ethische Fundament unseres Seins aufzurollen. Das „soziale Thema" ist erschöpft, denn es ist bereits zu Ende diskutiert — bis zu dem Ende, wo die Unlösbarkeit des Problems sich wie die des Fermatschen Satzes zeigt. Aufgabe des Dichters ist es nunmehr, neues Leben zu gestalten, das Thema des Lebens auszudeuten.

Das historische Thema

Wenn schon das soziale Thema den Roman von dem Verschwiegen-Menschlichen abtreibt zu unmäßiger Deskription (Tagore; Flake), so vernichtet das historische Thema die Freiheit jeder Entwicklung, die sich im Ich vollzieht, gänzlich. Der Roman des Seelischen (den wir mit vager Bezeichnung den „psychologischen" Roman nennen) schöpft die Vision eines Menschen aus, zeigt die Psyche in den Bewegungen, die ihr gemäß sind; die seelischen Gewalten entströmen und stürzen ineinander, innerste Erschütterungen auslösend. Der historische Roman kastriert seinem Helden die Seele — er bleibt Instrument historischer Gesetzlichkeit, die mit aller Farbenglut buntestes Leben vor uns hinzaubern kann . . . aber niemals das Leben einer Seele. Dieses seelische Eunuchentum läßt sich geschickt kachieren, wenn der Ton der Kastratenstimme überdeckt wird vom Geräusch der Philosophie. Die Diskussion des Ethischen, im sozialen Roman formensprengend, ist wirksame Auffüllung des historischen Romans. Ein historischer Stoff ohne diese Einlage von Problematik bleibt glanzlos; es betört, wenn in die Holzschnitzerei die Elfenbeinschicht der Philosophie eingelegt, wurde.

Historischer Roman, mit höchster ethischer Problematik aufgefüllt, ist „Rëubeni, Fürst der Juden" von Max Brod. (Kurt Wolff Verlag, München). Die erstaunliche Kraft, plastische Anschauung zu vermitteln, bestätigt den Dichter — die Historie des Mittelalters erblüht lebenskräftig, das alte Prag wacht auf, das renaissancistische Venedig, das Portugal der Inquisition ergibt sich einem Meister historischer Schilderung. Das Thema ist historisch — nicht weil die Fabel von Rëubeni, der als König die Juden der Diaspora zum Feldzug nach

Digitized by Google

Jerusalem sammeln wollte, historisch wäre. Die Welt, die sich vor uns ausbreitet, hat das Leben vergangener Wirklichkeit. Mit natürlichem Zwang leben die Gestalten des Romans ein problematisches Leben. Die Juden des Ghettos kämpfen um Gott und um das Gott-Erlebnis. Wenn Max Brod mit beseelter Innigkeit aus jüdischer Religiosität das Seelische seiner Gestalten erfüllt, öffnet er Verborgenheiten einer Religion, einer Rasse, einer Ethik und erweckt talmudische Weisheit zur Lebenswirksamkeit.

Es ist schade, daß der historische Rahmen ihn zwingt, vom historischen Zufall aus (Inquisition in Lissabon, Absetzung des Papstes) das Schicksal Rëubenis, den Zerfall, zu komponieren — er bestimmt innere Situationen durch außerhalb des Stoffes liegende, historische Thematik. Die Versöhnung historischer und psychischer Gesetzlichkeit hat Ernst Weiß angestrebt; sein Roman „Männer in der Nacht“ (Propyläen-Verlag, Berlin) stellt den historischen Balzac in einen historischen Prozeß. Aber die glühende Schöpferlust des Dichters Ernst Weiß fegt über das Thematische hinweg, aufreißend die Tore zum Seelischen. Er öffnet die Verborgenheiten tiefsten Erleidens, schmerzlichster Leidenschaften — und vergißt im Taumel der dichterischen Vision das Historienhafte des Vorwurfs. So gelingt ihm die beste Novelle menschlicher Leidenschaft, die die neue Dichtung uns bietet, um den Schmerz wissend wie Kafkas Roman „Der Prozeß“, von Leidenschaften durchweht wie Hermann von Boettichers beste Novelle „Tomasio“ oder wie Hermann Ungars „Knaben und Mörder“, die Geschichte eines Gehetzten, dem Stefan Zweigs Amokseele im Blute sitzt. Das Verlassen der historischen Thematik wurde hier produktiv — und der Bruch der Komposition verschmerzt sich leicht.

Es ist nicht einfach, so sehr dem Gesetz zu folgen, daß tektonisch klar und makellos der Gliederbau des Romans sich erhebt, wenn das Geschehene schon Geschichte war und der Geschichte nacherzählt wird. Der reine historische Roman muß, im Sinne der technischen Sauberkeit, ein Meisterwerk sein . . . die Zeit als motorisches Element, als einziges, gebiert das Werden und Entstehen, und kein individualistisches Element — das Ich nicht und eine Idee nicht — determinieren den romanhaften Vorgang. Die eine Grenze übersprang der Roman des Ernst Weiß, die andere Max Brod. Leuchtend rein im Sinne der historischen Wahrheit hebt sich des Alfred Döblin „Wallenstein“ — Prototyp jeden historischen Romans, Erfüllung der strengen Form, da Leidenschaft, Idee, romantisch-individueller Eingriff und

Digitized by Google

alles Subjektive illustrativ im Dombau der Geschichte stehen nicht aber agierend eingreifen dürfen. Nach diesem erhabenen Vorbild arbeitete Lion Feuchtwanger die Historie des Finanzjuden „Jud Süss" (Drei Masken-Verlag, München). Aus den energetischen Spannungen der wirrnisreichen, revolutionsschwangeren Zeit springen die Funken in diese Stofflichkeit, entzünden, entladen sich, schüren Brand und Glut. Mit sorgsamster Eindringlichkeit malt Feuchtwanger das Zuständliche — und wirft in die weiten Flächen historischen Stoffes die Feuergarben vulkanischen Geschehens. Hier wird das Detail nicht Selbstzweck, die minutiöse Kleinmalerei niemals Einlage. Der Roman ist Vorbild an Komposition: Historie wird breit ausladend anschaulich gemacht, und der Roman steigert sich fort in dynamischer Bewegung.

Das historische Thema endet, wenn ein geschichtlicher Prozeß Anlaß wird, Nicht-Geschichtliches Ausdruck werden zu lassen. In „Salambô" ist die Historie gleichzeitig Kolorit und Thema (wenngleich Flaubert die thematische Grundlage verbreitert). Johannes V. Jensen nimmt ein sachlich-verwandtes Thema historischen Ursprungs zum Ausgang einer Komposition, deren innere Tendenz zum Landschaftlichen, zum Persönlich-Schicksalhaften, zum Volkhaft-Mythologischen strebt. Er verläßt das historische Thema; er benutzt die Historie als Eingangsmotiv, das Grundthema weist in andere Sphären...

Das Landschaftliche als Thema

Das Grundthema dieses neuen J. V. Jensen, „Der Zug der Cimbern" (S. Fischer Verlag, Berlin) ist ein mythisches: Erfassen eines Landes, eines Volkes, einer lebendigen Gemeinschaft, deren Sein dort aufgespürt wird, wo es dem Landschaftlichen zugekehrt ist. Der erste Teil dieses seltsamen Buches ist ganz dem erdhaften Dasein dieses germanischen Naturvolkes gewidmet — und hier hat Jensen die Größe des Epos, die Erzählerkraft der nordischen Sagen. Erst allmählich besinnt er sich darauf, von außen her das historische Element in die friedvolle Deskription einströmen zu lassen — ein Geschichtsprozeß, nicht näher bestimmt und quasi deus ex machina, bewegt die anonymen Körper der Cimbern, peitscht dies Volk aus ihrem germanischen Land in südliche Regionen; und, wenn die Berührung mit der Kraft Roms die physische Existenz des Volkes vernichtet, lockt eine exoterische Passion den Dichter, in symbolischer Manier ein Fortleben der Rasse versöhnlich anzudeuten: der Stamm erlischt, aber die Priesterin Vedis, zu südlicher Liebe überwunden, erhöht sich zu rassenversöhnender

Digitized by Google

Harmonie. Dieser Einbruch des Historischen in den germanischen Mythos ist zerstörender als der Ansturm der römischen Waffen auf dieses kriegerisch-abenteuernde Volk. Das historische Motiv mordet hier das Landschaftsmotiv (wenn wir unter diesem Begriff die immaterielle Substanz des Romans, die ganz im Atmosphärischen ihre Kraft hat, bezeichnen). Der große Schilderer naturnaher Dinge verleugnet sich natürlich nicht — das Dichterische dieser mythosstarken Deutung von Rasse, Land, Leben rührt uns an mit aller Erschütterung einer reinen Poesie. Aber der zeitlose Atem des Epos verweht, wenn Zeitliches, wenn Historisches zerstörend eingreift.

Das Landschaftliche als Thema ist nahe dem Religiösen als Thema, so tief fundiert ist die romanhafte Wirksamkeit dieser Substanz. Nur im Umweg über das Ressentiment könnte das Landschaftliche im Roman dominieren, ohne Mythos zu werden. Aber in jeder sentimentalen Ausdeutung bleibt noch ein Rest nordisch-mythischer, sagen wir ruhig: hamsunischer Kraft. „Die Lofotfischer" von Johan Bojer (C. H. Beck, München) entbehren fast jeder Handlung — hier ist eine Volkheit gezeigt als Kollektivseele, undifferenziert, primitiv, Menschen überwachsen vom Landschaftlichen; der Körper der Fjorde wölbt sich über das Leben des Fischervolkes, Schicksal bricht aus dem Raume der Natur, und die Seele ist nur Gefäß, zart-fühlend und leidgewohnt, die Bewegungen der großen Natur zu ertragen.

Erst dann wird das Landschaftliche in starker Handlung verlebendigt werden, wenn aus dem Erschauen des Landschaftlichen der Dichter die positive Phantasie gewinnt: neue Körper, neue Menschen in die neue Landschaft hineinzudichten. Der jugendliche Leib einer australischen Steppe bliebe starr wie die Melancholie der nordischen Weiten, träumte nicht eine jugendliche Seele neues Leben in diese ferne Welt hinein. Es ist neuer, blutjunger, sturmfrischer Erzählermut, der H. D. Lawrence belebt, im „Jack im Busch" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) einen neuen Menschheitstyp aus dieser jungen Welt aufwachsen zu lassen. Jack ist ein körperlicher Mensch, ein prächtiger Bursche, in ferne Zonen geweht, dem Abenteuer offen mit Auge und Muskel, aber ohne Abenteurerphilosophie und ohne literatenhafte Europamüdigkeit. Ihn umwirbeln die Dinge der fremden Heimat, die Düfte, die Tiere, die Mädchen, die Bäume, die Leidenschaften eines heißen Landes — und er steht trotzig und mit junger Kraft vor dem Geschehen, die Ströme dieses Stücks Erde auftrinkend, mit hellem Blick ausschauend ins Land. Was sich begibt, ist erd-

Digitized by Google

trächtig, wächst aus dem Schicksal des Landes und spiegelt sich nur im leiblichen Bilde dieses Jungen.

Ein herrliches Buch, von malerischer Schönheit durchtränkt, niemals entgleisend ins Literarische und tief vom Wissen um Gott erfüllt: denn das Gebet des erd-nahen Burschen ist inniger und seine Seele offener dem großen Geschehen, das mit silberner Sprache und ergreifend dem jungen Blick eines Schauenden sich zeigt. Die Sprache der Landschaft ist die einzige Sprache, die voller tönt als die Sprache des Menschen: denn ihr schwingt der Chor aller Kreaturen die Melodien des Lebens. Und der Mensch steht dabei und lauscht, staunt dazu, flucht dazu, oder er flüstert ein Amen dazu...

Aus diesem jungen Roman erwachen die Hoffnungen, daß eine neue Kunst des Romans begänne: ganz nahe der Melodie der Landschaft, ganz erfüllt vom Lebendigen der Natur und kräftig hinstrebend zu einer neuen Beseeltheit des Menschen. Denn es muß — dem Historisch-Gefundenen fern, dem sozialen Kämpfertum abhold, jeder Psychopathie bar — es muß ein neuer und jugendlicher Mensch den Leib in die Mitte des Geschehens stellen und eine Seele, wach für die orphischen Dinge, der Natur öffnen — —

— wenigstens im Phantasiekreis des Romans!

WEGE DES ESSAYS

von

RUDOLF KAYSER

Man möchte die Kunst des Essays bezeichnen als Gestaltung von Gestaltetem. Der Essay erfindet und entdeckt nicht. Er ist weder Dichtung noch Forschung. Aber er gestaltet die ihm vorgelebten Formen: die phantastischen und die eidetischen, die Formen des Lebens und der Kunst. Der Essayist ist ein Bildner und bedarf daher der Gegenstände und ihres eigentümlichen Daseins. Der Dichter ist freier Schöpfer seiner Gestalten, der Forscher der seiner Erkenntnisse; aus den Geheimnissen ihres Daseins und der Sicherheit ihrer Methoden geschehen ihre Werke. Der Essayist aber ist an vielfältige Gegebenheiten geschmiedet. Er bedarf der Methoden und der Phantasie. Die Unpersönlichkeit technischer Methodik ist ihm ebenso verwehrt

Digitized by Google

wie grenzenlos schwebende, ahnungsvolle Phantastik. Er erzwingt ein nachgebendes Bündnis beider Mächte, ihre wechselseitigen Erhellungen und Begrenzungen; er läßt den Gedanken körperlich und den Körper gedanklich werden. Zwischen Abstraktion und Plastik, zwischen Erkenntnis und Erzählung führen die Wege des Essays.

Seine klassische Zeit in Deutschland liegt zwischen Neu-Humanismus und dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts, also etwa zwischen Herder und Dilthey. Man besaß Denktrieb und Sprachkraft zugleich. Von der Kantischen Spitze der Spekulation drang das Denken in die kleineren und individuellen Wirklichkeiten ein und gab ihnen Körper und Gestalt. Je realer die Gegenstände sind, desto körperlicher — und damit dichterischer — ist die Sprache. Realität ist ja nicht nur sinnlich-stofflich, sondern auch geistig. Gedanken blühen, gewinnen Farbigkeit und in ihrem sprachlichen Ausdruck eine gegenwärtige Gestalt, oder sie bleiben dürre Formeln und Zeichen und sinnvoll allein innerhalb eines engen Systems. Im achtzehnten Jahrhundert hatte man das gute Wort „schöne Wissenschaft". Herder verstand darunter die Vereinigung von Sprache, Vernunft, Geselligkeit und Humanität. Diese Einheit gab dem Essay auf ein Jahrhundert hinaus seine große geistige Macht.

Als größten deutschen Essayisten empfinde ich immer wieder Karl Hillebrand. Es ist ein Verdienst des Verlages Albert Langen in München, innerhalb seiner Sammlung „Bücher der Bildung" einen Band Hillebrandscher Essays, unter dem Titel „Abendländische Bildung", herausgebracht zu haben, der eine — von Josef Hofmiller besorgte — Auswahl aus dem mehrbändigen Essaywerk „Zeiten, Völker und Menschen" darstellt. Hillebrand ist der edelste Typus des künstlerischen Historikers. Er vereinfacht die verwickelten Linien der Geistesgeschichte, ohne sie ihres Reichtums zu berauben. Er besitzt einen weiten und scharfen Blick für große geistige Formen und gestaltet etwa die geschichtlichen Weltanschauungen, befreit von ihren Varianten und Zufällen, in einer Plastizität und Gegenwärtigkeit, die auf natürlichem Wege Brücken zu unserer eigenen Problematik schafft. Seine Darstellung gipfelt in außerordentlichen Formulierungen, freien Gipfeln über den Denk-Erzählungen. Hillebrand liebt kontradiktorische Sätze, die geistige Spannung als den eigentlichen Schöpfer der Zeiten und Werke beweisen. Ich kenne kaum eine Gegenüberstellung von Mittelalter und Renaissance, die das Prinzipielle dieses Gegen-

Digitized by Google

satzes so stark ausspricht und so Nord- und Südpol des Geistes vor Augen führt wie den Essay „Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung". Hillebrand sieht in diesem geschichtlichen Gegensatz gleichzeitig einen prinzipiellen: den zwischen Geist und Natur; der mittelalterliche Universalismus ist ein geistiges Ideal, das in Wirklichkeit nie ganz erreicht wurde und dem das natürliche der Individuation immer schärfer gegenübertrat. „Das Gesetz der Natur war gleichwohl stärker als die Gesetze der Menschen: Europa entwuchs dem Stammhaus, so geräumig es gebaut schien . . . An dem Tag, an welchem ein philosophischer Gedanke in nationaler Sprache ausgedrückt wurde, hatte jene Teilung Europas begonnen, aus welcher sich während des fünfzehnten Jahrhunderts die nationalen Monarchien von England, Frankreich und Spanien, die italienische Renaissance und die Reformation in Deutschland entwickelten."

Doch nicht nur geschichtliche Themen beschäftigen Hillebrand. Der Band enthält auch Aufsätze über die abendländische Gesellschaft, über die Fragen der Bildung und der Kunst, über Schopenhauer und Nietzsche. Hillebrand erkannte als einer der ersten das Genie des jungen Nietzsche, der selbst ihn als den „letzten humanen Deutschen, der die Feder zu führen wußte", bezeichnete. Hillebrands Größe gehört zum kleineren Teile aber auch einer wissenschaftlichen Situation an, die Männer wie Jakob Burckhardt und Hermann Grimm hervorbringen konnte und die dem heutigen handwerklichen Betrieb ewig verloren ist. Sie stieg auf in der Atmosphäre jenes deutschen Florenz, in dem Hillebrand mit Freunden wie Marées und Adolf Hildebrand lebte. In Deutschland mochte er nicht sein.

Stefan Zweig ist ein epischer Essayist. Seine Aufsätze sind Lebensbildnisse, ohne Biographien zu sein. Sie graben nach den biologischen Geheimnissen der Dichter und lassen sie hinüberschwingen in ihr Werk. Zweig will keine objektiven Erkenntnisse vermitteln und weder analysieren noch kommentieren. Aber er ist auch Gegensatz zum Historiker und begreift seine Gestalten nur aus ihrer eigenen Situation, der Situation ihres Daseins und seiner Erfahrungen. Deshalb ist Wert und Sinn dieser Arbeiten nicht Bereicherung unseres Wissens um die Dichter, sondern eine verstärkte, plastisch-reiche, sinnliche Vorstellung ihres körperlich-seelischen Daseins. In seinem neuen Buch „Der Kampf mit dem Dämon" (Insel-Verlag, Leipzig) gestaltet Stefan Zweig die Bildnisse Hölderlins, Kleists und Nietzsches. Man vergleiche diese

Digitized by Google

Aufsätze nicht mit denen eines Dilthey oder Cassirer, die unsere objektiven Kenntnisse um die geistige Substanz und damit auch um die dichterischen Formen dieser Schöpfer wertvoll bereichert haben. Zweig benutzt die Forschung der Philologen, um plutarchische Charaktere zu zeichnen, plastisch in ihrer Gegenwärtigkeit, blutvolles geistiges Leben.

Die Gemeinschaft zwischen Hölderlin, Kleist, Nietzsche sieht Zweig im Dämonischen. Er begreift darunter eine ähnliche seelische Unruhe und Leidenschaft wie Goethe in der Egmont-Zeit, dem das Dämonische ja der Vorsehung ähnelte: „Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen.“ Diese Macht des Dämonischen baute die drei großen Deutschen auf und zerstörte sie gleichzeitig. Sie sind unverbunden mit der materiellen Welt, losgerissen von ihren Zwecken und ihrer Mechanik. Zweig zeichnet mit großer Kunst die mannigfaltigen Variationen dieses Themas in diesen drei Leben. Hölderlin flüchtet vor dem Dämon, wie der junge Goethe, hinter ein Bild: die Dichtung. Sie ist ihm nicht Ver-körperung von Erlebnis oder Idee, sondern lodernde Flamme, in der er sich von sich selbst erlöst. Aber die Flamme hielt ihn nicht. „Hölderlin schmettert aus dem dichterischen Zustand wie aus einem Himmel hinab und bleibt verwundet, zerschlagen, ein geheimnisvoll Ausgestoßener in der Sachwelt zurück.“ (Man lese zur Begleitung von Zweigs Aufsatz die Lebensdokumente von und über Hölderlin, die Hermann Hesse in einem Bande seiner vortrefflichen Sammlung „Merkwürdige Geschichten und Menschen“ — S. Fischer, Verlag, Berlin — zusammengestellt hat.) Kleist ist ruhelos auf Erden wie im Geist. Er ist Tragiker nicht nur aus dichterischen Motiven, sondern aus den tiefsten Notwendigkeiten seines Daseins. Alle Erscheinungen und Erlebnisse, die Lektüre Kants wie geschlechtliche Hemmungen, werden für Kleist zu spitzem Schmerz. Er ist der große deutsche Tragiker „nicht aus einem Willen, sondern aus einem Gewolltwerden, einzig darum, weil er zwanghaft eine tragische Natur und seine Existenz eine Tragödie war“. In Nietzsche herrscht der Dämon der Einsamkeit. In allem Ringen ist er allein. Ein tragischer Empörer, ein hymnischer Ekstatiker, denkt er seine schmerzlichen, einsamen Gedanken.

Stefan Zweig macht an diesen drei Gestalten die aufpeitschende, übermenschliche Tragödie des Schöpfers, zwischen Sternen und Erde, sichtbar. Sein Buch — geschrieben in einer glänzenden, biegsamen

Digitized by Google

Sprache – aber scheint mir weit eher eine Psychologie des tragischen Menschen als eine „Typologie des Geistes" zu sein. Hier ist der Essay der Erzählung sehr nahe gekommen: als körperliche Entfaltung seelischen Daseins.

Oskar Loerke nennt seinen reichen Essayband „Zeitgenossen aus vielen Zeiten" (S. Fischer, Verlag, Berlin). Und in diesem Titel verrät sich schon ein Wesenszug dieser Essayistik (deren geometrischer Ort nicht leicht zu bestimmen ist): Loerke stellt Werke und Gestalten dar nicht aus einem bestimmten Gesichtswinkel – wie Stefan Zweig – sondern aus einer inneren Gemeinschaft. Seine Gestaltung von Gestalten – Menschen und Büchern – besitzt doppelte Gerechtigkeit: gegenüber den Objekten wie der eigenen Liebe zu ihnen. Loerke befiehlt seine Themen weder zu einem bestimmten Problem, noch läßt er sich von ihnen befehlen. Er hält es mit Stendhal: „Le bonheur pour moi, c'est ne commander à personne et de n'être pas commandé."

Die Folgen der Loerkeschen Art sind überaus fruchtbare und belebende. Seine Zeitgenossenschaft zu Johann Sebastian Bach, Goethe, Jean Paul, zum klassischen Orient und zu Dichtern dieser Zeit öffnet die unermeßliche Weite der geistigen Landschaft, alle Himmelsrichtungen und ihre Polaritäten, die vegetabilische Erde und die mythischen Sphären über ihr; gleichzeitig aber verwirklicht sie die Gestalten und ihr Werk, läßt Umrisse aufleuchten, Inhalte sich verdichten und Menschen plastisch werden; und da Loerke als ein Meister gestaltend erkennt und erkennend gestaltet, gelangt er zu einer „immanenten Transzendenz", zu einer Philosophie der Kunst, die sich in keinen Abstraktionen ausspricht, sondern in diesseitigen Künstlern.

Aus diesen drei Koordinaten bestimmt sich der Ort dieses an Gedanken und Darstellung überaus bedeutenden Essay-Buches. Es steigt auf aus tief beseelter Sphäre zu Kunst- und Künstler-Gestaltung und mündet in eine Art reiner Erkenntnis. Die in ihm vereinigten Arbeiten bilden nur einen kleinen Ausschnitt aus Loerkes kritischer Prosa und umspannen doch ziemlich ihren ganzen Bereich. Sie beschreiben keine psychologischen Erlebnisse der Kunst; das Buch ist gar nicht lyrisch; aber es zieht alle gedanklich-gestaltenden Folgen aus diesem einen Grund-Erlebnis: Kunst! Dessen Perspektiven gehen weit und tief in das Leben hinein. Ein Mittelpunkts-Feuer ist angezündet und beleuchtet alle Welten. Von Loerkes Prosa gilt,

Digitized by Google

was er selbst von Bachs Musik sagt: daß sie „auf die Verfassung der Welt gerichtet ist, die gestaltet so offenbar wurde, daß sich nichts ändert, ob man die Welt als Gleichnis der Kunst oder die Kunst als Gleichnis der Welt ansieht".

Julius Meier-Gräfe sammelt seine Essays um den Titel „Die doppelte Kurve" (Paul Zsolnay, Verlag, Wien). Diese doppelte Kurve heißt: Zeit und Kunst. Meier-Gräfe, immer erfüllt von geistigem heiteren Temperament, spricht im Dienste eines Ideals, das scheinbar von gestern ist. Anarchistisch und unerschütterlich redlich bekennt er dies Ideal einer glücklicheren Zeit und ihre Freude an den lustigen farbigen Dingen der Kunst: „Ich kenne unser Unrecht. Es liegt nicht da, wo verstörter Intellekt von heute es zu sehen glaubt, in keiner Untreue. Unser Verbrechen war unser alles fressende Wille zur Kunst . . . Wir waren Künstler mit dem Fanatismus religiöser Sektierer, und diese Gemeinde ging jeder andern Gemeinschaft, Staat, Land, Familie voraus". Das Recht dieses Unrechts aber ist Fruchtbarkeit und Schönheit des Impressionismus, an den Meier-Gräfe immer wieder denkt, und die Bedeutung seines eigenen schriftstellerischen Werks. Auch in diesen Essays, die von Kultur, Kunst, Künstler, Deutschland und Europa, Dostojewski und dem rheinischen Problem handeln, steckt das ganze (an die beste französische Essayistik mahnende) Könnertum Meier-Gräfes: sein künstlerisches Sehen und seine lebendige Sprache. Um Krieg und Zusammenbruch gruppiert er seine Gedanken über Zeit und Kunst und vor politischen Hintergründen. Er sieht die Zerstörungen, die Verluste. Mit Wirtschaft allein kommen wir nicht weiter. Wir brauchen Liebe, nicht die christliche zu den Feinden, sondern die zu den Nächsten, den Gemeinschaften unseres eigenen Lebens.

Digitized by Google

SCHREIBENDE WELT

M. Paléologue — L. Strachey — T. G. Masaryk — E. Ludwig — M. Pulver — Kaplan Fahsel

von

OTTO FLAKE

I

Maurice Paléologue war der letzte Botschafter der französischen Republik am russischen Hof. Er kam einige Monate vor Ausbruch des Krieges nach Petersburg und verließ es im April 1917, vier Wochen nach der Abdankung des Zaren.

Auch sein Nachfolger, Albert Thomas, hatte keine andere Aufgabe, als den Bundesgenossen zum Durchhalten zu überreden, aber in Paris hielt man es für vorteilhafter, zu den Sozialisten einen Sozialisten zu schicken. Der bürgerliche Diplomat wußte besser als der sozialistische, daß Rußland nicht mehr in Betracht kam — er hatte in den drei Jahren diese östliche Welt gut kennen gelernt; er ahnte schon früh, daß er dem letzten Kapitel beiwohnte, mit dem die Geschichte des Reiches Peters des Großen vorläufig abschließt.

Seine Tagebücher sind unter dem Titel: „Am Zarenhof während des Weltkrieges" in deutscher Übersetzung bei A. F. Bruckmann erschienen.

Der politische Historiker, der sich mit der leidigen Schuldfrage befaßt, wird aus diesen zwei Bänden nichts anderes als die offizielle französische Auffassung erfahren, dahin gehend, daß auch der russische Bär nur widerwillig und dann moralisch empört von Deutschland in den Krieg gezerrt wurde. Der Wert der Darstellung liegt auf anderem Gebiet, dem kulturhistorischen und nahezu schöngeistigen; Paléologue ist Psychologe, Beobachter, Interessent mit klugen Sinnen, der manchmal schreibt, als sei er von einer in der guten Gesellschaft gelesenen Zeitschrift geschickt, um ein Buch über russische Menschen zu verfassen.

Als Franzose ausgeprägter Westler, lehnt er im Grunde einen Volkscharakter ab, dessen Extreme empfindsames Barbarentum und Mystik sind; aber da er zu Verbündeten kam, drückt er sich vorsichtig aus und studiert im übrigen mit Hingabe sein Thema. Er hat wie alle Franzosen eine feste Norm und vergleicht im stillen unaufhörlich die zähe Energie, mit der seine Nation den Krieg führt, mit der rasch

Digitized by Google

wachsenden Ermattung und Gleichgültigkeit, mit der die Russen die Ereignisse begleiten.

Es ist interessant, zu erfahren, wieviel Aussicht die Deutschen hatten, mit Rußland zu einem glimpflichen Frieden zu gelangen. Die reaktionäre Partei fürchtete eine Revolution, auch mußte ihr aus Wahlverwandtschaft an der Erhaltung des preußischen Geistes gelegen sein; Witte war gegen den Krieg, der letzte Ministerpräsident Stürmer galt als germanophil, wie nebenbei Paléologue selbst als austrophil, was bei seiner Abberufung mitspielte, und vor allem Rasputin, der Allmächtige, arbeitete gegen die Franzosen. Seiner Person gilt daher ein wesentlicher Teil der Aufzeichnungen.

Wenn man Paléologue glauben will, war es der Zar, der alle diese Einwirkungen zurückdrängte — er hatte sein Wort gegeben, nicht zu verhandeln, solange ein feindlicher Soldat auf russischem oder französischem Boden stand. Vielleicht hat Paléologue aus Höflichkeit dem Zaren eine gewisse Charakterstärke verliehen; andererseits ist passive Zähigkeit durchaus vereinbar mit Schwächlichkeit.

Von Lenin ist wenig die Rede; eines Tages, als sich die Erde hebt, stellt der Beobachter fest, daß die unterirdischen Mächte durchgebrochen sind. Gleichwohl empfindet man diese Beschränkung auf die obersten Schichten kaum als Nachteil, weil der Botschafter durch die genaue Analyse der Welt, in der er sich bewegt, zu Einsichten kommt, die durch die Ereignisse bestätigt werden.

Früh fürchtet er, daß das sogenannte Mirsystem dem Kommunismus die Wege ebnet, und er empfiehlt, die Agrarreform derart durchzuführen, daß der Bauer wirklicher Eigentümer wird. Und wenn er beobachtet, wie die kaiserliche Familie lebt — die einzige Person, die bei Tisch oder in den anderen Stunden des Tages ihren Umgang bildet, ist eine untergeordnete Bürgerin, ein Schattenmensch ohne irgendwelche Besonderheit — überläßt er sich Reflexionen über die Paradoxie des Selbstherrschertums, die auf das ruhmlose Ende vorbereiten.

Die im übrigen flüssige Übersetzung leidet an zwei Fehlern: die russischen Namen werden in französischer Schreibart gegeben, und der Übersetzer kennt die Regeln der Apposition nicht.

2

Führt Paléologue als gebildeter Akademiker die Feder, so sind die geistigen Mittel, mit denen Strachey das Buch von der „Queen

Digitized by Google

Victoria" schreibt, dem Arsenal des englischen Esprit entnommen. Dieser Esprit ist dem Humor sehr verwandt und unterscheidet sich von ihm nur durch den Mut, gelegentlich die bürgerliche, das heißt unbedingt zu respektierende Grenze zu überschreiten und es mit der Ironie zu versuchen. Wenn ein Engländer Geist hat, hat er ihn in der reizendsten Form.

Hat man das Buch gelesen, so erkennt man, daß es keine andere Methode als die des Herrn Strachey gibt, um eine so beschaffene Heldin dem Gefühl nahe zu bringen. Wollte man sie nur ernst nehmen, ohne die kleinen witzigen Schlaglichter etwa im Stil des Dänen Wied aufzusetzen, so ergäbe sich ein Buch von klassischer Langeweile, hinsichtlich des Inhalts wie der Form. Bürgerliche Majestät, achtzig Jahre respectability — das wäre schauerlich. Umgekehrt gelingt es der leichten Hand Stracheys, eine Arbeit vorzulegen, die man, weit entfernt zu ermüden, mit dem größten Vergnügen in einem Zug zu Ende liest. Ist sie auch kein Quellenwerk und nicht einmal eine geschichtliche Monographie, so nimmt sie doch als Lesebuch gefangen.

Am Anfang erwacht noch einmal die Erinnerung an eine wahrhaft seltsame Dynastie von Barbaren, die für das englische Dixhuitieme ebenso charakteristisch sein mögen wie die spirituellen Libertins für das französische. Die Witwe eines deutschen Kleinfürsten heiratet in diese ebenfalls deutsche Familie, deren meisten Mitglieder unfähig sind, sich fortzupflanzen, und durch eine Serie von Todesfällen wird ihr Töchterchen Anwärterin auf den Thron, dann genau im Augenblick der Großjährigkeit Königin.

Ihre Erziehung erfolgte im Geist einer neuen Zeit, das bürgerliche Zeitalter kündigte sich an, und Ideen der deutschen Klassik, die Moralität, die Harmonie, die Wichtigkeit des Individuums, lieferten das Fundament — diese Verbindung zwischen englischer Wohlanständigkeit und deutscher Bildung ist ein recht interessantes Phänomen. Es war die Zeit, wo Deutschland so viele Prinzen zu exportieren begann, wie man in Europa brauchte, und das Haus Koburg wiederum schlug die ganze Konkurrenz; bereits saß Leopold von Koburg als erster König auf dem neuen belgischen Thron. Sein Neffe Albert wurde Gemahl der jungen Engländerin und alsbald begann das Musterleben einer regierenden Familie. Kein Gottesgnadentum mehr, diese Leute hatten den Geist der Zeiten erfaßt, darum leben sie noch heute.

Ein anderer hat Kinder, die er betreut; ein anderer ein Amt, dem

Digitized by Google

er dient; aber diese beiden hatten dreimal soviel Kinder wie der Durchschnitt und ein höheres Amt als irgendein Sterblicher. Der Tag war ihnen zu kurz, und sie begannen ihn im Morgengrauen, wenn die grüne aus Deutschland mitgebrachte Studierlampe des Prinzen noch brannte.

Es war unglaublich, was eine Königin und ihr heimlicher König alles zu tun haben, wenn sie alles ernst nehmen. Und Victoria war ein Mensch, der nur das Ernstnehmen kannte; direkt in Ansprüchen, direkt in Affekten, direkt in Sympathie und Antipathie, so war sie. Sie gehörte zum Typus jener Frauen, die einen Bischof *so* himmlisch, einen Spötter *so* abscheulich finden, gesund wie ein Apfel der nützlicheren Art — aber Charakter, den besaß sie.

Amüsant ihr Verhältnis zu Männern. Schon Königin, aber noch nicht verlobt, faßte der Backfisch eine Neigung zu seinem Premierminister, der mit allen Wassern des Lebens gewaschen war — oh, ohne sich etwas zu vergeben und ohne Bewußtsein der tieferen Abhängigkeiten. Was sie wohl für Augen gemacht hätte, wenn einer so kühn gewesen wäre, die Freundschaften Ihrer Majestät psychoanalytisch zu untersuchen!

Dann folgte Albert und wurde seinerseits ihr Gott; nach seinem frühen Tod dauerte es lange, lange Jahre, ausgefüllt mit einem phantastischen Kult des Verstorbenen, bis ihr noch einmal das Glück der Intimität blühte — dieser Freund war niemand anderes als Disraeli, der bald erkannte, „daß man bei Königen das Lob mit der Mauerkelle auftragen muß". Er tat es unermüdlich, der alte Schauspieler, der doch Gentleman war, und nichts ist so merkwürdig wie die Tatsache, daß dieselbe Frau, die mit Albert gelebt hatte, an jenem ersten Premier und nun an Disraeli die Zweideutigkeit völlig übersah. Das eben ist Charakter, nicht wahr, blind und gesund durch die Welt zu gehen, ohne Ahnung der immanenten Komik, die man darstellt. Wer sollte sie sichtbar machen, wenn nicht der Biograph?

Ihr Leben lang schrieb Victoria Tagebücher, wie Albert Memoranden über jedes Ding zwischen Schloß Windsor und Kalkutta. Nur eines begriff sie nicht: daß bei solchen Eltern der Prince of Wales zwar die untersetzte Statur, aber nicht ihren Geist und nicht Alberts Geist geerbt hatte; er war ein Tunichtgut, trotzdem man ihn mit Grundsätzen und Stundenplänen fast zu Tod fütterte.

Erst im Alter wurde sie beliebt, Albert blieb zeitlebens für die Nation der Ausländer. Noch in den sechziger Jahren war sie An-

Digitized by Google

hängerin der deutschen Einheit unter preußischer Führung, und nicht das geringste Interesse des Buches besteht darin, daß es nahelegt, darüber nachzudenken, welchen Schatz von englischen Beziehungen die deutschen Höfe verschleuderten. Englische Dynastie sind die Koburger erst mit Eduard VII. und in letzter Instanz durch den Weltkrieg geworden.

Die deutsche Übersetzung der „Queen Victoria" wurde bei S. Fischer verlegt. Sie stammt aus der gediegenen Feder Hans Reisigers.

3

T. G. Masaryk, der den tschechischen Staat schuf, hat seine Erinnerungen und Betrachtungen unter dem Titel „Die Weltrevolution" in einem massiven Band niedergelegt, der deutsch bei Erich Reiß erschien. An der glänzenden Übersetzung von Camille Hoffmann ist nur eines zu rügen, der Gebrauch des Präsens in Nebensätzen, die von Imperfekten abhängen.

Daß Masaryk in der Tat der Gründer der tschechischen Republik ist, geht aus diesen Erinnerungen hervor; ohne ihn wäre der österreichische Staat, der im Gegensatz zum deutschen bei den Alliierten Sympathien besaß, vermutlich nicht zerstört worden. Ein erfolgreicher Revolutionär ist etwas anderes als ein nicht erfolgreicher, er begründet eine neue Moralität, nämlich die der eigenen Sache, und wenn auch Masaryk sich gegen gelegentliche deutsche Lehren wendet, die das Recht auf Macht zurückführen, so ist er doch eben nicht weit von Männern entfernt, die durch Tat eine nachträglich zu rechtfertigende Tatsächlichkeit heraufführten. Recht ist also doch zunächst Ausbau einer Tatsächlichkeit.

Schaut man aber genauer hin, so besteht ein Gegensatz zwischen dem Theoretiker und dem Praktiker Masaryk. Nicht daß ein vernünftiger Mensch ihm das zum Vorwurf machte, aber der Gegensatz besteht und besagt, daß Masaryk mehr als ein Professor ist, nämlich ein Staatsmann von großen diplomatischen und organisatorischen Gaben, der richtige Mann für eine historische Konstellation, die ihn trug.

Ebenso gewiß ist, daß unter seiner Ägide noch in einem engeren Sinn Macht vor Recht ging, als ohne Befragung der böhmischen Deutschen diese zu dem neuen Staat geschlagen wurden. Und heute muß aus einer Menge von Tatsachen der Schluß gezogen werden, daß die Rechtsprechung des neuen Staates die Tschechen über die Deutschen

Digitized by Google

stellt. Man hat oft gesagt, daß die tschechoslowakische Republik eine Wiederholung Österreichs ist, woraus folgt, daß weniger die Sache als die Gesichtspunkte und Interessen, also die Machtverhältnisse wechselten.

Ich war 1924 Zeuge, wie Präsident Masaryk zum erstenmal deutsche Städte aufsuchte und die vorzüglichsten Grundsätze des gleichen Rechtes verkündigte. Der Eindruck, den sein Buch von seiner Persönlichkeit vermittelt, untersagt, ihn der Zweideutigkeit zu zeihen; aber der Druck, unter dem die Deutschen leiden, wurde seither stärker.

Die Zweideutigkeit liegt im Wesen der Tat, grundsätzlich und unpersönlich gesagt. Keine Stelle der Erinnerungen verrät, daß der Mann, der jedenfalls der geistigste und gebildetste aller Staatsoberhäupter ist, gerade diesen urgegebenen Konflikt schmerzlich oder nur bewußt empfunden hätte — eine Tatsache, aus der sich ein Doppeltes ableiten läßt: eine zum Wirken unentbehrliche Ungebrochenheit des Denkens, und die Möglichkeit, sich zu einer solchen Natur auch kritisch zu verhalten, will sagen eine gewisse Beschränkung festzustellen, hinter der die Probleme erst wirklich aktuell werden.

Masaryk erinnert manchmal außerordentlich an den Amerikaner Wilson. Dieser Slawe aus der Slowakei erarbeitete und verkörpert ein Menschlichkeitsideal, das so puritanistisch ist, daß man immer wieder an die angelsächsisch-amerikanische Welt denken muß. Der Unterschiede mögen im einzelnen viele sein, die Grundrichtung ist dieselbe: Energie und Bejahung.

Das deutsche Denken der klassischen Philosophen imponiert ihm, aber er hält es weder für genügend noch für liebenswert, und zwar weil es seine Leistungen, die Höchstleistungen sind, durch Züchtung des Individualismus erkauft und aus der Gemeinschaftsentwicklung herausführt. Dieser Vorbehalt charakterisiert Masaryk: er ist demokratischer Positivist.

Demokrat insofern, als ihm das „Alles fürs Volk durch das Volk" zum Prinzip der Menschenpädagogik selber geworden ist. Positivist insofern, als er Kritik, Opposition, Differenzierheit ablehnt, sobald sie gemeinschaftszersetzend wirken. Slawischer Demokratismus ohne die chaotischen Neigungen des Russen; energiesteigernder Protestantismus ohne die „solipsistischen" Gefahren der deutschen Richtung — das dürften ungefähr die Grundideen des Präsidenten sein.

Umschreiben sie zugleich die Grundideen der tschechischen Seele,

Digitized by Google

so verbürgen sie diesen Slawen die Karriere der Tüchtigkeit . . die der geistigen Banalität nicht ermangelt. Der deutsche Geist ist, an jenen Ideen gemessen, ausgesprochen aristokratisch, da er über die hygienische Mittellage hinausstrebt.

Einer der immer wiederkehrenden Ausdrücke Masaryks ist Dekadenz. Zunächst verstand ich nicht, inwiefern er bei mir selbst Pariser Dekadenz notiert, bis ich mich in der besten Gesellschaft wiederfand: dekadent ist ihm aller Geist, der nicht unmittelbar der Masse pädagogische Impulse vermittelt, dekadent der Geist Dostojewskis, dekadent der Nietzsches, auch spricht er von der lächerlichen Lehre Freuds. Aber seine Persönlichkeit wirkt ernst genug um zu erreichen, daß man in seiner Dekadenztheorie eine große Problemstellung sieht. Ein ungemein fruchtbares Leben, aufgebaut auf der Eigenzucht des Selfmademan; die Stellung als Führer und Lehrer einer Nation, die ihm ihr Haus und ihre Geltung verdankt — das ist eine Bilanz, die etwas Einmaliges hat. Von Natur menschenfreundlich und gerecht, wäre er der Berufene, um die schwache Stelle im Gefüge seines Staates zu korrigieren, die Stellung der deutschen Minorität.

Angenommen, es käme ein Tag, an dem ein deutscher Masaryk die Tat des heutigen Präsidenten wiederholte, so bestände kein Zweifel, wo der erste Keim zu suchen wäre — in einem moralischen Konstruktionsfehler des Winters 1918. Erst gestern sah ich in Gräfenberg, einem reizenden Kurort des reizenden Altvatergebirges, das Denkmal des braven Wasserdoktors Prießnitz: es steht nicht mehr Prießnitz darauf, sondern Priesznitzowi. Man nationalisiert sogar die Namen, doch es handelt sich nicht nur um Namen, sondern um schwerwiegende Dinge.

4

Spezialist für Biographie und reproduktive Analyse, hat Emil Ludwig (im Verlag Rowohlt) dem Buch Napoleon das Buch Wilhelm der Zweite folgen lassen. Der eine oder andere Satz macht den Eindruck, daß der Stil unter der Schnelligkeit leidet, auch sollte einem Schriftsteller nicht eine Wendung unterlaufen wie: alles Material, was.

Als Leistung betrachtet, wiederholen sich auch hier die Vorzüge der Ludwigschen Darstellung, geschickte Hand, Unabhängigkeit des Urteils bei gelegentlicher Neigung zu paradoxen Umwertungen, Spürsinn für Blitzlichtsituationen, dramatische Führung. Am lobens-

Digitized by Google

wertesten ist der Entschluß, nicht ein polemisches Buch zu schreiben, sondern ein dokumentarisches. Von den Gegnern des Kaisers ist keiner zu Wort gekommen, sondern sein Bild aus seinen eigenen Taten und Worten und aus den Berichten der Seinigen aufgebaut.

Mit anderen Worten, Wilhelm der Zweite wird hier bereits als menschliche und geschichtliche Erscheinung behandelt; es wird ihm der Vorsprung gegeben, den weder der Bewunderer noch der Hasser bewilligt.

War er begabt, intelligent, temperamentvoll? Ohne Zweifel. Die Zeugnisse der Zeitgenossen beweisen es; auch die Bilder, die dem Band mitgegeben sind, bestätigen es. Wie immer in den Anfängen eines Menschen ergreifen die Möglichkeiten, die bei guter Erziehung und unter günstigen Umständen zur Höhe führen konnten. Die Tragödie dieses Hohenzollern und seines Reiches bestand nicht darin, daß eine Puppe einen mächtigen Thron bestieg, sondern darin, daß Aktivität, Lebhaftigkeit, Selbstbewußtsein eines Fürsten in seinem Volk keinen Widerstand fanden, an dem sie reifen konnten, wie Ludwig sich vorzüglich ausdrückt.

Schon andere Dreizehnjährige haben ihre Phantasie mit Heldenbildern von Wagnerscher Deutlichkeit gefüllt; dem preußischen Prinzen trug sie der Tag zu; wenn er in seiner Kadettenanstalt die Zeitungen öffnete, las er von den Taten, die drüben in Frankreich nicht das Volk, sondern sein Großvater und Vater mit den „Paladinen" vollbrachten. Welche Charakterstärke müßte ein Knabe ohne Erfahrung haben, um von der Romantik in die Wirklichkeit zurückzufinden — nur vernünftige Erziehung könnte ein Gegengewicht schaffen. Es fehlte an ihr, es fehlte dem ganzen Milieu an Ausgleich, an einer brauchbaren, realistischen Idee, an Instinkt für eine neue Zeit.

Besonderen Wert legt Ludwig auf die Wirkung, die jenes bei der Geburt beschädigte Schulterkugelgelenk mit nachfolgender Lähmung des linken Armes auf den Charakter des Knaben hatte. Man flößte ihm den Ehrgeiz ein, den Schaden durch Schein und Geste zu verbergen. Das Bemühen, einem Defekt zum Trotz ein guter Reiter, Schütze usw. zu werden und die Unsicherheit der Gehemmten zu überwinden, kann an sich ebenso im guten wie im schlechten wirken — die Entscheidung liegt im angeborenen Charakter, und ich würde wünschen, daß Ludwig in den ersten grundlegenden Kapiteln diesen Gedanken stärker herausgearbeitet hätte. Das primär Ge-

Digitized by Google

gebene und das sekundär Einwirkende verfließen etwas undeutlich ineinander.

In den folgenden Kapiteln kommt die Darstellung in Fluß, ein Charakter entfaltet sich. Nicht zufällig wählt der Prinz zum Freund den süßlichen Eulenberg, sein eigenes Wesen ist auf Rolle und Repertoire gestellt. Und mit dieser Anlage wird er der erste Repräsentant einer Phase des deutschen Menschen, die doch in direkter Linie aus altpreußischen Tugenden herauswächst — es ist dies das unheimlichste Phänomen des deutschen Aufstiegs. Über Nacht trat an Stelle der Moltke, Roon und so vieler solider Charaktere ein neuer Typus, der des intriganten Generals und aller, die der Macht schmeicheln, um selbst Macht zu erlangen. Dieser Typus war beim Regierungsantritt Wilhelms fertig geformt, er sprang nun in die Arena.

Eine Nation ist Großmacht geworden; Stellung verpflichtet, die Auffassung eines Weltvolkes vom Leben ist nicht die eines kleinen neutralen Staates — das alles mag sinnvoll sein, die Macht und der Glanz haben ihre eigenen Probleme. Man sollte annehmen, daß eine Dynastie, die kein Emporkömmling war, sondern in Jahrhunderten nach oben stieg und tiefe Erlebnisse, große Erfahrungen gesammelt hatte, seelisch der neuen Lage überlegen gewesen wäre. Noch der erste Wilhelm wußte, was Schicksal ist, lebte von innen nach außen und fürchtete nichts so wie die Herausforderung der Götter. Sein Enkel aber, und alle in seiner Umgebung, waren bereits Außennaturen, und die von ihnen Regierten ließen sich das Schauspiel der Macht herunterspielen, ohne zu ahnen, daß es ein Trauerspiel war.

Etwas in der letzten Struktur war nicht richtig, weder bei jenen noch bei diesen, man muß von einem gemeinsamen deutschen Defekt sprechen. Man lese bei Ludwig das Kapitel, das den doppelten Thronwechsel des Jahres 88 behandelt. Welche Barbarei der Gefühle, welche Nacktheit der Interessen, welch prätorianisches Schauspiel, ein Kapitel aus einem modernen Sueton.

Dreißig Jahre später ist aus dem großen Akteur, mit unabwendbarer Logik, ein Schwächling geworden, der auf die Dinge, die über ihn hereinstürzen, mit der charakteristischen Gelangweiltheit reagiert. Er will keine Konsequenzen tragen, er weicht durch Unbeteiligtheit aus; er stirbt nicht für seine Sache, wie er einst proklamiert hatte, er flieht, das heißt er läßt sich entführen, wie Ludwig psychologisch umschreibt.

Das Buch ist „den Untertanen" gewidmet, und in der Tat, das

Digitized by Google

Schicksal des Kaisers ist ein Spiegel für den, der hineinschaut. Der Mensch verträgt die Macht nicht, wenn sie in seiner Hand allein liegt. Die Macht ist etwas so Furchtbares, daß sie nur von allen gemeinsam verwaltet werden kann. Dynastien, die sich nicht, wie die englische, verbürgerlichen, stürzen unter der Last zusammen.

Es lohnt sich, diesem Gedanken nachzuhängen. Auch Wilhelm der Zweite mag in seiner Jugend und später in seinen besten Stunden sich und seine Möglichkeiten positiv gesehen haben, indem er zwischen Verbürgerlichung und heroischer Lebensführung wählte. Man darf ruhig zugeben, daß die Idee des Fürstentums heroisch, individualistisch, unparlamentarisch, antidemokratisch ist; sogar die gute Queen Victoria hatte noch feudalistische Anwandlungen. Besteht jemand gerührt darauf, daß der Kaiser ein Mann war, der nicht wie Gevatter Handschuhmacher leben wollte, sondern sich, seine Krone, seine Idee einsetzte, so werde ich ihm gern zustimmen, wenn er nur zugibt, daß erstens die Fähigkeiten Wilhelms nicht für diesen Kampf ausreichten, und daß zweitens grundsätzlich die Tage des heroischen Fürstentums schon gezählt waren.

Wilhelm der Zweite hatte also ohne Zweifel jene positiven Stunden, wo er den Impuls einer Idee empfing und in Willen umsetzte. Aber gleich danach verwirrte sich ihm alles, er kam nicht weiter als bis zur Geste und zur Herausforderung. Ich gebe Ludwig recht, wenn er behauptet, daß ein endgültiges Urteil über ihn schon möglich ist. Wer Wilhelm den Zweiten entschuldigen will, muß die Schuld an seinem Untergang der Nation zuschreiben: wenn sie ihn gezwungen hätte, sich in seine Zeit zu finden und zu lernen, daß die feudalistische Idee nicht mehr verwirklicht werden kann, würde sie ihn zu einem brauchbaren modernen Menschen gemacht haben.

5

Arabische Lesestücke ist der Titel eines Bändchens, das Max Pulver bei Grethlein & Co. herausgegeben hat.

Es ist schwer, auf den Trümmern von Karthago nicht poetisch im Stil jenes Théophile Gautier zu werden, der jetzt, für meinen Geschmack ohne Berechtigung, seinen verspäteten Weg nach dem wahllosen Deutschland gefunden hat. Pulver verzichtet auf die Locke des Delacroix, und seine Palette kennt nur unraffinierte Farben, das Braun wiegt vor, aber es ist der Ton des Wüstenrandes und der nordafrikanischen Geschichte.

Digitized by Google

In einigen Stücken, die zur Novelle streben, bricht ein Humor durch, der mehr angreiferisch als empfindsam ist, und den Zugang zu den tieferen Schichten des Seelischen, den Zugang zu der Mystik der Araber und Berber findet dieser Autor durch das Mittel der Schrift.

Nicht umsonst ist er Graphologe geworden, dessen Sicherheit kennen zu lernen ich in Zürich persönlich Gelegenheit hatte. Er sagt an einigen Stellen bemerkenswerte Dinge über arabische und hebräische Schrift und weiterhin über Chiromantie und die Hand der Fatme, dieses Schmucksymbol der mohammedanischen Welt.

Einem Feuilletonisten würde ich den Bericht über ekstatische Selbstmarterungen im Derwischkloster nicht glauben; bei Pulver wirkt er wahr und interessiert sozusagen auch klinisch — die Schnitte, die sich diese Leute in der Entrückung beibringen, bluten nicht, sie sind nachher nicht mehr da. Es gibt allerlei Dinge zwischen Himmel und Erde, in demselben Raum, in dem wir leben.

6

Es ist etwas anderes, einen des Wortes mächtigen Geistlichen über philosophische Dinge reden zu hören, als seine Vorträge zu lesen. Bei der Lektüre fällt das Interesse für die Person fort, man weiß, daß der dogmatisch Gebundene keine eigene Marschroute hat. Er verteidigt, er argumentiert, er beweist, was auch ohne ihn längst feststeht.

Immerhin ist es interessant, daß Kaplan Helmut Fahsel, bevor er katholisch wurde, Schüler Schopenhauers war, und nach seinem Übertritt dem Lehrer den Respekt wahrte. Er sucht ihn nun natürlich zu „überwinden“ und weist recht anschaulich nach, daß der Schopenhauerische Pessimismus etwas anderes ist als der christliche, bei dem der Philosoph so gern in die Lehre ging.

„Die Überwindung des Pessimismus“ ist bei Herder erschienen. Der Titel verspricht zu viel. Man überwindet eine Lehre nicht, die das Leid zur wesentlichen Eigenschaft des Lebens macht. Auch das Christentum hat sie nicht überwunden, es hat eingesehen, daß konsequentes, maximales Denken unbedingt zur Forderung der Askese, Enthaltung und Willensbekämpfung führt. Nur das ist echte Überwindung — nicht des Pessimismus, sondern des Leidens, zu dem ja auch die Trennung zwischen der Kreatur und dem göttlichen Ort gehört.

Das Christentum hat etwas ganz anderes getan, sonst hätte es sich

Digitized by Google

mit dem Buddhismus verschmolzen; es erkannte, daß die Aktivität nicht besiegt, nicht getötet werden kann – also führte es sie wieder ein. Das war ebenso tief wie verräterisch der Uridee gegenüber. Auf diesem Entschluß beruht die ganze spezifisch europäische Entwicklung, bis zu ihren modernsten und angeblich protestantischen Formen, der Energiesteigerung, der Verweltlichung, der Organisation, der Freiheitlichkeit.

Dieses Christentum ist nicht mehr reine Religiosität, es ist ein alogisches, aber vitales Kompromiß mit dem Willen, der Macht, der Sinnlichkeit. Es handelt sich hier weniger um Überwindung, als um Ergänzung und Ausgleich.

Kaplan Fahsel ordnet den leidenden Charakter der Welt in den „Plan eines unendlich weisen und gütigen Schöpfers". Unter guten Philosophen wäre man sich nicht lange uneinig, daß das Attribut Unendlich den Attributen Weise und Gütig ihren Sinn nimmt, eine Größe mit dem Vorzeichen Unendlich ist nicht mehr bestimmt.

Der Ton der Ausführungen ist mild, er ist auch dünn; die Argumente vermeiden nicht jene billige Logik, die nun einmal zur Scholastik gehört. Ich denke an Nietzsches Auseinandersetzung mit seinen alten Göttern, der freie Geist sprühte andere Funken.

Nach der Lektüre der Fahselschen Schrift kam mir der neueste Band der Krönerschen Taschenausgabe zur Hand, „Schopenhauer, die Persönlichkeit und das Werk in eigenen Worten des Philosophen, dargestellt von Konrad Pfeiffer". Der Überwundene lebt und gibt mehr als sein Überwinder.

Die ganze Tiefe, Klarheit und Fülle des Philosophen dokumentiert sich in dieser ausgezeichneten Bearbeitung. Schopenhauer hat unter der Wirkung des unglücklichen Wortes Pessimismus gelitten, das heißt man hat über den populären Anwendungen die metaphysische Lehre ungebührlich vernachlässigt. Der Idealismus der protestantischen Philosophen verblaßt mehr und mehr. Schopenhauer rettet den unzerstörbaren Kern der katholischen und buddhistischen Erkenntnis.

Den stärksten Eindruck hat auf mich die krampflose Bestimmtheit gemacht, die alle Äußerungen des Philosophen durchdringt. Kein Schwanken, kein Periodenwechsel, alles ist ruhig, geformt und in sich gefestigt.

Digitized by Google

APOTHEOSE DER BODENLOSIGKEIT

Aphorismen von

LEO SCHESTOW

Leo Schestow ist einer der bedeutendsten russischen Philosophen der Gegenwart und gleichzeitig einer ihrer wichtigsten kritischen Schriftsteller. Aus dieser Doppelheit geht bereits hervor, das Schestow kein Schulphilosoph und kein Systematiker ist, sondern vielmehr ein Problematiker des Lebens und der Kultur, ein Nachfahr Friedrich Nietzsches, und weder Theoretiker der Erkenntnis noch Metaphysiker. Mit zwei Büchern (beide im Marcan-Block-Verlag, Köln): Tolstoi und Nietzsche, Dostojewski und Tolstoi ist Schestow bisher auch vor das deutsche Publikum getreten, Büchern bedeutender Gestaltung und Denk-Psychologie, die größten Nachhall verdienen. Als geistiges Suchen kreist sein Denken um Nietzsche, Dostojewski, Pascal, Luther und die Bibel. Schestow selbst befolgt am treusten den Befehl, den er aus Pascals Denken heraus hört: nicht ruhig zu bleiben. Die folgenden Aphorismen sind charakteristisch für sein kritisches, undogmatisches Denken. R. K.

Die Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen wird irgendwarum für so begreiflich, für so selbstverständlich gehalten, daß man es für möglich hält, ihre Wurzeln nicht in der Realität des wirklichen Lebens, sondern im Charakter unsrer Vernunft zu suchen. In der Tat ist aber die Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen das Rätselhafteste von allem, was wir im Leben zu beobachten Gelegenheit haben. Woher die Ordnung? Warum Ordnung und nicht Chaos oder Unordnung? Und wäre die Hypothese von der Gesetzmäßigkeit nicht mit so vielen praktischen Vorteilen verbunden, so würden die Menschen nie versucht gewesen sein, sie zum Rang einer ewigen, unantastbaren Wahrheit zu erheben. Allein dank ihr erwies sich Voraussicht als möglich, savoir pour prévoir, gleichzeitig aber auch eine Beherrschung der Natur, und die Philosophen, die sich stets vor dem Erfolg gebeugt haben, begannen nun um die Wette vor ihr zu liebedienern und boten ihr zuvörderst den höchsten Ehrentitel an, den sie zu vergeben haben — den Titel einer ewigen Wahrheit. Aber auch damit wollte sie sich nicht zufrieden geben: l'appetit vient en mangeant. Wie das alte Weib im Märchen vom goldenen Fischlein, so wollte die Kausalität, daß das Fischlein selber ihr Laufbursche sei ... Dies nun hat irgendwer nicht ertragen, — aber es war nur irgendwer ...

Digitized by Google

Der seßhafte Mensch sagt: „Wie kann man leben, ohne Gewißheit über den nächsten Tag zu haben, wie kann man ohne Dach über dem Kopf übernachten!“ Da hat ihn nun ein Zufall für immer aus dem Hause vertrieben, und er übernachtet im Walde. Er kann nicht einschlafen: er fürchtet sich vor den wilden Tieren, fürchtet sich vor seinesgleichen, vor dem Strolch. Letzten Endes aber wird er sich dennoch dem Zufall anvertrauen; wird als Strolch zu leben beginnen und wird sogar vielleicht in den Nächten schlafen können.

Wie schwer fällt es doch, Platos Berichte von den Unterredungen, die Sokrates vor seinem Tode gehabt hatte, zu lesen. Seine Tage, seine Stunden sind schon gezählt, er aber redet und redet und redet . . . Kriton kommt im frühesten Morgengrauen zu ihm und teilt ihm mit, die geweihten Schiffe würden wenn nicht heute, so morgen nach Athen zurückkehren: Sokrates ist sofort bereit, sich zu unterhalten, zu beweisen . . . Vielleicht ist es nicht nötig, Plato unbedingt Glauben zu schenken. Es wird überliefert, Sokrates habe, aus Anlaß der durch Plato vorgenommenen Niederschrift seiner Dialoge, geäußert: „Wieviel hat dieser Jüngling über mich zusammengelogen.“ Aber alle Quellen stimmen darin überein, daß Sokrates den Monat nach seiner Verurteilung in ununterbrochenen Gesprächen mit seinen Schülern und Freunden zugebracht habe. Das bedeutet es also: geliebt sein und Schüler haben! Man läßt einen nicht einmal ruhig sterben . . . Der beste Tod ist wohl der, den man gewöhnlich als den schlechtesten zu bezeichnen pflegt: wenn niemand beim Menschen ist, fern — in der Fremde sterben, in einem Spittel, — wie man zu sagen pflegt, — wie ein Hund hinterm Zaun verrecken. Wenigstens braucht man dann in den letzten Augenblicken des Lebens nicht zu heucheln, zu unterweisen, sondern kann still sein, sich auf das furchtbare, vielleicht aber auch gewaltige Ereignis vorbereiten. Auch Pascal hat, wie seine Schwester berichtet, viel von seinem Tode gesprochen, Musset aber weinte wie ein Kind. Vielleicht haben Sokrates und Pascal darum soviel gesprochen, weil sie sich fürchteten, in Schluchzen auszubrechen? Eine falsche Scham!

Über die letzten Fragen unsres Seins können wir nichts wissen, und wir werden auch nichts darüber wissen: das ist eine ausgemachte Sache. Hieraus folgt aber noch keineswegs, daß jeder Mensch verpflichtet ist, als modus vivendi, gleichviel welche der bestehenden

Digitized by Google

dogmatischen Doktrinen zu übernehmen oder gar dem Positivismus, der ein so skeptisches Aussehen hat. Hieraus folgt nur, daß dem Menschen die Freiheit zusteht, seine „Weltanschauung" ebenso häufig wie seine Stiefel oder seine Handschuhe zu wechseln, und daß man Überzeugungstreue nur im Umgang mit anderen Menschen wahren muß, denen ja darum zu tun sein muß zu wissen, in welchen Fällen und in welchem Maße sie sich auf uns verlassen können. Und daher „als Prinzip" — Achtung vor der äußeren Ordnung und vollkommenes Chaos im Inneren. Jenen aber, denen es schwer fällt, eine Zwiespältigkeit dieser Art zu ertragen, soll das Recht nicht bestritten werden, auch in ihrem Inneren für Ordnung zu sorgen. Man soll sich dessen nur nicht rühmen, sondern immer im Auge behalten, daß sich darin die menschliche Schwachheit, Beschränktheit, Schwere offenbart.

Der Mensch ist ein so konservatives Wesen, daß jeder Wechsel, selbst der zum Besseren, ihn erschreckt, und gewöhnlich zieht er das gewohnte, wenn auch schlechte Alte dem Neuen vor. Ein Mensch, der viele Jahre hintereinander überzeugter Materialist war, wird sich auf keinen Fall dazu verstehen, die Unsterblichkeit der Seele anzuerkennen, selbst dann nicht, wenn man sie ihm more geometrico bewiese, und wenn er auch ein elender Feigling wäre und sich vor dem Tode fürchtete wie Shakespeares Falstaff. Zu dem allen kommt noch der Ehrgeiz! Die Menschen lieben es nicht, ihre Verirrungen einzugestehen. Dies ist komisch, dennoch verhält es sich so. Die Menschen, nichtige, jämmerliche Geschöpfe, die auf Schritt und Tritt, wie dies von der Geschichte und von der gewöhnlichen Lebenspraxis bewiesen wird, in die Irre gehen, wollen sich für unfehlbar und für allwissend halten. Und warum nur? Warum will man nicht seine Unwissenheit ganz offen eingestehen? Allerdings ist das nicht ganz leicht zu erreichen. Der niederträchtige Verstand schiebt uns, entgegen unserem Wunsche, vermeintliche Wahrheiten unter, die wir nicht einmal dann abzuschütteln verstehen, wenn wir ihre ganze Unzulänglichkeit erkennen. Sokrates wollte glauben, daß er nichts wisse, konnte es aber nicht: er war von seinem Wissen tief überzeugt, er dachte, daß außer seiner Lehre nichts „Wahrheit" sein könne, er hatte den Ausspruch des Orakels angenommen und war aufrichtig davon durchdrungen, daß er der weiseste von allen Menschen sei. Wir haben uns alle von seiner Weisheit verführen lassen, die uns

Digitized by Google

bis heute noch in ihrem Bann hält. Cartesius verstand, daß man an allem zweifeln müsse, wußte aber nicht, womit man anzufangen habe. Und so wird es auch sein, solange die Philosophen es für ihre Pflicht halten, ihre Nächsten zu lehren und zu retten. Wer den Menschen helfen will, kann unmöglich nicht lügen. Nicht darum soll man zweifeln, um dann später wieder zu festen Überzeugungen zurückzukehren: dies wäre zwecklos; die Erfahrung hat gezeigt, daß ein derartiger Prozeß nur von einer Verirrung zur andern führt, – versteht sich, auf dem Gebiet der letzten Fragen. Es muß so sein, daß der Zweifel zur ständigen schöpferischen Kraft wird, daß er das eigentliche Wesen unseres Lebens durchdringt. Ist doch das feste Wissen die Bedingung für eine unzulängliche Aufnahme. Ein schwacher, nicht gefestigter Geist ist für allzu raschen, ununterbrochenen Wechsel nicht befähigt; immer muß er zurückblicken, zu sich selber zurückkehren, und zu diesem Zweck immer wieder Dasselbe recht lange an sich erfahren. Er bedarf der von der Gewohnheit gebotenen Festigkeit und Stützpunkte. Ein gereifter Geist aber verachtet diese Krücken. Er hat es satt, auf der Erde zu kriechen, er reißt sich los vom „heimischen" Boden und strebt in die Höhe, in die Ferne, in den unendlichen Raum. Jedermann weiß es ja, daß wir nicht für ewige Zeiten dazu verurteilt sind, auf dieser Welt zu leben. Die Furcht hindert uns aber daran, uns dies direkt einzugestehen, und so schweigen wir denn einstweilen noch. Dann kommen aber Unglück, Krankheit, das Alter; und die Furcht, die wir von uns weisen wollten, wird zum ständigen Begleiter unseres Lebens. Nun können wir uns nicht mehr von ihr freimachen und beginnen unwillkürlich, voller Neugierde uns den verhaßten Begleiter anzuschauen. Alsdann merken wir, daß er uns nicht nur foltert, sondern statt unser und für uns ein seltsames und ungewohntes Werk verrichtet: er zernagt alle Fäden, mit denen wir an unser früheres Sein gebunden waren. Bisweilen scheint es uns, als fehlten nur wenige Augenblicke, und nichts könne uns dann davor bewahren, daß die ewige Sehnsucht des kriechenden Menschen verwirklicht werde: von allen Lasten befreit, wird er weit fortgehen von dem verfluchten irdischen Getriebe... Sollte dies nun ein Vorgefühl sein, oder eine Halluzination der gequälten Seele? . . .

(Berechtigte Übertragung aus dem Russischen von Reinhold von Walter)

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

„Abendland"

Unter diesem Titel erscheint — im Gilde-Verlag, Berlin — eine neue Monatsschrift für europäische Kultur, Politik und Wirtschaft. Sie ist charakteristisch für den jung-katholischen Geist, der europäische Ziele verfolgt auf Grundlage der katholischen Weltanschauung und ihrer Geschichte. Sie ist ferner Abbild des geistigen Rheinlands, in dem die alte Gesinnung des Mittlers zwischen deutschem und französischem Geist wieder stark aufzuleben beginnt. In allen Bezirken, besonders aber in dem verwüstetsten: der Politik will das „Abendland" durch das Bewußtsein des Ganzen neue Ordnung schaffen. Mit einem guten Programmwort fordert es auf, daß „das Erlebnis als Ergebnis geformt und weitergeleitet werde".

In einer „Abendländischen Vorerinnerung" des ersten Heftes versucht Hermann Platz die rheinländische und deutsche Geist-Mission geographisch und geschichtlich zu begreifen. Gerade aus den Erfahrungen des Rheinlandes der Nachkriegszeit heraus erwächst ihm der christlich-europäische Glaube an eine friedliche Zukunft des Erdteils. Diejenigen, die an den „verantwortungslosen Rändern" leben, haben es leichter als die Bewohner der europäischen Mitte. Wir müssen brechen mit dem alten individualisierenden Romantizismus und Historismus der Deutschen, aber uns auch bewahren vor dem neuen französischen Imperialismus. Welches ist der Ausweg?

„An Stelle der materiellen Eintagsordnung, die durch Kampf sendungsstolzer Staatsindividualitäten entstehen soll, arbeitet sich in den Geistern der verloren gegangene Begriff einer ideellen Gesamtordnung, einer Weltordnung wieder auf, in der jede Individualität ihren festen Platz, aber als dienendes Glied eines Ganzen hat.

So entsteht die wirklich neue Front zwischen den Geistesverächtern von links, die im Irreligiösen und im Massenterror, und den Geistesverächtern von rechts, die im Macht-, Autoritäts- und Verwaltungsterror befangen sind. Zuletzt und zutiefst kommt das Heil auch nicht allein vom Herzen, das ist der Irrtum des Stürmers Unruh, sondern vom Geiste.

Durch den Geist aber kommt man zu Gott. Das ist die ewige Weisheit, die der größte Instinktive des neunzehnten Jahrhunderts, Arthur Rimbaud, nach zwanzigjährigem Aufenthalt in asiatischer und afrikanischer Wüste zurückbrachte in das alte Abendland, nach dessen Brustwehren der in der halt- und grenzenlosen Weite Verlorene sich heimsehnte. Der eine Gott, den Israel dem Abendland als wertvollste Morgengabe geschenkt, ist die stärkste Brustwehr des Geistigen, weil er der Ursitz des Geistes ist. In Ihm gründet die Einheit der Welt und die rechte Ordnung alles Geschöpflichen. In Ihm gründet auch die Würde des Menschen, der durch seine Vernunft Anteil an dem Vernünftigen im Reich der Natur und des Geistes hat. Nicht in dem schlechthinigen Eigensein, sondern in dem Vernünftigen, in dem Geistigen, in dem Logosgeborenen in uns, soweit es angelegt ist auf und erfüllt ist von dem Vernünftigen und Übervernünftigen außer uns, ruht nach alter, unvergänglich wahrer abendländischer Auffassung Wesen und Wert des Erdenwallers, dessen Aufgabe es ist, weise aus der Welt der Schatten und Bilder in die der Klarheit hinüberzugehen. —

So arbeiten wir aus deutschem Geiste an der Fortführung der humanistisch-christlichen Lebenslinie auf deutscher Erde. Von Osten und

Digitized by Google

Norden kamen mehr furchterregende Heere, starke Männer und tiefe Grübler, Himmelsstürmer und Sehnsüchtig-Verlangende. Aber von Süden und Westen kamen mehr Menschen, deren Wesen geformt und gefaßt war, deren Gedanken und Ziele klar, oft grausam-nutzhaft waren. Wir dazwischen sichern dem Osten und Norden eine ihm zugängliche und einsichtige Art des Menschseins, das einst an den Gestaden des Mittelmeers erblüht ist. Wir sichern dem Westen und Süden etwas von der Lebendigkeit und Fruchtbarkeit, die dem Lande der ewigen Romantik aus seiner größeren Lebensdämonie erwachsen ist.

Die abendländische Kultur ging und geht vom Südmeer zum Nordmeer, von Südwest nach Nordost. Ist da nicht am Rhein der naturgegebene Drehpunkt, das Gelenk, die Verbindungslinie, die geistige Umschlagestation, der Ort der Verarbeitung, Umlagerung, Fortleitung? Die Erkenntnis, daß diese besondere Aufgabe und — Kraft in uns liegt, daß aus der Erfüllung dieser Aufgabe und der Entfaltung dieser Kraft Segen sprießt zum Heile Deutschlands und des Abendlandes, muß heute unsere Gedanken beflügeln und unseren Willen stählen, damit die Gnade der Besinnung uns nicht umsonst geschenkt ist."

England in der Literatur

Die *Saturday Review* erörtert Englands literarische Situation. Etwas Neues scheint sich vorzubereiten, im Zusammenhang mit dem Wandel der englischen Gesellschaft. Tennysons aristokratisches England, in dem die Edlen ihr Land vor Gott vertraten, ist nur noch romantische Erinnerung. Kiplings Imperialismus ist bereits historisch, und John Galworthy, der Gentleman und Dichter, steht melancholisch am Ende einer Epoche.

„Das Landhaus, die Universität und London waren die drei Ecken des englischen literarischen Dreiecks. Die Steuern verzehren nacheinander die Landhäuser, und bald werden nur diejenigen, welche ihr Einkommen aus neuen Quellen beziehen, in ihnen leben können. Die feudale Beziehung zum Gutsbesitz, welche bezeichnend für das englische Landleben war, ist schon verschwunden. Wenn der Gutsbesitz eine Verpflichtung statt eines Eigentums wird, beginnt er seine soziale Bedeutung zu verlieren. Natürlich hat das Landleben das Junkertum überlebt, aber es ist eine Sache des Wochenendes geworden, und das Haus selbst hat zum Land keine stärkere Beziehung als eine Long Island-Villa. Ein großes Thema der englischen Literatur ist vorbei.

Die alten Universitäten halten ihre Köpfe noch hoch, und mit recht, aber sie werden mehr und mehr Schulen für Wissenschaft und Politik und immer weniger die kulturellen Herrscher für die englisch sprechende Welt. Der Verfall der Aristokratie greift ihr Ansehen an, für das Regieren ist sie jetzt keineswegs besonders erzogen. Die Überzeugung der Wichtigkeit, welche in Oxford zu Arnolds Zeit so stark war, ist schwächer geworden. Der Professor achtet mehr auf die Außenwelt und ist weniger geneigt, ex cathedra zu sprechen: er arbeitet mühsamer, vielleicht schreibt er nicht mehr so oft oder so sicher; er fühlt sich am Rande des Lebensrades anstatt an seiner Nabe. Der Überlegenheitskomplex ist eine wundervolle Hilfe für die Literatur und die Gelehrsamkeit dogmatischer Art. Man denke daran, was er für die Griechen ausmachte.

Auch London ist seiner Einzigartigkeit weniger sicher. Es fühlt die Macht des Geldes, der Welt-Autorität, der bloßen Größe langsam sich entgleiten und hat seinen größeren

Digitized by Google

Stolz in einer milden Zivilisation, die jetzt aber verfälschter wird. Es ist wie Paris in den achtziger Jahren. Die Londoner Literatur, die so keck gewesen war, so verschwenderisch (man denke an die überquellenden Bücher von ‚Vanity Fair' zur ‚Forsyte Saga') wird fein und glatt in Aldons Huxley, Virginia Woolf und den Sitwells. Darin ist Dekadenz, wenn man unter Dekadenz das Fehlen an Energie versteht, aber auch mehr Verfeinerung, mehr Geschicklichkeit, mehr künstliche Sinnlichkeit.

England ist nicht dekadent. Trotz des tiefen Pessimismus, der zum Teil Kriegsneurose ist, und des Zusammenbruchs von Industrie und Handel, hat es nie mehr Vitalität in der englischen Politik gegeben als jetzt. Aber die Literatur ist zum Teil ein Spiegel, der am besten das widerspiegelt, was lange geliebt worden ist. Die soziale und intellektuelle Aristokratie ist in England auf harte Zeiten gestoßen. Wie die kontinentalen Adligen vor hundert Jahren müssen sie von ihrem Verstand leben und ihre Kultur in dem Maße vergrößern, wie sie ihr Vermögen verloren. ‚Noblesse oblige' wird für sie bedeuten, eher edel gegenüber sich selbst zu sein als in ihrer Einstellung zu den anderen. H. S. Wells ist der Wortführer der plötzlich aufgestiegenen englischen Mittelklasse geworden. Wir werden hurtigere, gröbere und leichtere Geister wie ihn *haben*; aber auch eine Literatur von Grazie, Charme und, auf verfeinte Weise, manchmal eine etwas schwache, oft zynische oder melancholische; Alt-England mit seinen geschorenen Locken wird schließlich ein gebräuntes und glattes Weltkind."

Henri Barbusse, Heinrich Mann und der Frieden

La Revue Européenne setzt ihre sehr fruchtbare Umfrage über Deutschland fort. Das letzte Heft der Zeitschrift bringt die Antworten von Henri Barbusse und Heinrich Mann. Der Dichter von „Le Feu" schreibt:

„Es ist unbestreitbar, daß die Verbündeten ihren Sieg schwer mißbrauchten, indem sie Deutschland außer furchtbaren materiellen Lasten noch die Anerkennung des berüchtigten Artikels 231 auferlegten, der in verlogener Weise Deutschland die alleinige Verantwortung für den Krieg zuschiebt und so eine geistige und materielle Verfassung geschaffen hat, die den Weltfrieden besonders bedroht. Was für eine Abhilfe ist sichtbar?

Ich möchte meinen Gedanken über diesen Gegenstand zusammenfassen, indem ich sage: daß ich, wenn ich auch — wohl verstanden — wünsche, daß die herzlichsten amtlichen Beziehungen baldigst zwischen Deutschland und Frankreich herrschen mögen, ich doch schätze, daß diese Annäherung nicht isoliert innerhalb der Gesamtheit der internationalen Annäherungen, die sich aufzwingen, betrachtet werden kann.

Unter dem Gesichtspunkt des Friedens wäre es für Deutschland und Frankreich nicht nützlich, ein — sogar dauerhaftes — Bündnis zu schließen, wenn dies Bündnis gegen eine oder mehrere Mächte gerichtet oder sogar einfach außerhalb ihrer wäre. Die einzige Lösung der tragischen Krise, über die sich augenblicklich alle Länder der alten Welt unterhalten und die sie zu bösen Schicksalen treibt, besteht in einer tiefen internationalen Organisation. Ich glaube, daß diese allgemeine Verwirklichung sich nur in einer sozialen und politischen Umwälzung vollziehen kann. Man muß mit dem Anfang anfangen und endgültig auch das System der nationalen Antagonismen niederschlagen, wenn man zu etwas anderem kommen will als einem Ideal der Worte und zu Phantomen der Verwirklichungen. Ein ein-

Digitized by Google

zelnes Bündnis bedeutet nicht notwendig den Beginn eines gemeinsamen ‚pazifistischen' Organisationswerks und oft das volle Gegenteil. Ein Beispiel aus jüngster Zeit dafür: das Abkommen von Locarno, über dessen Inhalt unsere großen Pontifexe die Friedenshymne anstimmen und das augenscheinlich gegen Rußland und den Orient, das heißt gegen den Frieden gerichtet ist."

Aus Heinrich Manns Antwort seien diese wichtigen Gedankengänge wiederholt:

„Was wird über die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich entscheiden? Vielleicht wird es das Erscheinen von Staatsmännern sein, die sich nach der Richtung der Intelligenz orientieren, durch Intelligenz geformt und fähig sind, die Geschäftsleute und ihre Agenten aus dem Machtbereich auszuscheiden. Auch ohne dem wird ein Bündnis zwischen unseren beiden Ländern noch möglich sein: in der Form des internationalen Trusts — ein gutes Geschäft für einige, ein schlechtes für die Allgemeinheit, der es das Leben schwer machen und die Unabhängigkeit rauben wird. Aber die Begünstigten werden zulassen, daß der Haß zwischen den Nationen sich verewigt. Sie werden sogar versuchen, ihn zu erhalten; denn eine gemeinsame Aktion der Proletarier beider Nationen wird sie in Gefahr bringen.

In dieser Hinsicht würden Frankreich, Deutschland, ganz Europa, dadurch, daß sie Geschäfte machen, die durch Mißtrauen untergraben, einem politischen Ideal abgewandt und geistig minderwertig sind, die Schuldner reicherer Kontinente und auf den Rang eines bloßen Objektes im ökonomischen Austausch der Welt zurückgeführt werden."

Chaplin wird literarisch

La Nouvelle Revue Française, immer noch Frankreichs edelste und geistigste Zeitschrift, spricht in ihrem letzten Heft ausführlich über — den letzten Chaplin-Film. Diese Tatsache ist revolutionär; sie bedeutet keineswegs eine Publikumsverbeugung oder ein Abweichen von der bisherigen Linie; sie verrät vielmehr die Erkenntnis, daß Chaplin durchaus ein literarisches Ereignis ist: da er in der Art seiner filmischen Ausdruckssprache ein Kapitel zukünftiger Literatur vorwegnimmt.

In der N. R. Fr. erklärt André Beucler, daß Chaplin der einzige Filmtypus sei, der eine Offenbarung bedeute, der einzige Schauspieler, dessen Phantasie einen eigenen Bezirk geschaffen habe. „Er ist bereits legendarisch. In seinem letzten — in Deutschland noch nicht bekannten — Film zeigt er einen neuen Stil. ‚Die Jagd nach dem Gold', der letzte Film, ist darin das Äußerste. Die ganze Phantasie stützt sich auf einen soliden Boden und doch ist nichts weniger ein Film mit Anfang, Mitte und Ende. Es ist ein Gedicht, das Charlot lebt, wie andere es hätten schreiben oder konzipieren können; es ist eine große Lehre des Kinos; es ist auch ein Dokument, dessen tiefe Wichtigkeit noch durch das exzentrische Abrollen ... verborgen ist und noch nicht erscheint.

‚Die Jagd nach dem Golde' ... man kennt die Erbitterung der Menschen, mit der sie alles vergessen und wagen, um das furchtbare Metall zu entdecken. Ein erstes Bild zeigt sie uns eingehüllt in Pelze, vollgestopft von Illusionen, ohne mitleidigen Blick für die, welche am Rande des Schnees vor Erschöpfung sterben. Hier kommt Charlot in seine Kunst hinein. Aber er entlehnt nicht die Art von jedermann und hat sein ewiges Kostüm, sein bekanntes Zubehör bewahrt. Dann wird Alaska ein Land der Poesie, und das Gold scheint nicht mehr die Definition irgendeines Reichtums zu sein. Aber Charlot übersetzt indessen oder kommentiert

Digitized by Google

bis zur Possenhaftigkeit oder Angst den geistigen Taumel der Streber, ihren Egoismus, die Legende vom Golde und sogar den furchtbaren Schauplatz, wo mit Schicksalen gespielt wird.

Alle Filme Charlots könnten Charlot heißen, und es ist sehr wahr, daß das Szenarium nur von zweitrangiger und geschäftlicher Bedeutung ist. Die großen Künstler machen immer dasselbe und entfernen sich niemals von einigen sentimentalen Vorstellungen, zwischen denen das Leben hält. Man erkennt sie an ihrem Vokabularium, sei es physisch oder literarisch. Das Kino ist physische Dichtung. Charlot bleibt ewig und unselig. Niemand erfindet weniger als er; er steigt zum Einfachen hinab; früher war er weniger leicht, weniger vertraut mit der naivsten menschlichen Mechanik. Man errät, wenn man ihn auf der Leinwand leben sieht, daß er noch mehr, als er es gesagt hat, das verkennt, was man unter einem künstlerischen Film versteht, wo das Interesse Bedürfnis hat nach Architekturen aus Pappe, unwahrscheinlichen Ereignissen, wo die Handlung konstruiert ist.

Hier gibt es eine Folge von Ereignissen, eine Menge, eine Bar, Abenteuer, Leidenschaften. Es ist ein Film, aber ein unaktueller Film, ohne irgendwelche Beziehung zur unmittelbaren Wirklichkeit. Charlot durchdringt sich mit diesen Ereignissen, führt sich in die Menge ein. Man muß bemerken, daß er in jedem seiner Filme der Einsame, der Verlassene ist; ein großer Teil der tragischen Kraft seiner Produktionen kommt von dieser kontemplativen Einstellung, die ihn zur natürlichen Steigerung bringt, zum Verunstalten, zum Abweichen von der normalen physischen Übertragung dieser Tausende von Gefühlen, die durch das menschliche Herz gehen. Charlot ist ein zarter Karikaturist.

Übrigens ist das Ergebnis dasselbe, gleichgültig ob es durch tragische oder possenhafte Peripetien erreicht wird...

In der ‚Jagd nach dem Golde' ist Chaplin noch mehr als sonst Schauspieler. Es herrscht in diesem Film eine Phantasie um einige menschliche Vorwände und ein körperlicher Reiz in jeder Szene, die absolut bewundernswert sind. Kein Stoß, keine Länge, keine Lücke. Der Film beginnt im Schatten und kehrt dahin zurück wie eine schöne Kurve.

Charlot, der vor langer Zeit begonnen hatte, sein Kostüm zu entstellen, hat nie klüger dieses moderne Kunstmittel benutzt, und in einem Gebiet, wo man Gefahr läuft, in jedem Augenblick in Lächerlichkeit zu verfallen. Im Gegenteil, es gibt Momente, wo die humoristische Entstellung dieses oder jenes Gefühls mit so viel Kraft und Wahrheit das Wesen unterstreicht, mit solcher körperhaften Genauigkeit, daß man durch stärkste Bewegung gewonnen wird. Zum Beispiel etwa: als Charlot bemerkt, daß die erwarteten Gäste über vier Stunden sich verspätet haben, erhebt er sich, nähert sich der Tür und sieht einfach zum Ball hinüber, wo sie tanzen. Dann verzieht sich sein Gesicht schmerzlich, und seine Kehle wird bei jedem Atemzug durch Tränen zugeschnürt; das ist die einzige sichtbare Bewegung in diesem Bild, aber von welcher Intensität! Man kann weder mit einer exakteren noch furchtbareren Einfachheit spielen. Dann wendet sich die Intrige, gemäß der großen Shakespeareschen Formel, zur sentimentalen Komödie, zum Vaudeville, zur Farce, zur allgemein befriedigenden Lösung. Die ‚Jagd nach dem Gold' ist etwas wie eine Film-Synthese, wo Charlot, übrigens mit sehr guten Mitspielern, das Beste an seinen technischen Kenntnissen und am Schatz seiner menschlichen Phantasie hervorgebracht hat."

Digitized by Google

Der Tag der hübschen Frauen

Emilio Cecchi ist einer der bedeutendsten Kritiker Italiens und auch ein großer Kenner der englischen Literatur. Seit einigen Jahren schafft er an einem neuen literarischen Genre: Studien, die etwa zwischen autobiographischen Skizzen und Gedichten in Prosa die Mitte halten. Über Cecchis Art spricht Benjamin Crémieur in *L'Europe Nouvelle:*

„Es handelt sich um ein Genre, das seit Kriegsende in Italien in großer Gunst steht. Fast alle guten Schriftsteller der neuen Generation haben es gewählt, etwa Cardarelli, Baldini, Barrili, Montano. Zu Anfang konnte man glauben, daß es sich nur um eine Umbiegung des Geschmacks zu den impressionistischen Fragmenten der Vorkriegszeit, wie Soffici sie liebte, oder auch um eine Umbildung des Gedichtes in Prosa handle. Aber allmählich hat sich das Genre von seinen fernen Ursprüngen freigemacht und eine architektonische Konsistenz angenommen und, möchte man gerne sagen und einen italienischen Ausdruck übernehmen, eine ganz besonders ‚ambientale'. Es hat nicht an alten und jungen Einflüssen gefehlt: d'Anunzio hat durch sein Genie ausgezeichnete Bravourstücke dieser Art in seinem ‚Notturno' gegeben; auch die sentimentalen Berichte von Ugo Ojetti, die er ‚Gesehene Dinge' nennt, sind Bravourstücke. Und unter den Jungen sieht man einen Orio Vergani das Genre in die Richtung von Phantasien à la Ramon Gomez de la Serna wenden.

Es gibt bei den raffiniertesten italienischen Schriftstellern von heute einen so kritischen Sinn, ein solches Bewußtsein ihrer eigenen und der ganzen europäischen Kunst, daß die üblichen Mittel, die die Literatur ihnen vorschlägt, auf einmal ihnen gewöhnlich und ohnmächtig erscheinen. Oratorienhaft Verse dichten wie Carducci, erzählen wie Maupassant und auf eine allgemein ganz rhetorische und realistische Weise scheint ihnen verächtlich oder zu leicht. Sie träumen von sehr subtilen Übertragungen von Erlebnissen, von Gedanken, die sie durch eine Art von Osmose ihren Lesern übermitteln oder wohl von konkreten Allgemeinheiten, von einem ganz gereinigten Konkreten, wo allein das Wesentliche bewahrt sein wird, oder auch von einer Mischung von Sinnlichkeit und Intelligenz, wie Paul Valéry sie gerne darbietet. Sie zwingen sich, Atmosphären zu schaffen und dem Leser zu übermitteln. Das Wort ‚ambiance' charakterisiert am besten diese Art von Literatur, die fast gegenstandslos ist und mit Motiven aus Traum und Nachdenken arbeitet.

In seinem ‚Tag hübscher Frauen' bietet uns Cecchi eine Folge von Träumereien, in die Mallarmé vernarrt sein würde. Sein Buch wird eröffnet durch Variationen über Kartenspiele, wo er das edelmütige französische Spiel lobt und seine Verachtung für das italienische Spiel ausdrückt . . . Dann folgt eine Träumerei über das kleinere Venedig, wo Cecchis Vision in mehreren Punkten sich mit der von Proust begegnet . . . Aber das Meisterwerk ist das letzte Stück, das seinen Titel dem Buch gibt: ‚Der Tag der hübschen Frauen'. Dieser Tag ist ein erster Sommertag, der die ganze aufgeblühte Reife der Juni-Rose hat und dennoch die Frische des Spät-Frühlings. Es ist die Beschwörung dieses Tags, wo man nur an Frauen denken kann, wo alle Frauen wissen, daß alle Männer nur an sie denken. ‚Man dachte: wenn es keine Frauen gäbe. Atleth, Krieger, stellt euch eine Welt ohne Frauen vor. All diese Kompromisse, diese gezwungene Ruhe. Das Glück, von Zeit zu Zeit das Nichts zu genießen, wird unterdrückt. Und man würde diese niedrige Welt sehen wie eine

Digitized by Google

Schlacht von Nackten, mit marmornen Messern; der Wille, die metaphysischen Gegensätze würden bis zu äußerster Leidenschaft getrieben und in strafbaren Taten ausbrechen.

Aber es gab Frauen und wie! Misogyne und Päderasten, die Pfeifen im Mund, umgaben sich mit Rauch nach Art der Tintenfische und Postschiffe, um sich zu verbergen und sie nicht zu sehen. Und magere und kahlköpfige Familienväter, den grauen Staubmantel im Wind, liefen verzweifelt von dieser Seite zu jener, stießen sich an einem Scherz, flohen im Zick-Zack nach Art der Fledermäuse, versuchten eine Verfolgung und blieben mit hängenden Beinen und Armen stehen.' "

Der Amerikaner als Franzose

Bezeichnend für die Wesensfremdheit zwischen Amerikaner und Franzose ist die folgende Theaterbetrachtung von George Jean Nathan in *The American Mercury*:

„Der amerikanische Schauspieler kann die Rolle eines Engländers, eines Deutschen, eines Italieners, eines Russen, eines Griechen oder eines Zulu spielen, aber es scheint, daß etwas, was er nicht spielen kann, die Rolle eines Franzosen ist. Ich habe Hunderte von amerikanischen Schauspielern versuchen sehen, Franzosen zu spielen, aber der einzige Erfolg, den ich bemerken konnte, war höchstens, daß einer so weit in seine Rolle eingedrungen war, daß er Montmartre korrekt aussprach und des Morgens einen Zylinderhut trug. Jene amerikanischen Schauspieler, die in französischen Dramen oder Schwänken auftraten und wegen der Genauigkeit gepriesen wurden, mit der sie französische Charaktere interpretierten, sind einfach diejenigen, welche die französischen Charaktere nicht als französische Charaktere interpretierten, sondern eher so, wie französische Charaktere gewöhnlich mit amerikanischen Augen gesehen werden. Der amerikanische Theaterbesucher hat endgültige und feste Ideen über die Art und Weise, wie ein Franzose aussieht und sich benimmt, und der amerikanische Schauspieler hat genau dieselben Ideen. Für den amerikanischen Theaterbesucher und Schauspieler sind alle Franzosen vom Mietskutscher bis zu den Mitgliedern der Akademie alle aus demselben Stoff geschnitten. Für sie ist der Franzose nicht vorstellbar als eine vielfältige menschlische Art, die ebenso vieler Interpretationen fähig ist wie etwa ein Engländer, sondern nur als ein feststehendes Muster, und dies Muster hat etwas von einer Grille. Dieser Gesichtspunkt ist so weit gegangen und so fest geworden, daß, als französische Schauspieler nach Amerika kamen, um französische Charaktere in französischen Stücken darzustellen, sie Mißerfolg hatten. Der Amerikaner, dessen Geist in Hinsicht der französischen Charaktere durch lange Gewöhnung an ihre amerikanischen Darsteller bestimmt ist, fühlt augenblicklich, daß die französischen Darsteller mangelhaft sind. Und konsequent kommt der Amerikaner allgemein zu dem Schluß, daß der französische Schauspieler ein schlechter Schauspieler sei. Lucien Guitry, der beste französische Schauspieler seiner Zeit, ist tot. Aber wäre er in einem französischen Drama nach Amerika gekommen, so halte ich es für sicher, daß er durchgefallen wäre. Einige Kritiker würden ihn preisen, natürlich, aber die Zuhörer würden sich nicht an ihn gewöhnen. Sie würden seine Franzosen nicht verstehen und ihnen nicht glauben. Die Charaktere in seinen Stücken würden sie verstehen und glauben, aber seine Darstellungen dieser Charaktere würden auf sie nicht den geeigneten Eindruck machen.

Es ist indessen nicht so, daß der

Digitized by Google

amerikanische Schauspieler nicht gelegentlich versucht, sich in die Seele des französischen Charakters, den er darstellen soll, einzuarbeiten. Es ist eher so, daß, wenn er es auch versucht, er — aus diesem oder jenem Grund — unfähig ist, ihn zu durchdringen und damit ihn überzeugend in jedem Detail zu erschöpfen. Den Trick des Dialekts — ich spreche natürlich von übersetzten oder überarbeiteten Stücken — kennt und meistert er: er vergegenwärtigt sich den französischen Anzug und kopiert ihn ganz ähnlich, er kennt auch die Gesten und das Betragen des Franzosen und macht sie handgreiflich. Aber er kann nicht das Denken und Fühlen des Franzosen begreifen. Womit wir uns gewöhnlich beschäftigen, ist ein im Äußern mehr oder weniger zutreffender Charakter, aber andererseits wenig mehr gallich als der Pariser ‚Herald' oder die Ritz-Bar. Man hat gesagt, daß der Grund hierfür der unausrottbare Unterschied zwischen Angelsachsen und Franzosen ist, ein Unterschied, der selbst eines Angelsachsen mimische Darstellung eines Franzosen unmöglich macht. Aber das Argument überzeugt mich nicht. Es gibt sicher einen gleichen Unterschied zwischen Angelsachsen und Spanier, aber selbst ein schwacher Schauspieler wie Robert Edesca hat in Manghams Stück ‚Der edle Spanier' seine Rolle ausgezeichnet durchgeführt. Andererseits müßte ich mit einem Jahr Gefängnis bedroht werden, wenn ich einen amerikanischen Schauspieler nennen sollte, der die Rolle eines Franzosen mit mäßiger Richtigkeit gespielt hätte.

Aber wenn die gewöhnlich für die vollständige Unfähigkeit amerikanischer Schauspieler, französische Charaktere zu spielen, genannten Gründe falsch sind — welches sind dann die Gründe? Ich beantworte die Frage sehr leicht: Ich weiß es nicht. Ich habe über acht oder neun Gründe nachgedacht, die einen oberflächlichen Klang von Wahrheit haben, aber, genau überlegt, hält keiner dicht. Ich schließe tatsächlich, daß es durchaus nicht der Fehler des amerikanischen Schauspielers zu sein braucht. Die Schuld liegt vielleicht beim französischen Dramatiker. Der letztere, besonders wenn er Komödien oder Possen schreibt, hat seine charakteristischen Lieferanten an der Hand in Person der französischen Schauspieler, die hundertprozentige Franzosen und typische sind... Der französische Schauspieler ist in Herz, Geist und Benehmen das Symbol aller Franzosen oder mindestens all der Franzosen, die für die Feder eines dramatischen Schriftstellers Material sind. Er ist — das ist wahr — ein übertriebenes Symbol, aber die Bühne ist die Heimat der Übertreibung... Wir hören in Amerika viel von sogenannten Typen-Schauspielern. In Frankreich ist es nicht ein Fall von Typen-Schauspieler, sondern ein Fall Typen-Mensch. Der französische Dramatiker sucht sich nicht einen Schauspieler heraus, der typisch für eine bestimmte Rolle ist; er sucht den Menschen unter den Schauspielern, der die Rolle ist . . . Es ist logisch genug, von einem amerikanischen Schauspieler zu fordern, daß er eine für einen französischen Schauspieler geschriebene Rolle spielt, aber es ist kaum logisch, von ihm zu verlangen, daß er eine Rolle spiele, die um und für einen bestimmten und besonderen Franzosen geschrieben ist, der gerade zufällig ein Schauspieler ist."

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Alfred Kerrs „Yankeeland“*

Kerrs dritte amerikanische Reise ließ dies Buch entstehen, einen grandiosen Prosa-Gesang und zärtlichen Gruß an die andere Heimat: das Reich der Gestaltung (Schlesien, Deutschland, Europa oder das Geisterreich). Plastische Kraft scheint die Natur Amerikas zu sein, und Liebe zur Gestalt war immer Kerrs Grundtrieb — neben der Liebe zur schönen Seele. Man fühlt, daß er dort im fremden Erdteil „landet“, man fühlt auch, daß Amerika den richtigen Liebhaber und Dichter gefunden hat.

Das scheint befremdlich, denn es ist von Kerr die Rede, dessen Name mit Ibsen, Hauptmann, Brahm verbunden ist, mit Seelen also von nicht eben amerikanischem Inhalt. Aber wenn es auch gewaltsam scheint: selbst diese modernen Gestalter sind insofern amerikanisch, als sie modern und Gestalter sind. Den kritischen Dichter bewegt und beglückt jugendliche Schönheit, die zugleich dem heutigen Zeitalter der Kritik angehört, nicht unwiederbringliche Vergangenheit. Amerika hat sie als natürliche Schönheit. Die europäische Geistigkeit, Urteilskraft, künstlerische Schönheit ist entwickelter, tiefer, höher, aber Amerika ist die genialere Natur. „Fraget nicht nach Kinkerlitzchen: ob alles dem Ästhetentum genügt. Wichtiger bleibt: es kommt von solchen, die vorläufig Umrißmenschen sind — jedoch über den Differenziermenschen stehn.“

Die Schönheit der amerikanischen Natur, auch der seelischen, fühlt und malt Kerr. Das Genie eines Volks, seelenstark und gestaltungsfreudig, wird von ihm vernommen unter den Oberflächenerscheinungen und Zufallsformen der heutigen Zivilisation und Gesellschaft. Zweckmäßigkeit des amerikanischen Tuns bekommt ihre Würde. Was den Dichter mit Bewunderung erfüllt, ist nicht so sehr die Leistung und das bisherige Werk, als die großartige Anlage der amerikanischen Menschheit.

Amerika wird nicht verherrlicht als eine meisterhafte Leistung, sondern als eine leuchtende Kraft; als ein wunderbarer Entwurf (auch Meisterwerke sind ja nur Entwürfe, wenn sie es auch bestreiten). Es wird von Kerr gefühlt als starke und schöne Seele.

Das ist das Erstaunliche auf der objektiven Seite seines Werks: daß nicht allein das Können und Gestalten gepriesen ist, sondern die dieses fundierende Seelenschönheit, das künstlerische Gestaltungsstreben. Kerr sagt nicht nur: sie sind Könner, sondern sie sind Künstler. Dies Neue, Bestürzende, Ergreifende ist das Haupterlebnis des Dichters und des Lesers.

Zudem ist es ein Buch von Kerr. Reise-Impressionen und unsterbliche Funken. Ein leicht faßliches und einsames Werk. Wie die Prärie, das Meer und die Blumen Kaliforniens, die wilde Erhabenheit des Grand Canyon, die Physiognomien von Städten

* Verlag Rudolf Mosse, Berlin.

Digitized by Google

und Menschen gemalt sind, das ist von einer unvergänglichen und „amerikanischen" Schönheit. Eine einzigartige sinnliche Sehschärfe nimmt die Erscheinungen wahr, eine wunderhafte Genialität des Ausdrucks gibt das Empfangene gedrängt und knapp wieder, ohne dessen Vielfaltigkeit zu unterschlagen. Bunte Einheitlichkeit. Expressiver Impressionismus. Oder besser: unvergleichliche und neue Kunst. Tagesschriftstellerei, die noch in Jahrzehnten dauern wird, weitverbreitet und einsam.

Aber vor allem: Die Schönheit einer scharfsichtigen, reisigen und innigen Seele.

Ernst Blass

Pontigny

Man kennt die „Entretiens d'Été de Pontigny" aus der berufenen Feder von E. R. Curtius und hat einen ungefähren Begriff von diesem alljährlich für einige Wochen neubelebten ehemaligen Zisterzienserkloster in der Bourgogne, wo die „Intellektuellen" ein Sans-Souci finden und wiederum durch ihre bloße Gegenwart jene besondere Spannung erzeugen, die sich eben in den „Gesprächen" entlädt. Einzigartiger Ort auf der Mitte zwischen Literatensalon und Schule der Weisheit. Ein heiterernstes Spiel des Geistes mit dem Wort wird da getrieben, zu dem nur Frankreich die geheimen Regeln bewahrt.

Der Gegenstand der dritten Dekade „Autobiographie und Roman" brachte an einer Fülle von Einzelmenschen erster Prägung — ich nenne die farbigsten: Rousseau, Stendhal, Constant und Chateaubriand — vor dem Ich und Welt auflösenden Bildgrund Proust die erstaunlich nüancierte, blitzend geschliffene individualpsychologische Methode moderner europäischer Kritik zur Entfaltung, wie wir sie in der „Nouvelle Revue Française" ausgeübt sehen. Nicht als sei ein letztes Eindringen in den Schaffensprozeß des (in erster Linie künstlerischen) Individuums und eine reinliche Scheidung von Eigenem und Fremdem im Werk gelungen; die Zurückhaltung der anwesenden Künstler bewies deutlich genug die Unmöglichkeit solchen Unterfangens. Aber es hatte gerade für den Deutschen etwas ungemein Wohltuendes und Klärendes, wie hier das Eigenleben von tausend Seiten überwacht und durchleuchtet wird, und Mensch dem Menschen die Gesetze mitteilt, die er unfehlbar immer wieder in sich erkennt. Ein stolzer, fast allzustolzer Selbstkult des Abendländers. Und schien schon der mittelalterliche Kosmos Augustins über diese Maße hinauszuwachsen, so war es vollends ein eindrucksvolles Erlebnis, daß die Kraft und Persönlichkeit Goethe, so allgemein europäisch sein Umriß schien, in ihren Tiefen nicht ohne das überindividuelle metaphysische, rein deutsche Weltgefühl zu ergründen war. Die beiden Kräfte des Kontinents, Form und Drang, wurden sich hier wieder ihrer ringenden Einheit bewußt und spürten um so starker englische Verschlossenheit und russische Unendlichkeit vor und hinter der eigenen Welt.

Max Clauß

Notiz

Im Verlage S. Fischer, Berlin, erscheinen soeben Gerhart Hauptmanns Ausgewählte Werke in sechs Bänden und die Gesamtausgabe der erzählenden Schriften Theodor Fontanes in neun Bänden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

WORTE GESPROCHEN AM GRABE MORITZ HEIMANNS AM 25. 9. 1925

Zum letzten Mal, bevor die Erde ihn ganz verhüllt, stehen wir vor Moritz Heimann, — nahe seinen Füßen, die von aller Wohltat und Härte der Menschenwege wußten, nahe seinem Haupte, das eine reine Herberge für das Bild dieser Welt war, wie die Welt seinem Haupt und Herzen die geliebte unendliche Herberge bot.

Unter der Sonne zu weilen und im eigenen Geiste zugleich und beide als dasselbe heilige Licht zu erkennen und wiederzuerkennen, — immer, nicht nur in den Stunden der Erschütterung und Heiterkeit: das war die einfache Größe seines Lebens. Heimanns Gnade war, zu wissen, daß keinem Wesen der Schöpfung mehr als dies gegeben wurde, daß hier der Ursprung aller Seele ist, ihres Vertrauens, ihrer Fremde, ihrer Werke und ihrer letzten Vollendung. Hier versiegte das Böse, hier entsprang die Quelle der Güte. Hier begann Heimanns Sendung.

Sie führte ihn auf die Höhen empor, wo der Dichter und der Weise und der arme Laienbruder der Menschheit ineinander eingehen zu gleichem Wirken aus gleicher Pflicht und gleicher Stärke. Von dort aus sah er ergriffen und lehrte er uns sehen, wie alles Dasein der Welt — wozu nur? warum? — an seinen beiden Stätten in uns

Digitized by Google

und außer uns sich immer suchte oder floh, wie es in Ungeduld oder Jubel — warum nur? wozu? — immer die Vereinigung wollte, wie es sich bitter bestritt oder selig umschlang, wie es sich unvereinbar widersprach und im Erschrecken vor dem Widerspruche wie in göttlichem Blitzschein den eigenen ewigen Fortbestand fühlte und sich darin selbst sah in seiner Verlorenheit und Geborgenheit zwischen dem ungeheuren Andrang des Hüben und des Drüben. Davon hat uns Moritz Heimann gesungen und gesagt, so schön und ernst, so großmütig und unerschrocken, so klar und sanft wie alle Zeit nur wenige Erwählte.

Wenn er sich finden wollte, stieß er auf das Rätsel der Welt; wollte er das Rätsel der Welt entschleiern, so schritt er näher auf sich selbst zu.

Darum blieb er immer ein Entschiedener, ohne jemals zum Eiferer zu werden. Darum verstand er die Kämpfe der Zeit zu kämpfen, ganz vorn, da wo die Zeit im Zeitlosen mündet. Darum wußte er weitleuchtenden Rat für viele Mitmenschen, wenn sie in kleinen Nöten und in dumpfem Streben befangen waren. Ein nie müder Freiheitbringer, ein Meister der Geduld und Nachsicht, gedachte er zuerst immer der Bedürftigen, dachte er zuletzt an sich selbst.

Denn wer bin ich selbst? das war die Frage seiner Demut, einer untäuschbaren sieghaften Demut. „Wenn wir leiden," sprach er, „glauben wir es zu wissen, aber wenn wir noch tiefer leiden, hören wir wieder auf es

Digitized by Google

zu wissen; und wenn wir uns freuen, verläuft es ebenso, und wenn wir Musik hören, ebenso. Daß ich teilhabe an dem erhabenen Wissen, nicht zu wissen, was ich bin, das zieht mich von meiner frühesten Jugend her." Und als er durch viel Erfahrung und Verwandlung gegangen war, sprach er: „Das Glück und das Leid sind nicht voneinander unterschieden. Es ist genug still in mir, daß der Lärm Raum hat in der Stille. Es ist genug dunkel in mir, daß alle Helligkeit der Welt Raum hat in meinem Dunkel."

Die Stille und das Dunkel waren ihm Botschaften aus dem Unerforschlichen des Todes, in dessen Geheimnis er jetzt eingekehrt ist, aber sie waren noch nicht es selbst. Die tapfere Anerkennung dieses Unerforschlichen ließ ihn jene Unsterblichkeit schmecken, die keinen Trug duldet. Süßes kam ihm von dem Starken. Seine Satzung war: „Wir werden nicht unsterblich sein — wir sind es. — — Wir sterben nicht uns — das ist unsere Unsterblichkeit; wir leben nur uns — das ist unser ewiges Leben."

So hat er sich vollendet, so hat er uns verlassen.

Seine verklärte Gestalt aber brennt in den Herzen derer, die ihm die Nächsten waren, weil er sie so geliebt hat, weil er ihnen so tief Bruder und Freund gewesen ist. Unser Sinn ist schwer, wir sehnen uns noch nach Moritz Heimanns irdischer Gestalt zurück. Unser Wunsch während seiner langen Leidensjahre, er möge noch bei uns bleiben, erhebt sich jetzt vor uns als schmerzlich vergeblicher Nachhall. Und versuchen wir seinen

Digitized by Google

Todesfrieden zu preisen, der ihm die übergroßen Qualen genommen hat, so scheint aus einsamster Ruhe dennoch sein unbestechlicher Blick und seine warme Stimme heranzudringen und uns zu ermahnen:

„Immer schimmert es in deinen Augen
Von Tränen, die nicht kommen und nicht gehn."

Oh, daß uns diese Stimme zu früh verstummt ist und nicht mehr Antwort geben wird, wenn wir fragen! Und dennoch, sie wird uns aus seinem Unzerstörbaren wieder tönen und wir werden nicht Abschied nehmen müssen, wir werden ihr danken, sie wird uns trösten.

OSKAR LOERKE

Digitized by Google

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVII. Jahrgang der Freien Bühne

Jeden Monat ein Heft. Preis 2 RM. Vierteljährlich 6 RM.

Die europäische Befriedung ist der Grundzug der neuen Politik. Immer mehr aber wächst die Erkenntnis, daß Hand in Hand mit ihr die geistige und wirtschaftliche Gemeinschaft der europäischen Länder gehen muß. Diesem Ziele folgt die „Neue Rundschau", die es als ihre wesentliche Aufgabe betrachtet, die alte deutsche Mission des „guten Europäers" weiterzuführen und innerhalb des deutschen Lebens der Gegenwart den Gedanken politischer und geistiger Gemeinschaft zu verwirklichen. So wendet sich unsere Zeitschrift allen Problemen zu, deren Perspektiven in eine geistige Zukunft weisen. Frei von jeder politischen und weltanschaulichen Bindung, radikal in ihren geistigen Forderungen, jung mit jeder Generation, ist die „Neue Rundschau" eine kritische Tribüne des Lebens und des Geistes. Kritisch und schöpferisch beschäftigt sie sich mit allen Fragen der Politik, Soziologie, Literatur, Kunst, Philosophie und der Wissenschaft, soweit sie mehr als Fachwissenschaft ist. Sie richtet ihre Aufmerksamkeit und Kräfte auf alle Gebiete, die einen geistigen Menschen dieser Zeit angehen. Der neue Jahrgang wird diese Aufgabe weiterführen und es sich besonders angelegen sein lassen, Abbild des geistigen Lebens Deutschlands und Europas zu sein. Jedes Heft bringt Aufsätze und Dichtungen der repräsentativsten deutschen und ausländischen Schriftsteller dieser Zeit. Ebenso veröffentlicht die Zeitschrift ständig Zeugnisse persönlichen Lebens wie Reisen, Tagebücher, Briefe usw. Außer anerkannten Autoren haben wir auch Mitarbeiter gewonnen, die noch unbekannt sind und dem Wollen einer jüngeren Generation Ausdruck verleihen.

Digitized by Google

Einladung zum Abonnement auf 1926

Von Beiträgen für den Jahrgang 1926 der „Neuen Rundschau" nennen wir bereits:

Politik, Wirtschaft, Soziologie:

M. J. Bonn, Souveränität
Carl Brinkmann, Der Stil der wilhelminischen Diplomaten
Willy Hellpach, Politische Prognosen für Deutschland
Julius Hirsch, Wirtschaftsfragen
Paul Honigsheim, Die Stellung des Franzosen und des Deutschen zur augenblicklichen Gesellschaftskrise
Franz Oppenheimer, Der Staat und die Sünde
José Ortega y Gasset, Kosmopolitismus
Alfred Weber, Geist und Politik

Literatur, Kunst, Reisen:

Oskar Bie, Bücher über Architektur
Ernst Robert Curtius, Miguel de Unamuno
Frank Harris, G. B. Shaw
Wilhelm Hausenstein, Oberitalienische Reise
Hermann Hesse, Ein Stück Tagebuch
Arthur Holitscher, Meine Weltreise
Fritz Landsberger, Gedanken über die antike Kunst
Oskar Loerke, Johann Sebastian Bach
Emil Ludwig, Reisen
H. L. Menken, Der Totentanz New Yorks
Romain Rolland, Mozart
Bernard Shaw, Selbstbildnis
Paul Signac, Stendhal
Paul Valéry, Ein Brief

Digitized by Google

Wissenschaft:

Alfred Adler, Individual-Psychologie
Georg Brandes, Wechselwirkungen zwischen italienischem und fremdem Geistesleben
R. H. Francé, Die biozentrische Notwendigkeit
Hans Reichenbach, Die Probleme der modernen Physik
Emil Utitz, Charakterologie

Dichtungen:

Massimo Bontempelli, Clemenza di mare
G. A. Borgese, Die unbekannte Stadt (Novelle)
Ilja Ehrenburg, Das rosa Haus (Novelle)
Benjamin Jarnés, Der getreue Strom (Novelle)
Johannes V. Jensen, Die Wassermühle (Novelle)
Oskar Loerke, Gedichte
Herman George Scheffauer, Schiff in Fesseln (Novelle)
Wilhelm von Scholz, Novelle
Logan Pearsall Smith, Trivia

Ferner Beiträge von:

Hans Carossa / Alfred Döblin / Rudolf Kayser / Thomas Mann
Alfons Paquet / S. Saenger / Jakob Wassermann / Franz Werfel
Alfred Wolfenstein / Stefan Zweig u. a.

Änderungen vorbehalten

Die Redaktion — *Der Verlag*
RUDOLF KAYSER — *S. FISCHER VERLAG*
Berlin W 57, Bülowstraße 90

Digitized by Google

Bestellzettel

Von S. FISCHER VERLAG, BERLIN W 57, Bülowstraße 90

bestelle durch die Buchhandlung von

oder durch die Post

oder, wenn keine Buchhandlung erreichbar, direkt vom Verlag:

DIE NEUE RUNDSCHAU

..... Vierteljahrsabonnement (3 Hefte) RM 6.—, für das Ausland Schweizer Franken 7.50.*

.....

Name und Adresse

.....

Ort und Datum

---

* Beträge in fremder Währung bitten wir durch Scheck zu überweisen

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BOUND

JUN 15 1926

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02757 8346

Digitized by Google

Digitized by Google